Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Gral

Monatsschrift für schöne Literatur

In Verbindung mit Dr. K. E. Lusser, Dr. L. van de Mark u. Dr. Friedr. Schreyvogl
herausgegeben von Friedrich Muckermann S. J.

Inhalt

Der heilige Franz von Assisi und die Not der gegenwärtigen Kunst. Von Professor E. Schaffran, Wien / Zwischen Tag und Traum. Gedicht von Wolf Dielmar / Die Zwei. Von M. E. delle Grazie / Michelangelos Flucht ins Gebirge. Von Ferdinand Mayer-Eschenbacher / Simonetta. Von Gert Buchheit / Die neueste französische Romanliteratur. Von Dr. H. van de Mark / Der Prophet. Gedicht von Alexander Puschkin / Auf der Gralwarte. Von Friedrich Muckermann, S. J. / Friedrich Wilhelm Weber als Dichter seiner Zeit. Von P. Benitius Menke, O. F. M. / Mädchen bei Nacht. Gedicht von Hengstenberg / Die neue Gestalt und der neue Gehalt des modernen Romans. Von Hubert de Reuter / Neue Lyrik. Von Josef Hachmann / Oktober. Gedicht von Margarete Sachse / Das geflügelte Wort. Von S. Meisels / Ausblicke auf die Entwicklung des Films. Von Paul A. Schmitz / Caspar David Friedrich. Von Reinhold Lindemann (München) / Neue Bücher / Kleine Anzeigen / Notizen / Kunstbeilage: Sturzacker. Von C. D. Friedrich

U 21
no 1-6

Heft 1

21. Jahrgang Oktober 1926

Friedebeul & Koenen / Verlag / Essen

Digitized by Google

Rheinische Legenden, erzählt von Adam Josef Cüppers, mit künstlerischem Buchschmuck, in der Wallbaum-Antiqua auf holzfreiem Büttenpapier gedruckt. Preis 8.— Mark in feinem Ganzleinenband.

Dem erhabenen Geiste und der Sprache rheinischer Legenden sich anschmiegend, hat Hildegard Domizlaff die Initialen der 25 Legenden zu köstlichen Bildern ausgeweitet, die zu den Erzählungen eine sinnvolle Illustration bieten. Die kunstvolle Ausstattung und der geschmackvolle Druck werden mit der anmutigen Form der Legenden das Entzücken jedes Bücherfreundes erregen. Daher verdienen diese „Rheinischen Legenden" namentlich in den Kreisen von erlesenem Geschmack weiteste Verbreitung.

Fredebeul & Koenen, Verlag, Essen (Ruhr), Kibbelstraße

INDIANA UNIVERSITY LIBRARY
AP30
.G74
v.21
no.1-6

Lichtträger im Chaos

SCHRIFTENREIHE DER ESSENER VOLKSZEITUNG

Hochwichtige Neuerscheinung!

In der Schriftenreihe „Lichtträger im Chaos" erscheint soeben der III. Band mit dem Titel **FILM UND VOLK** mit Beiträgen von: Schriftsteller Richard Muckermann, Chefredakteur Dr. Beissel, Rechtsanwalt Dr. Schlechtriem, Dr. Luitpold Nusser, Schriftsteller Otto Steinbrinck, Dr. von Heuß * Preis 1.20 Mk.

Dieser Band enthält wertvolle Aufsätze über die Geschichte des Films, seinen Weg vom Schreibtisch zur Leinwand, Idee und Wirkung von Spiel-, Kultur- und Lehrfilm, über Pressefragen, Filmliteratur und besonders über Lichtspielzensur. Auch die Probleme: Film und Kultur, Film und Volkswirtschaft, Der deutsche Film, Gesetze der Filmkunst, Praktische Filmreform erhalten eine eingehende Würdigung. Beachtenswert sind auch die Forderungen der katholischen Jugendvereine zum Lichtspielgesetz.

Früher erschienene Bände der Schriftenreihe „Lichtträger im Chaos":

Band I **Katholizismus und Gegenwart**

Tiefgründige Abhandlungen in vornehm kultivierter Sprache über die katholische Kirche in der Gegenwart, mit Beiträgen von: Bundeskanzler a. D. Dr. Seipel, Univ.-Prof. Dr. Hermann Platz, Religionslehrer H. Schneider, Dr. Friedrich Schreyvogl, Dr. Carl Sonnenschein, Univ.-Prof. D. Dr. Steffes * Farbige wirkungsvolle Umschlagzeichnung von Prof. W. Poetter * 84 Seiten * Preis 1.— Mk.

Band II **Katholizismus, Wirtschaft und soziale Frage**

Er enthält Beiträge von: P. Friedrich Muckermann, S. J., Univ.-Prof. Dr. Briefs, Reichstagsabgeordneter Joos, Domkustos D. Dr. Retzbach, Univ.-Prof. Dr. Dessauer, Studienrat Dr. Clausing * Preis 1.20 Mk.

VERLAG DER ESSENER VOLKSZEITUNG, ESSEN

Digitized by Google

Digitized by Google

Sturzacker / Von C. D. Friedrich

Digitized by Google

Der Gral
Monatsschrift für schöne Literatur
Einundzwanzigster Jahrgang Heft 1 Essen, im Oktober 1926

Der heilige Franz von Assisi und die Not der gegenwärtigen Kunst

Gedanken eines Künstlers

MIR graut vor dem, was sich bis gegen Beginn des Weltkrieges oft „Moderne Kunst" nannte. Darin liegt keine Gegnerschaft zur wirklichen Modernen, sondern der Ausdruck ehrlicher Betrübnis, daß diese moderne Kunst noch nicht größere Erfolge errungen hatte und hat.

Die Frage: warum ist die moderne Kunst so zersplittert und so uneinheitlich im Ausdruck und im Wollen, warum begegnet sie fast durchweg nur brüsker Ablehnung, diese Frage rührt an Grundprobleme unserer Zeit und ist mehr als eine ästhetische Kaffeeplauderei.

Bisher war in allen Jahrhunderten europäischer Kultur die jeweilige Kunst der klare Ausdruck der betreffenden Zeit, und wie in einem Spiegel sehen wir Nachgeborene in den Bildwerken das Wollen und die geistige Verfassung längst vergangener Geschlechter. Getragen von dem erhabenen Bewußtsein, einziger Ausdruck der Allgemeinheit zu sein, strömten diese Kunstepochen in einem einzigen gewaltigen Bett dahin, und auch die größten Künstlerpersönlichkeiten verließen es nicht, sondern sind nur Exponenten, besondere Wellenberge der großen Bewegung. Man wirft nun der modernen Kunst vor, in ihr spiegele sich keinesfalls unsere Zeit, sondern sie sei ein Treibhausgewächs, das traurige Ergebnis spekulativer Künstler und zur alten Führerrolle nicht mehr geeignet. Diese Vorwürfe sind nicht nur in den Einzelheiten Ergebnisse einer oberflächlichen Betrachtung, sondern auch bei einem rahmenmäßigen Überblick falsch.

Denn die moderne Kunst ist ein Spiegel unserer Zeit, aber was für einer Zeit! Es scheint, wir scheuen uns, in diesen unbarmherzigen Spiegel zu schauen, weil wir, gleich dem Blatternkranken, den Anblick der Wahrheit fürchten. Treten wir aber mutig vor den Spiegel der Zeit, so lesen wir: Nicht zwiespältig sind wir, sondern hundertspältig; wir haben den Anschluß an ewig unverrückbare Ideen ebenso verloren wie das Kindgefühl zur Mutter Natur und ersetzen nun das mangelnde Gottesbewußtsein in uns durch irrlichterndes Suchen bei allen fremden und exotischen Religionen, und die uns in letzter Intensität fehlende Verbindung mit der Natur durch einen überhitzten Sportbetrieb. Ungeheure technische Fortschritte, wie sie noch kein Zeitalter brachte, verwischen nun dieses tragische Bild,

Digitized by Google

täuschen über die Hohlheit der Zeit und erzeugen in uns ein stolzes Siegesbewußtsein, das Gefühl, nun Herrscher über alle bisher unbotmäßigen Naturkräfte zu sein. Das alles ist Tünche. Doch sie wurde bereits erkannt, wenn auch noch von nicht allzu vielen; dennoch, die Opposition ist wach und an der Arbeit, und eine grandiose Dämmerung kündigt sich an. Noch tauchen keine Führernaturen auf, sondern nur ein immer klareres, wenn auch noch vielfach passives Erfassen der Grundirrtümer unserer Zeit.

Was uns fehlt? Ein hoher, ethischer Halt und ein einheitliches Wollen nach vorne, neuen Zielen zu. Denn wir sind nicht nur ein zerfahrenes, sondern auch ein schwächliches Geschlecht, das sich — nun spreche ich im besonderen von der Kunst — vor allem Neuen fürchtet und ängstlich, einem erschreckten Kinde gleich, in die alten Formen flüchtet. Wohl zeichnet sich eine Morgenröte bereits am Horizonte ab, und eine wirklich vorblickende Kunst tastet sich langsam heran. Aber sie schwankt noch des öfteren und pendelt mitunter haltlos zwischen Extremen hin und her. Und nun will sich dieser unselige Circulus vitiosus schließen; denn da sie noch nicht Ausdruck der ganzen Zeit ist, sondern nur der einer kleinen Gruppe Suchender, so fehlt dieser in Wahrheit modernen Kunst die einheitliche Unterstützung und das majestätische Getragenwerden vom Bewußtsein der Gegenwart. Die Verankerung fehlt und das restlose Aufgehen der Kunst in ihre Zeit und der Zeit in ihre beste Verkündigerin, in die Kunst.

Ein geistvoller Schriftsteller sagte einmal: Gegen 1800 ging die lebendige Kunstentwicklung zu Ende, und dem XIX. Jahrhundert war die traurigste aller Aufgaben zugewiesen, die ganze Musterkarte der vergangenen Stilformen noch einmal durchzuprobieren, bevor aus dem kläglichen Zusammenbruch um 1900 langsam sich neues Leben zeigen konnte. Aber hundert Jahre der Verleugnung einer künstlerischen Entwicklung lassen sich nicht so leicht vergessen, und das Kinderantlitz des XX. Jahrhunderts trägt daher von Anfang an greisenhafte Züge. Daß sie bald, recht bald verschwinden, dazu helfe uns ein gütiger Gott!

Nicht allein die katholische Kirche, sondern alle Gebildeten, deren Intellekt nicht allzu abseitige Wege geht, feiern in diesen Wochen den 700jährigen Todestag des heiligen Franz von Assisi. Die Kirche ehrt besonders den Heiligen, die gebildeten Laien aller christlichen Bekenntnisse aber auch den glühenden Initiator der neuen Zeit. Begründer einer neuen Zeit! Wie das in unseren Ohren klingt, wie sich darin alle unsere Sehnsucht vereinigt nach einem Führer ähnlicher Art. Nur die Verneiner jeder christlichen Ethik können diese Sehnsucht leugnen; denn sie ist überall lebendig, und unter einer nur mehr dünnen Oberfläche glüht, urewigem Feuer gleich, der Wunsch-Schrei nach einem Großen, nach einem Führer in ein neues, vom unbrauchbaren Teil des Alten gereinigtes Land. Noch können wir die geheimen Triebkräfte unserer Zeit nicht übersehen, und wer weiß, vielleicht sind Sozialismus und Bolschewismus auch solche, nur besonders radikal und, wie der Bolschewismus, besonders örtlich geratene Zerrformen dieser Sehnsucht.

Das Vorhandensein dieser Sehnsucht ist ein Aktivposten unserer Zeit und geeignet, an jene des heiligen Franz von Assisi anzuknüpfen. Ähnlichkeiten zwischen den beiden Zeitläuften sind vorhanden, aber beileibe keine Gleichheiten. Denn so sehr die Geistestaten des großen Heiligen uns erhabenes Vorbild sein können, kopieren dürfen wir sie nie und nimmer, sonst verfallen wir sofort in einen der größten Fehler des XIX. Jahrhunderts, nämlich die äußeren Formen einer abgelaufenen Zeit in unsere zu übertragen, obwohl wir natürlich nicht imstande sind, auch die gleichen

Digitized by Google

geistigen Grundlagen zu erlangen. Wir müssen nun vorsichtiger sein, wir müssen den Ton des XIII. Jahrhunderts auf die Skala des XX. abstimmen.
Worin ist nun in der bildenden Kunst der umbrische Heilige uns Vorbild? Die Frage ist eindeutig, und bei ihrer Beantwortung wird sich sofort zeigen, daß Franz uns nur ein Vorbild in der Ausgangssituation sein darf und keines in der Weiterführung, denn dann träten sofort ein heilloser Rückschlag und in der bildenden Kunst neue Stilkopien ein.
Mit Franzens Auftreten endigte auch für Mittelitalien im großen und ganzen die Kunst der romanischen Epoche; in ihr hatte der germanische Geist zum erstenmal die Vorherrschaft in Europa erlangt; germanische Art bedeutet nun im Gegensatz zum lateinischen Wesen eine Entfernung von der Natur zu Gunsten immer stärker hervortretender geistiger, rein abstrakter Bestrebungen. Dadurch trat auch eine gänzlich andere Ästhetik auf den Plan. Nicht die formale Schönheit war das höchste Ziel, sondern die klarste Ausdeutung der abstrakten Wünsche mit Zuhilfenahme naturferner Zeichen. So stürzt aus den Skulpturen und Malereien der romanischen Zeit uns besonders im Norden eine drängende Wucht phantastischer Gedanken entgegen. Hohe, ja, höchste Kunst in der besten Zeit, mußte diese „romanische" Kunst dann ausarten, wenn keine Korrektur von der Natur her ihr so viel sinnlich faßbare Klarheit gab, um noch in den Grundzügen des Wollens verstanden zu werden. Dann wurde aus der Form die Formel und aus den tiefen Gedanken der erklügelte Typus.
Dagegen nun opponierte der heilige Franz von Assisi. Er trat natürlich nicht als Kunstlehrer und Ästhet auf, sondern in seinem religiösen Wirken lief diese Opposition als ein Teil seiner reinigenden Absichten nebenher; aber gerade sie wurden, dem Heiligen gänzlich unbewußt, vielleicht auch gegen seinen Willen, der fernwirkendste Teil in seiner ganzen Tätigkeit. Franz erfüllte die Szenen aus dem Alten Testament und jene aus der Lebensgeschichte des Heilandes mit neuem Leben, indem er Beziehungen zu den Leiden und Freuden der Menschen herstellte, er goß also neuen Wein in schon recht alte Schläuche, und siehe, sie wurden wieder gut und hielten dicht. Franz tat dies aber keineswegs als Einzelperson, nicht in Form von isolierten Bestrebungen, sondern als schönster Exponent einer ganz Europa aufwühlenden Bewegung, und daher blieb der Stoß seines Wirkens nicht auf Mittelitalien beschränkt, sondern in verblüffender Raschheit erbebten unter ihm alle Länder Europas, und das sichtbarste Zeichen dieser ungeheuren Wandlung war die Gotik in den germanischen Ländern. In dieser Gotik vereinigte sich das tiefe Fühlen, die aus Abgründen der Seele aufsteigende Innigkeit des nordischen Menschen mit der Formklarheit der antiken Anschauung und erzeugte eine wunderbare Synthese, wie die Kunstgeschichte sie in dieser kristallenen Reine und in dieser langen Nachwirkung kein zweites Mal mehr kennt.
Was nun Franz predigte, und was seine begeisterten Nachfolger dichteten, das mußten nun bald die Maler und Plastiker bilden: Religiöse Themen in menschlichster Formulierung. Da hieß es nun, die Natur studieren (was man durch Jahrhunderte nicht tat), es hieß, den Menschen in seinen Handlungen, Bewegungen und Gebärden beobachten. Das war alles Neuland, und da die ganze Zeit in die gleiche Richtung drängte, so wurde diese Kunst Allgemeingut und sohin von allen als Zeitausdruck verstanden.
Bleiben wir im folgenden streng bei der Kunst. Und wie ist es heute?
Der Gotik folgte die Renaissance und die Katastrophe nordischer Art, die Refor-

Digitized by Google

mation. Aus der großen Synthese zwischen Norden und Süden verflüchtigte sich, Holland ausgenommen, immer mehr die germanische Art, die italienische Renaissance selbst erstarrte zu leeren, „schönen" Formen, aus der Süßigkeit wurde die Süßlichkeit, in welcher ganz Europa zuletzt rettungslos unterging. Die erste Reaktion dagegen war der französische Impressionismus, und dann folgte der rasch zu Tode gehetzte Naturalismus der achtziger Jahre. Er ging an seinen Renaissancekeimen zu Grunde, denn seine schonungslose, wenn auch mit modernen technischen Mitteln erzeugte Naturnachahmung ähnelte doch in vielem gewissen italienischen Kunstprodukten aus dem XVII. Jahrhundert. Zum Schlusse hieß es — und wir können es vollkommen begreifen — heraus aus der Naturnachahmung, hin zur Erkenntnis, daß Kunst eine schöpferische, neuformende Tätigkeit sei, die daher die Bildung eines *persönlichen* Mikrokosmos verlange. Und nun überstürzten sich die Ereignisse. Im Jugendstil lebte für kurze Zeit und in seltsam verzerrter Form die krause Linienornamentik der altgermanischen Völker wieder auf als erste bewußte Entfernung von der abgeleierten Naturnachahmung; doch damit begnügte man sich nicht. Das Streben ging dahin, in reiner Geistigkeit neue, höchst persönliche Formen zu schaffen, und man landete zum Schlusse in der geometrischen und vollkommen abstrakten Formensprache des Kubismus. Damit war man an einem Endpunkt und in einer Sackgasse angelangt, denn auch der vergeistigste Kunststil darf nicht ungestraft jede Anlehnung an die Natur verleugnen, da er sonst das zum Verständnis notwendige Minimum an sinnlicher Verankerung in den Naturvorbildern verliert.

In der Umkehr aus dieser Sackgasse stehen wir nun derzeit mitten drinnen. Der antinaturalistische Grundzug der Kunst ist jedoch geblieben und auch die umformenden, neuschöpfenden und vergeistigenden Absichten; neu ist wiederum eine zunehmende Korrektur an der Natur, wodurch sich im Rahmen einer sonst ausgesprochen expressiven Kunst fast klassizistisch anmutende Züge zeigen. Man ist im Begriffe, eine gemäßigte Plattform zu gewinnen, und eine interessante Definition August Wilhelm Schlegels hat nun neuerlich Anspruch auf entsprechend zeitlich geänderte Beachtung: „Die gesamte Natur ist organisiert, aber wir sehen das nicht; sie ist eine Intelligenz wie wir, das ahnen wir nur und gelangen erst durch Spekulation zur klaren Einsicht. Wird nun Natur in dieser ehrwürdigsten Bedeutung genommen, nicht als eine Masse von Produkten, sondern als das Produzierende selbst, und der 'Ausdruck ‚Nachahmung' ebenfalls in dem edleren Sinne, wo es nicht heißt, die Äußerlichkeiten eines Menschen nachzuäffen, sondern sich die Maximen seines Handelns zu eigen zu machen, so ist nichts mehr gegen den Grundsatz einzuwenden: Die Kunst soll die Natur nachahmen. Das heißt nämlich, sie soll, wie die Natur, selbständig schaffend, organisiert und organisierend, lebendige Werke bilden, die nicht erst durch fremden Mechanismus, sondern durch innewohnende Kraft . . . . beweglich sind und vollendet in sich selbst zurückkehren."

Mit diesen Worten hat Schlegel vorahnend Naturalismus und Kubismus gerichtet; dem Selbstschöpferischen, dem Neubauen mit eigenen Bausteinen ist hingegen der Weg offen gelassen, vorausgesetzt, daß die logische Organisation der Natur wie in einem Abglanz sichtbar ist. Diese Organisation erkennen wir aber nur dann, wenn wir den Wunderbau der Schöpfung als Einheit zu erfassen trachten und auch die kleinsten Dinge als Teile eines Großen ansehen. Dann betrachten wir den Kosmos geistig und können, soweit die irdischen Augen es

Digitized by Google

zulassen, seine organisatorischen Grundsätze auf das Kunstwerk aus Menschenhand übertragen.
Das ist aber keine kleine Tat und keine leichte. Es dünkt mir, der Zustand der Gnade sei in einem besonderen Sinne notwendig, um diesen fast kongenialen Blick in den Weltenbau machen zu können und zu dürfen. Es gehört dazu ein reines Herz und eine hingebungsvolle Liebe für die Erfassung der Zusammenhänge in diesem tausendfältigen Wunderbau, es gehört dazu Gottesgnadentum-Künstlertum und Demut in der Verwendung des eigenen Körnchens Schöpfergabe. Wenn diese Art Naturbetrachtung (sie hat mit der früher üblichen wohl nur mehr das Wort gemeinsam), wenn also diese inbrünstige Art, sich die Welt anzusehen, künstlerisches Gemeingut wird, dann ist die allgemeine Anerkennung des im Keimen begriffenen neuen Stiles nahe; dann wird auch sofort eine Gefahr für die bildenden Künste verschwinden, nämlich die scharfe Konkurrenz durch die Photographie und das törichte Tun, durch ein Lichtbild ein Gemälde ersetzen zu wollen. Wenn das Kunstwerk ein organisierter, selbstgeschaffener Aufbau ist, wenn also die Naturformen selbstherrlich verwendete Bausteine für etwas Neues wurden, dann wird sich das wahre Gesicht der Photographie sofort enthüllen: Die reinste Form der bedingungslosesten, objektivsten Naturwiedergabe zu sein, ohne jede Spur des Schöpferischen. Es wäre somit für die Kunst ein Segen, die Naturfarbenphotographie würde rasch die vollkommenste Naturtreue erreichen; denn dann wäre erstens jede weitere Verwechslung und Vermengung der Begriffe „Gemälde" und „Lichtbild" unmöglich, und zweitens hätten die „Naturabschreiber", diese Pseudokünstler, keine Existenzberechtigung, da ja die Photographie „Naturabschreiben" weit besser und rascher besorgt. An der bedingungslosen Notwendigkeit der Studie mit der schärfsten Einfühlung in die Naturformen wird selbstverständlich niemand rühren, denn diese ist Lerngegenstand und kein vollendetes Werk. Doch muß nun als solches, im Gegensatz zu früher, jenes gelten, in dem der schöpferische Gedanke ohne Rücksicht auf technische Vollendung und auf formale Schönheit den deutlichsten Ausdruck gefunden hat. Die moderne Zeit liebt ein abgekürztes Denken, und die Kunst muß, soll sie Zeitkunst sein, durch komprimierteste Formeln diesem Wunsche entgegenkommen.
Ich will die erforderlichen Grundlagen der modernen Zeitkunst nun nochmals zusammenfassen: Kühnes Vorblicken und Eroberermut, Bildner einer eigenen Schöpfung im höchsten Sinne des Wortes sein, dabei ein demütiges Ringen, um in den Strahlenglanz Gottes zu gelangen, damit aus dem Schülerblick in die Geheimnisse des Kosmos ein Meisterwerk aus Menschenhand werde. Das ist ein hohes Ziel, und jeder Künstler mag trachten, es in seiner Art zu erreichen; doch wird ein hohes ethisches Vorbild auch dem Eigenwilligsten willkommen sein. Und da taucht mit zwingender Gewalt wieder die Figur des heiligen Franz von Assisi vor uns auf. Auch er hatte eine ablaufende Zeit zu überwinden und die Grundlagen für eine neue zu schaffen, es gelang ihm, bis zum Überdruß wiederholte Themen mit frischem Leben zu erfüllen und eine gänzlich neue Kunst einzuleiten. Franzens Anschauungsart hat diese geschaffen, denn er war demütig und sah dennoch weit voraus, er überblickte das Große und schätzte das Kleinste. In seinem Auge widerstrahlte der Wunderbau der Schöpfung, und sein ganzes Leben und sein ganzes dichterisches Schaffen war ein Neuformen, unbewußt, weil demütig, aber dennoch voll vorwärtsdrängender Energien.
An diesem vorbildlichen Leben und Schaffen kann sich der Künstler jeder Kon-

Digitized by Google

fession erbauen, denn neben dem Heiligen steht mit gleicher Größe der Schöpfer einer neuen Kultur. Doch diese ruht auf dem granitnen Sockel der katholischen Kirche und wurde durch sie ermöglicht. Es wird daher mancher modernste Betrachter des franziszeischen Lebens zu Ergebnissen kommen, die er bei Beginn seiner Beobachtung nicht im entferntesten ahnte. Und wer weiß, vielleicht wird dieser unverrückbare Untergrund auch der modernsten Kunst Neues, Vorwärtsweisendes bieten. Wir stehen am Beginn der gewaltigsten Umformung aller Werte, und nun muß sich weisen, ob der Unterbau der abendländischen Kultur auch weiterhin noch Geltung haben wird.
Zu dieser Erkenntnis verhelfe uns allen die Kulturtat des heiligen Franz von Assisi.

Prof. E. Schaffran, Wien.

*

Zwischen Tag und Traum

Die Stunden verrinnen, die Nacht entflieht,
Und ich fühle den Atem der Welt,
Wie es leise über mein Lager zieht.
Und die Ewigkeit ist wie ein rauschendes Lied,
Das von ferne herniederfällt.

Doch alles wird schwer wie ein Traumeswahn,
Ganz nahe ein banges Wort.
Da seh ich Gestalten seltsam nahn,
Die am Tag mich gekränkt und mir wehe getan,
Die winken mir immerfort.

„Was kommt ihr noch einmal in tiefer Nacht?
O, gebt mir im Schlafe doch Ruh!"
„Wir suchen Versöhnung! O Bruder, hab acht,
Hast uns Härte statt Liebe entgegengebracht.
Vergib uns Armen auch du!"

Der Nachtwind klagt, es fällt ein Stern.
Eine Sehnsucht geht durch den Raum.
Wie sind sich die Menschen so weltenfern ....
Sie suchen sich ewig — sie bleiben sich fern
Und finden sich nur im Traum.

Es dämmert der Morgen, das Bild entflieht,
Und ich fühle den Atem der Welt,
Der wie Liebe über mein Lager zieht.
Und die Ewigkeit ist wie ein rauschendes Lied,
Das von ferne herniederfällt. —

Wolf Dietmar

Digitized by Google

Die Zwei

Von M. E. delle Grazie

WIE eine graue Wolke hing der Qualm des Tabaks von der alten Balkendecke nieder, klebte wie ein unsauberes Gespinst an den Scheiben der kleinen Fenster, zog in langen Schwaden bis auf die Diele hinaus und von der Diele nach Hof und Straße. Denn auch da standen und saßen und drängten sie sich, und die Schenke war wieder einmal zu klein geworden. Wie schwarze Ameisen waren sie plötzlich „zu Tag" gekrochen, Häuer und Knappen. Auch nicht einer der Steiger hatte es gewagt, fern zu bleiben. Und die nicht da waren, saßen einige Straßen weiter in einem gleich dumpfen Loch, den großen Agitator der „Internationale" zu hören, von dem vor kurzem noch kein Mensch gesprochen und dessen Ruhm plötzlich überall wie ein blutiger Stern aufging, über Fabriken und Zechen und Werften und Hochöfen.

Auch hier sollte er sprechen, und wie in einem Fieber saßen sie da und warteten. Denn damit war es ja noch nicht zu Ende. Das spürte man doch. Das hing in der Luft, wie das Gewitter, das sich dort draußen näher und näher schob, über Schlote und Krane und den ganzen gottverfluchten Bezirk, in dem Mammon gebot und soundsoviel Tausende ihm dienen mußten und schuften für ihn, über und unter Tage und soweit nur die Not ihre Peitsche hier schwang. Ob sie wollten oder nicht, ob sie sich strafften oder duckten. Schon im Mutterleib verflucht zu der Fron, die kein Ende nahm. Leibeigene des Geldes, für die es weder Loskauf noch Befreiung gab. Immer wieder nur Haß und Neid und Empörung und — Ohnmacht und diese langen, bis ins Blut aufpeitschenden Reden.

Ah, Reden!

Wie viele hatten sie nicht schon gehört? Aber war es darum wirklich besser geworden? Wo saß da der Haken? Daß auch diese Arbeit immer nur umsonst getan schien, wie alles, was sie unternahmen. . . . Mit diesen Fäusten, diesem stahlharten Willen, diesem herdenweisen Zusammenlaufen, verbissenen Ausharren, selbstmörderischen Verzicht.

Und doch alles, alles umsonst.

Aber der, den sie heute erwarteten! Gegen den selbst die Regierung Front machte mit soundsoviel Bajonetten, die Gewerke sich verrammelten, der Rötesten einer. Und sie warteten.

Durch die weit offene Tür der Diele stieß ab und zu ein feuchtkühler Atem herein, Bote des nahenden Wettersturmes. Grell stachen die Ziegeldächer der Arbeiterhäuser in den fahlen Nachmittag hinein. Dort und da war noch ein behäbiger Bauernhof stehen geblieben, dem die Erde diente. Süß und schwül atmete von dorther zuweilen die reifende Saat herüber, das künftige Brot. Ausgemergelte Weiber lugten von Zeit zu Zeit durch Tor und Diele herein. Was würde der endlose Suff heut wieder kosten? Aber keine wagte sich weiter vor. Noch trug die und jene die Male der letzten Schläge auf Brust und Rücken. Andere hatten nur die Kinder geschickt, zu erspähen, was der Vater trieb und trank. Barfuß und schmutzig äugten sie ab und zu herein. Die Kleinsten noch ratlos und bis zum Weinen verängstigt. Die Hände in den Hosentaschen, ein freches Lächeln um ehrfurchtslose Lippen die Älteren — Wissende. Mehr als einer mit einem leisen Pfiff schon hinter

Digitized by Google

den Dirnen her, die sich zwischen der Knappschaft umhertrieben, des Glases sicher, das zuletzt ihre Stunde einläutete.
Mit beiden Armen trugen Wirt und Kellnerinnen herbei, wonach Durst und Gewohnheit schrien. Bier und Wein, vor allem aber immer wieder den süßen Fusel, der hier so gern getrunken wurde, so heimtückisch die Zunge bestach, dem Gaumen schmeichelte, bis das ganze Gift im Blut saß. Nun noch der Redner, und dann ... Ja, was würde dann heute noch geschehen? Schwer und unverhohlen stand dem Wirt diese Sorge in dem unrasierten Antlitz, so groß auch sein Gewinn sein mochte. Dort und da blieb eines der Schankmädchen länger stehen, kicherte auf eine zweideutige Frage eine triebhafte Antwort zurück, ließ sich wohl für einen Augenblick von einem der Jungen aufs Knie ziehn. Doch auch das war heute Nebensache. Nicht mehr als eine kleine Entladung der ungeheuren Spannung, die alle in Atem hielt. Dieses „Jetzt — jetzt" und „was dann?"
Von draußen murrte ein ferner Donner herein. Heftiger stieß der Wind an, und wer hinaussah, dem rieselten die Saaten wie die blaugrünen Wellen eines Sees entgegen. Schon begannen auch die Bäume des Hofes zu säuseln, sturmmahnend, sturmkundig. Nur die Amsel, die am First des Stalles draußen saß, sang noch immer weiter, unbeirrt, selig verloren in das, was allein geschehn mußte, von Ewigkeit her: Liebe, Brut — Werden und Vergehen ... die unbekümmerte Natur.
Mitten in das Gemurmel der Harrenden fiel plötzlich ein Faustschlag, machte die schmutzige Tischplatte dröhnen, die Gläser klirren, stumpf Umhersitzende aufhorchen.
„Wie er das macht, daß jeder mit muß, wo er spricht, und genau so weit, als er will? Ja, hol' mich der Teufel, wenn ich euch das sagen könnte! Denn er ist doch so alt — ah, was sag' ich, uralt muß der schon sein!"
„Nee aber, da hört ... Ein Zittergreis!" platzte ein Knappe dem Lauten ins Wort. „Und auf den warten wir? Wirst wohl einen andern meinen, Knesecke."
„Wen denn? Wie ich's sage! Und muß es wohl wissen, weil ich ihn doch schon gehört hab' — in Holland drüben und lang vor euch allen. Den werd' ich doch kennen! Wenn man vor einem sitzt — nah wie dem Glas hier — und ihm mitten ins Gesicht sehn kann und unter die Augen. Nee, sag' ich euch ... Der Mann ist auch sonst ein Ereignis! Denn steigt er auch als 'n Greis auf den Tisch — wenn er mal drob'n steht — nimmt's der Jüngste von euch nicht auf mit dem."
Ein Augenblick verdutzten Schweigens. Dann eine gleichsam zögernde Stimme: „Das hab' ich auch schon mal gehört."
Ein Junge lacht:
„Ist halt einer, der seine Bomben weg hat. Auch das lernt sich. Und alt kann einer auch dabei werden. Hauptsache bleibt, daß einer mal weiß, wohin er uns führt."
„Der?" wieder ein Faustschlag auf den Tisch, „um den ist's noch immer — rot geworden, sagt man."
„Hab' ich schon in Italien gehört," ruft ein junger Kommunist über drei Tische herüber, „Anno 1918, während wir — kriegsgefangen— in den Schwefelgruben staken."
„Ihn, oder nur — so?" Ein kurzes Lachen:
„Ach, wo hätte man den damals zugelassen? Um so mehr wußten sie zu erzählen von ihm. Auch dort. Und daß es ein Jude wär'."
„Sind sie ja alle!" meckerte einer vom nächsten Tisch herüber. Nicht boshaft, aber doch etwas eigenbrötlerisch.

Digitized by Google

„Ein Mensch wie wir!" kommt es abweisend zurück.
„Hab' ich was gegen die Juden gesagt? Bloß, daß sie Oberwasser haben bei uns."
„Und wo anders auch noch!" brummt stirnrunzelnd ein geschworener Marxist dazwischen, mit einem nicht eben freundlichen Blick nach dem Kommunisten. Doch der würdigt ihn nicht einmal einer Antwort.
Dazwischen kichert wieder irgendwo eine Kellnerin auf.
Ein alter Steiger kraut sich bedächtig den Staub der letzten Schicht aus den Haaren.
„Aber wissen möchte man doch, wie er aussieht? Noch bevor er kommt."
„Wie er aussieht? Hm . . .", nimmt der Mann mit der starken Faust die Frage auf, denkt eine Weile nach, lacht dann kurz auf und doch auch seltsam versonnen:
„Denkt euch mal 'nen glattpolierten Totenschädel, darin zwei Augen, tief wie Höhlen. Darin ein Gefunk wie unsere Sicherheitslampen, soundsoviel hundert tief unter Tag. Zwei lange Strähne eisgrauer Haare, aber gerade nur um die Schläfen hineingelockt, wie sie die Galizianer tragen. Sonst kahl, wie gesagt. Aber ein Mundwerk! Maschinengewehrfeuer, sag' ich euch. Das treibt uns dann vor."
In der Schenke ist es mit einemmal still geworden. So still, daß der erste nahe Donner wie ein neuer Faustschlag in das Schweigen dröhnt.
Plötzlich ein tiefes, schweres Aufatmen irgendwo. Dann eine Stimme: jung schüchtern, wie verzagt:
„Ach, deshalb . . . 's wird doch nie anders mit uns . . ."
Ein kaum Zwanzigjähriger hat es gesprochen, und mehr für sich hin als für die anderen. Doch immerhin hörbar. Und schon setzt sich der Parteigeist hoch: diesmal ist's ein Steiger:
„Was du schon weißt! Und bist noch kein Jahr bei der Organisation. Aber ein Westfale, natürlich. Von der schwarzen Erde her, wenn sie auch die rote heißt."
„Kann man deshalb nicht auch seine Meinung haben?"
Ein brutales Gewieher:
„Einer, der vor einem Jahr noch gebeichtet hat, und es noch mit keinem Mäd'l zu tun gehabt, wie du uns selbst gesagt? Nee, das muß erst trocken werden hinter den Ohren. Und zwar gehörig."
„Und rot werden wir auch noch!" höhnt ein alter Knappe dem Befangenen in das wie mit Blut übergossene Gesicht hinein.
Der reckt sich auf, blitzt sie an wie ein junger Adler, zornig und doch auch scheu:
„Säß' ich da, wenn ich noch wär', der ich war? Aber das sag ich euch: was ihr mir geben könnt, wirklich geben, das muß wenigstens reichen an das, was ich dafür gelassen hab'."
„Ist halt zu lang hinter den Gescheerten hergewesen", lacht eine Dirne auf. Wie ein Mal brennt ihr das Laster im Gesicht; aber sie ist noch jung, ist schön. Und wie sie sich in langsamem Wiegegang näher und näher heranpirscht, die großen Augen unentwegt auf den jungen Menschen gerichtet, scheint es wie die Faszination einer Schlange von ihr auszugehen. Und das Rot in seinem Antlitz wird noch tiefer. Aber plötzlich reckt er sich hoch:
„Bauernblut ist noch in mir. Hab' eine Hube verlassen müssen, auf der die Meinigen schon im Dreißigjährigen Krieg gesessen. Damit ihr alles wißt — Genossen."
„Also von der Art!" lacht der Knappe auf. „Na dann . . . Darum bringst du den ‚Genossen' noch so schwer aus der Kehle; ist ein bitterer Trank."

Digitized by Google

Keine Antwort. Der Blitz, der draußen das Grau der Wolken durchfahlt, macht sie stumm; instinktiv wie eine Herde, die ihr letztes Bangen, ihre innerste Unwissenheit in der gleichen Art eingesteht; völlig unbewußt .... Und schon kracht auch der Donner. Erd- und nervenerschütternd.
„Da hat es — eingeschlagen!" würgt einer fast verlegen hervor.
Weiß Gott! Hundert Schritte weiter, gegen die Koksöfen zu, bricht eine uralte Eiche auseinander, krachend, splitternd. Wie von einer dampfenden Faust entzweigerissen. Und schon prasselt auch der Hagel nieder. In der Schenke aber ist es so dunkel geworden, daß die Kellnerin das Licht aufkippen muß.
„Nu wär's aber Zeit!" brummt einer in das jähe Verstummen hinein.
„I, meinst du, daß der Alte unter Blitz und Donner einhergefahren kommt?" platzt Knesecke los. „Wo ich euch doch gesagt hab', wieviel Pfund Erde schon an ihm hängen? Wird wohl erst warten, bis sich's verzogen hat. Und die Knappenkapelle wird auch nicht gerade in den Sturm 'neinblasen wollen."
„O verpucht!" mault ein Schlesier. „Na, wenn einen etwas trösten kann, ist's, daß auch den Schießprügeln um Förderschacht und Direktorei das Pulver naß wird ..."
Eine Bewegung, die sich von der Diele her fortpflanzt, macht die Nächstsitzenden plötzlich aufschauen. Da ist einer eingetreten, wie vor dem Wetter herflüchtend; hoch, schlank, seltsam blaß. Jung und doch wieder so eigen scharf geschnitten jeder Zug in dem schmalen Antlitz, als hätte er mehr als ein Menschenalter Zeit gehabt, das Wissen dieses Lächelns zu gewinnen, diesen alles und alle durchdringenden Blick. Und wie seltsam seine Tracht: der bis an die Füße niederwallende Mantel, schwarz, weit, noch wie vom Sturm gebauscht. Lange, dunkle Haare, in offenen Locken Stirn und Schultern umringelnd. Dazu ein Stab, wie ihn Schäfer tragen. Hatte man so was hier schon gesehen? Und schon begann es, Tisch um Tisch zu raunen und zu tuscheln. Als wäre der Sturm nun auch hier eingedrungen.
Merkwürdig nur, wie rasch alle still wurden, die sein Blick traf! Der Blick eines Jünglings noch: weich, tief, leuchtend — und doch eines ganzen Mannes Wille darin. Dem Lächeln unsäglichen Wissens um den Mund eine fast greisenhafte Milde zugesellt — Güte und Verstehen wie zwei geheimnisvolle Werber vor ihm hergehend, daß auch nicht ein ungutes Wort laut wird, wo er mit demütigfreundlichem Nicken so vorüberschreitet. Tisch um Tisch bis an die Nische, in der querüber der Schanktisch steht und der Wirt mit offenem Mund nach dem Fremden schaut.
„Lassen wir den hier gelten?" wird endlich ein Ordner laut. „Es ist eine geschlossene Versammlung."
Da kehrt sich der Fremde nach ihm — lächelt, wirft wie ein Knabe die Locken zurück: „Als ein Bruder komm' ich unter Brüder. Lasset mich bei euch — Kindlein!"
Und nun scheint auch seine Stimme zu leuchten, nicht nur seine Augen.
Ein stumpfes Staunen ist die Antwort. „Wo kommt der her?" In jedem Antlitz steht die gleiche Frage.
„Kindlein' hat er gesagt, hast du's gehört?" raunt Knesecke seinem Nachbar zu. Der nickt, lacht nur, zeigt mit der Hand nach der Stirne: „Wird wohl ein bißchen fehlen da — und das Wetter dazu."
Ist auch der Ordner derselben Meinung? Er kehrt sich ab, tuschelt mit dem und jenem, schaut nach dem Wirt, der ihm leise zunickt, wie vermittelnd, um dann dem Fremden rasch einen Stuhl hinzurücken.

Digitized by Google

... „Paul Göhre könnt' es auch sein!" spricht einer irgendwo in das Schweigen hinein. Knesecke aber fährt sich plötzlich wieder an die Stirne: „Daß ich das überseh'n hab'! Genau so ist ja auch der Alte gewandet, den wir erwarten. Und die Locken an den Schläfen ... Ein Jude ist's ... Vielleicht sein Sohn."
Wie eine Losung geht das von Tisch zu Tisch. Ein „Laufzettel" — und schafft wieder Ruhe. Nur der Donner kracht und rollt weiter. Die Blitze grellen auf und verfahlen wieder. Und ist auch der Hagel verprasselt, noch einmal so laut reißt jetzt der Regen die Schleusen der Wolken auf, wirft sich an die Fenster, rauschend, zischend, fauchend. Und mitten darin — was ist das?
„Musik — meiner Seele!" lacht Knesecke auf. Dann ein einziger Schrei:
„Er kommt! Sie bringen ihn!"
In wilder Hast stürmten alle nach Türen und Fenstern, dem Rätselhaften entgegen, vor dem es auch jedesmal wie Sturm einherfliegt — das „rote Gewitter", um dann in — Blut zu verdampfen. Man weiß es doch! Hat es mehr als einmal gehört. Die „erste", die „zweite" und „dritte Internationale" — das ist Theorie, ist noch immer Begriff und Ferne für sie. Aber der da kommt, der ist es selbst! Ihr Haß, ihre Hoffnung, ihr Schicksal! Ihr dampfender Kampf und ihr röchelnder Sieg. Wo er kommt, raubt er ihnen die Besinnung, wo er geht, trägt er ihr Blut an den Sohlen mit. Sie wissen es, aber — vielleicht ist es doch endlich der Rechte!
Tische werden gerückt, Sessel fallen, Scheiben klirren. In Strömen peitscht der Sturm den Regen herein und ihnen ins Gesicht, sie scheinen es nicht zu fühlen. Sehn nur die rote Fahne, die, vom Regen durchnäßt, wie zornig im Wind aufklatscht, hören nur die „Marsellaise", die mit dem Donner draußen um die Wette rollt in Worten, schwer und gewitterig wie er.
Vergessen ist der Fremde, der Wirt in stumpfer Resignation des Kommenden gewärtig. Und dort, ja, dort hütet noch ein dritter seinen Platz, zaudernd, wenn auch erregt, wie all die anderen: der junge Westfale ...
„Warum komm' ich nicht los?" denkt er. „Muß immer nur nach dem hinschauen, der mir doch so fremd ist, so gleichgültig? Ein Zaungast, vom Wetter hereingejagt. Und so gewiß nicht Paul Göhre, als ich den selbst schon reden gehört. Nur —" und eine schmale Grübelfalte kerbt sich langsam zwischen die jungen Braunen: „Wo ich den schon geseh'n hab'? Denn geseh'n hab' ich ihn schon! Und genaust, wie er dort sitzt und sein Brot bricht, so wunderlich langsam, fast andächtig, als hielt er weiß Gott was zwischen den Fingern! Und die Hände über dem Weinglas faltet ... Ja, wo?"
Doch er kommt nicht zu Ende damit. Wie ein Scheunentor, durch das sich ein über und über beladener Heuwagen zwängt, ächzen die Torflügel der Diele, so dicht ist der Menschenstrom, der sich zwischen ihnen hereinschiebt, sie rechts und links an die schmutzigen Wände drückt, daß Schloß und Angel knirschen. Die Musik ist verstummt. Tief gesenkt schleift hinter den Bläsern das rote Tuch der Fahne herein. Und nun — Er!
Und was kein Mund auszusprechen, kein Blick zu verraten wagt, prägt ein ebenso tiefes als plötzliches Schweigen fast greifbar in jedes Antlitz: „Der?"
Daß sich die Spannung nicht in einem Staunen, vielmehr in einer grotesken Enttäuschung löst:
„Der?!"
Bis die Enttäuschung wieder eine einzige Spannung und Erwartung wird und noch etwas darüber hinaus: die Beklemmung, in der man einem Ereignis entgegen-

Digitized by Google

sieht, das weit über alle Möglichkeit hinausreicht — nur ein Wunder sein kann, wenn es ein Geschehen werden soll. Denn der!
Groß und schlank mag er wohl einmal gewesen sein, aber vor wie vielen Jahrzehnten? Nun krümmt sich das Rückgrat, tief, tief, sinken Hals und Kopf wie unter einer ungeheuren Last vornüber, rührt das beinerne Kinn an die Brust, während die Nase wie ein Haken danach zu streben scheint. Kraftlos und hölzern schlottern die Arme unter dem regenschweren Mantel, die Füße schlürfen mühselig über den Boden hin . . . Nein, Knesecke hat nicht zu viel gesagt! Könnte ein Skelett einem Sarg entsteigen, so müßte es heranwanken.
Aber die — Augen! Da drinnen ist Leben, ja! Leben und eine Kraft, vor der sie — Blick um Blick — mit einemmal heimlich erschauern. Wie Feuer, das aus totgeglaubten Vulkanen plötzlich tückisch hervorbricht. Wie Funken aus der Hölle einer Seele, die Hohn und Haß und Verneinung so lang in knirschender Ohnmacht gehütet, bis die Weltenuhr auch ihre Stunde geschlagen. Ein Brand, wie Gier und Geifer lang Unterdrückter ihn entzünden und nähren mögen, leis fortglimmend, vielleicht Jahrtausende lang, aber dann in einem Fanal hervorbrechend, das Altäre und Völker verzehrt.
Der Haß, ja! Der stumme, immer wieder gedemütigte. Und somit auch ihr Element. Nur . . . Warum erschauern sie davor — jäh, heimlich, instinktiv, als wär' etwas in diesem Brand, das sie mit verzehren will? Das — Wesensfremde.
Doch nur eine ganz ferne, ganz vage Empfindung bleibt es. Nicht stärker und kaum bestimmbar. Als wär es eben nur der Wetterwind gewesen, der, zu Fenstern und Türen hereinblasend, sie heimlich frieren gemacht. Dann sind sie wieder nur die kompakte Masse — ganz Erwartung und Neugier:
„Wie wird der sprechen?"
Auch der junge Westfale ist in den Bann dieser Augen geraten. Nicht, weil er sie gesucht, nein, weil sie ihn gefunden. Wie ein Träumer, aus tiefem Schlaf emporfahrend, plötzlich in die Augen einer Schlange starren mag, die sich vor ihm aufrichtet. Denn wo waren seine Gedanken? Nun aber kommt er nicht mehr los von diesem Blick, starrt wie fasziniert immer tiefer in den Brand des Hasses hinein, der ihm aus den höhlendunklen Augen entgegenfunkt — lockt und abstößt — droht und — verspricht. Bis auch in ihm sich alles Dunkle emporkehrt und dem entgegen, der da kommt im Namen des Heils, das sie erwarten. Ja, wer sollte diese dumpfe Masse besser führen können als einer, der bis an die Grenze des Lebens immer derselbe Kampf und derselbe Haß geblieben?
Und wie in einem fernen Traum glaubt er das Antlitz des Anderen entschwinden zu sehen, über den er solange nachgedacht. Wenn es auch noch immer aus der fahlen Dämmerung herübergeistert, die sich, aus Tabaksqualm und Menschendunst und Wetterdunkel und dem rötlichen Schein einiger armseliger Lichtbirnen gemengt, wie eine dumpfe Wolke tiefer und tiefer herabsenkt; bis die Gestalten der Menschen zuletzt nur mehr wie bewegte Schatten durcheinanderschwanken und der tiefe Raum gleichsam in sich selbst zu versinken scheint, wie ein Abgrund der Unterwelt, aus dem kein Weg mehr herausführt.
Wie gefangen fühlt er sich plötzlich von dem allen: der lichtlosen Dämmerung, die sie alle umwebt und einem ungeheuren Spinnennetz zu gleichen scheint, über das man, langsam, aber sicher, ein scheußliches Untier herankriechen fühlt, das ihnen Blut und Mark aussaugen will . . . den süßlich widerlichen Schweißgeruch, der wie der Brodem einer Herde um sie ist, unentwegt, unentrinnbar — die Masse,

Digitized by Google

die — Klasse! Noch nie so bis auf den letzten Nerv von ihm empfunden und mit der letzten Abwehr eines Versinkenden ... Und daß es auf der ganzen Welt keinen Raum gibt, der nicht immer wieder derselbe — Abgrund wird für sie. Die Führer aber, ob sie nicht auch wissen, daß alles vergeblich ist, und nur so tun?

Dort steht ja wieder einer, schält sich gerade aus dem nassen Havelock, der mehr dem Burnus eines Beduinen gleicht als dem, was man hier zu sehn und zu tragen gewohnt ist. Erdfahl, morsch, in tausend Fältchen zerknittert, daß man fürchten könnte, er müsse jetzt und jetzt in ebensoviel Fasern wie zerschlissen auseinanderfallen. Durch wie viele Wetter getragen? Über wie viele Straßen, in wie viele Schenken hinein, um dann zwischen irgendeinem Rummel mit dem Kot bespritzt zu werden, in dem jeder Streik zusammenbricht: dem blutigen Kot der Straßen, die immer wieder vor demselben Abgrund enden.

Und wie seltsam der Stock, den er dort an den Stuhl lehnt! Hat man dergleichen schon jemals hier gesehen? Eine einzige Unform: halb zermürbt und zerbeult und dennoch so wuchtig, daß es ein Spiel wäre, einen Schädel darunter zerkrachen zu lassen oder weiter und immer weiter zu gehen daran — eine Ewigkeit lang. Nun fällt er gar. Aber — Was ist das?

Wie behext springt der junge Knappe empor. Ihm träumt wohl oder ...? Hat sich der seltsame Wanderstab, die Erde berührend, nicht einen Augenblick lang gleichsam lebendig darüber hinweggewunden? Einer Schlange gleich, die, lang erstarrt, plötzlich wieder Leben gewinnt und Bewegung?

„Ich hab' doch nichts getrunken!" denkt er bei sich und zuckt auch schon zusammen, wirklich wie gestochen. Nur daß es nicht die Augen einer Schlange sind, sondern der Blick dieses wunderlichen Führers, der ihn immer und immer wieder findet.

Aber jetzt —! Von dienenden Armen wie ein Fürst auf den Tisch gehoben, steht der Alte mit einemmal im Mittelpunkt des Saales, läßt den Blick über sie hinzüngeln — grün, fahl — die Kiefer aneinanderknirschen — öffnet den Mund — beginnt zu reden.

Wie mit tausend Ohren öffnen sich ihm die Seelen der Verstummenden, bis selbst das atemlose Schweigen ringsum nur mehr ein einziges Lauschen scheint. Ein Lauschen und Trinken zugleich; denn sie dürsten ja schon solange, all diese Unglücklichen! Dürsten nach Recht und Würde, nach Glück und Sonne, nach — ach! nur nach einem einzigen Augenblick, so recht — „über Tag!" — dem freien, unbeschwert seligen Tag der Sorglosen, die auch nicht mehr sind als Menschen.

Die Hand am Kinn, die Augen in das Grau der Landschaft verloren, die draußen immer tiefer in den Abend hineinsinkt, lauscht der junge Westfale vor sich hin. Aber hört er denn auch richtig, oder ... Wer gibt dem unheimlichen Alten dort die Macht, seine Worte zugleich in — Bilder zu verwandeln und diese Bilder gleichsam wie tottraurige Kulissen des Elends um den Schauplatz des Kampfes zu stellen, den er entrollt?

Oder bildet er sich das nur ein und sieht, was kein anderer um ihn sieht, so viele auch dasselbe hören wie er?

Seine Hände sind wohl heiß, er fühlt es, doch seine Stirn ist kalt und auch in ihm noch alles Ruhe und Zuwarten. Während die anderen sich schon in lauten Zurufen und wildem Beifall Luft zu machen beginnen. Wahrhaftig Luft! Daß man ordentlich fühlt, wie es ihnen leichter und leichter wird, Wort um Wort, während er ...

Wie unter einem Hagel von Steinen scheint er zu sitzen in einer Ebene, die ganz

Digitized by Google

und gar nur von dem stechenden Blick des Unheimlichen beherrscht wird, dem zu entfliehen er immer wieder versucht, um doch immer wieder daran hängenzubleiben, wie fasziniert — und zu sehen, was sonst niemand zu sehen scheint um ihn: Die ungezählte Schar der Elenden, so weit Menschen denken und leiden können, immer wieder auf derselben trostlosen Lebensstraße, auf der es nur zwei Entscheide gibt, immer wieder: würdeloses Dulden oder — blutige Empörung. Danach wechseln die Bilder, tauchen auf mit den Worten des Fremden und verschwinden wieder — ein Kaleidoskop der Geschichte, das zugleich eines der — Hölle scheint.
„Gott?" ruft die Stimme des Alten in die Stille hinein, „ach — Gott!" Und dazu ein Gelächter, wie es ein Wucherer ausstoßen mag, den man zum Inkasso eines „schlechten Wechsels" bewegen will.
Auch die andern lachen, wie man über etwas lacht, worüber man schon lange einig ist. Nur ihm, er fühlt es — geht dabei noch etwas in — Flammen auf! In einem Brand, den er wüten sieht — in derselben trostlosen Landschaft — der Landschaft des Elends. Und unter dem Gemecker des Juden, der weiter geht, immer weiter, mit Worten, die wie Steine fallen und treffen.
„Der Gekreuzigte?"
„Ach, sehn Sie doch, werte Genossen! Ein Gekreuzigter unter — wie vielen? Wer aber baut — diesen die Kirchen, an ihnen das — Unrecht gutzumachen? Die läßt man hängen, jawohl! Seit den Zeiten des Spartakus schon läßt man die hängen und wird sie hängenlassen, solange das Kreuz steht, das — Dummheit und Feigheit heiliggesprochen."
„Spartakus!"
Auch eine Flamme, die nie erlischt. Immer wieder aufzuckt — dort, da . . .
Zwischen Elend und Blut und Aufruhr.
Wie Hagel prasselt der Beifall nieder; nur der junge Westfale rührt keine Hand, könnte keine rühren. So gebunden sind sie ihm wieder von dem, was der Alte ihn zu sehen zwingt, ob er will oder nicht.
Die einsame Höhe von Golgatha. Und ihr gegenüber die endlos lange Kreuzeszeile längs der via Appia. Die Gekreuzigten der — Gewalt, des Mammons. Die nie vom Kreuze Genommenen, niemals Auferstehenden. Niemals.
Wie ein Hammerschlag trifft es sein Herz und mit seinem Herzen den Namen des Einzigen, der, ihm selbst unbewußt, noch immer ein stilles Plätzchen dort gehabt, ein süßes, legendenhaft stilles:
„Jesus!"
„So ist das also," denkt er, „so! Und ein Jude müßte kommen, die Betrogenen vom Kreuz zu nehmen! Ein Jude. Während wir meinten, daß Er es war . . ."
Wie auf einem Fels, zu dem ein ganzes Meer empordonnert, steht der unheimliche Alte dort auf dem Tisch: grinst, höhnt, fletscht, ballt die Fäuste und schüttelt sie wie in namenloser Wut immer wieder dem Einen entgegen — Ihm!
„Das Kreuz, ah, das Kreuz!"
Und deutsches Volk wiehert mit ihm auf.
Nur in dem Einen wird es immer stiller. So still, daß es ihm langsam vor sich selbst bange wird. Denn was will sie, diese zur Faust geballte Ruhe? Noch sieht er keinen Platz für sie, kein Wohin? Fühlt nur das fremde Etwas in sich, das ihn langsam, aber stetig aus sich selbst zu verdrängen beginnt: immer stärker, immer weiter. Besinnung, Willen, Selbsthut. Und das Aufreizende, die unsägliche Trauer, die mit diesem Sichselbstverlieren einhergeht . . . (Schluß folgt)

Digitized by Google

Michelangelos Flucht ins Gebirge

Von Ferdinand Mayer-Eschenbacher

WEISSE Tauben flogen um die Gesimse der Peterskirche, und von den Gesteinen hoben sich Schleier zu den Giebelfenstern hinauf. Unten aber qualmten die Abendfeuer über den Petersplatz, auf dem noch Meister Michelangelo stand und die Augen zu der gewaltigen Kuppel emporschlug. Als spräche er mit ihr, so mächtig bewegten ihn ihre Ruhe, ihre Hoheit und ihre herrliche Kraft. Da nahte vom Kapitol herüber der junge Römer Tommaso de Cavalieri, den Michelangelo über alles liebte. Das vornehme Profil des Jünglings, seine frauenhaft feinen Lippen und seine fremden verlorenen Blicke erfüllten den Frühgealterten mit einer so leidenschaftlichen Freundschaft, daß er seine Abneigung gegen die Wiedergabe von wirklich vorhandenen Menschen überwand und die Schönheit des Jünglings in einer lebensgroßen Zeichnung festhielt.

„Herr meines Herzens, wie soll ich dir für deine jüngste Gabe danken?" sprach ihn der Jüngling an. „In deiner Kunst gibt es kein Fügungsloses, in ihr liegt das Ewige unter goldig verklärtem Gewölke da. Zu Weihnachten schenktest du mir deinen Ganymedes, zu Ostern deinen Phaeton und heute mein Bild! Michelangelo, in dir klingt Größe mit Güte zusammen, und ich, ich habe nichts als meine Liebe, die deinen Ruhm nicht mehr vermehren kann!"

„Schätze sie nicht zu gering ein: aus ihr heraus schuf ich dein Bild!" antwortete ruhig der Große. „Es wäre mir wahrlich Lohnes genug, wenn du immer jene lauteren Züge bewahren würdest, die ich deinem Antlitz verliehen habe. Die edelste Schönheit ist die Scham deiner Jugend; möge für sie nie ein schales und schleichendes Sterben kommen!"

Der Jüngling schwieg und schmiegte sich an den Meister, als ob er wachend in einen Zauberschlaf verfiele. Spielten doch eben die ersten Liebesgefühle wie sonnige Fluten in seine Seele hinein. Die Neigung zu einer Schönen aus einem vornehmen Adelsgeschlechte hielt ihn gefangen, und in dem Dunkel seiner Gefühle lohte die Liebe wie eine Glut in glanzlosen Gründen. Nur fand er nicht den Mut, dem großen Freunde das Geheimnis zu enthüllen. Da fiel es ihm ein, daß er noch eine bange Kunde von den Nonnen in San Silvestro zu überbringen hatte.

„Vergib mir, wenn ich in der Freude über dein Bild das Traurigste zu künden vergaß: Deine erlauchte Freundin, die Markgräfin von Vittoria Colonna, ringt mit dem Tode. Als ich, vom Palast Farnese kommend, ihr dein Geschenk, die Klage Mariens an dem Leichnam Christi, überbrachte, da warf sie sich mit einer so glühenden Liebe darüber, die mir wie die Lava in einem schneebedeckten Gipfel erschien. Ein Verwundern flutete über ihre Züge, und es war so, als ob sich ein jenseitiger Quell zwischen ihrem Fühlen und deinem Bilde ergösse. Sie dankte mit beklommenem Atem und wünschte dich noch heute zu sehen!"

Die Kunde machte Michelangelo fassungslos. Er merkte wohl schon lange, daß für seine leidende Freundin die Welt alles Lockende und Anziehende verloren hatte, daß ihr das Leben entglitt wie ein kleines Magneteisen, das sie dem großen des Irdischlosen überlassen mußte. Allein er ahnte nicht, daß ihre Auflösung so nahe war. Als er vor Jahren in ihren erlesenen Kreis aufgenommen wurde, stand

Digitized by Google

er schon an der Schwelle des Greisenalters. Er bewunderte ihre seelische und körperliche Schönheit, und die Verehrung für die Vielgefeierte ergriff ihn mit der gleichen Leidenschaft wie jene für Tommaso de Cavalieri. Es war ihm, als hätte er in ihren Augen das Licht gefunden, das den Weg zu den höchsten Dingen weist, und er fragte sich nicht, ob seine Gefühle Liebe oder Freundschaft waren. Bekam er doch täglich aus dem Königtum ihrer Gedanken eine köstliche Menge zugeschüttet, und sie half ihm in all den stillen und hoffnungslosen Stürmen seines Lebens. So schwankte er jetzt, von dem Jüngling scheidend, unter einem Wechsel von Verzagtheit und Zuversicht in die Richtung nach San Silvestro.

Als sich das Klostertor vor ihm öffnete und er in die Unverrückbarkeit des großen Bogenganges trat, da rührte sich sein Herz in mächtigen Schlägen. Ungehindert geleitete ihn eine Nonne an einer Fülle von Bildsäulen und versteinten Heiligen vorbei in das Gemach der Gräfin. Geglättet lag ihre Seele da, und man sah in sie durch das fröstelnde Grün ihrer zarten Gründe wie in ein reines Wasser hinein. Michelangelo fühlte die erhaltende Gewalt ihrer Heiligkeit, und eine Demut vor dem Willen des Unaufhaltsamen befiel ihn. In den lautlosen Augenblicken lag ein großes Verstehen.

„Ich danke dir, daß du gekommen bist!" erhob sie nach einer Weile gebrochen die Stimme. „Du hältst noch den Kranz des Lebens in den Händen, ich aber nahe mich jener Schwelle, die aller Welt ein Grauen ist. Ich habe es mir errungen, zur rechten Zeit zu sterben, und in dieser Stunde, in der mir alles ein Schweigen ist, in der mein Herz keinen Laut mehr für das Leben übrig hat, in dieser sage ich es dir: ich habe dich geliebt. Allein das Lassenkönnen ist das Wandellose, und Geburt und Sterben ist eins. Du lehrtest, daß alle Dinge Hohn und alle Menschen Schatten seien. Ich aber sage dir: auch dein Ruhm ist nur ein großes Vorüber. Was heute erhaben, ist morgen Verfall, und dein zweiter Tod, der Tod deines Ruhmes, wird deinem ersten folgen. Und doch, Michelangelo, deine Kunst schenkte mir eine goldene Gabe. Traumhaft senkte sich in mein Ringen die Dunkelheit nieder. Doch der Blick deiner Maria löste sich wie Glanz vor mir. Ich holte mir aus dem Ineinanderströmen ihres göttlichen und meines menschlichen Wesens eine erhabene Ruhe. Laß mich dein Haupt berühren!"

Feiner Orangenduft erfüllte den Raum, als er sich in demütiger Einfalt niederkniete. Und wie ein leiser Schauer kroch es über den Rücken des Greises, als sie nach einem Enzian griff und damit sein schlohweißes Haupt bekränzte:

„Mit diesem Gebinde berührt dich meine Liebe und bittet dich: Laß den Knäuel von Hochmut, der dich auf Erden umgibt. Über alles Leid und über alle Qual eines wissenden Lebens siegt doch nur eins: die Berührung mit Gott. Er allein liegt als Erfüllung hinter den Schlägen des Herzens. Deine Vittorina flügelt zu ihm, an ewigen Sonnen, an ewigen Sternen vorbei, und immer ferner geht mein Flug in das Schicksalslose hinein!"

Ruhig verlor sich ihr Vergängliches in den duftenden Kissen, und ihre Züge klärten sich wie gesponnenes Glas. Vom Turme des Klosters ertönten die Glocken, und düster wie aus einer unsichtbaren Geisterschmiede taumelten die Klänge in den Zauber des Dunkels hinaus. —

Eine Stunde später irrte Michelangelo wieder im Freien herum, und überall verfolgte ihn ihr Bild. Es wandelte sich hinter Nebeln zu etwas Verklärtem, das seinen Empfindungen nicht mehr entfliehen konnte. Er sah durch seine Tränen die Sterne zittern und gab ihnen alles preis, was er von seinem Herzen wußte.

Digitized by Google

Erschöpft und verworren ließ er sich auf einer knorrigen Föhre nieder, die ihren Wurzelstock wie einen gestreckten Fuß hervorschob. Und wie um nur etwas von der Heimgegangenen in der Hand zu halten, an das er seinen Kummer hängen konnte, hielt er sich jenen Enzian hin, womit sie ihn sterbend bekränzte. So saß er wehmütig da wie auf Linnen von Mondlicht, als er auf einmal leichte Männerschritte erschallen hörte, mit denen fast geräuschlose Frauenschritte seltsamen Takt hielten. Michelangelo schauerte zurück, als er in dem Jüngling, der da so erdenlos selig an einer jungen Römerin hing, seinen Freund Tommaso de Cavalieri erkannte. Er spürte die Ruhe der Träumenden, und er hörte, wie das Spiel ihrer inneren Glocken von einem zum anderen hinüberrauschte. Mit der ganzen großen Seligkeit ihrer Jugend hingen sie aneinander und taumelten lautlos an Michelangelo vorüber. Dieser legte die Hand an sein zuckendes Herz, als ob es ihm mitten durchgerissen wäre. Er wußte jetzt wahrlich nicht, hatte er wachend oder träumend jene Liebenden gesehen. Eine unvernünftige Furcht befiel ihn, und es war ihm, als wäre ihm auch Tommaso gestorben, als wäre er jetzt mutterseelenallein in einer fremden und verlorenen Welt. Und es entfloh ihm ein angstvolles Flehen, ein dumpfes, verzweifelndes Rufen, und er rief wie nach toten Lenzen, wie nach verwelkten Gärten und versunkenen Träumen. Eine tiefe und friedelose Verlassenheit führte ihn irrend und ziellos in die Berge hinein. Ein kaltes Grauen kam über ihn gekrochen, und er stampfte mit dem Fuße, um den Frost seiner Gefühle abzuschütteln. Die Schläfen von Dornen umkrümmt, so schritt er einen zerrissenen Pfad hinan. Sein Fuß trotzte den rollenden Trümmern, und wie von Hohn und Tücke knirrte das bröckelnde Gestein. Im prallenden Gesprünge schnellten seine Schritte durch das Bruchgeröll, und die Pracht des Gebirges riß ihm auf einmal alles Trübe hin. Wolken umflogen ihn, und in ihrem Fluge glühte ein Keim des tagenden Lichtes. Und immer heller lief ein blauer Schimmer um die Stirn des Berges, und das Gewölke senkte glühende Blicke in das Grauen der Gründe. Michelangelo erklomm siegend den Gipfel. Er stützte sich an das Gestein, und es war ihm, als lehne er sich an die große, ruhige Brust seines Gottes. Bald hörte er eine tiefe, versunkene Stimme, die anfänglich formlos wie ein in der Ferne irrendes Rufen ertönte. Dann aber knetete sie sich langsam zu Geist und Klang, und wie aus der Urkehle gellte es mit köstlichem Schmelz: „Michelangelo, du bist kein Einsamer, denn ich, dein Ursprung, atme tief in dir!"
Lauschend stand der Meister still, und vor seinem Auge bildete sich sichtbaren Leibes der Gott seines Jüngsten Gerichtes. Er sah ihn über der Sonne sitzen, und ein Mantel umwallte ihn, aus dessen Falten noch tausend nächtliche Gestirne schimmerten. Michelangelo betete wortlos, und immer höher hob sich sein Blick zu Gott. Lieblich blaute unter seinen Füßen ein Pfad von Enzianen, und er fühlte im geheimen, wie alles Leid zu seelischer Schönheit führt. Und leise legte sich eine Hand um sein Herz, und er hörte einen Trost und spürte in die Brust einen ruhigen Lichtstrahl dringen. Und träumend wie ein Nachtwandler stieg er wieder in die Niederungen hinab und formte sich aus den Scherben seines zerschlagenen Glückes eine Ampel für seinen Lebensabend.

*

Digitized by Google

Simonetta

Von Gert Buchheit

UM die Klostermauer heulte der Herbststurm.

.... mortua est anno Domini 1476. Requiescat in pace! (Sie starb im Jahre 1476. Sie ruhe in Frieden!) murmelte der hagere Mönch und schrieb mit zitternder Hand die wehen Worte in einen Pergamentband mit gelbem Messingbeschlag. Ein Frösteln, aus Tod und Wollust gemischt, schüttelte seine Gestalt.

Zwei Tränen rollten wie glitzernde Perlen aus seinen großen, tiefliegenden Augen, glitten über die knöcherne Hand und küßten das Kreuz unter der Schrift.

Das Geräusch der kratzenden Feder klang wie fernes Sägen in die Stille.

Stockiger Geruch entströmte den Bücherborden an der getünchten Wand. ....

Traurig schüttelte Pater Benediktus sein schneeweißes Haupt. Ängstlich irrten seine Augen zur Kapelle hinüber, als wollten sie dem Bann ferner Bilder entfliehen. Aber die Vergangenheit ward Blut in ihm, Blick und Gebärde, namenlos groß wie die Wirklichkeit selbst:

Sonntag ist's! Auf den Fluren lächeln die Blumen und recken ihre Glieder im leisen Abendwinde. Violetter Salbei, roter Mohn und blaue Cyanen freuen sich auf den Tau der Nacht. Klarer Silberhauch vergehender Veilchen ringt mit den Düften der Akazien..... Verfrühte Dunkelfalter verfolgen sich von Halm zu Halm. Im Apfelbaum singt eine Drossel ein Hochzeitslied. ...

Schieferblaue Florstreifen ziehen sich über die Feuerkugel der am Nachtgewölk versinkenden Sonne. Ihr letzter Strahl umrieselt ein Mägdelein, das zwischen Rosenhecken kniet und mit feinen Fingerchen einen Kranz aus dunkelroten Blumen flicht.... Ein blaßgelbes Kleid umhüllt die schmale Gestalt. Das kosige Gefieder hebt den Pfirsichflaum ihrer zarten Haut ... Zwei fragende blaue Kinderaugen leuchten. .... Sie blicken ins Kommende voll scheuer Ahnung, halb wissende. .... Dunkler Vorglanz heiliger Schmerzen zittert in ihnen.

Da rauscht es im Laub der Büsche! Aus wogenden Zweigen tritt ein schlanker Jüngling in grünem Jagdrock hervor. Sein staunender Blick sieht das Frühlingskind, und jähe Glut hält den Eilenden fest. Die Kleine mit dem schweren blonden Haar, das wie ein Mantel sie umwallt, erschrickt und stößt einen klagenden Ruf aus, so süß und erschütternd, wie es nur Elfenkinder können, wenn ein scharfer Dorn sie ritzt .... Fliehen will sie und kann doch nicht. Ihre himmelblauen Augen senken sich flehend in die dunklen Schwärmeraugen des Fremden. Minuten verrinnen ... atemlos und still, bebender Schauer voll ... Göttliches Schicksal webt goldene Fäden!

Da bricht der Jüngling das tiefe Schweigen, und sein Mund stammelt die kindlichen Worte: „Wie heißest du?" „Simonetta, und du?" „Giuliano" ... und diese süßen Laute durchzittern ihre Herzen und machen sie vor Liebe selig-elend!

Da senken sich die roten Rosen wie fromme Engel ... lauschen andachtsinnig ... und schwingen ihre Weihrauchbecken.

Wandergänse rudern über den grauen Himmel.

*

Wieder ist Sonntag! Purpur des Südens brennt und glüht. Die Grillen und Heupferdchen musizieren im schläfrigen Sonnenschein. Ein Bettler hockt am Straßen-

Digitized by Google

rand und sieht träumerisch zu den weißen Wolkenfeldern empor, die am Himmel stehen. Das Wasser im Teich gleicht dem gerinnenden Blei.
Erzklang schwerer Glocken schallt über Florenz. Die kleine Simonetta feiert ihren Hochzeitstag. Ein Mann, dessen Herz sie nicht kennt, dessen Hand sie nicht will, führt sie zum Altar. Demütig und wunden Herzens beugt sie sich dem Willen ihrer Eltern.
Und während der Priester segnend die Hand hebt, kniet hinter einer Säule des Domes ein Jüngling mit vermummtem Gesicht und betet: „Herr, schütze sie!" Giuliano di Medici ist es, der Jäger vom Wiesengrund!

*

Weiße Schneelast ebnet die Felder und tüncht die Bäume, deren Zweige sich ächzend senken und kampfmüde brechen ....
Tauwind küßt die bedeckte Erde. Leise zittert der Weiher Glas. ... Die kleine Sonne, noch müde vom letzten Streite mit den Wolken, erzählt von grauer Düsternis und von Ahnungen kommender Dinge. Ihr ist, als höre sie scharfe Hagelkörner prasseln! ... Auf schwarzem Samt gebettet liegt Simonetta ... tot ... umleuchtet von schlanken Kerzen. Die Sehnsucht nach Giuliano hat ihr armes Herz gebrochen.
Frauen in starren Kleidern umstehen den verhüllten Leib.
Männer flüstern ängstlich, als fürchteten sie, eine Schlummernde zu wecken. Eine hohle Stimme spricht vom Jenseits und von dem unerforschlichen Ratschluß des Herrn. In der reglosen modrigen Luft der Ahnenkapelle zerreißt ein silberner Spinnenfaden. ... Der Fackelträger, der den Sarg zur Gruft begleitet, hat ihn zerstört. ...

*

Man schreibt das Jahr Eintausendvierhundertundachtundsiebzig ... Im Morgenglanz des Frühlings schlummert die Welt. An den Blüten tropft die Feuchtigkeit des Himmels. Zwischen Wasserrosen schwimmen weiße Schwäne ... Über Türme, Zinnen, Brücken, Saaten und Weiher gleitet der Sonne Schein und lockt verheißend in ungewisse Ferne.
Im Palaste Medici herrscht Betäubung wilder Feste. Aber draußen vor den Toren stehen Verschwörer und Mörder. Kalter Dolch züngelt aus purpurnem Gewande. Vom Dome klingen die Glocken und rufen zum Dienst des Herrn. Unter Brunellescos Riesenkuppel erschallt tausendstimmiger Jubelgesang. Da klingt hell und fein das silberne Glöcklein am Altare. ...
Der Priester ... hebt ... den Kelch!
Die Medici und alles Volk beugen sich tief. Da fahren die Schwerter der Verschwörer Giuliano di Medici tief in die Brust, und ein roter Blutstrahl färbt den Marmorboden.

*

Eintönig klang von der Dorfkapelle die kleine Glocke und rief zur Marienandacht. Da schrak Pater Benediktus jäh aus seinen Träumen empor und schlug hastig das Buch zu.
Drüben im Refektorium versammelten sich die Ordensleute. Noch schmerzdurchbebt und verwirrt vom wehen Traum verließ der Mönch seine Zelle, eilte den Kreuzgang entlang und schloß sich den Brüdern an mit dem Gruße: Memento Mori!

*

Digitized by Google

Die neueste französische Romanliteratur

Von Dr. H. van de Mark

DIE überwältigende Zahl von Romanen, die in letzter Zeit in Frankreich erschienen sind, stellt uns vor die zwingende Forderung, knapp zu sein und unsere Aufmerksamkeit unter Ausschaltung alles Nebensächlichen auf einige bedeutendere Werke zu konzentrieren, die im Brennpunkte der jüngsten französischen Romanliteratur stehen.

Claude Anet genießt vielfach den Namen eines verdienstvollen Essaysten, eines mit scharfem „psycho-analytischem" Blick begabten Bühnenschriftstellers und packenden Romanciers: für mich war die Lektüre seiner Romane immer eine langweilige Pönitenz. „*La Fin d'un Monde*" verstärkt diese Auffassung noch. Die überraschenden Ausgrabungen im Stromgebiet der Dordogne haben ihn verleitet, sich an eine prähistorisch-romantische Rekonstruktion des Lebens und Geistes der Urmenschen des antidiluvialen Zeitalters zu wagen, deren Wandmalereien und Bildhauerarbeiten wir jetzt noch in den Grotten von Eyzies bewundern können. Sein Versuch endete in der langweiligen Geschichte eines aussterbenden Stammes, dem durch das Opfer des alten Stammeshauptes, das in dem Bären der Grotten inkarniert ist, neue Lebenskräfte eingeflößt werden sollen. Beschwörungen böser Geister, rituelle Weihungen, Jagdszenen, Zauberkünste und allerlei Hokuspokus bilden den wesentlichen Inhalt. Wo dieser nicht modernmystisch gefärbt ist, zeigt er eine auffallende Übereinstimmung mit bekannten Indianer- und Negerbräuchen. Die eingestreuten Federzeichnungen sollen Authentizität vortäuschen. Die Fachgelehrten werden mit den Achseln zucken, und für das große Publikum ist zu wenig Spannung da.

André Thérive, der „Vaugelas du 20e siècle", analysiert nicht nur Bücher, sondern auch Menschen. Seine Kritiken wie seine Romane haben lebhaften Beifall gefunden. „*La Revanche*" zeigt vielleicht allzusehr die Symmetrie der beiden Teile. Vorzüglich gelungen ist die scharfe Kritik an der selbstsüchtigen Frömmigkeit der Provinzbourgeoisie um 1890: der uneheliche Sohn wird nicht in die Familie aufgenommen, obschon der Vater im Sterben liegt, um doch ja nicht die Familie ins Gerede zu bringen. Dem Tartuffe-Ehepaar gegenüber steht der Vertriebene, der uneheliche Sohn, der Rache geschworen hat und nach Jahren mit beiden Händen zugreifen könnte, aber darauf verzichtet, weil reine Liebe ihn entwaffnet. Es ist kein weichliches Buch. Thérive schreibt scharfe, grausame Sätze, welche schonungslos die Verhältnisse beim rechten Namen nennen. In der Wahl des Gegenstandes ist er ein Schüler von Balzac, in der technischen Durchführung (Milieu, Dialog, selbstgewollte Kürze) erinnert er mehr an Stendhal.

Der geschickten Reklame eines genialen Verlegers hat *Louis Hémon* zum großen Teil seine Berühmtheit zu danken. Auch der Erfolg von „*Battling Malone*" steht noch im Zeichen von „*Marie Chapdelaine*". Dieser Sportroman wurde 1910 in London geschrieben, als Carpentier dort seine ersten Triumphe feierte. Er gilt als der erste und einer der besten seiner Art wegen der plastischen Beschreibung und lebendigen Spannung und der leisen Ironie, welche zeitweise darin aufleuchtet. Um die Darstellung etwas saftiger zu machen, ist noch eine mondäne Dame herbeigezogen, die mit dem allzu einfältigen und leichtgläubigen Pat ein grausames Spiel treibt; als er ihr zu lästig wird, schießt sie ihn nieder wie einen tollen

Digitized by Google

Hund. Daß ein Mann wie Henry de Montherlant für diese „Boxeridylle" schwärmt, ist begreiflich. Feiner fühlenden Menschen jedoch ist es ein roher, tierischer Sport, der hier so überschwenglich verherrlicht wird.

„Bilbilis", Roman des Priesters *Pierre Lhande, S. J.*, ist eine phantasievolle Lobrede auf die Basken. Die ganze Welt liegt in den Klauen des Bolschewismus: die Basken allein bleiben der Kirche treu. Der Papst findet bei ihnen einen Zufluchtsort. Der Untergang der Welt naht. Ein Komet ist in Sicht, der die Erde versengen wird. Ein Mönch und ein Großindustrieller suchen ihr Volk, die Basken, zu retten und machen die geräumigen Grotten des Berges Aya bewohnbar. Dann beginnt der große Auszug. Um den sterbenden Leib zu retten, laufen gewaltige Scharen Sturm gegen die massiven Pforten des unterirdischen Reiches — vergeblich, die ganze Menschheit kommt um in der Feuersglut. Nachdem die Erde wieder abgekühlt ist, schauen die Grottenbewohner die großen Veränderungen, welche auf dieses Weltchaos gefolgt sind: ein Meer, das sich in der Grotte befand, ist ausgetrocknet und zeigt eine neue Stadt, das Bilbilis der alten baskischen Legenden, den Ausgangspunkt der neuen Menschheit, wo nur ein Volk, eine Sprache und ein Glaube sein wird. Der an spannender Handlung nicht arme Roman weist auf Vorbilder wie Benson, Wells und Danrit, enthält aber auch interessante folkloristische Einzelheiten sowie eine herrliche Paraphrase des „Dies irae".

Der jüngste Roman von *Henry Bordeaux*: *„Les Jeux dangereux"*, ist eine Auswirkung von Nietzsches Lehre: „Der wahrhaftige Mensch verlangt nach zwei Dingen: der Gefahr und dem Spiel. Darum verlangt er nach der Frau, dem gefährlichsten Spielzeug." Die Geschichte spielt in einem Kreise von sportsfreudigen Engländern aus der „selected society". Zu den gefährlichen Spielen gehören Ski, Bobsleigh und Tobbogan, aber auch der ... Flirt. In dem Badeort weilt eine junge Französin, Claire de Meur, die alle Touristen entzückt. Alle Heiratsgesuche schlägt sie ab: sie erwartet ihren geliebten Lord Musgrave, der schon verheiratet ist. Rechtzeitig bleibt dieser noch am Rande des Abgrundes stehen und hört auf mit seinem gefährlichen Spiel. Claire wird daraufhin Heiratsvermittlerin zwischen der ehrlichen Dianah Powlys und ihrem eigenen Anbeter, dem Skikönig Gerald Steele. Bordeaux scheint hier mit dem schönen Geschlechte und dem liebenswürdigen, geistvollen, aber oberflächlichen Publikum der mondänen Badeorte kokettieren zu wollen. Von dem hohen sittlichen Ernst seiner früheren Werke ist wenig zu bemerken. Man möchte wünschen, daß er immer dessen eingedenk bliebe, was er einst an Paul Bourget schrieb: „Il me semble que si quelque lien rattache mes romans les uns aux autres, ce lien serait le sens de la famille." Sprache und Komposition deuten auf flüchtige Arbeit, die vielen englischen Zitate klingen recht anmaßend. Mir scheint, daß es mit Bordeaux seit „Le Fantôme de la rue Michel Ange" bergab geht, worauf noch kein erneuter Aufstieg gefolgt ist.

Erwähnt sei von ihm noch eine Sammlung *„Contes"*. *„Le Chemin de Roselande"* ist in einer fließenden, klaren und anspruchslosen Sprache geschrieben. Der Inhalt ist meist recht unwichtig, aber fein und anmutig erzählt. Es sind größtenteils Kriegsskizzen, in denen Erinnerungen aus der aktiven Militärzeit des Verfassers aufleuchten.

Die Akademie Goncourt, die „la hardiesse et le talent" ermutigen will, hat 1925 *„Raboliot"* von *Maurice Genevoix* preisgekrönt. Mit einer farbenschillernden Sprachkunst und tiefschürfenden Analyse und Motivierung der dramatischen Entwicklung wird hier die tragische Geschichte eines Wilddiebes aus dem wald-

Digitized by Google

reichen Landstriche Dordogne erzählt. Von der ersten Seite an vermutet man schon die finstertrübe Lösung des unversöhnlichen Hasses zwischen dem Gendarmen und dem „Braco". Manches erinnert an den dunklen Pessimismus von Henrik Ibsen. Raboliot kann nicht mehr zurück und muß den Streit durchkämpfen bis zum bitteren Ende. Es ist einer der besten Provinzromane der letzten Jahre. Dieses Genre, worin die Franzosen Meister sind, ist eigentlich eine besondere Schattierung von innerlicher Rührung und warmfarbiger Wiedergabe von Land und Leuten. Einige Szenen, wie die Jagd mit dem Lichtschirm und die Verfolgung und Einschließung der Wilddiebe, sind mit plastischer Kraft gemalt. In seinem Stil hält sich Gènevoix an die flüssige, frische Ausdrucksweise der Realistiker von 1885.

Jean Giraudoux hat sich bisher in einer kleinen Welt bewegt, einer Welt aus Seidenspitzen, hauchzarten, duftenden Blumen, bevölkert mit ätherischen flatternden Jungfern, auf der Suche nach ebensolchen schemenhaften Gemahlen. In *„Bella"* hat er die Tür zur weiten, wahren Welt schüchtern aufgetan. Sein Gang ist freier und natürlicher geworden. Auf Komposition und fortschreitende Handlung legt er mehr Gewicht, und seine endlosen, an Ferngesichten reichen Wanderungen hat er bedeutend verkürzt. Mittelpunkt ist die Feindschaft von zwei Ministerfamilien in Frankreich nach dem Kriege: Dubardeau und Rebandart. Der letztere hat das Heft in Händen und lauert auf den Untergang des anderen. Das intime Einverständnis seiner Schwiegertochter Bella mit Dubardeau junior macht einen Strich durch die Rechnung. Sie verbrennt das belastende Dokument, und weil sie ihr Unvermögen einsieht, beide Familien zu versöhnen, öffnet sie sich die Pulsadern und stirbt. Sehr viel Sorgfalt ist auf die bis ins einzelne gezeichneten Charaktere verwendet. Fontranges, der Vater Bellas, bei dem die Liebe für seinen Sohn zur Manie wird — ein ungewöhnliches Romanmotiv —, Crapuce, der Typus eines modernen Freigelassenen, und der Jude Moise sind unvergeßliche Gestalten. Das Buch zeigt würzigen Humor und geistvolle Ironie, die öfters in scharfen Sarkasmus übergeht. Die Sprache ist ausgezeichnet durch überraschende Neubildungen und stark persönliche Bilder.

„La Pierre d'Horeb", die jüngste Leistung von *George Duhamel*, ist nicht viel mehr als ein gewöhnlicher Klischeeroman über „la femme" und nochmals „la femme". Ein Pariser Student der Medizin zerfasert sein Liebesleben mit einer koketten Breitspurigkeit. Französische Kritiker haben Duhamel „le plus russe de nos romanciers" genannt; um diesen Titel wahrzumachen, wird ein ganzes Durcheinander von russischen Nihilisten gezeichnet. Wenn nur nicht allzuviel Selbstbiographie dahintersteckt! Duhamel ist nämlich auch Arzt; der Romanheld ist keineswegs ein braver „Kasperl". Die einzige Person, die Beachtung verdient, ist Huc, mit dem Beinamen „Le Biel"; wiederholt besteigt er die Kanzel mit seiner Ermahnung „il faut être chaste", einer Ermahnung, die wenig nützt und die lesbische Ungebundenheit des Buches nicht aufhebt. So bleibt es ein Rätsel, warum André Thérive George Duhamel zum stärksten und begabtesten zeitgenössischen Schriftsteller Frankreichs stempeln kann.

„Le Coin des Cyprès" von *Edmond Jaloux* ist eine reizend einfache, geistvolle Novelle ohne bedeutenden Inhalt: on revient toujours à ses premiers amours. Die Erzählung beginnt und schließt in einem Gartenwinkel, wo vier Zypressen stehen. Laurence und ihr Jugendfreund Mario haben die bitteren Enttäuschungen des Lebens gekostet und nichts übrigbehalten als ein schmachtendes Heimweh

Digitized by Google

nach der entschwundenen Jugend. Gut gelungen ist die Figur Burgondin; er ist ein Muster eines provenzalischen Prahlers. Alles in allem macht „Le Coin des Cyprès" neben anderen Arbeiten desselben Verfassers doch einen ärmlichen Eindruck.

Marie Bashkirtseff ist eine russische Malerin, die 1880 zu Paris starb und von Gladstone, Theuriet und Barrès übermäßig bewundert wurde. Unter dem Lockttitel „*Confessions*" veröffentlichte Pierre Borel Tagebuchnotizen aus ihren letzten Monaten. Es ist eine genaue Abrechnung über alle möglichen alltäglichen Dinge: Begegnungen, Toilette, Einkäufe, Besuche usw. Vor der Schönheit ihres Leibes liegt sie bewundernd auf den Knien. Man sieht nicht ein, warum nach 45 Jahren noch soviel Aufhebens von ihr gemacht wird.

Jacques des Gachons, bekannt durch seine feinsinnigen Kinderbücher, hat ein herrliches Werk geschrieben über das goldene Jahrhundert der französischen Geschichte: „*Gens de France du labeur*". Er wählte dafür einen großen Schriftsteller: La Bruyère, einen großen Bischof: Franz von Sales, einen großen Staatsmann: Colbert, einen großen Baumeister: Le Nôtre, und einen großen Maler: Poussin. Von allen beschrieb er einen ideellen Tag mit einer straffen Synthese ihres Wesens und ihrer Lebenshaltung. Bei jedem tritt die charakteristische Hauptlinie stark hervor: bei La Bruyère die feine Wahrnehmung, bei Colbert die aufreibende Geschäftigkeit und unerschütterliche Unbeugsamkeit, bei Franz von Sales gütige Einfalt und offene Zartheit. Als Schlußstein dient ein Triptychon, das Lenz, Sommer und Herbst von Poussin darstellt.

Von *Paul Bourget*, dessen Werke in mehr als einer Million Exemplaren verbreitet sind, erschien in neuer Auflage „*L'envers du décor*". Diese um 1910 bis 1911 geschriebenen Novellen lassen einen tiefen Blick tun hinter die Fassaden hoher Herrenhäuser, wo auch nicht alles Gold ist, was glänzt. Die Bourget so liebe These, daß alles Unrecht gerächt wird und jede Strafe abgebüßt werden muß, bildet auch in dieser Novellistik voll brennenden Leides und tragischen Wehes den moralischen Unterton. Die französische Literatur kennt viele Romanschriftsteller, die ihm als Wortkünstler weit überlegen sind; aber niemand ist sich so sehr seiner sittlichen Verantwortung gegenüber der Gesellschaft bewußt als der Verfasser des „Le Demon du Midi".

„*La fin d'un monde.*" Von *Claude Anet*. Bernard Grasset, Paris 6. 19. Aufl. 1926. 274 S. Brosch. 9 fr.

„*La Revanche.*" Von *André Thérive*. Bernard Grasset, Paris 6. 1925. 212 S. Brosch 7.50 fr.

„*Battling Malone.*" Von *Louis Hémon*. Bernard Grasset, Paris 6. 23. Aufl. 1925. XVI. 268 S. Brosch. 9 fr.

„*Bilbilis.*" Von *Pierre Lhande*. Plon-Nourrit & Cie. Paris 6. 14. Aufl. 1926. 241 S. Brosch. 9 fr.

„*Les jeux dangereux.*" Von *Henry Bordeaux*. Plon-Nourrit & Cie., Paris 6. 1926. II—286 S. Brosch. 9 fr.

„*Le chemin de Roselande.*" Von *Henry Bordeaux*. Illustriert von Roger Broders. Alferd Mame, Tours 1926. 281 S. Geb. 5,85 fr.

„*Raboliot.*" Von *Maurice Genevoix*. Bernard Grasset, Paris 6. 8o. Aufl 1926. 349 S. Brosch. 10 fr.

„*Bella.*" Von *Jean Giraudoux*. Bernard Grasset, Paris 6. 1926. 236 S. Brosch. 10 fr.

„*La Pierre d'Horeb.*" Von *Georges Duhamel*. Mercure de France, Paris 6. 1926. 283 S. Brosch. 9 fr.

„*Georges Duhamel.*" Von *André Thérive*. Vald. Rasmussen, Paris 6. 1926. 64 S. Brosch. 2,50 fr.

„*Le Coin des Cyprès.*" Von *Edmond Jaloux*. La Nouvelle Revue Critique, Paris 7. 1925. 162 S. Brosch. 6 fr.

Digitized by Google

„*Confessions.*" Von *Marie Bashkirtseff.* Bloud & Gay, Paris 6. 1926. Les Cahiers Féminins. 169 S. Brosch. 7,50 fr.
„*Gens de France du labeur.*" Von *Jacques des Gachons.* Illustriert von Maximilien. Vox en L. Bertault. Beaux Livres, Paris 8 1925. 155 S. Brosch. 27,50, geb. 37,50 fr.
„*L'envers du décor.*" Von *Paul Bourget.* Plon-Nourrit & Cie., Paris 6. 1926. 238 S. Brosch. 3 fr.

*

Der Prophet

Vom Durst des Geistes übermannt
Hin schleppt ich mich in finstrer Wüste,
Wo mich an eines Kreuzwegs Rand
Ein Seraph mit sechs Flügeln grüßte,

Mit seinen Fingern, leicht wie Traum,
Berührt' er meine Lider kaum:
Es brach der Seheraugen Decke
Wie bei der Adlerin im Schrecke.

An mein Gehör sein Finger drang
Und innen dröhnte Lärm und Klang:
Und ich vernahm des Himmels Beben
Und himmelhoch der Engel Flug
Und tief des Meergetieres Zug
Und in dem Tal den Wuchs der Reben.

Jetzt fand er meiner Lippen Ort
Und riß die sündige Zunge fort,
Die müßigredende und schlechte,
Und mit der weisen Schlange Zahn,
Hinein dem starren Mund getan,
Beschenkte mich die blutige Rechte.

Und mir zerschnitt die Brust sein Schwert,
Er nahm das Herz, das zuckend schnelle,
Und schob der Kohle Feuerherd
In meine Brust an seine Stelle.

Und wie ein Leichnam lag ich da,
Als Gottes Ruf an mich geschah:

„Ersteh, Prophet, schau und erkenne,
Empfange Meines Willens Erz,
Such Meer und Länder und verbrenne
Mit deinem Wort der Menschen Herz."

Alexander Puschkin
Deutsch von Henry von Heiseler

Digitized by Google

Dichtung und Leben

auf der Gralwarte. Von Friedrich Markmann

IN der inhaltreichen, mit großer Klugheit redigierten „*Westdeutschen Arbeiterzeitung*" wird die Zahl der allein im Jahre 1925 unter den deutschen Kindern verbreiteten Schundheftchen auf *zwei Milliarden* angegeben. Es wird die Frage erhoben, wie die riesige Verbreitung dieser jugendvergiftenden Literatur zu erklären sei. Die Antwort darauf lautet: „Es sind kapitalkräftige Personen oder Unternehmungen, welche auf diesem Wege eine höchst einträgliche Anlagemöglichkeit für ihr Kapital suchen und finden. Das Schundkapital, geleitet vom Mammonismus und Dividendenhunger, ist die tiefste Ursache des volksverderbenden Schundschriftenelends." Wir weisen auf diese Tatsache hin, um auch dem Naivsten ein Beispiel dafür zu geben, welch zersetzende Kräfte ununterbrochen an der Arbeit sind, um unser Volk seelisch und körperlich zu vernichten. Bekanntlich mühen sich einsichtige Menschen, den Kampf gegen dieses Schundkapital durch Reichsgesetze zu unterstützen. Weniger bekannt dürfte es sein, daß ein Großteil unserer Presse und unserer Parteien gegen solch ein Gesetz im Namen der Pressefreiheit und anderer ebenso verlogener Titel protestiert. Wie auf diesem einen Gebiete, so beobachten wir es heute auf einer Reihe von anderen: idealer Reformsinn rafft sich auf zur Tat, aber sofort ist ein Rudel Wölfe mobil, um über die Kühnen herzufallen. Derartiges wird nicht allein durch das Kapital als solches erklärt, sondern vielmehr durch die Verbindung von gewissen geheimen und sogar dämonischen Mächten mit ihm. Sie arbeiten in der Stille, treten nach außen mit der größten Harmlosigkeit hervor und führen nicht selten die Zauberworte von Fortschritt, Humanität und Neuem Europa in ihren Fahnen. Was sie aber hinter all der Musik, all den Volksbelustigungen und hinter allen möglichen schillernden Reformen in Wirklichkeit tun, das ist Mord, hundert- und tausendfacher Mord an der Nation. Man macht sich nicht leicht einen Begriff, der umfassend und ernst genug wäre, von dem Ringen um die deutsche Seele, das heftiger denn je entbrannt ist. Zu viele Gebildete gibt es noch, die sorglos an den bedenklichsten Erscheinungen unseres Kulturlebens vorübergehen, ohne auch nur eine Ahnung von der Seuche zu haben, die alles zu vergiften droht. Sie gleichen dem Bürger, der die Häuser einer Stadt, weil sie noch die alte Front mit den gleichen Gardinen, Blumen und Schaufenstern zur Straße kehren, für genau so gut und fest ansieht, wie sie vor einem Jahrzehnt vielleicht noch waren, während doch ein kurzes Gespräch mit dem Hausbesitzer ihn darüber aufklären könnte, daß der Häuserverfall fast allenthalben ein geradezu erschreckender ist. Ja, wie es einmal früher im „Gral" hieß, es ist ein Totenwurm im Mark der deutschen Eiche. Während die Stürme von außen, im Falle der Baum noch gesund wäre, ihn gewiß nicht entwurzeln, sondern eher nur noch kräftigen würden, frißt diese Krankheit von innen an ihm mit grauenhafter, fast unhörbarer Geschäftigkeit. Immer neue Stimmen rufen bei uns nach Siedlung, und ich weiß nicht, nach welchen Mitteln, um der Not der Arbeitslosen und der Wohnungsnot zu steuern, aber diese Leute wissen nicht, daß es nach fünf Jahren bei der rapiden Abnahme unserer Bevölkerung ein Siedlungsproblem wahrscheinlich gar nicht mehr geben wird, und daß man nach zehn Jahren leergewordene Wohnungen feilbieten wird, wie man es heute

Digitized by Google

mit so manchem Schloß früherer Dynastien tut. Um das zu sehen und zu sagen, braucht man gar nicht Statistiker großen Stils zu sein. Man zähle einfach die Zahl der Kinder in den Schulen und stelle ein paar schlichte Vergleiche an, und schon wird man an den Totenwurm denken und etwas spüren wie eisiges Entsetzen. Ganz gewiß wäre die Masse der Gutgesinnten in unserem Volk noch heute zu allen Opfern bereit. Sie ist der Meinung, es komme schließlich alles Unglück nur aus den Verhältnissen und es werde alles besser mit diesen Verhältnissen, und es müsse eigentlich alles mehr oder weniger von selbst kommen. Sie übersehen die Grundtatsache, daß in diesen Verhältnissen Geister wirksam sind, und daß der Geist, der zwei Milliarden Schundhefte pro Jahr unter unsere Kinder wirft, sich doch nicht begnügen wird nur mit diesem einen Geschäft.

Wer einen Einblick gewinnen will in das System der verborgenen Kräfte, die zum Aufbau oder zum Untergang in Europa wirksam sind, der greife zu dem umfangreichen Roman *„Politeia"* von *Friedrich Fürst Wrede*. Trotz einzelner künstlerisch ergreifender Szenen und Bilder, trotz auch einer wohlgepflegten, an klassischen Mustern geschulten Sprache möchten wir in dem Roman das Künstlerische an die zweite Stelle setzen, weil es eigentlich nur dazu dient, einen hochbedeutsamen Gegenstand in reizvoller Weise darzubieten. In den Schicksalen einiger während des Weltkrieges in Salzburg weilenden Familien spiegelt sich der Gang der Ereignisse. Ein ununterbrochener Dialog der in ihren Ansichten vielfach verschiedenen Sprecher geht den tieferen Ursachen des äußerlichen Geschehens nach und breitet, immer unterstützt durch Reflexe der unmittelbaren Wirklichkeit, die wichtigsten Staatstheorien aller Zeiten vor uns aus. Von einem sicheren Instinkt für das Gesunde und für das Deutsche geleitet, weiß der Verfasser mit dem edlen Schmerz über das Verhängnis der Gegenwart doch die hohe Freude an den Idealen und an dem Heldentum deutscher Art in uns zu wecken. Vor allem hebt sich für den, der auch in den höheren geistigen Gebieten sich leichter bewegt, nach und nach das alte Österreich mit seinem Kaiser und mit seiner glorreichen Vergangenheit in eine verklärte Schau empor, noch nicht ganz dichterische Gestalt geworden, aber doch groß, silhouettenhaft, mystisch-geheimnisvoll, wie hinter Schleiern immerfort gegenwärtig. Es wäre dieser Roman so recht ein Buch für unsere Gebildeten, für Lehrer, Akademiker, Publizisten, Politiker und die vor allem, deren Beruf es ist, im staatlichen Bereich tätig zu sein. Der Verfasser hält sich ganz im Empirisch-Greifbaren, läßt aber doch zum Schluß den Zweifel offen, ob sich denn hierin das Wissen um den Staat erschöpfe. Ganz gewiß tut es das nicht, denn dort, wo die fernsten Horizonte für unser sinnenhaftes und natürliches Auge verglimmen und verschwimmen, da hört die Welt nicht auf, und da öffnen sich erst die noch viel größeren Schauplätze, von denen aus individuelles und staatliches Wirken seinen tiefsten Sinn erhält.

Es mag merkwürdig erscheinen, wenn wir in diesem Zusammenhange auf *„Das Siegel"* (Ein Jahrbuch katholischen Lebens) hinweisen, in dem vor allem *Dr. Alphons Adams, Thomas Michels, O. S. B.*, und *Gottfried Hasenkamp* zu Wort kommen. Es soll hier nicht eingegangen werden etwa auf die Aufsätze „Nation und Kirche" oder „Die Heiligung des Lebens durch die kultisch-sakramentale Ordnung", auch nicht auf die Übertragung von Hymnen und Reden der christlichen Frühzeit, macht doch schon die Übersetzung jener Rede über den hl. Thomas von Aquin als Apostel unserer Zeit, die bei der Gedächtnisfeier der Heiligsprechung von dem Franzosen Maritain gehalten und in der „Revue des Jeunes"

Digitized by Google

zu Paris veröffentlicht wurde, dieses Jahrbuch kostbar. Neben diesem Juwel einer geistvollen, vornehmen, kristallklaren und doch innerlich wundersam beschwingten Beredsamkeit treten die übrigen Aufsätze des Buches an Bedeutung zurück, trotzdem auch in ihnen, von mancher überspitzten Formulierung abgesehen, edelstes Gut verarbeitet wurde. Mit den Hymnen von Hasenkamp kann ich mich allerdings nicht recht befreunden. Gegenüber seinen früheren sind sie gewiß von einer erquickenden Einfachheit, scheinen mir auch durchaus geistesverwandt so manchen ähnlichen Formungen im Hymnenschatz der Kirche, lassen aber manches, was dort beim Vorwiegen der Formelemente in der lateinischen Sprache nicht weiter auffällt und einfach hingenommen wird, im deutschen Sprachgewand als nicht recht entsprechend erscheinen. Wir heften unsere Schau mehr auf das Bild und vertragen nicht seinen allzuhäufigen Wechsel. So stört mich etwa in der folgenden Strophe die Verbindung von Held und Gärtner, die auch weiterhin das Gedicht zerreißt:

„Der Held erstand, die Krone flammt'
Urgolden um des Königs Haupt.
Sein Antlitz leuchtet mild und klar.
Er geht als Gärtner durch sein Land."

Auch hat die Sprache manchmal etwas von humanistisch Geziertem, so in der Strophe:

„Wie heilig ist und schreckensvoll
Der ersten Liebe Zornesrat,
Daß sie als fruchtreich sich erkiest
Den Fels der Herzenshärtigkeit."

Es ist bewundernswert, wie Gottfried Hasenkamp mit dem, was er innerlich fühlt und schaut, ringt, um es in diamantharte und zugleich doch ganz individuell getriebene Form zu bringen. Ich glaube aber, daß diese kurzen Strophen nicht das rechte Gefäß für seinen Genius sind. Er braucht vielleicht den Schwung einer längeren Zeile. Die weitere Entwicklung wird es zeigen.

Wenn wir das „Siegel" hier erwähnen, dann geschieht es aus einem bestimmten Zusammenhang heraus. Der „Gral" und diese liturgische Poesie haben sicher etwas Verwandtes. Es liegt dies nicht so sehr im Ausdruck selber, als vielmehr in einer ganz besonderen Schätzung der übernatürlichen Geheimnisse des Christentums in ihrer zentralen Bedeutung nicht nur für die Religion, sondern für das gesamte Kulturleben. Es ist zweifellos richtig, daß der Mensch immer nur schaffen kann nach seinem eigenen Bilde und er insofern das Maß aller Dinge ist. Aber es ist auch richtig, daß dieser Mensch in der Heilsordnung mit Christus, dem neuen Adam, verbunden ist wie die Rebe mit dem Weinstock. Der heilige Saft von diesem Weinstock muß in allen Adern einer christlichen Kultur sichtbar werden, denn es ist ihr kostbarstes Blut. Wir sind vielfach gewöhnt, diesen nur im Glauben erfaßbaren Zusammenhang praktisch wenig zu betonen und nur das rein Menschliche zu betrachten. Das führt letzten Endes zu grausamen Verwirrungen, indem ein und dieselbe Sache sich ganz verschieden ausnimmt, je nach der Wurzel, mit der sie verbunden wird. Die großen Worte von Menschenverbrüderung, von einer neuen Gesellschaftsordnung und was es auch immer sei, gleichen Gefäßen, die auf irgendeinem Altar stehen müssen. Indem sie heute doch unterschiedslos behandelt werden, kann es wohl sein, daß hier der Katholik gelegentlich einen Gottesdienst in einer ihm gänzlich wesensfremden Gemeinde mitmacht, weil er über der Form

Digitized by Google

der Symbole den Charakter ihres eigentlichen Inhalts übersieht. Insofern der Kreis, der hinter dem „Siegel" steht, das nun zum zweitenmal in seiner vornehmen Ausstattung und in seiner ganz edlen Art seine Gemeinde beglückt, mit soviel Wissen und Liebe an jener Formwelt arbeitet, die das Mysterium wirksam in Kunst und Leben stellt, darf man ihn ruhig zu dem Bedeutsamsten und Fruchtbarsten rechnen, was heute auf dem Gebiet geistiger Erneuerung besteht.

„*Politeia.*" Ein Roman. Von *Friedrich Fürst Wrede.* Verlag Ernst Hofmann & Co., Darmstadt und Leipzig 1925. 825 S. 8°.

„*Das Siegel.*" Ein Jahrbuch katholischen Lebens 1926. Verlag Joseph Kösel & Friedrich Pustet, K.-G., München. 115 S. Oktav.

*

Wie groß die Sehnsucht der Menschheit nach den heiligen Quellen allen Lebens ist, das sehen wir vor allem in dem immer steigenden Interesse für mystische und halbmystische Dinge. Bekannt ist der Erfolg, den *Rudolf Otto* mit seinem Buch über das Heilige allenthalben gehabt hat. Die große Gabe des Verfassers, sozusagen eine ganz neue Tastatur zu schaffen, auf der das Geheimnisvolle in allen Tonhöhen und Klangfarben mit erneutem Zauber zum menschlichen Gemüte spricht, dürfte viel zu diesem Erfolge beigetragen haben. Allerdings hat die ernste Forschung, insbesondere die geniale Arbeit des P. Schmidt, S. V. D. (Herausgeber des „Anthropos"), den wissenschaftlich gemeinten Aufstellungen Rudolf Ottos den Boden entzogen. Nun legt der schon berühmt gewordene Verfasser ein neues Buch vor: „*West-Östliche Mystik*". Es wird darin der Deutsche Ekkehard neben den Inder Sankara gestellt und Gleichheit und Verschiedenheit zwischen beiden erörtert. Um ein solches Buch beurteilen zu können, müßte man die indische Mystik im einzelnen kennen. Ein Gewährsmann, auf den ich mich in diesem Falle verlassen muß — seine ausführliche Besprechung wird an anderer Stelle erscheinen —, äußert sich dahin, daß Rudolf Otto leider selbst kein Mystiker ist und darum kaum imstande, Erlebnissen gerecht zu werden, die man doch irgendwie selber erfahren haben müßte. Ferner ist er nicht damit einverstanden, daß der Begriff Mystik, wie es für ein wissenschaftliches Buch unbedingt nicht genügt, so sehr im Unbestimmten bleibt und überhaupt zu weit gefaßt wird. Fichte, Schopenhauer, Schleiermacher, Kant, Fries, Luther usw. können nicht als Mystiker angesprochen werden. Auch ist nicht einzusehen, was Otto mit seiner Einteilung in Seelen- und Gottesmystik will, anstatt die alte Gebrauchsweise von rein menschlicher, göttlicher und dämonischer Mystik festzuhalten. Vor allem aber ist ein fundamentaler Unterschied zwischen christlicher und indischer Mystik nicht gesehen worden, geht doch der Christ zwar von dem einen, aber doch dreipersönlichen Gott als Urgrund aus, während beim Inder im besten Falle von einer Einpersönlichkeit Gottes gesprochen werden kann. Wenn darum zwei Mystiker dasselbe sagen, kann es doch etwas ganz Verschiedenes bedeuten. Dabei braucht nicht verkannt zu werden, daß in Ottos Buch viel Forscherfleiß steckt und viel ehrliches Ringen um eine Tiefe, die ihm leider versagt blieb, wie sie denn überhaupt zu dem gehört, was man wohl als Geschenk empfangen, sich aber doch nicht mit eigenem Willen allein erzwingen kann.

War das Interesse für *Böhme* hauptsächlich durch *Dr. Paul Hankamers* tief eindringendes Buch: Jakob Böhme, „Gestalt und Gestaltung", stark erregt worden, so wird es weiter gefördert durch des gleichen Verfassers „*Böhme-Lesebuch*". Eine kurze Einführung faßt das Wesentliche des großen Werkes zusammen, und dann folgen von Kennerblick ausgewählte Stellen. Zwar ist die Lektüre nicht

Digitized by Google

leicht, aber wir wissen, daß es sich der Mühe lohnt, in den Bild- und Gedankenkreis eines eigentümlichen Genies einzudringen, aus dem so viele große Deutsche Licht und Kraft empfangen haben. Einer von ihnen ist *Franz von Baader*, „ einer der tiefsten Denker der deutschen Nation, der Philosoph der Romantik". Da eine alte, 15 Bände umfassende Gesamtausgabe seit Jahrzehnten vergriffen ist und nur sehr schwer zugänglich, hat *Othmar Spann* nunmehr in seiner Sammlung *„Die Herdflamme"* Franz von Baaders Schriften zur Gesellschaftsphilosophie durch *Johannes Sauter* neu herausgeben lassen. Dankenswerterweise ist diesen Schriften nicht nur ein Lebensbild des Philosophen, sondern auch eine kundige Wegleitung durch sein System beigegeben worden. Franz von Baader gehört zu jenen bahnbrechenden Romantikern, die um 1800 herum ihren Feldzug gegen die seichte geschichtsfeindliche Aufklärung organisierten. Gemeinsam mit Görres und Sailer wirkte er weit ins Land von der Universität München her, nicht bloß ein Mann voll ungeheuerlichen Wissens, sondern zugleich auch eine magisch wirkende Persönlichkeit, die selbst Freunde wie Schelling und Hegel in ihren Bann zu ziehen wußte. Joseph von Görres charakterisiert seine Geistesart so: „Er hat einmal eine Schrift geschrieben, ‚Der Blitz, der Vater des Lichts', und hat darin seinen und all seines Spekulierens innersten Geist ausgesprochen. Das Licht muß auch in ihm die Vaterschaft des Blitzes anerkennen; denn er ist ein eigentliches elektrisches Blitzgenie; aus seinem geistig-physischen Prozesse entwickelt sich in ihm dies Blitzen und in dem jenes zuckende, durchdringende, hell aufleuchtende, brillante Licht, und das schlagende Wort; weit umher wird die Umgegend erhellt von diesem Feuer; dann wird es wieder dunkel, und der nächste bricht vielleicht eine halbe Meile vom vorigen aus." Wir haben im „Gral" mehrfach von dem Russen Solowieff gesprochen. Seine Gedankenwelt deckt sich gegenständlich fast ganz mit der Franz von Baaders, nur daß beim Russen schon alles systematischer geworden ist, während sich die blitzartig aufleuchtende Energie mehr in ein stilles Feuer und eine sanfte Glut verwandelt hat. Gerade für die überall frisch voranarbeitende Soziologie, die nicht nur eine Fachwissenschaft ist, sondern zugleich auch ein sich auf allen Kulturgebieten auswirkender Geist, ist Baader so wichtig wie seine ganze Lebensaufgabe, die sein Biograph in die Worte faßt: „Sein Kampf um eine christliche Wissenschaft und Philosophie, um eine christliche Welt- und Lebensgestaltung, eine christliche Politik und Gesellschaftsordnung: hierin liegt Baaders persönlichstes und eigentlichstes Lebenswerk." Daß ein solcher Feuergeist, der bis in sein hohes Alter hinein Auge in Auge mit den sublimsten Geheimnissen rang, nicht immer frei blieb von gnostischen Überheblichkeiten, die immer zu einer neuen Rationalisierung der Geheimnisse führen, wie etwa bei Hegel, ist wohl verständlich, wirkt sich aber in seiner praktischen Gesellschaftsphilosophie weniger aus.

Mit inniger Freude begrüßen wir die von *Nikolaus Heller* in einem wundervoll mit alten Holzschnitten geschmückten Bande herausgegebenen *„Deutschen Schriften"* des liebwerten Mystikers Heinrich Seuse. Ein besseres Volksbuch konnte uns in diesem Augenblicke nicht geschenkt werden. Man lese nur ein paar Kapitel in dem schönsten und tiefsinnigsten aller Seuse-Bücher, nämlich in dem Büchlein der ewigen Weisheit, und man wird es sofort innewerden, wie unendlich überlegen, wie klar, kraftvoll und trostreich in all ihren Dunkelheiten katholische Mystik ist. Sie hat uns bei Seuse um so mehr zu sagen, weil ihre Ausdrucksweise sich bei diesem Dichter auf das innigste mit dem Geiste der deutschen Sprache und dem Empfinden des deutschen Gemütes verbunden hat, denn: „Seuse ist eine Dichter-

Digitized by Google

seele. Er sieht die Wunder der Welt und die Wunder des Seele mit den Augen des Dichters und weiß ihre Herrlichkeiten mit dem bestrickenden Liebreiz seiner Sprache, mit dem musikalischen Klang seiner Diktion wiederzugeben. Es bleibt sein Ruhm, der Lyriker unter den deutschen Mystikern, der Minnesänger in Prosa, der letzte mittelhochdeutsche Dichter zu sein. Durch die sinnliche Glut im Ausdrucke seines Gedankengutes und in der Wiedergabe seines tiefsten Erlebens wird Seuse für immer ein ästhetisch imposanter Vermittler der mystischen Denkweise bleiben. Seine Werke bedeuten einen Höhepunkt der deutschen Prosa im Mittelalter. Es gebührt ihnen ein Ehrenplatz in der deutschen Nationalliteratur."

Beachtenswert ist bei der Entwicklung der mystischen Gefühle in unseren Tagen, daß sie eine Verbindung anstreben mit dem Kultischen. Ein Beispiel möge das veranschaulichen. Es hat *Gotthilf Schenkel* soeben ein Propagandabuch für die *Freimaurerei* veröffentlicht, mit dem wir uns hier im einzelnen nicht auseinandersetzen können. Zuviel wäre zu bemerken zu dem Bestreben des Verfassers, die höheren Grade jenes Ordens mit einfacher Geste beiseitezuschieben. Auch mit dem vielumstrittenen Dokument der Weisen von Sion macht er es sich gar leicht. Es gibt schon Leute, die darüber noch ein wenig mehr wissen, mögen sie auch immerhin ihr Wissen für sich behalten. Auch der Gegensatz von Freimaurerei und Katholizismus wird zuviel vertuscht, wie denn leider — darin sieht Fritz Fuchs im „Hochland" zu optimistisch — wohl noch eine erkleckliche Zahl von Katholiken insgeheim zu den Maurern gehören dürfte. Uns interessiert hier nur das eine, was vielleicht nicht einmal so schlagend aus dem Buch von Schenkel hervorgeht, daß nämlich einerseits die Loge nur verstanden werden kann von allerlei Mysterien her, und daß andererseits eine Verfestigung dieser Mysterien im Kultischen dort angestrebt wird. Schenkel nennt die Freimauerei, der sehr viele protestantische Geistliche angehören, geradezu eine kultische Ersatzkirche des Protestantismus. Kultus und Mysterium, beides auf autonomer Grundlage, das ist der Kern der Freimaurerei, die in diesem Betracht ihre Struktur in überraschender Weise jener Kirche nachgebildet hat, die Kultus und Mysterium im Dienste der Gottesidee und also der Heteronomie vereint. Nirgends stehen sich Gottmensch und Menschengott symbolkräftiger gegenüber als in diesen beiden Erscheinungen, der katholischen Kirche und der Loge. Nirgendwo offenbart sich die große Lüge des Antichristen so bestrickend wie eben bei diesen Maurern, die das im letzten Grunde offensichtlich Diabolische in die kultische Form des Göttlichen kleiden. Von dieser Gegenüberstellung aus betrachte man aufmerksam den Gang der gegenwärtigen Ereignisse und Strömungen. Der kluge Geist, der uralte Feind des Menschengeschlechts, hat wieder einmal begonnen, mit der reinsten Sehnsucht des Menschenherzens, mit der nach seinem Gotte, sein grausames Spiel zu treiben. Mehr als 50 Millionen Theosophen, Antrophosophen und Liebhaber des Okkulten dürfte es heute geben. Wir stehen mitten darin und haben die größte Pflicht jeglicher Generation der Menschheit zu erfüllen, das wahre Mysterium und den echten heiligen Kelch unversehrt weiterzutragen, um möglichst viel Sehnsucht mit seinem göttlichen Inhalt zu erquicken.

„West-Östliche Mystik." Vergleich und Unterscheidung zur Wesensdeutung. Von *Rudolf Otto*. L. Klotz, Gotha. 8°. 397 S. Geh. 9 Mk., geb. 12 Mk.

„Jakob-Böhme-Lesebuch." Herausgegeben von *Dr. Paul Hankamer*. Berlin 1925. Verlag des Bühnenvolksbundes. 206 S. Geb. 7,50 Mk. Gr.-8°.

Digitized by Google

„*Die Herdflamme.*" *Franz von Baaders* Schriften zur Gesellschaftsphilosophie. Herausgegeben, eingeleitet und erläutert von Johannes Sauter. Herausgegeben von Othmar Spann. Verlag von Gustav Fischer, Jena 1925. 940 S. 8°. Brosch. 18 Mk., geb. 20 Mk.

„*Des Mystikers Heinrich Seuse, O. Pr., Deutsche Schriften.*" Vollständige Ausgabe auf Grund der Handschriften. Eingeleitet, übertragen und erläutert von *Nikolaus Heller*. Mit 15 Bildern und einer Kunstbeilage. Verlagsanstalt vorm G. J. Manz in Regensburg 1926. kl. 4°. LXXIII, 478 S. Brosch. 16 Mk., in effektvollem Originalhalbleinenband 20 Mk.

„*Die Freimaurerei im Lichte der Religions- und Kirchengeschichte.*" Von *Gotthilf Schenkel*. Leopold Klotz, Gotha 1926. VIII u. 188 S. 8°. Geb. 4 Mk.

*

Das reich ausgestattete, in jahrelanger Bemühung gereifte Werk „*Das Naturgefühl*" von *Adolf Biese* könnte man eine kleine Weltliteratur für sich nennen, insofern uns darin an anschaulichen Beispielen vor Augen geführt wird, wie sich das Naturgefühl in der Dichtung der verschiedensten Völker, von den ältesten Zeiten angefangen bis in die neuesten, dichterisch geäußert hat. Da fast in aller Dichtung die Natur eine entscheidende Rolle spielt, so ergab sich als selbstverständliche Folge, daß ein gewaltiger Bruchteil von ihr, und vielleicht der wertvollste, in die Darstellung einbezogen wurde. Dabei geht Alfred Biese immer vom Subjekt aus, indem er sich alles in allem damit begnügt, die verschiedene Haltung, die etwa das Heidentum und das mit großem Verständnis behandelte Christentum der Natur entgegengebracht hat, und die er mit hingebender Einfühlungskraft nachzuerleben sucht, schildert und klärt. Das ist objektiv und in bedeutendem Sinne tolerant, läßt eine aber doch gewisse Ergänzung vermissen. Es wäre nämlich höchst wertvoll gewesen, die Ansätze, die auf die objektive Seite des Naturgefühls, die Natur selber, gehen, weiter auszuführen. Suchte Goethe in der Natur bis zur Idee vorzustoßen, so haben die Alten, etwa St. Bonaventura im Itinerarium mentis, noch ganz anders als er den Geist in der Natur geschaut, die gestufte Ordnung, die Gottesebenbildlichkeit. Es wäre damit ein Maßstab gegeben, das Naturgefühl selbst objektiv zu werten, und das wäre um so wichtiger gewesen, als wir heute vor einer Naturschwärmerei, die nicht selten in Rousseauscher Verschwommenheit bleibt und weniger die Natur erhebt als das Geistige im Gefühl begräbt, entschieden warnen müssen. Aber auch so bietet das schöne Buch noch viel Belehrung und echten Genuß.

„*Das Naturgefühl im Wandel der Zeiten.*" Von *Alfred Biese*. Mit 30 Tafeln. Quelle & Meyer, Leipzig 1926. 272 S. 8°. In Leinen geb. 12 Mk.

*

Von *Kliutschewskijs „Geschichte Rußlands"* ist der zweite Band erschienen. Dieses Werk ist ähnlich wie Burckhards „Kultur der Renaissance in Italien" mehr als bloße Geschichte, da es auch in Sprache, Form und Beseeltheit mancher Kapitel den Meister verrät. Es kommt dieser Arbeit mehr als fachliche und geradezu europäische Bedeutung zu, weil es die erste und wohl auch einzige geschichtliche Darstellung ist, die uns mit dem Werden des russischen Geistes bekannt macht. Erst wer dieses Buch gelesen hat, wird sich ein Urteil bilden können auch über das neuere Rußland, seine politischen Verhältnisse nicht nur, sondern auch seine kulturellen und literarischen. Mit Recht sagt der Übersetzer, der sich seiner Aufgabe mit solchem Geschick entledigt hat, daß man ein originales deutsches Buch vor Augen zu haben glaubt, und dazu noch eines, das in hervorragendem Deutsch geschrieben ist: „Das russische Rätsel reckt sich vor der übrigen Welt so furchtbar groß empor — gleichviel ob drohend oder glückverheißend —, daß es bei der ästhetisierenden Betrachtung oder praktischen Inangriffnahme der

Digitized by Google

nächstliegenden wirtschaftlichen oder politischen Aufgaben nicht sein Bewenden haben darf. Es gilt, mit ernstem Willen an die Lösung heranzutreten. Diese Lösung aber verlangt eindringendes und sich einfügendes Studium nicht der Gegenwart allein, welche wirr und in mancher Richtung noch fast unzulänglich ist, sondern auch der Vergangenheit des russischen Volkes." Daß die Form von Vorlesungen beibehalten wurde, gibt dem schönen Werke einen besonderen Reiz.
Ein ganz allgemeines kulturelles Interesse lenkt auch uns auf das Werk „*Kirche und Kultur im Mittelalter*" von *Gustav Schnürer*. Neben dem Drang unseres Zeitalters, das metaphysische Wesen der Welt immer tiefer zu erfassen, bemerken wir überall auch verstärktes geschichtliches Suchen nach den Ursprüngen europäischer Kultur. Wer Abendland oder Europa sagt, kann selbstverständlich nicht dabei bleiben, nur das Europa der letzten hundert oder auch fünfhundert Jahre gelten zu lassen. Es war darum auch ganz entsprechend, daß der objektive und außerordentlich kenntnisreiche Verfasser die Idee des Abendlandes gleich von vornherein zur zentralen seiner Darstellung machte. Da unsere deutsche Geschichte in gewaltiger Dramatik den Kampf um die höchsten Ideen, wie sie je in der Form von Staat und Kirche gestaltet worden sind, vorführt, so liest man diese Arbeit, obwohl ihr besondere Reize der Darstellung im einzelnen kaum mitgegeben wurden, doch mit größter Spannung. Man begrüßt es sogar angesichts der wilden Geschichtskonstruktionen, wie sie seit Spengler besonders in Mode gekommen sind, daß hier nüchterne Sachlichkeit sichere Fundamente schafft. Es wird eine Ehrenpflicht des deutschen Katholizismus sein, dieses Werk, das sich den Arbeiten von Jansen, Michael, Grupp und Pastor würdig an die Seite stellt, nach Kräften zu verbreiten. Der dritte Band wird für 1927 versprochen.
Wie sehr Gustav Schnürer mit seinem Werk einem Zeitempfinden entgegenkommt, zeigt das ungefähr gleichzeitige Erscheinen einer Arbeit des rühmlichst bekannten *Johannes Haller*, die in prächtiger Ausstattung das altdeutsche Kaisertum behandelt. Besonders interessant daran ist nicht etwa nur die große Objektivität, die man früher an Protestanten wohl vermißte, sondern die ganz neuartige Beleuchtung der Politik jener deutschen Kaiser, die wohl Sinn hatten für das Ideal eines großen abendländischen Reiches, die aber doch dieses Ideal nur verwirklichten vom Boden einer kerndeutschen, nüchternen Realpolitik aus. Die weitverbreiteten Vorurteile, als sei deutsches Blut sinnlos römischen Machtansprüchen geopfert worden, und was dergleichen mehr ist, fallen hier in sich zusammen. Seinen Vorteil, die Darstellung zu beleben durch schöne Gruppierung und Persönlichkeiten, wie Otto den Großen und Barbarossa, bei denen es sich in der Tat lohnt, ein Charakterbild zu entwerfen, hat der Verfasser in glücklichster Weise ausgenutzt.
Möge uns der Sinn für Geschichte und für Natur der großen Gefahr gegenüber sichern, die der modernen Geistigkeit von einer übertriebenen und irregeleiteten Sucht nach dem Mystischen und dem Unbegreiflichen droht.

„*Geschichte Rußlands.*" Von *W. Kliutschewskij*. 2. Band. In Verbindung mit Prof. Dr. Fr. Braun übersetzt von Reinhold von Walter. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Obelisk-Verlag, Berlin 1925. 432 S. Gr.-8°. In Ganzleinen 12 Mk.
„*Kirche und Kultur im Mittelalter.*" Von *Gustav Schnürer*. 2. Band. Ferdinand Schöningh, Paderborn. Gr.-8°. 561 S. Geb. 13 Mk.
„*Das altdeutsche Kaisertum.*" Von *Johannes Haller*. Union Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. Gr.-8°. 290 S.

*

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm Weber als Dichter seiner Zeit

Von P. Benitius Menke, O.F.M.

Einleitung

DIE Harfe des Dichters ist vielstimmig wie das Leben, das in all seinen tausendfach differenzierten Schwingungen auf ihr widertönt. Aber sie überdauert das Leben. Sie klingt auch dann noch, wenn ihr Träger schon längst in der dunklen Kammer des Todes ruht.

So ist es bei Friedrich Wilhelm Weber, dem liederfrohen Dichter der Roten Erde. Schon dreißig Jahre schläft er unter Friedhofslinden. Seine Lieder aber leben weiter im Herzen des katholischen Volkes. Und nicht nur des katholischen! Weit darüber hinaus haben sie Freunde gefunden, wie ja jede wahre Kunst, die in flüchtigen Menschenschicksalen ewige Ideen formt, dem ganzen Volke angehört.

Uns ist Friedrich Wilhelm Weber besonders teuer. Er war ja ein Kind unserer näheren Heimat, deren Lob in seinen Liedern so voll und freudig widertönt. Und er war der Dichter von Dreizehnlinden, dem Hohenlied des Glaubens und des Rechts, an dem sich in den leid- und notvollen Jahren des Kulturkampfes die deutschen Katholiken wieder in Siegeszuversicht aufrichteten. Darum sei ihm auch in diesen Blättern ein dankbares Gedenken geweiht.

Webers Bedeutung entsprechend, liegt schon eine umfangreiche Literatur über ihn vor. Das schönste Denkmal hat ihm Prof. Dr. Julius Schwering, der dem Dichter noch durch persönliche freundschaftliche Beziehungen verbunden war, in seiner Weber-Biographie gesetzt. Die vorliegende Untersuchung will Weber in besonderer Weise als Dichter seiner Zeit zeichnen, mit der ihn als Mensch, Arzt und Parlamentarier tausend lebendige Bande verknüpften. Die ganze Zeit ringt in ihm nach dichterischer Formung und Gestaltung. Er lebt sie nicht nur, er erlebt sie auch und bildet sie. Aus seiner Zeitverbundenheit wächst oder färbt sich sein Schaffen; aus dem lebendigen Kontakt mit ihr hat er der Zeit etwas zu sagen. Wir sehen da den Dichter in ganz neuem Lichte und stoßen zugleich auf manche überraschende Parallele zu den bewegenden und gestaltenden Kräften, die die Signatur unserer Kriegs- und Nachkriegsjahre bestimmen. Auch das gewaltige Ringen, das sich im Kulturkampfe zwischen Staat und Kirche abspielte, erblicken wir mit den Augen des Dichters in neuer Beleuchtung.

Fräulein Elisabeth Weber, die Tochter des Dichters und zugleich die intimste Vertraute seines Wesens und seiner Dichtung, stellte dem Verfasser in liebenswürdiger Weise noch ungedrucktes wertvolles Material für diese Arbeit zur Verfügung. Ihr sei auch an dieser Stelle Dank gesagt.

Der junge Weber

Als Friedrich Wilhelm Weber am ersten Weihnachtstage des Jahres 1813 im kleinen westfälischen Dorfe Alhausen, das in einem stillen Winkel des Eggegebirges liegt, geboren wurde, ging unter dem Siegesdonner und Siegesjubel der Befreiungskriege eine große, bewegte Zeit ihrem Ende entgegen. Um die Jahrhundertwende hatte sich in Deutschland ein geistiges Leben und Streben von

Digitized by Google

einer Intensität und Spannweite entwickelt, wie es ohne Beispiel in der deutschen Geschichte ist. Stärkste geistige und nationale Kräfte hatten sich entfaltet. Als mächtigster Faktor hatte die vom neu auflebenden Humanismus befruchtete philosophisch-dichterische Bewegung das geistige Leben der Zeit bestimmt. Die Befreiungskriege aber wurden dem deutschen Volke nach den schweren Jahren tiefster Knechtschaft und Erniedrigung zum nationalen Erlebnis und gaben ihm den Glauben an sich selbst und an seine Zukunft zurück. Die große Zeit drang aber nicht mehr unmittelbar in das Bewußtsein unseres Dichters. Nur in jenen Stunden trat sie mit ihrer Not und ihrem endlichen Siege lebendig vor ihn hin, in denen sein Vater, ein aufrechter, national denkender deutscher Mann, von dem ersten Koalitionskrieg und namentlich von den Schlachten bei Valmy und Kaiserslautern erzählte, die er als preußischer Soldat mitgemacht hatte.

In Alhausen verbrachte „Friedel" das Idyll seiner Kindheit. Hier wuchs er unberührt vom großen Weltgeschehen und von jeder überfeinerten und entnervenden Zivilisation auf. Die freie Natur und das Elternhaus mit seinem religiösen Sinn und seiner schlichten, echt deutschen Art war der fruchtbare Boden, in dem er Wurzel schlug und den Grund zu seiner einheitlich geschlossenen, von ungesunden Problemen — der Verfallserscheinung einer überfeinerten Kultur — unberührten Dichterpersönlichkeit legte.

Von Bedeutung für seine Entwicklung und vor allem für sein dichterisches Werden war die Tatsache, daß alte, große deutsche Vergangenheit schon in seine frühe Jugend hineinragte und in seiner heimatlichen Umgebung lebendig zu ihm sprach. Da war die nahe Iburg, auf der die von Karl dem Großen gestürzte Irminsul gestanden. Hinter der Iburg aber dehnte sich der Teutoburger Wald, der ihm von den Taten Hermanns erzählte und immer aufs neue seine jugendliche Phantasie mit stolzen Bildern sagenumwobener Vergangenheit erfüllte. Auch das alte Kloster Corvey lag in der Nähe, wo einstmals stille Mönche als die ersten Kulturträger Deutschlands wirkten und Licht und Sonne in die germanischen Urwälder und in die germanischen Herzen brachten. Diese Früh- und Blütezeit deutschen Wesens und deutscher Geschichte erfüllte ihn weit mehr als die großen Tage der Befreiungskriege, die unmittelbar hinter ihm lagen.

Die Entwicklung des jungen Weber während seiner humanistischen Studien in Paderborn vollzog sich in derselben Linie, wie sie in Alhausen begonnen hatte. Die Erziehung war „halb mönchisch, halb militärisch". Sie hat mit ihrem Zwang dem Gymnasiasten nicht geschadet. Sie entsprach der eigenen Vorbildung, entsprach auch ganz dem ernsten Charakter der alten Bischofsstadt mit ihren ehrwürdigen Traditionen, in denen sich so manche Erinnerung an große deutsche Vorzeit bis auf unsere Tage erhalten hat. Diese Vorzeit wurde, zumal beim Studium der Geschichte, immer wieder vor seinem sehenden Auge lebendig.

Im August 1853 bestand Weber mit gutem Erfolg die Reifeprüfung. Nun stand er vor der Berufswahl. Im Kampf zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen Brotstudium und dichterischer Neigung entschied er sich unter dem Druck der Verhältnisse für das Studium der Medizin. Seine Neigung aber galt ganz dem Studium der deutschen Literatur und Altertumskunde. Diesem Studium ist er sein ganzes Leben treu geblieben. In ihm hat er sich in den trübsten Tagen deutscher Geschichte immer wieder innerlich aufgerichtet und auf eine bessere Zukunft gehofft. In ihm hat er dann noch im Herbst des Lebens die Bausteine zusammengetragen zu seinem herrlichen Westfalenepos.

Digitized by Google

Die Studienjahre in Greifswald und in Breslau umgaben ihn mit dem Schimmer echter Studentenromantik, der seinen hellen Schein auch weit ins kommende Leben warf und ihn immer wieder hinwegschreiten ließ über die dunklen Schatten, die aus der Enge seiner wirtschaftlichen Verhältnisse hervorwuchsen. Was in diesen Jahren seine Brust erfüllte, zeigt uns ein im Gefühl noch sehr unklares und in der Form schwaches Gedicht „Nachklang", in dem er von dem Zitherspiele singt, das in seiner jungen Seele widertönt. Fünf Saiten hat die Zither. Die eine gilt den Wäldern, in denen er geboren, eine andere hat die süße Wehmut einsamer Stunden gestimmt, eine dritte spricht von seinen Freunden, die vierte ahnt die Liebe, deren goldner Klang ihn schon in seinem tiefsten Leben trifft. Über allem aber steht das Vaterland:

„Die erste Saite, stark und heilig,
Erklang dem deutschen Vaterland,
Es hat so schmerzlich mich gerufen,
Es hat so dringend mich gemahnt."

Als Student nahm Weber bald bewußter und selbständiger Stellung zu seiner Zeit und zu den Zeitereignissen. Die Grundtendenzen, die aus dem bunten Gewirre der Meinungen und Ideen jener Tage überragend in die Erscheinung traten und am tiefsten und lebendigsten die Volksseele bewegten, waren die Ideen der Freiheit, der sozialen Gerechtigkeit und der nationalen Einheit. Die Ideen der Freiheit und sozialen Gerechtigkeit wurden nicht erst von der Französischen Revolution geboren. Sie waren von jeher in mehr oder weniger starker Ausprägung treibende Kräfte im Leben der einzelnen Menschen wie ganzer Volksgemeinschaften. Das zeigen die revolutionären Bewegungen aller Zeiten, angefangen vom Sklavenaufstand des Spartakus bis auf die Bauernkriege und die düsteren Novembertage 1918. Die Französische Revolution aber hatte diesen Ideen neue Nahrung gegeben, hatte sie in den Mittelpunkt des europäischen Volksbewußtseins gerückt, hatte bewirkt, daß sie unter dem steigenden Druck des politischen und wirtschaftlichen Absolutismus unser deutsches Volk so stark bewegten, wie kaum je zuvor.

Auch das neue Evangelium der Zeit, der philosophische Idealismus, der die klassische Formel des in der Reformation grundgelegten religiösen Subjektivismus und die alleinige Denknorm der führenden Geister wurde, wirkte stark auf die gesamte Ideologie der Zeit und ihre tiefsten Tendenzen. Der Idealismus gab letzteren, vom einzelnen Subjekt ausgehend, vor allem die so notwendige wissenschaftliche Fundamentierung, die zwar als solche kaum ins Zeitbewußtsein trat, aber doch von nicht zu unterschätzender Bedeutung war.

Die Idee der nationalen Einheit wurde durch die Romantik befruchtet sowie durch die starke nationale Strömung, welche das deutsche Volk in den großen Tagen der Befreiungskriege mit sich fortriß und zum Siege und zur Befreiung von der Fremdherrschaft führte. Das aber wurde Deutschlands tragisches Geschick, daß die deutschen Fürsten gerade in der Hochspannung geistigen und nationalen Denkens und Erlebens mit Blindheit geschlagen waren, die Zeichen der Zeit nicht verstanden und aus der Enge ihrer feudalen, egozentrischen Kreise nicht den Weg zum Volke fanden.

Am tiefsten und lebendigsten war die deutsche akademische Jugend von den Ideen der Zeit erfüllt, und vor allem jene Studenten, die sich in den Burschenschaften zusammengeschlossen hatten. Sie waren im Herzen deutsch und wollten

Digitized by Google

nur dem Vaterlande und dem Volke dienen — doch nicht im Sinne und im Solde des reaktionären Regimes, dessen Schatten sich so düster lähmend über das ganze deutsche Volk legten.
Aber es war für die Studenten eine böse Zeit. Überall witterten die deutschen Duodezfürsten Auflehnung und Umsturz. Die Karlsbader Beschlüsse (1809) unterstellten die Universitäten einer strengen Aufsicht, verboten die Burschenschaften und setzten in Mainz ein Untersuchungsgericht für demagogische Umtriebe ein. Im Jahre 1824 wurden diese Beschlüsse noch verschärft. Es begann eine traurige „Demagogenverfolgung". Die deutsche Studentenschaft wurde besonders hart nach dem Frankfurter Aufstand (1833) getroffen, der den Bundesrat zu sprengen suchte und einen gewaltsamen Umsturz herbeiführen wollte. Bald füllten sich die Gefängnisse und Festungen mit Studenten, die als Staatsverbrecher gebrandmarkt und schwer bestraft wurden. Allein in dem Jahre, wo der junge Weber zur Universität nach Greifswald zog, wurden über tausend dieser jugendlichen „Staatsverbrecher" zur Festungshaft verurteilt.
Auch unsern Dichter, der in die Greifswalder Landsmannschaft „Pommerania" eingetreten war, traf das Geschick, allerdings nicht so hart wie so viele seiner Kommilitonen. Das Untersuchungsgericht leitete wegen des Verdachtes, sich einer landsmannschaftlichen Verbindung angeschlossen zu haben, eine Untersuchung gegen ihn ein und entzog ihm zur Strafe den Freitisch. Kein Wunder, daß er sich gegen diese Verhältnisse innerlich aufbäumte und in seinen Liedern wie sein verehrter Meister Ludwig Uhland nach Recht und Freiheit rief. Im Gedanken an das Freiheitsidyll, von dem das ganze Volk träumte, und das sich in Amerika zu verwirklichen schien, schrieb er (1834) in hoffnungsloser Stimmung die Worte:

„Auf unsern Feldern brütet Nacht,
Dort scheint die Sonne noch,
Dort ist die Freiheit aufgewacht,
Hier drückt das Sklavenjoch."

Schon hier kommt der schwermütig ernste Zug zum Ausdruck, der ein Grundcharakter seiner Dichtung und seines Wesens ist. Weber hat persönlich unter dieser Veranlagung gelitten, und wir müssen auf sie hinweisen, wenn wir so manches düstere Bild, das er später malte, verstehen wollen. In einem noch ungedruckten Gedichte sagt er dazu:

„O schöner ist's, im kühlen Buchenschatten
Den Blütentraum des Lenzes mitzuträumen,
Als unter herbstlich nackten Friedhofbäumen
Die letzte Hoffnung weinend zu bestatten.
O schöner ist es, mit den Wandervögeln
Weit in die offne Welt hinauszusegeln,
Und schöner ist's, ein holdes Weib zu minnen,
Und schöner ist's, des Weines Glut zu schlürfen,
Als in des Wissens finsterm Schacht zu schürfen
Nach Schätzen, die wie Gold im Traum zerrinnen,
Als einsam brütend über Kraut und Knochen
Und Folianten, grau und wurmzerstochen,
Des Lebens düstern Rätseln nachzusinnen.
— Verschieden wie der Menschen Angesichter
Ist auch der Menschen Sinn, ihr strengen Richter.
Daß mir ein dunkler ward — wer darf mir zürnen?
O seid gerecht, entwölkt die finstern Stirnen,
Das kranke Lied verzeiht dem kranken Dichter "

Digitized by Google

Doch gar so dunkel und resigniert, wie sich hier der Dichter selber zeichnet, ist sein Sinn und seine Muse nicht. Wohl hat sich seine Stammeseigenart ins sinnend Schwermütige vertieft, aber es lebt in ihm auch die gesunde, urwüchsige Kraft des Niedersachsen. Sein trotziges Freiheitsgefühl lehnt sich auf gegen den Zwang des Tages und der reaktionären Regierung. Er gedenkt der Zeit, wo Hermann im Walde zu Teutoburg die Römer schlug, und wo nach der Schlacht wieder Herthas goldener Wagen durchs freie deutsche Land rollte, der großen Zeit, aus der nichts geblieben zu sein scheint als Berg und Tal und die freie knorrige Eiche, die Sturm und Wetter überdauerte und als Symbol in die trübe Gegenwart hineinragt. Es erfaßt ihn ein starker Zorn über die feigen Knechte, „die vor gekröntem Fleische die blöde Stirne bücken", über die „bleichen Sklaven", die nicht den Mut finden zur befreienden Tat, und er ruft nach einem neuen Hermann, nach einem deutschen Rütli und nach einem deutschen Tell:

„Zu Teutoburg im Walde, da liegt manch stilles Tal
Mit ernsten Buchenschatten und finsterm Heldenmal,
In seinen Hallen dämmert manch alter heil'ger Hain;
So sollt' denn unter allen kein deutsches Rütli sein?

Es streift so mancher Schütze all um des Waldes Rand
Mit klarem Adlerauge und eisenfester Hand;
Sie wissen wohl zu treffen den Aar im Waldesgrund;
So wäre unter allen kein kühner Tell zur Stund'?

Wohlauf, ihr edlen Herzen, hier soll das Rütli sein,
Hier haltet wie die Väter den Rat im Vollmondschein!
Wohlauf, ihr kühnen Telle, das alte Rohr ans Licht!
Wohlauf zum frohen Jagen, an Geßlern fehlt es nicht!"

Am 4. Oktober 1838 erlangte Weber an der medizinischen Fakultät zu Greifswald die Doktorwürde. Im folgenden Jahre brachte er in Berlin seine Studien zum Abschluß. Mit seiner wissenschaftlichen Ausbildung und Ertüchtigung hielt seine innere Entwicklung gleichen Schritt. Der Zwang der Arbeit und die Not des Lebens, die oft so hart an ihn herantraten, hatten ihn gereift und innerlich gefestigt. Nun stand er vor einer neuen Epoche seines Lebens. Bevor er ihre Schwelle überschritt, führte ihn ein glückliches Geschick erst noch einmal aus der Enge seiner nordischen Heimat in eine weitere, größere Welt, in der ihm ganz aufs neue Sinn und Herz aufgingen und sich sein geistiger Horizont erweiterte. Auf einer Südlandsreise kam er über Dresden und Wien nach Venedig, Rom und Neapel. Ein Bad der Wiedergeburt ist ihm der Aufenthalt in Italien aber nicht geworden, wie sein Biograph schreibt. Dieses wird leicht durch die Tatsache verständlich, daß Italien dasselbe traurige Bild nationaler und rechtlicher Unsicherheit bot wie die eigene Heimat und daß auch über dem Lande der deutschen Sehnsucht eine sturmkündende, gewitterschwangere Schwüle lagerte.

Stärkere Eindrücke erhielt unser Dichter von Frankreich, namentlich von Paris. In seinen Reiseskizzen heißt es darüber: „Großartig ist die Vendômesäule auf der Place de Vendôme, oben darauf Napoleon. Wir haben sie bestiegen. Hat man sich in ihrem ungeheuren, über Erwarten weiten Bauche auf der ehernen Wendeltreppe mühsam hinaufgewunden und steht oben auf der Plattform der Säule und sieht über seinem Haupte den goldenen auffliegenden Freiheitsgenius, der seine Ketten zerrissen hat, und zu seinen Füßen die ungeheure Weltstadt, so gehen einem Dinge durch den Kopf, von denen man in Deutschland keine Ahnung

Digitized by Google

hat. Und doch, ihr Franzosen — seid ihr glücklicher als wir, weil ihr freier seid? — Von der Revolution überall keine Spur. Schämen sich die Franzosen derselben?" Sein Rückfahrt führte ihn über Köln. Staunend sah er die grandiosen Ruinen des Kölner Domes, „restauriert mit Sinn und Verstand, wie es nur die Preußen können". Diese Worte zeigen, daß Weber preußische Tatkraft und preußische Gründlichkeit wohl zu schätzen wußte.

Am 7. Juni 1840 kam Friedrich Wilhelm IV., der Romantiker auf dem Königsthrone, zur Herrschaft. Seine ersten Regierungstaten und oratorisch glänzenden Reden sowie die Amnestie für alle politischen Verbrecher erfüllten das ganze Volk mit großer Befriedigung und Hoffnung. Der König hielt aber nicht, was er versprochen, und die hohen Erwartungen des Volkes blieben unerfüllt. Um so bitterer wirkte das Gefühl abermaliger Enttäuschung. Die Folge war eine verstärkte Opposition.

Immer gewaltiger wuchs nun die Erregung. Immer ungestümer drängten die Zündstoffe der Zeit auf Entspannung und Entladung. Die mächtigsten Einwirkungen kamen vom Westen. Frankreich öffnete stets von neuem seine Revolutionskrater, die ihre zündenden Feuerbrände über ganz Europa spien. Besonders in Deutschland erschienen diese als das verheißungsvolle Morgenlicht einer neuen Zeit. Die Sturmvögel der neuen Bewegung waren schon lange hochgestiegen. Börne und Heine hatten in den Briefen aus Paris und in den Reisebildern die Saat des politischen Radikalismus gestreut, die üppig ins Kraut schoß. Die Ideen des Saint-Simonismus traten immer stärker hervor. Immer stärker wirkten sich auch die Sturmgedanken eines Anastasius Grün und Franz von Dingelstedt aus. Die mächtigste Wirkung aber erzielten Herwegh und Freiligrath mit ihren trotzigen Revolutionsgesängen und düster prächtigen Hymnen des Aufstandes.

Auch unserem Dichter Friedrich Wilhelm Weber sprühten feurige Funken vom Amboß. Tief brannte in seiner Seele die Schmach des Vaterlandes, das einst so groß und stark einer ganzen Welt geboten, und das sich jetzt in der Frage der schleswig-holsteinschen Erbfolge selbst gegen die Habgier und Drohung des kleinen Dänemark ohnmächtig zeigte, des Vaterlandes, von dem die Vorzeit als von dem gepriesenen Lande der Treue sang, und dessen Fürsten jetzt nicht einmal das durch deutsches Blut erkaufte Königswort Friedrich Wilhelms III. einlösten, der am 22. Mai 1815 dem Volke eine freiheitliche Verfassung versprochen hatte[1]. Entschlossen wandte er sich zur Opposition. Seine zornigsten Blitze lodern aus der „Nachtwolke", einem packenden Gedicht voll Mark und prophetischer Kraft, das an Freiligraths beste politische Lyrik erinnert, in seiner Form und inneren Haltung aber durch die Bibel stark beeinflußt ist. Ein Wehe ruft er den Richtern zu, die das Recht verkaufen, ein Wehe den Priestern, die der Reaktion dienen und den politischen Absolutismus stärken, ein Wehe den

[1] Friedrich Wilhelm III. hatte durch Kabinettsordre vom 22. Mai 1815 dem Volke eine landständische Verfassung versprochen. Das Versprechen wurde aber nicht eingelöst. Das deutsche Volk wurde auch um alle andern freiheitlichen und nationalen Rechte, die man ihm in der schweren Zeit der Befreiungskriege vor Augen stellte, betrogen. Selbst Prinz Wilhelm von Preußen, der spätere Kaiser Wilhelm I., mußte im Jahre 1824 gestehen: „Hätte die Nation 1813 gewußt, daß nach elf Jahren von einer damals zu erreichenden und wirklich erreichten Stufe des Glanzes, Ruhms und Ansehens nichts als die Erinnerung übrigbleiben würde, wer hätte damals wohl alles geopfert, solches Resultates halber?"

Digitized by Google

„— Fürsten, die mit Bürgerschädeln
Sich in des Nachruhms Tempel einzubaun,
Die mit dem Blut der Märtyrer, der edlen,
Den morschen Thron zu leimen sich getraun."

Und seine Anklage steigert sich zur prophetischen Schau. Ein Rächer wird kommen und grimmig jede Untat lohnen:

„Schon klirrt die Wage in der Hand des Richters,
Die Berglast deiner Frevel wägt er drauf.
Dein Tag ist nah! Denk an des flücht'gen Dichters
Prophetenwort. Er warnt: ‚Von unten auf!"

Mit den Worten „von unten auf" erinnert Weber an eine dichterische Vision Freiligraths: Der König von Preußen fährt auf einem prächtigen Rheindampfer und freut sich des deutschen Rheines und der stolzen burggekrönten Höhen, die ihn so herrlich umrahmen. Tief unter ihm aber an der Feuerung steht der Proletariermaschinist. Schiff und König sind in seine Hand gegeben. Er weiß es, und er überlegt bei sich, ob er nicht den Dampfer sprengen und ihn samt dem König im Rhein versenken soll. Aber der große Tag der Abrechnung ist noch nicht gekommen, und darum sagt er zum lodernden Feuer: „Heut', zornig' Element, noch nicht". Das in seiner lebendigen Gestaltung und vor allem in seinem grandiosen Kontrast so wirkungsvolle Gedicht zeigt uns, wie Schillers Ruf „In tyrannos" sich immer konkreter auswirkt und immer mehr zur Tat drängt.

Nicht nur die Revolutions- und Freiheitssänger des Vormärz haben diesen Ruf aufgegriffen und weitergetragen, auch bei jenen Dichtern, die abseits der großen Straße des Tages stillere Wege wandern, klingt er wider. Schon Hölderlin hatte das lebendige Gefühl von einer kommenden Neuordnung der Dinge. Unter dem Druck eigener Not und der Sorge des Lebens fühlte er das Herannahen der gesellschaftlichen Umgestaltung seiner Zeit. Er sprach dieses auch in seiner Tragödie Empedokles mit der Erklärung aus: „Schämt euch, daß ihr noch einen König wollt. — Dies ist die Zeit der Könige nicht mehr."

Auch Chamisso weist deutlich auf den Tag der Revolution und des Umsturzes hin. In einem lebensvollen Bilde (Ungewitter) sieht er, wie der alte König auf hoher Bergeszinne düster das düster umwölkte Land überschaut und voll Schrecken ausruft: „Das Ungewitter zieht herauf mit Sturmesgewalt." In dem Gedicht „An die Apostolischen" aber kündet er die kommende Zeit mit den Worten:

„Ihr werdet nicht die Zukunft unterschlagen.
Es ist ein eitel, ein vergeblich Wagen,
Zu greifen ins bewegte Rad der Zeit.
Der Morgen graut, verscheucht die Dunkelheit,
Und leuchtend stürzt hervor der Sonnenwagen."

Selbst der so sympathisch ruhige und aller Politik fernstehende Mörike ereifert sich über die Auswüchse der deutschen Kleinstaaterei und des Absolutismus. Das zeigt uns ein Schreiben vom August 1850, in dem er von dem Zorn und den Hammerschlägen des alten Arndt spricht und dazu bemerkt: „Er sagt nur, was ein jeder weiß und fühlt, und doch meint man, es müßte alle Welt aufrütteln und das ganze verruchte Schachbrett der Fürsten vom Tisch herabwerfen."

Der Unmut Webers bricht noch wuchtiger und temperamentvoller durch. Er weiß aber auch, wie es kocht und gärt im Volke. Er weiß, daß die Mächte, die so stark im Volke leben, sich nicht mehr zurückdämmen lassen, daß sie die vom blinden Absolutismus verschlossenen Tore von Freiheit und Gleichheit mit elementarer Gewalt aufbrechen werden, um durch sie über die bestehende Ordnung

Digitized by Google

hinweg in eine neue Zeit zu schreiten. In der „Nachtwolke" hören wir wieder seine prophetische Stimme:

„Horch! Unter deinen Türmen gärt das Feuer,
Nach Freiheit glüht es, die kein Bann mehr zähmt:
Du zitterst bis hinab ins Grundgemäuer,
Du wankst, du fällst, du bist verflucht, verfemt.

Die Zwingburg deiner Mächt'gen liegt zertrümmert,
Dein stolzer Dom zerschmettert und zerschellt,
Des blassen Mondes Leichenfackel schimmert
Auf deinen Schutt — Ruinen einer Welt."

Was hier der Dichter im Geiste geahnt und geschaut, ist Wahrheit geworden, volle Wahrheit allerdings erst in unseren Tagen, wo im traurigen Trümmerstürzen der Revolution die Kaiser- und Fürstenthrone brachen und uns die Ruinen einer versunkenen Welt umgeben. Noch nicht erfüllt aber hat sich sein Traum von einem neuen Völkerfrühling, von dem er singt:

„Doch wie nach Ragnarök aus Flut und Flammen
Verjüngt die Erd' in frischer Grüne schwebt:
Ein rein Geschlecht dann brüderlich beisammen
Nach alten Tafeln frommer Satzung lebt:
So wird aus deinem Staub zu neuem Lichte
Ein freies Volk erblühn, voll Tat und Macht." —

Die innere Gesinnung des Dichters in dieser bewegten Zeit kommt auch treffend in dem Gedicht „Laß meine Lilie blühn" zum Ausdruck. Das wenig bekannte Gedicht zeigt hohen Schwung und plastisches Leben. In seiner Form erinnert es an Herwegh, dessen Lieder zuerst auch zündend in Webers Seele fielen, von dem er sich aber später spottend abwandte, weil Herwegh sich nach all den starken Worten seiner Kampfgesänge in der Stunde der Gefahr selbst so schwächlich zeigte. Herwegh hatte sich nämlich als Führer einer Arbeiterschar an dem badisch-pfälzischen Aufstande beteiligt. Als das Abenteuer aber bei einem Zusammenstoß zu Kandern für ihn gefährlich zu werden drohte, suchte er das Weite, und zwar, wie man boshaft erzählte, unter dem Wagenverschlag, auf dem seine Frau saß. Webers Spott traf ihn in dem Gedicht „Ritter Georg". Mörike meinte mit Bezug auf die „Gedichte eines Lebendigen", die Herwegh herausgegeben hatte, ironisch: „Monsieur Herwegh scheint doch einen ganz erstaunlichen Wert auf das Prädikat ‚eines Lebendigen' zu legen."

Den Anlaß zu dem Gedicht „Laß meine Lilie blühn" gab ein persönliches Erlebnis. Ein starkes Gewitter hatte sich so unglücklich entladen, daß die Braut des Dichters beinahe vom Blitz erschlagen worden wäre. Daraufhin beschwor Weber die himmlischen Mächte mit den Worten:

„Am Himmelsantlitz zieht einher
Ein Zorngedanke schwarz und schwer,
Die ersten Blitze sprühn.
Die Erde zagt in dumpfer Qual:
Du heißer, grimmer Wetterstrahl,
Laß meine Lilie blühn!

Erprob' im Wald am Eichenschaft,
Erprob' am Felsen deine Kraft,
Er trotzt dir keck und kühn.
Schlag in des Meer's empörte Flut
Und bänd'ge seinen Übermut;
Laß meine Lilie blühn!

Digitized by Google

Wird doch der Ast von dir verschont,
Den eine Nachtigall bewohnt
Mit ihren Melodien.
Gehst gern des Klausners Siedelei
Und jedes niedere Dach vorbei:
Laß meine Lilie blühn!

Doch triff des Königs stolzes Schloß,
Er ist so kalt, so schonungslos,
Wortbrüchig, wild und kühn.
O schlag ihm, die er frech geraubt,
Die Krone schlag von seinem Haupt:
Laß meine Lilie blühn!"

Die letzte Strophe geht auf Napoleon III., der als Präsident durch Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 die Herrschaft an sich riß und sie, gestützt auf Polizei und Militärmacht, durch ein eisernes Regiment aufrechthielt.
In der folgenden Strophe seines Liedes denkt Weber an den Aufstand in Dresden vom 3. und 4. Mai 1849, wo sich die sächsischen Bürgerwehren erhoben und nach der Flucht des Königs und der Minister eine eigene provisorische Regierung bildeten, an der auch Richard Wagner teilnahm. Bald aber rückten preußische Truppen heran und schlugen den Aufstand blutig nieder. — Vor seinem Auge steht auch zugleich eine der gewaltigsten Katastrophen dieser wildbewegten Zeit: die Wiener Oktobertage 1848 und ihre Nachwirkungen. Der Kriegsminister Latour war von den aufgeregten Volksmassen auf empörende Weise ermordet worden. Die Truppen hatten sich ihnen angeschlossen, und Wien war in den Händen der Aufständischen. Aber schon bald wurde die Hauptstadt von Fürst Windischgrätz bezwungen und unter hartes Kriegsrecht gestellt. Es floß viel Blut in jenen Tagen. Unter den Opfern der Bewegung war auch Robert Blum, dessen unglückliches Ende Weber mit tiefster Teilnahme erfüllte. Freiligrath aber rief mit zornigem Schmerze:

„Wenn wir noch knien könnten,
Wir lägen auf den Knien;
Wenn wir noch beten könnten,
Wir beteten für Wien."

Auch das Herz unseres Dichters gehörte dem nach Freiheit verlangenden Wiener Volke, das für seine Empörung so furchtbar leiden mußte. Er singt in seinem Liede weiter:

„Die Frevlerrotte, die ihr Schwert
Mit schnödem Brudermord entehrt
In Dresden und in Wien:
Zermalme sie und mach' uns frei
Von Raub und Mord und Tyrannei:
Laß meine Lilie blühn!

Zerschmettre jedes Kerkertor,
Daß zu der Freiheit Licht empor
Die edlen Dulder ziehn.
O unsrer Ketten alte Pein!
Du liebst das Eisen: Schlag' hinein:
Laß meine Lilie blühn!

Und wenn, die wir mit Blut gesät,
Der Freiheit Saat in Ähren steht
Und wogt so frisch und grün:
O dann im goldnen Sonnenglanz
Die schönste Blum' im reichen Kranz:
Laß meine Lilie blühn!"

Digitized by Google

Die Freiheits- und Revolutionsbewegung schlug ihre Wellen auch in den stillen Kreis hinüber, in dem Weber wirkte. Er hatte sich in Driburg, einem kleinen Badeort, der unweit seiner Heimat liegt, als Arzt ganz in den Dienst seiner leidenden Mitmenschen gestellt. Die Ideen der Zeit wirkten sich in Driburg vor allem in dem neu gebildeten demokratischen Volksverein aus. Weber trat in diesem Verein öfter als Redner auf und nahm Stellung zu den großen politischen Strömungen und Ereignissen. Diese seine politische Tätigkeit brachte ihm den Namen „der rote Weber" ein, ein Zeichen, daß er aus seiner demokratischen Gesinnung kein Hehl machte.

Unser Dichter ist auch nach der politischen Hochspannung jener Tage, in denen der Pulsschlag der Zeit so schnell und kräftig durch seine Adern schlug, stets Demokrat geblieben. Die Ideen von Freiheit und Gleichheit waren damals ja keine leeren Phrasen, keine bloßen Schlagworte, nein, sie bedeuteten ein Gut, das die Besten unseres Volkes, das gerade die Männer von ausgesprochen nationaler Prägung mit tiefem, heiligem Ernst erstrebten. Vor allem waren sie keine leeren Phrasen bei Weber, der noch ein halbes Menschenalter später seinem Biographen in tiefer Empörung erzählte: „Ich war alter Burschenschaftler und habe die ganze Misere der Demagogenriecherei durchgemacht. Ich habe gesehen, wie man Knaben ins Gefängnis schleppte und zum Tode verurteilte!"

Die deutsche Revolution brachte nicht, was sich Weber und das ganze deutsche Volk von ihr erträumte. Es liegt eine tiefe Tragik über dieser Bewegung, die eine wirklich echte, tiefe Volksbewegung war. Aber dem Volke fehlten die Führer. Kein Wunder, daß es schwankte und vielfach in die Irre ging! Und doch hat die Revolution, die so scheinbar ohne jedes greifbare Ergebnis verlief, Großes geschaffen, weil sie mehr eine Revolution der Ideen als der Gewalt war. Sie hat dem politischen Absolutismus das Grab geschaufelt und eine große nationale Idee, die Idee der nationalen Einigung, in den Mittelpunkt des politischen Bewußtseins gerückt. Die Grundideen der Revolution waren, wie Tim Klein in seiner Urkundensammlung „Der Vorkampf deutscher Einheit und Freiheit" (Leipzig 1914. S. 11) ausführt, stärker als die physische Gewalt. Sie haben gesiegt, wenn auch der Schatz denen, die ihn heben wollten, vor den Augen in die Tiefe sank.

Fortsetzung folgt

*

Mädchen bei Nacht

Die Erde schien vom Himmel
mit zartem Kuß bedacht:
Als fühlt' sie seinen Atem
und wär' davon erwacht.

Die Ähren tauschten Flüstern
und senkten still den Blick,
als schämten sie sich selig
wie in verbot'nem Glück.

Der Mond schlich in die Felder
und spielte kosend drein.
Da mußt' ich selig sinken,
und träumend schlief ich ein.

Hengstenberg

Digitized by Google

Die neue Gestalt und der neue Gehalt des modernen Romans

Von Hubert de Reuter

DER Roman, der als Dichtung von seinen ersten Anfängen an umstritten war und zur Zeit der Romantik noch um seine Anerkennung als Kunstwerk rang, beherrscht heute die gesamte schöne Literatur. Nachdem Hugo, Balzac, Zola und Flaubert, Dickens, Stendhal, Thackeray und Meredith, Gontscharow, Turgenjew, Tolstoi und Dostojewski, diese Riesen der französischen, englischen und russischen Epik, den Roman zu dem gleichen Spiegel ihrer Zeit machten, wie es die Werke der Baukunst und der Malerei für die Renaissance und den Barock waren, schritt seine Anerkennung unaufhaltsam fort. Zolas Verheißung um die Jahrhundertwende, daß dem Roman die Zukunft gehöre, hatte sich bald buchstäblich erfüllt. Und in den letzten Jahrzehnten nahm die Bedeutung und die Macht des Romans so zu, daß er die eigentliche Kunstform des modernen Europas und seiner tonangebenden Länder wurde.

In unseren Tagen ist der Roman geradezu Schicksal und Notwendigkeit zugleich. Wo könnte der heute mehr denn je in seiner Qual verstummende Mensch sagen, was er leide, wenn nicht im Roman? Nicht mehr die Lyrik und auch nicht mehr das Drama, sondern ausschließlich der Roman ist heute noch imstande, den ungeheuren Strom unserer überentwickelten, verfallenden Zeit in Größe, Breite und Tiefe festzuhalten und nachzubilden, einer Zeit, die die Entartung und Ermüdung von Jahrtausenden trägt, die von der Zuchtrute des Schicksals blutig gepeitscht und von inneren und äußeren Wirrnissen heimgesucht ist, die mit dem Verlust des Unantastbaren und Absoluten allen Halt und alle Weihe eingebüßt hat.

Faßt man die bedeutendsten Romane der letzten Zeit ins Auge, so erkennt man eine neue Gestalt und einen neuen Gehalt als gemeinsames Merkmal an ihnen. Wie alle anderen Künste von heute, ist auch die gegenwärtige Dichtkunst eine Absage an den Expressionismus. Klugen Köpfen war es immer klar, daß der Expressionismus keine gesunde Fortentwicklung der Kunst war, und daß er schon deshalb nicht von langer Dauer sein konnte, weil er seine Begründung in einer Geistigkeit suchte, die mit den natürlichen Bedingungen aller Kunst nichts mehr zu tun hatte. Man vergaß es vollständig, daß auch der unbeschränkteste Wille des Dichters und des Künstlers doch noch an die Natur gebunden bleiben müsse, wenn nicht die größte Unverständlichkeit zum höchsten Verstande erhoben werden sollte.

Ausgesprochener Expressionismus ist heute nicht mehr häufig anzutreffen. Ein bemerkenswerter Rückfall ist allerdings das Buch von *Paul Zech*: „*Ich bin Du*". Nur der Form wegen sei es hier genannt. Des Gehaltes wegen könnte man schon auf eine Erwähnung verzichten, da es eigentlich nichts anderes ist als das Stammelwerk eines zerfallenen Menschen, das wohl die Züge der Zeit und das Wesen der gespaltenen Seele trifft, das aber doch die Welt des Seins und des Geistes vollständig auf den Kopf stellt, das mit einer schrillen und vergewaltigten Sprache durch alle Zustände der Pathologie, der Magie und der Telepathie, das sich verwegen auf der Bahn der Lästerung, der Unsittlichkeit und des Wahnsinns bewegt.

Ekstatischer Ausdruck mit unangehm auffallender Vergewaltigung der Sprache, wie er jüngst bei Winckler noch zu beobachten war, und expressionistische Ballung,

Digitized by Google

wie Döblin sie in seinen letzten Büchern noch liebte, werden immer seltener. Wohl bedient sich die heutige erzählende Dichtung noch der Kunst, die jähe Bewegung der Masse in Worte umzusetzen und das Höchste und Geheimste gefühlsmäßig zu übertragen, doch die Rückkehr zu faßbaren Bildern und zu der Begrifflichkeit der Gestalt ist unverkennbar. Die deutsche Epik von heute ist zu einer ruhigeren Sprache zurückgekehrt. Nur das, was am Expressionismus von Bestand war, hat sie beibehalten: Ausdrucksschärfe, Steigerung und Begriffserweiterung.

Obgleich diese neue Richtung wieder da anfing und auch anfangen mußte, wo bisher alle echte und große Kunst begann, bei der Natur, nennt sie sich nicht Naturalismus, sondern Nachexpressionismus, idealen Realismus, auch Neuklassizismus oder neue Sachlichkeit. Diese neuen Namen wählte man aber nicht nur deshalb, weil die Natur solange als Quelle der Kunst verschrien war, und weil die Sprache der meisten heutigen Dichter tatsächlich erhebliche Abweichungen von der ruhigen und sorgfältigen Sprache um die Wende des Jahrhunderts zeigt, sondern auch deshalb, weil der Roman von heute einen anderen Stoff hat als der geruhsame naturalistische Roman.

Den neuen Stoff kennzeichnet das Bedürfnis nach jäher Bewegung, starker Erregung, aufregender Spannung und tiefer Aufwühlung. Dieses Verlangen tritt namentlich bei den Abenteuer-, Verbrecher- und Schicksalsromanen zu Tage und lebt sich da besonders in dem Bereiche von Vergehen und aufregenden Gerichtsfällen aus. Gottfried Keller und Fontane, Ricarda Huch, Thomas Mann und besonders Marie von Ebner-Eschenbach hatten jede übertriebene Spannung und alle Aufregung als unkünstlerisch verschmäht. Enrica von Handel-Mazzetti fand mit als erste den Weg zu stark bewegten, barockhaften Erzählungen. Nachdem sich diese Neigung zu Erregung und Aufwühlung aber nicht nur in Erzählungen wie *Hans Roseliebs* Geschichten: *„Meister Michels rätselhafte Gesichter"* und *„Unsere liebe Frau von den Sternen"* zeigte, nachdem sie sich selbst in Werken wie *Albrecht Schaeffers „Helianth"* offenbarte, gab es bald kaum noch einen Roman, der nicht die Züge des Schauerromans an sich gehabt hätte. Dieses der Zeit entspringende Bedürfnis nach aufregender Bewegung und fieberhafter Spannung wurde vom Expressionismus zur Mode erhoben. Und dieses Zeichen expressionistischen Ursprungs trägt der neue Stoff des heutigen Romans an sich. In unseren Tagen ist man daran gewöhnt, daß Dichter wie Wassermann, Schaeffer, Döblin, Werfel, von Molo u. a. alle Arten der Erregung und Aufwühlung in ihre Erzählungen aufnehmen, die früher in einem Kunstwerk unmöglich gewesen wären. Doch das Schicksal eines einzelnen Helden bietet nicht mehr Spannung und Erregung genug. Deshalb neigt der Roman von heute dazu, wie die anderen Dichtungsarten den einzelnen Menschen fallenzulassen und durch die Darstellung von mehreren, vielen oder gar einer ganzen Masse mehr aufzuwühlen und zu erschüttern.

Immer deutlichere Umrisse nimmt eine Art von Romanen an, die ihre Helden als psychopathische, neurasthenische, pathologische und degenerierte Wesen herumlaufen lassen. Die Psychologie und vor allem die Pysychoanalyse, gegen die sich der Expressionismus stets gesträubt hatte, nehmen im heutigen Roman sehr viel Raum ein.

Ein ebenso deutliches Merkmal am neuen Stoff ist der Trieb zu allem, was mit mehr oder weniger sittlichen oder geschlechtlichen Dingen zu tun hat. Diese

Digitized by Google

Neigung äußert sich bei ernsten Schriftstellern in wesenhaften Auseinandersetzungen über Fragen der Sittlichkeit, tut sich bei minderwertigen Schreibern durch eine wüste Erotik kund.

Der stärkste Zug am neuen Roman ist aber der geistige und religiöse, worin sich die ganze Seele des heutigen Menschen ausspricht, der endlich wissen möchte, wie spät es in der Nacht sei, der nicht mehr nach Materialismus, Rationalismus und Skeptizismus verlangt, sondern der auf schönheitsumflossene Schauung, auf Gewißheit in religiösen Dingen, auf Nahrung und Betätigung für seine aufbauenden Kräfte brennt.

Der neue Stoff ist der Spiegel unserer Tage, einer Zeit, die alle Zeichen des Unterganges und des Verfalls an sich trägt, wo aber unter der Asche des Weltenbrandes der Funke zu neuem Leben glüht, wo die Sehnsucht nach der Errettung aus der Sklaverei des Stoffes und das Verlangen nach einem Welt- und Menschheitssinn bereits die Kräfte der Erhebung und des Aufstiegs erwachen läßt.

Ganz aufs Große gesehen, hat es der Roman von heute nur mit sinkenden Welten oder mit aufbegehrenden, ringenden Geistern zu tun.

Zu der ersten Gruppe dürfte man alle Romane zählen, die sich mit den Erscheinungen des Untergangs der jüngeren und jüngsten Vergangenheit beschäftigen, außerdem aber alle die, die, den Kräften der Zersetzung dienend, selbst Entartung und Verfall bedeuten.

Unter die zweite Gattung könnte man alle Romane rechnen, die einem aus der Not des Lebens geborenen Zwang entspringen, die mit der Unerbittlichkeit Zolas, Ibsens, Tolstois und Dostojewskis die Zeit vor Gericht fordern und die Menschen für die großen und schweren Aufgaben des Augenblicks aufpeitschen, also alle die Bücher, die Menschen- und Menschheitsfragen von der letzten Bedeutung aufwerfen, die nach dem Chaos des industrialistischen und kapitalistischen Zeitalters die sozialen, wirtschaftlichen, geistigen und religiösen Ziele deutlicher sehen, denen die Menschheit zuzustreben hat. Vor allem aber gehören diejenigen Bücher zu der zweiten Ordnung, die nach dieser grauenvollen Zersetzung des Geisteslebens durch Angriff und Abwehr, durch Gegnerschaft und Kampf, durch Spruch und Widerspruch zur Selbstbesinnung aufrufen, die nach Metaphysik und Weltanschauung, nach Glauben und Religion verlangen.

Das Schicksal unserer Tage hat in dem Roman der Gegenwart Ausdruck gefunden, ein Geschick, das ein Leben zersetzte, das einst blühende Kraft schwellte, das Werte zerschlug, die vordem als heilig und unantastbar galten, das Welten begrub, die früher ewig groß und ewig schön waren.

Aber nicht nur dem Verfall und dem Untergang dient der gegenwärtige Roman, sondern in ihm lebt auch der Kampf des erwachten Menschen um einen Sinn und Inhalt des Lebens, glüht seine Sehnsucht nach einer unveränderlich klaren Metaphysik und Weltanschauung, zittert seine Unruhe zu Gott.

Wenn der Mensch nämlich durch die Fügung und durch den Wechsel des Schicksals sich selbst zermürbt und aufgerieben und seine Werke, für die er lebte, verfallen sieht, wenn er das verliert, was ihm einst Halt und Kraft war, dann lenkt er für gewöhnlich seinen Blick von den Dingen weg, um in der Tiefe seiner Seele und in dem Wesen seines eigenen Volkes verheißende Mächte gegen die Auflösung zu finden, dann regt sich das Gesetz in seiner Brust wieder, dann richtet er seine Augen wieder zu den ewigen Sternen hinauf, die noch unverändert hell

Digitized by Google

und klar erstrahlen, während all die Lichtlein an seinem irdischen Himmel erloschen sind. Die Hoffnung regt sich wieder und mit ihr die Tätigkeit, die sie erfüllen soll.

Fein sind auch diese Regungen unserer Tage von den Dichtern erlauscht worden, da sie zutiefst mit der Zeit verbunden sind. Und wie die rauhe Wirklichkeit des zerschellenden Lebens ist auch dieses Sehnen und Hoffen von ihnen festgehalten und zur Gestalt gebracht worden.

Die Bücher, die noch nicht über ein ruheloses Suchen, ein hastendes Ergreifen und müdes Fahrenlassen hinauskommen, fallen da weniger ins Gewicht als jene, in denen das Gute gegen das Böse kämpft, die ein reiferes Empfinden für Form und Ordnung aussprechen, die die ergreifende Größe Dostojewskischen Miterleidens an sich haben, die geläuterte Liebe und großmütige Tat verkünden, die vor allem im Dienste der Sittlichkeit und der Religion stehen.

Frei und umfassend spricht sich so in dem Roman von heute das gesamte Geistesleben aus. Hier offenbart sich der Kampf des Menschen gegen die soziale Not, sein Ringen um die Lösung von Fragen des Volkes und des Staates, um einen neuen, metaphysischen Sinn des Lebens, um ewige Werte und um die Nähe Gottes. Wie die gesamte deutsche Dichtung unserer Tage zeigt der Roman Verhängnis und Ringen, Verheerung und Hoffen. Er steht ganz in dem Zeichen eines Kampfes, von dem noch niemand wissen kann, ob er am Ende zu weiterer Auflösung oder zu neuem Aufstieg führen werde. Stark sind die Kräfte der Zerstörung, unlösbar scheinen noch die Bande zu sein, die die weihelose Zeit an Wotan, Mammon und Priapus ketten. Aber groß ist auch der heilige Ernst, mit dem der haltlos vereinsamte Mensch um neue Lebensformen und um eine neue Gemeinschaft ringt, heiß ist die Glut, womit die erwachte Seele aus der kranken, überwuchernden Tausendfältigkeit des geistigen Lebens nach dem Geiste, nach der Wahrheit und nach dem Göttlichen verlangt. Wie deutsch ist dieses Geschick! Deutsch wie der Deutsche selbst, der „immer wird, der nie ist", bei dem „Schicksal und Gemüt Namen eines Begriffes sind". Was aber den Werken unserer bedeutenden Dichter einen besonderen Stempel aufdrückt, das ist die felsenfeste Hoffnung, daß der Geist siegreich aus diesem Kampfe hervorgehen werde, und daß das deutsche Volk in seinem eigenen Wesen die verheißenden Kräfte wiederfinden werde, die es immer wieder vor aller Welt groß und stark gemacht haben: Deutschtum, Heldentum und Christentum.

Ich bin du oder *„Die Begegnung mit dem Unsichtbaren."* Von *Paul Zech.* Wolkenwanderer-Verlag, Leipzig 1926. 8°. 130 S. Kart. 3.50, geb. 5 Mk.

*

Digitized by Google

Neue Lyrik

Von Josef Hachmann

„Im Nebel feucht, im Nebel grau" zieht sich „*Der graue Weg*". (Anzengruber-verlag, Leipzig.)

Rauschend fallen Blatt um Blatt zur Erde,
Tot, gebrochen durch den kühlen Wind,

und der einsame Wanderer *Hans Freudenheim* geht ihn in „süßer Müdigkeit", um seine Träume zur Ruh zu legen „aus der Zeit voll Grün und Blütenstaub". „Meiner toten Frau gewidmet" steht in schlichten Buchstaben auf dem ersten Blatt dieses Buches, das von tiefer, heißer Liebe spricht und durchblutet ist von „ungeweinten Tränen" um die durch den Tod allzufrüh Verlorene.
Er hatte in seiner Gattin den Frieden wiedergefunden und Heilung für

Die Wunden, die die Liebe mir geschlagen,
Als Strafe, die für Sünden mich ereilt.

Und daß ihm, den das Bewußtsein der Schuld vergangener Tage schwer daniederdrückte, und der sich nicht für würdig hielt, ein solch reines Weib in ehelicher Liebe mit sich verbunden zu fühlen, dieses Glück dennoch zuteil wurde — das hat der Dichter nie verstehen können:

Und reuig bete ich an vielen Tagen —
Gott, mach' mich deiner großen Liebe wert.

Und wenn irgendein Schatten bangend das Glück seiner kurzen Ehe trübte, so war es dieser Gedanke der Unwürdigkeit, verbunden mit der Angst, daß die Schuld vergangener Tage ihm sein Glück rauben könne. Er litt darunter, daß er der Geliebten seine Vergangenheit nicht offenbart hatte, und es kam der gefürchtete Tag, der das Phantasiegebilde, das sich die Liebende von ihrem Geliebten gemacht hatte, zerstören mußte:

Verzeihe mir und kannst du mir verzeihen,
Die tiefste Liebe, die uns einmal band,
Sie wird vielleicht dir jene Güte leihen,
Mich zu verstehen, den kein Mensch verstand.

Ich habe arg und viel an dir verbrochen:
All deine Träume legte ich in Schutt,
Denn jene Worte, die ich einst gesprochen,
Die waren niemals wahr und niemals gut.

Was sollt' ich tun? Dir alles eingestehen,
Daß ich elendig bin, nicht deiner wert,
Sollt' ich vielleicht in Stille von dir gehen,
In jene Einsamkeit, die ewig währt?

Glaubst du, ich hätt' die Kraft dazu gefunden?
Die Hoffnung war es, die mich zu dir trieb,
Daß auch für mich das Glück noch nicht verschwunden,
Und sei es Wahnsinn auch — ich hab' dich lieb.

Ich weiß, wieviel du wegen mir gelitten,
Die Wahrheit schnitt dir tief ins Herz hinein,
Doch will ich dich noch einmal innig bitten —
Verzeihe mir, vielleicht kannst du verzeih'n?

Nun wurde ihm dieses sein unfaßbares Glück durch den Tod entrissen:

Vom Duft umhüllt, in einer Nebelschicht,
Steht unbekränzt, in seiner Armut schlicht,
Ein off'ner Sarg.
— — — — — — — — — — — —
Die Sonne starb, und nun liegt still und bleich —
Mein armes Lieb.

Digitized by Google

Aber das Verbundensein mit seiner Gattin hat ihm der Tod nicht rauben können, denn

Der Körper stirbt, doch niemals sterben Seelen,
Das Leben dort durchdringt das Leben hier,

und auf der Strecke Weges, die er jetzt durchwandelt, steht er im geheimnisvollen Verkehr mit der Toten, die gleich ihm unter der Trennung leidet:

Ein Wunder bringt ihr Bild mir Tag um Tag,
Kein Trug, der meinem Aug' erscheint —
Wenn ich beim Abschied ihren Namen sag',
Nickt sie mir traurig zu und weint.

Oder wenn „der Abend in grauen, regenschweren Garben" den Ruhlos-Einsamen ins Haus getrieben:

Mein Haus erscheint mir plötzlich eng und klein,
Ich sehe überall Gespenster,
Und etwas klopft und weint an meinem Fenster:
Zur off'nen Tür tritt jemand still herein.

Wie leises Streicheln hör' ich Schritt um Schritt,
Ich fühle fröstelnd hinter meinem Rücken
Das schwere Leid in ihren toten Blicken,
Und ihre Stimme bittet still — komm mit.

Und wie ihn nun der graue Weg weiterführt, wird mit der Entfernung vom Grabe seiner Gattin die Herzenswunde nicht geschlossen, aber er trägt sie abgeklärter und reifer. Wie ein „fernes Echo" klingen ihm die „längst verklungenen Lieder" seines Wehs, und leise schlägt das Herz in Hoffnung, daß er bald am Ende seiner Wanderung angelangt sein wird:

Dann woll'n wir wieder Gottes Worte sprechen
Und bleiben auch in Ewigkeit uns treu.

oder

Ich liebe dich. Du wirst nicht lange warten,
Der Tod, der trennt, derselbe Tod vereint,
Dann wandeln wir im stillen Gottesgarten,
Wo reine Freude blüht und niemand weint.

Und immer weiter führt ihn der Weg von dem Grabe seiner Gattin, und immer verklärter wird seine Liebe und sein Weh, das wie „ein Echo widerhallt", bis es stehenbleibt bei dem „Muttergottesbilde", wo der Leidgebeugte „sich wiederfindet" und ihm „neues Hoffen und neues Sehnen" und „neue Kraft" kommt:

Wenn sich der Wald in dunkle Schatten hüllt,
Die wie Gespenster wandeln zwischen Bäumen,
Dann geh' ich hin zum Muttergottesbild,
Dann gehe ich im Waldesrauschen träumen.

Das Bild ist hell, wie dunkel auch die Nacht,
Und blickt vom Baum so ruhig zu mir nieder,
Ich höre Worte, um mein Wohl bedacht:
„In meinem Schutze findest du dich wieder."

Dann löst sich plötzlich all mein Herzeleid,
Es fließen unaufhaltsam meine Tränen,
Die lang gehemmten, endlich nun befreit,
Und neues Hoffen kommt und neues Sehnen.

Und neue Kraft ist meinem Sinn gewillt,
Aus frischer Saat kann frische Blüte keimen —
Bis wieder ich zum Muttergottesbild
Muß gehen, um in Waldesnacht zu träumen.

In gleichmäßigem Rhythmus plätschern die Verse dahin — wie die Tropfen eines

Digitized by Google

langen Regentages. Kein lauter Schrei stört den monotonen Klang — gebändigt und gedämpft weint das Leid in den Zeilen. Zwar streift der Dichter manchmal hart genug die Gefahr der Passivität, der er aber immer wieder entgeht durch eine kleine, feine Wendung mit aktiver Note. Gerade diese Technik gibt der Dichtung einen eigenartigen Reiz.

„Der graue Weg" zeigt uns in klarer Folge die Leidensstationen eines Menschen mit feinen und feinsten psychologischen Abstufungen und individuellen Besonderheiten. Es ist deshalb bedauerlich, daß am Schlusse dieses Buches Gedichte aufgenommen sind, welche die Einheitlichkeit stören. So gehören die „Heldengräber" nicht in diesen Gedichtband, und es wäre gut, wenn sie (wie auch noch einige andere Gedichte) bei einer Neuauflage weggelassen würden.

Im übrigen aber möchte ich das Buch vor allen Dingen jenen empfehlen, die glauben, es wäre nicht gut möglich, die „langweilige" eheliche Liebe künstlerisch zu gestalten.

*

Will man tief hineinsehen in den Kampf einer edlen Frauenseele,

Die dunkel ist und voll der Seltsamkeiten,
In der Dämonen mit den Engeln streiten,

so versenke man sich in den Gedichtband von *Else Schmücker*, *„Die tausend Schritte"* (Ferdinand Schöningh, Paderborn). Ein „mit Müdigkeiten schwer beladener" Mensch strebt mit verzweifeltem Wollen zur Höhe, „will sich verströmen in reinste Fluten",

Indes des Gehens ungewohnter Fuß
Noch steht am ersten Sproß der Jakobsleiter.

Und wenn es der Kämpferin im harten Ringen gelungen scheint, die ersten Schritte in das klar geschaute Höhenland zu tun, und sich dann plötzlich wieder zurückgeworfen fühlt auf die Erde — „schwer mit Lärm und Rausch beladen" und „voll von rotem Wunsch und Gier", so bedeutet dies für die Dichterin ein wahres „Martyrium":

Ach, Seelendürre, Sehnsucht, Müdigkeiten
Sind leichte Lasten, doch die größte Not:
Nach schwerem Finden nochmals ein Entgleiten,
Das Leben kennen und zu wählen Tod.

Auch in der Liebe findet diese unruhvolle Seele keinen Frieden. Ein Dämon scheint sie zu quälen:

O Seele, wie du dich so tödlich bangst,
Daß einst versiegen alle Liebesquellen;

Und dieser Dämon verführt sie — beinahe gegen ihren Willen —, das Liebesglück zu stören und in Gefahr zu bringen:

Wehtun muß ich immer wieder
Dir und mir ... und will nicht stören.

So wogt es auch im Meer der Liebe auf und nieder: Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt — bis ganz unvermittelt die letzten Gedichte der Liebe von „Erlöst", „Erfüllung" und „Wiedergeburt" sprechen:

Ganz still, ganz froh! Wie die erlöste Blume
Breitet die Seele sich beseligt aus.
— — — — — — — — — — — —
Alle Wunden sind gesegnet,
Fangen an, sich still zu schließen.

Im zweiten Teil des Buches mit den Untertiteln „Bilder" und „Gestalten" spricht eine gereifte Frau, die über ihr eigenes Leid hinausgewachsen ist. Das

Digitized by Google

Wissen um Verzichtenmüssen auf vieles, was ideales Wollen ungestüm begehrt, steht unausgesprochen hinter und zwischen diesen Versen. Dieses Wissen hat den Kampf in ihrer eigenen zwiespältigen Seele zur Ruhe kommen und die Verfasserin sich mehr der Natur mit all ihren Lieblichkeiten und Schauerlichkeiten zuwenden lassen. Allerdings verwebt sie mit diesen Naturbildern noch häufig stark das Erleben ihrer Seele, und ihren schwermütigen Augen bleibt es auch hier nicht erspart, das tragische Element heraus- oder hineinzulesen. Ganz besonders beschattet der Gedanke der Vergänglichkeit immer wieder die „Bilder":

Ich fühle eine Trauer leise schwingen,
Daß Sommerfreun und Duft und Spiel verwehn,
Daß Faltertanz und holdes Geigenklingen,
Des Lebens Schimmer, ach, so bald vergehn.

In den „Gestalten" finden wir ebenso wie in den „Bildern" die Dichterin von ihrem Ich gelöst in objektiver Schau. Nur handelt es sich hier nicht um ein Versenken in Naturbilder, sondern in Gestalten der Sage (besonders aus dem Nibelungenlied), die sie zu erfassen und zu verstehen sucht. Zwar beschäftigen sie auch hie und da Menschen ihrer Zeit („Ein junger Bischof . . .", „Einer Toten"), aber diese Menschen weilen nicht mehr unter den Lebenden.

Der zweite Teil des Gedichtbandes hat naturgemäß stark epischen Einschlag. Der Rhythmus wechselt häufig in demselben Gedichte. Was man nicht als Mangel bezeichnen kann, wenn dadurch die veränderte Luftschicht charakterisiert wird. Wenn sich aber innerhalb eines Gedichtes, das im gleichen Rhythmus abfließt, plötzlich eine Zeile findet, die sich dem metrischen Gesetz nicht anpaßt, so stört dieses ungemein. Man findet dieses hie und da, besonders im ersten Teil. Man beachte zum Beispiel die vierte Zeile folgender Strophe aus „Verschneiter Tag":

Der Welt, die lockend, lächelnd, tausend Hände
Noch nach mir ausstreckt, über Tiefen, Höh'n.
Und doch: Mir ist, als warte Schicksalswende,
Als wenn ich ein Letztes hätt' gesehn.

Im ganzen wünscht man der Form eine straffere Führung der Gefühlslinie, die nicht selten in die Breite zerfließt und dadurch nicht nur den Eindruck schwächt, sondern auch der Dichtung einen leichten Anflug von Sentimentalität gibt.

*

So unüberbrückbar wird man selten die Traumwelt neben der profanen Wirklichkeit finden, wie in dem Bändchen *Oskar Philipp*: *„Flüchtling Mensch"* (Anzengruber-Verlag, Leipzig). Einsam und fremd steht der Verfasser „am Gartenzaun der Welt" und schaut mit Gram und Bitternis, vermischt mit ein klein wenig Verachtung und Spott, in das Land der Wirklichkeit.

Wenig gilt dir die äußere,
alles! eine innere, bessere Welt,

sagt er in dem Gedicht „Der Dichter", und diese seine „innere bessere Welt" bedeutet ihm:

Ein ganzes Reich von Schönheit
im morschen Weltenhaus . . .!

Aber in diesem brückenlosen Nebeneinander von Traumwelt und Wirklichkeit liegt nicht der künstlerische Eros, sondern in der rührenden Angst des Verfassers, daß Geschöpfe seiner Welt ihm sterben könnten durch Berührung mit der „rauhen und kalten" Wirklichkeit, mit der „steinig öden Wüste", wo „kein Echo hallt". In dieser zarten, ängstlichen Sorge ist Philipp Dichter — aber auch nur hier. Gewiß läßt auch in diesen Zeilen die Form häufig zu wünschen übrig. Man

Digitized by Google

vermißt die letzte Tiefe des Gefühls, das warm und voll aus dem Gedanken hervorquillt, ihn umrankt und zur lyrischen Leibhaftigkeit gestaltet. Aber es bedeutet immerhin schon ein beachtenswertes Können, wenn

Die Zierblumen sprechen:

Wir nahen dem Feste —
unfreiwill'ge Gäste;
sind fremd einer Welt,
die euch gefällt.

Wir wachsen und blühen
und sterben den frühen
Märtyrertod
für das Aug' eurer Welt ...

Leider nimmt diese Poesie der zarten Sorge den kleinsten Raum ein in den ohnehin nur 35 Gedichten. Viel mehr macht dem Verfasser das Schuldproblem zu schaffen, das ihn vollkommen aus seiner „poetischen Sendung" herauswirft. Neben anderen widmet er diesem Problem einen ganzen Zyklus „Justiz". Abgesehen von ein paar Lichtern, die sich eingeschlichen haben, wird in diesen Versen zwar viel geschimpft (und dazu noch recht unreif und beinahe im Tone eines Gassenbuben), aber nicht gedichtet, nicht gedichtet ...
Mit Proben dieser Art will ich den Leser verschonen.

*

Oktober

Du glühst so tief, Herbstangesicht der Erde,
als rüstete sich Liebe ohnegleichen,
mich zu empfangen, da ich sterben werde.

Ahorn und Eiche stehn in dunklen Bränden
blutend vor Glück. Erhöhte Flammenzeichen
trägt die Kastanie stolz auf goldnen Händen.

Zeitlosen schwimmen zart im Nebelgrunde,
verblichner Träume blasse Blütenkränze.
Spät krönt das Feuer wild'rer Farbentänze
den hohen Wald in seiner höchsten Stunde.

O Fest des Lebens! Was ist mir das Modern
gesunknen Laubs! Was ist mir Todeswunde!
Ich glühe mit in deinem Opferbunde,
bin Baum und Blatt und seliges Verlodern!

Margarete Sachse

Digitized by Google

Das geflügelte Wort

Von S. Meisels

DAS geflügelte Wort führt in der lebendigen Sprache sein Eigenleben. Es hat, wie jedes andere Wort, einen eigenen und einen übertragenen Sinn und ist gleich der sprichwörtlichen Redensart ein bleibender Bestandteil des allgemeinen Sprachgutes. Das geflügelte Wort unterscheidet sich vom Sprichwort und von der sprichwörtlichen Redensart dadurch, daß es nicht anonym ist. Das Sprichwort ist unbekannter Herkunft, und niemand vermag zu sagen, woher es stammt und wer sein Urheber ist; es ist des Volkes sprachliches Eigentum, woran kein Dritter seinen Teil hat. Beim geflügelten Wort hingegen ist sowohl sein Schöpfer wie sein historischer Ursprung bekannt. Das Sprichwort ist entweder durch seine äußere Form oder durch seinen Erfahrungsinhalt als solches leicht erkennbar, wogegen das geflügelte Wort kein anderes Kennzeichen besitzt, als daß es geflügelt ist. Das geflügelte Wort ist ein Wort, das in allgemein gültiger Form und mit unveränderlichem Sinn oft und oft gebraucht wird; zuweilen auch wandert es zeitlos durch die Zeiten. Jedes Ding- und Denkwort, jeder Rede- und Satzteil, jeder geistreiche Einfall, jeder Gedankenblitz, jede poetische Wendung, ja sogar der Titel eines Buches, der Name eines Menschen, die Bezeichnung einer Sache kann in einem günstigen Augenblick Flügel ansetzen und als Redensart mit beständigem Inhaltswert in den allgemeinen Sprachgebrauch übergehen. Dann ist es ein geflügeltes Wort, ein Wort, von lebendiger Kraft, das der Rede einen höheren Schwung und dem Ausdruck einen festen Sinn verleiht. Auch darin sehen wir ein Leben und Weben der Sprache, daß sich ein Wort aus einer Wendung oder eine Wendung aus einem Satzgefüge loslösen und als selbständige und eigensinnige Ausdrucksform durch lange Zeit behaupten kann. Und wie alle Neubildungen, die die lebendige Sprache schafft, ist auch das geflügelte Wort kein konstruiertes Gebilde. Man kann ein Wort nicht zu einem geflügelten machen, sondern es kann unter Umständen zu einem solchen werden. Ein Wort wird zu einem geflügelten Wort entweder durch die geistreiche Art, wie es geprägt ist, oder durch den historisch denkwürdigen Augenblick, in dem es gesprochen wurde. Zur ersten Gruppe gehören alle schönen Dichterworte, die allgemein bekannt und allgemein angewandt werden; zur anderen gehören die historischen Zitate, die sprichwörtlich geworden sind. Es gibt aber auch geflügelte Worte, die beides in sich vereinigen: die geistreiche Form und die Reminiszenz an den historisch denkwürdigen Augenblick. So zum Beispiel das Wort Napoleons vor der Schlacht bei den Pyramiden in Ägypten: Du haut de ces pyramides 40 siècles nous contemplent (Von den Gipfeln dieser Pyramiden blicken 40 Jahrhunderte auf uns herab), oder das Wort: Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas (Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt), das Napoleon auf seiner Flucht aus Rußland mehrmals wiederholte. Historische Zitate, die einen schönen Gedanken in schöner Form ausdrücken, sind nicht sonderlich zahlreich. Als Beispiele dieser seltenen Gattung könnte man den für seinen Urheber recht charakteristischen Ausspruch Talleyrands: La parole a été donnée à l'homme pour déguiser sa pensée (Die Sprache ist dem Menschen gegeben, um seine Gedanken zu verbergen), oder Ferdinand von Schills treffliches Wort: „Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende" anführen. Im großen aber stammen die

Digitized by Google

geflügelten Worte aus dem Gedankenarsenal hervorragender Dichter und Schriftsteller und sind nichts anderes als Kernsprüche in poetischer Gewandung.
Unsere Zeit ist der Entstehung von geflügelten Worten nicht sonderlich günstig. Fast kein einziges Wort, tief gedacht und fein geschliffen, vermag heutzutage aus des Zusammenhanges flügellahmem Zustande herauszukommen. Es ist verwunderlich, daß aus jedem kleinsten Werkchen der Klassiker unzählige geflügelte Worte im Sprachgebrauch sind, wogegen aus den Gesamtwerken der zeitgenössischen großen Schriftsteller und Dichter fast kein einziges Wort sich losgelöst hat, um im Zeichen der Anführung seinen Eigenwert in der lebendigen Sprache zu behaupten. Und wenn in vereinzelten Fällen irgendein Ausdruck oder irgendeine Wendung aus der zeitgenössischen Literatur als Schlagwort, Flugspruch oder Zitat gebraucht wird, so ist es zumeist nur ein Buchtitel; in den Werken selbst aber ruhen die Maximen, Aphorismen und Aperçus wie unter strengem Verschluß, stehendem Kapital gleich, das nicht in Umlauf gebracht wird. Aus sämtlichen Werken des großen Henrik Ibsen hat einzig der Buchtitel „Die Stützen der Gesellschaft" den Wert eines geflügelten Wortes erlangt, und aus sämtlichen Werken Gerhart Hauptmanns ist nicht einmal ein schöner Buchtitel zum geflügelten Wort aufgestiegen. Es ist merkwürdig genug, daß aus dem ganzen, vielfältigen, überreichen Paradoxenschatz Oscar Wildes kein einziger Bluffsatz zur Spruchreife gekommen ist; selbst sein packend schönes Wort, die Frauen seien „Sphinxe ohne Rätsel", fand ich noch nirgends zitiert. Auch von dem geistblitzenden, Oscar Wilde in manchem verwandten Bernhard Shaw ist kein geflügelter Ausspruch bekannt. Dagegen sind aus den zahlreichen Werken von Hermann Sudermann „Das Glück im Winkel", aus den nicht minder zahlreichen Werken von Otto Ernst „Die Jugend von heute", aus dem Gesamtwerk Arthur Schnitzlers „Liebelei" zu geflügelten Worten geworden. Daß auch hier keine besondern Geistesblitze, sondern schlichte, gut gewählte Buchtitel zu geflügelten Worten avancierten, ist eine Tatsache, die wohl Beachtung verdient und womöglich auch nicht ganz ohne Bedeutung ist. Vielen anderen gelang es nicht einmal, ihre Buchtitel in Flughöhe zu heben. Es will mir scheinen, daß mit einigen kräftigen Aussprüchen Nietzsches, die letzten echten geflügelten Worte in die Welt hinausgeflattert sind. Und das ist das Auffallende: auch die geflügelten Nietzscheworte sind meistenteils nur Titel seiner Werke. „Der Wille zur Macht", „Menschliches, Allzumenschliches", „Jenseits von Gut und Böse", „Also sprach Zarathustra" — lauter Buchtitel. Aber immerhin, diese Buchtitel sind gewaltige Worte von tiefstem Sinn.
Seit Nietzsche hat das Wort seine Schwungkraft eingebüßt. Das Dichterwort verklingt ohne Nachhall, und das historisch denkwürdige Ereignis geht vorüber, ohne ein Wortzeichen zu hinterlassen. Ein neuer Büchmann würde heute schwerlich eine neue Folge von geflügelten Worten herausgeben können. Unsere mit Ereignissen überlastete und an Kraftworten überreiche Zeit vermag keine Worte zu prägen, die beschwingt wären. Die in den Kriegsjahren häufig gebrauchten Schlagworte waren allesamt kräftig, aber nicht markant; kein einziges von ihnen ist in allgemeiner gültiger Form in den Sprachgebrauch übergegangen. In den letzten Jahren hörten wir von Staatsmännern und Politikern, von Gelehrten und Schriftstellern manche bedeutsame Worte, zeitgemäße und zeitlose, hier wie dort anwendbare, für jetzt und für später gültige, aber keines hatte die Schwungkraft, zum geflügelten Wort zu werden. Eine Ausnahme bildet vielleicht das von dem österreichischen Bundeskanzler Doktor Seipel geprägte Wort von der „Sanierung

Digitized by Google

der Seelen". Zum mindesten in Wien und in Österreich wird dieses Wort häufig angewandt. Man liest es in Zeitungsartikeln, man hört es in Versammlungen und auch in Privatgesprächen. Es wird in allen möglichen Varianten gebraucht; man spricht von der Sanierung der Seelen, von der Seelensanierung, von Seelensanierern und von sanierten Seelen. Man gebraucht es bald in ernstem, bald in scherzhaftem Sinne; es ist ein echtes geflügeltes Wort, ein Wurf, der gelang. Was dieses geflügelte Wort für einen Inhaltswert und was es damit in unserer Zeiten Wirrnis für eine Bewandtnis hat — das freilich ist ein anderes Kapitel.

*

Ausblicke auf die Entwicklung des Films

Von Paul A. Schmitz

I.

KÜRZLICH las ich in einer Filmzeitschrift: „Zwei Jahrzehnte deutscher Filmindustrie liegen hinter uns." — Bezeichnend in diesem Satz ist das Wort „Industrie". Die Entwicklung des Films in diesen ersten Jahrzehnten war eine Entwicklung der Industrie, der Filmtechnik, von den primitiven Flimmerfilms, bei deren Ansehen einem die Augen wehe taten, bis zu den neusten Schöpfungen der großen Filmkonzerne. Diese grandiose Entwicklung und Tat der Technik ist unbedingt anzuerkennen. Doppelt anzuerkennen deshalb, weil sie erst die Möglichkeit für eine künstlerische Entwicklung eröffnete.

II.

Man muß bei der Filmproduktion grundsätzlich unterscheiden zwischen Technik und künstlerischer Gestaltung, zwischen Reproduktionsmöglichkeit und Gestaltungsmöglichkeit. Und da ist festzustellen, daß sich diese grundlegenden Faktoren eines Kunstfilms sehr unterschiedlich entwickelt haben. Hier ist die Technik weit voraus. Bei der künstlerischen Gestaltung und Ausschöpfung steht man noch in den ersten Anfängen. Man hat versucht — gesucht nach Wegen, man ging Um- und Irrwege und hat heute endlich eine beschränkte Anzahl von Filmen geschaffen, die auch auf dem Gebiet künstlerischer Gestaltungsmöglichkeiten den ersten Ansatz und die erste Entwicklung offenbaren. Die Filme, von denen ich spreche, sind die wortlosen Filme, die Filme ohne verbindenden Text. Die Filme, deren Wirkung und Gestaltung absolut auf der mimischen Kraft des Filmschauspielers beruhen. Der erste Film in dieser Reihe waren „Die Scherben", jene erschütternde Geschichte eines Bahnwärters. Sie wurde erweitert durch Henny Portens „Hintertreppe" und Emil Jannings „Letzten Mann" und läßt seitdem auf Fortsetzung warten.

III.

Um diese wortlosen, reinen Gebärdefilme gegenüber den anderen werten zu können, muß zunächst das Gebiet der künstlerischen Gestaltungsmöglichkeiten des Films klar umrissen werden. Sowohl dem Schauspiel wie dem Film sind gemein: die Gestaltung von Lebensentwicklungen und Vorgängen, seien sie psychischer, seien sie physischer Art. Im Schauspiel liegt die Möglichkeit einer solchen Entwicklung in erster Linie im gesprochenen Wort, dieses wird untermalt von der Gebärde. Der Film muß auf das gesprochene Wort und seinen Klangwert vollkommen ver-

Digitized by Google

zichten. Seine Gestaltungsmöglichkeit beschränkt sich absolut auf die Gebärde. Der die Bilder verbindende Textteil wird immer tot, d. h. unkünstlerisch sein. Er ist als gestaltender Faktor nicht zu werten. Aus dieser Feststellung ist klar zu folgern, daß Film und Schauspiel in ihren künstlerischen Möglichkeiten wenig miteinander zu tun haben. Der Film kommt, wenn man ihn schon mit einem anderen Kunstzweig vergleichen will, vielleicht dem Tanz am nächsten, dem Tanz im erweiterten Sinn der Gebärde, der Bewegung.

IV.

Ich formulierte oben: Die Grundforderung des Films liegt in der Gestaltung von Lebensvorgängen, nicht von Zuständen. Vorgänge können nicht gelöst und wiedergegeben werden durch Kulissen. Sie können bestenfalls in ihrer Gestaltung davon untermalt werden. Der Ausstattungsfilm wird sich schnell in seinen künstlerischen Möglichkeiten erschöpfen. Daher ist diese Filmart unter dem Gesichtspunkt künstlerischer Fortentwicklung nicht positiv zu werten, mag die Ausstattung auch noch so vollendet sein. Die großen Ausstattungsfilme unserer Konzerne sind vom Standpunkt einer Fortentwicklung aus abzulehnen. Diese Filme wurden als Wendepunkte in der Entwicklung der deutschen Filmkunst bezeichnet. Solche Wertung ist übertrieben. Wohl sind in ihnen Gipfelleistungen der Filmtechnik und der filmtechnischen Raumgestaltung zu verzeichnen, wohl sind architektonische Details als Kunstwerke anzusprechen, aber als Filme sind sie kein Kunstwerk, schon aus dem Grunde, weil die fundamentale Forderung des Films nach der Gebärde verkannt, vielleicht verneint wurde.

V.

Demgegenüber bedeuten die wortlosen Filme eine künstlerische Weiterentwicklung oder, schärfer formuliert: Die Erkenntnis für die Möglichkeit einer Filmkunstentwicklung und den Ansatz zu einer solchen. Der wortlose Film bewegt sich vollkommen in den eng umrissenen Möglichkeitsgrenzen einer Filmgestaltung und sucht sich in diesen zu erschöpfen. Hier muß jeder Schritt, jede Bewegung zur plastisch gestalteten Gebärde werden, aus deren Vielheit sich ein Lebensbild zusammensetzt.

Und das ist das Wunderbare am Film wie am Tanze, daß er in seiner Gestaltung unmittelbar wirkt, weder des Wortes noch des Tones, weder des Pinsels noch des Meißels bedarf, um sich zu offenbaren, und er hat gegenüber dem Tanz noch den Vorteil, daß er dauert, daß er den Augenblick der Gestaltung überlebt. Er ist nicht gebunden an den Augenblick der Gestaltung. Diese Unmittelbarkeit bedeutet jedoch nicht unbedingt schon Qualifizierung.

VI.

Die Weiterentwicklung des Films liegt also in einer Steigerung des Gebärdenausdrucks, in der Gestaltung seelischer Vorgänge durch den Tanz. Und eben weil uns dieser Begriff der Gebärde noch neu und kaum zum Bewußtsein gekommen ist, deshalb steckt auch die Kunst der Filmgestaltung noch in den Anfängen, zeigt aber auch, welch ungeheure Entwicklungsmöglichkeiten der Film in sich birgt. Die Entwicklung der Filmtechnik ist so weit fortgeschritten, daß einer solchen Filmgestaltung alle technischen Mittel zur Verfügung stehen. Es ist die Aufgabe der Filmregisseure, die oben geschilderte Entwicklungsmöglichkeit des Films auszunützen, um zum eigentlichen Kunstfilm vorzustoßen.

*

Digitized by Google

Caspar David Friedrich[1]

Von Reinhold Lindemann (München)

Wie es Musiker gibt, schaffende und nachschaffende — Musikanten möcht man sie nennen —, denen im reinen Wohllaut des klar und sicher geformten Tones und der Melodie die Seele ihrer Kunst beschlossen liegt, fernab aller gedanklichen und gefühlsmäßigen Belastung, so muß man auch in der bildenden Kunst zwei Grundtypen voneinander scheiden, von denen der eine, aus geheimen Hinter- und Untergründen des Seelischen kommend, seine Farben und Formen nur als sichtbare Gleichnisse für völlig Unsichtbares auf die Fläche setzt, während sich bei dem anderen Typus die künstlerischen Antriebe vor allem in der liebevollen Behandlung des malerischen Oberflächenscheins, im Betonen der rein handwerklichen Momente seiner Kunst erschöpfen. Fast alle bedeutenden Impressionisten des vorigen Jahrhunderts und auch Meister früherer Zeiten — z. B. manche Holländer des 17. Jahrhunderts — sind derartige absolute Malertypen gewesen. In der *Romantik* dagegen verehren wir die letzte große Epoche europäischer Malerei, der die bewußte Verankerung aller künstlerischen Form in seelisch-metaphysischen Bereichen innigstes Glaubensbekenntnis war. „Der Künstler schafft — mit Tiecks schönem Wort — als einer, der nicht Werke der Hände, sondern Offenbarungen seines inneren Schauens von sich gibt."

C. D. Friedrich, der größte Landschaftsmaler der Romantik, hat wie kein anderer dieses künstlerische Grundgefühl seiner Epoche zum obersten Gebot alles malerischen Schaffens erhoben. In seinen „Ansichten über das, was Kunst und Kunstgeist in dem Menschen ist" — sagt er klar und schlicht:

„Willst du dich der Kunst widmen, fühlst du inneren Beruf, ihr dein Leben zu weihen, oh, so achte auf die Stimme deines Innern; denn sie ist Kunst in uns.

Hüte dich vor kalter Vielwisserei, vor frevelhaftem Vernünfteln; denn sie töten das Herz, und wo Herz und Gemüt im Menschen erstorben ist, da kann die Kunst nicht wohnen.

Bewahre einen reinen kindlichen Sinn in dir und folge unbedingt der Stimme deines Innern, denn sie ist das Göttliche in uns und führt uns nicht irre.

Heilig sollst du halten jede reine Regung deines Gemütes, heilig achten jede fromme Ahndung; denn sie ist Kunst in uns.

In begeisternder Stunde wird sie zur anschaulichen Form, und diese Form ist dein Bild.

Schließe dein leibliches Auge, damit du mit dem geistigen Auge zuerst sehest dein Bild. Dann fördere zutage, was du im Dunkeln gesehen, daß es zurückwirke auf andere, von außen nach innen."

So ist es weniger eine neue Naturerkenntnis oder -schönheit als eine besondere Form der Naturversenkung, das Wunderreich romantischer Naturbeseelung, das uns Friedrich in seinen Landschaften mit malerischen Mitteln erschließt. Das ewige Sehnsuchtsmotiv aller Romantik — „eins zu sein mit allem, was lebt, in seliger Selbstvergessenheit wiederzukehren ins All der Natur" — dieses Grundthema — Fernweh und Heimweh zugleich — wird Friedrich nicht müde, in immer neuen Variationen zu wiederholen. In der Berliner Nationalgalerie hängt der bekannte „Mondaufgang am Meer", ein typisches Beispiel für diese Form der Naturromantik. Vom Ufer blicken wir auf Wasserspiegel und hohen Himmel. Ungewisses Licht, rote und blaue Töne klingen zusammen im aufglühenden Zauber des abendlichen Himmels, aus dem die bleiche Scheibe des Mondes eben hinter einer Wolke hervorsteigt. Drei Gestalten, dicht aneinandergeschmiegt, sitzen auf dunkelschweren Felsblöcken des Vordergrundes, in scharfem Umriß gegen die Abendhelligkeit des Himmels, und schauen schweigend hinaus zu den Schiffen, die durch Nebel und silbernen Schimmer geisterhaft heranschweben. Und mit dem Blick der drei träumen wir selber hinaus über die von Mondlicht glitzernde Fläche des Meeres, voll seliger Selbstvergessenheit im Angesicht des grenzenlosen Elements, in dem die Vielgestalt des Lebens noch in dunkler Einheit auf und nieder rauscht — oder mit jener Sehnsucht, die uns als Kinder über die unendliche See hinträumen läßt, auf der geheimnisvolle Segler von fernen Landen kommen. Sehnsuchtsmusik, verdämmerndes Notturno das Ganze — wie jenes Dresdener Bild mit dem „Nebelmond", der — umrahmt von krauser Baumphantastik — zwei einsamen Wandrern im Gebirge magisch aufgeht; und auch das einzige Interieur, das Friedrich geschaffen, jene „Frau am Fenster" der Berliner Galerie, gehört in diesen Stimmungsbezirk zart lyrischen Verschwebens: aus kahlem, dämmerig beengtem Raum verliert sich der Blick in die sanfte Helle des Tages, wo das Leben mär-

[1] Über Caspar David Friedrich ist im *Furche-Verlag zu Berlin* 1925 von Kurt Karl Eberlein ein Werk erschienen, das einundzwanzig vorzügliche Reproduktionen enthält und unseren Lesern aufs wärmste empfohlen wird. Die Kunstbeilage dieses Heftes ist mit gütiger Erlaubnis des Furche-Verlages diesem Werke entnommen.

Digitized by Google

chenleise im Sinnbild eines Schiffes vorüberzieht — das Ganze geradezu ein Inbegriff deutsch-romantischer Träumerei.

Romantiker durch und durch, scheint sich Friedrich doch dem frischeren Naturgefühl und bestimmteren Sehen und Zeichnen der nachromantischen Zeit nicht ganz entzogen zu haben. In einer Reihe von Landschaften, in denen nur die Freude an weiten Flächen den Romantiker verrät, ist die Luft durchsichtiger geworden, die Pläne der Gegend verdämmern nicht mehr so träumerisch verschwommen, und die Farbe bekommt plötzlich einen wundervoll frischen Ton von durchscheinender Klarheit. Zu diesem Bildtypus gehört etwa die weit und licht gedehnte „Ansicht von Greifswald" mit springenden Fohlen auf grüner Weide (Hamburg) oder die „Harzlandschaft" (Berlin) mit dem großen Mittelakzent des einsam knorrigen Baumes, hinter dem sich der Raum in tiefer Klarheit bis zu den fernen Bergen breitet, um im farbigen Dreiklang von sattem Grün, tiefem Lila und blauer Himmelshelle leuchtend zu erklingen. Alles das findet sich vereinigt in der vielleicht schönsten dieser Landschaften, der „Landschaft mit dem Regenbogen" im Weimarer Museum. Von einem Hügel rechts entfaltet sich in fächerförmigen, abwechselnd hellen und dunklen Streifen das Vorland bis zum fernen Meer. Ein Bauernhaus in der Tiefe, eine Schafherde vorn sind ganz mit lockeren Tönen in die hellen Streifen des Grundes eingefügt. Die Luft ist klar und rein; frisch, morgendlich, wie vom Seewind gekühlt, fühlt man die Atmosphäre wehen, und dem Ausschau haltenden Blick bleibt bis in alle Fernen nichts verborgen. In solchen und ähnlichen Landschaften, über denen es wie stille Feiergröße liegt, ist Friedrich keineswegs nur der romantische Träumer, als der er gemeinhin bekannt ist: nicht aus Traum und Sehnsucht erhält hier die Natur geheimnisvolles Leben — sie scheint mit dem Lichtauge des Türmers im „Faust" gesehen, der nur zum „Sehen geboren, zum Schauen bestellt" ist.

C. D. Friedrich wäre nicht der überragende Landschaftsmaler, der er ist, von weit mehr als bloß deutsch-romantischer Geltung, hätte man mit den beiden genannten Typen landschaftlicher Gestaltungsmöglichkeiten den Umkreis seines malerischen Schaffens schon umschrieben. Aus seinem Selbstbildnis (Kreidezeichnung, Berlin) mit den seherisch geweiteten Augen spricht jedenfalls nichts von nur romantischer Träumerei oder der Schauensseligkeit eines goetheschen Türmers, vielmehr die unheimliche Dämonie eines alles verzehrenden Blickes, dem — mit einem schmerzhaften Worte Kleists — gleichsam die „Augenlider weggeschnitten" sind. Und dies ist der Blick, der sich inmitten der kalten Majestät in Wirklichkeit nie gesehener Hochgebirgslandschaften (Berlin) heimisch fühlte, der in die Welt sah wie jenes Bild der Eismeereinsamkeit mit dem Wrack der zerschellten „Hoffnung" darin (Hamburg), und dem schließlich im Anhauch eines letzten Wissens die beiden apokalyptischen Gesichte des „Klosterfriedhofs" (Berlin) und des „Mönchs am Meer" (Berlin, Schloß) erschütternd aufgegangen sind. Zwei vollkommen unheimliche Bilder, die bekanntesten zwar des Meisters, aber auch die verkanntesten, die unzugänglichsten, weil sie mit der romantisch verschwärmten Lyrik seiner Mondschein-Gemälde nichts mehr gemein haben. Vor allem jener „Mönch am Meer" — ein Unikum in der Geschichte der Landschaftsmalerei überhaupt, einzigartig in der großartigen Monotonie des Bildaufbaus — und in der beklemmenden Mischung von überwältigender Allbeseeltheit und allen Schauern tödlichster Erstarrung ein Geheimnis bergend, das immer wieder neu gedeutet werden will.

Über das ergreifende Selbstbekenntnis solcher völlig unvergleichlichen Bildschöpfungen hinaus, die — ganz im Gegensatz zu dem bürgerlichen Gleichmaß seiner Biographie — ungeahnte Tiefblicke in den Menschen und Künstler Friedrich gewähren, sind mit diesen Landschaften Symbole von *überpersönlicher* Gewalt und Größe gestaltet. Heinrich von Kleist ist fast der einzige seiner Zeit gewesen, der — wohl auf Grund geheimer Wahlverwandtschaft — etwas von dem einsamen Geheimnis dieser Bilder geahnt hat. Die Meerlandschaft — diese zwei schmalen Streifen Düne und See mit dem winzigen Mönch davor, und darüber endloser Himmel, nichts als Himmel — hat ihn besonders tief ergriffen. Das Bild liegt ihm mit seinen „zwei oder drei geheimnisvollen Gegenständen wie die Apokalypse" da, ohne Sehnsucht zu wecken nach einem fernen Ufer jenseits der Wasserwüste, in seiner maßlosen Uferlosigkeit ohne festen Vordergrund auch, auf dem die Seele Halt gewinnen könnte. So „wird ihm das ganze Bild zur Düne", darauf er selbst als winziges Mönchlein steht — „der einzige Lebensfunke im weiten Abgrund des Todes, der einsame Mittelpunkt im einsamen Kreis". „Das aber, wo hinaus die Sehnsucht, wenn auch ziellos, schweifen möchte, die See, fehlt ganz", und so bleibt nur der starre Blick ins Leere — aus jenen Augen, denen „die Lider gleichsam weggeschnitten sind". Mit diesem „apokalyptischen" Bilde hat Friedrich ein tragisches Symbol seiner Epoche als Landschaft gestaltet, die „traurige Weise" der Romantik vom Wunder des welterschaffenden Ich klingt dunkel auf, das immer erkauft wird mit der unentrinnbaren Tragik ewigen Mitsichalleinseins und Sichselberspiegelns. Das romantische Ich, das sich im süchtigen Drang, eins zu werden mit allem, was lebt — allbeseelend über die ganze Welt verbreitet hatte, sucht nun vergebens nach dem liebenden Du und findet nur sein eigenes Sphinxbild in allem, was ihm begegnet, wieder.

Digitized by Google

„Ich komme mir immer nur selbst entgegen in einer leeren Wüstenei", heißt es bei Tieck. Es ist die Grundmelodie des 19. Jahrhunderts, die hier anhebt, des Jahrhunderts, das alle Götter zu Grabe trug, das alle Gemeinschaften brach, das den isolierten Menschenwillen zum Gesetz der Welt erhob, das seine Größten in die Wüste der Einsamkeit stieß, wo sie im Wahnsinn schmerzhafter Ichverzückung verbrannten. C. D. Friedrichs Bedeutung liegt nicht zuletzt darin, daß er in seinen gewaltigsten Landschaften dieser apokalyptischen Jahrhundertstimmung einsamen Ausgestoßenseins und düsteren Zugrabetragens — sein „Klosterfriedhof" mit dem Leichenzug durch bleichen Schnee zu den ragenden Trümmern einer gotischen Ruine ist Symbol dafür — einen malerischen Ausdruck von gleichnishafter Kraft und Größe gegeben und damit bildkünstlerisch den Begriff der deutschen Romantik, über bloße individuelle Träumerei hinweg, zu europäischer Gültigkeit erhoben hat.

Neue Bücher

Literaturwissenschaft

Arnold, Erna: *„Goethes Berliner Beziehungen"*. Leopold-Klotz-Verlag, Gotha 1925. Gr.-Okt. 456 Seiten. Preis 12 Mk.

In einem umfangreichen Werk, das von heißer Verehrung, Liebe und Dankbarkeit für den „Stern, der meinem Leben leuchtete", von unendlicher Mühe und reichem Können und Wissen zeugt, hat die Berliner Schriftstellerin Erna Arnold die Beziehungen Goethes zu Berlin zusammengestellt. Zwar hat weder im Leben noch im Schaffen des großen Dichters die Reichshauptstadt, die er nur einmal in Begleitung des Herzogs besuchte, eine besondere Rolle gespielt, und ausdrücklich spricht er ihr jede Bedeutung als Kulturzentrum ab. Aber indem uns die Verfasserin von allen den Berlinern (Künstlern, Verlegern, Schauspielern, Wissenschaftlern, Höflingen, Frauen), die je einmal mit Goethe persönlich oder schriftlich in Berührung kamen, von der Aufnahme seiner Werke erzählt, von der Aufführung seiner Stücke in Berlin, von seiner Mitarbeit an Berliner Zeitungen und Zeitschriften, von Kunst- und Wissenschafts-Instituten, von seinen Fehden mit Berlinern, indem sie so darlegt, wie sich in dem gesamten Berliner Leben, kulturell, gesellschaftlich, öffentlich, privat, ein Hauch von dem großen Geist von Weimar zeigte, hat sie in anerkennenswerter Weise die Aufgabe gelöst, der sie mit diesem Werke wohl dienen wollte. Sie wollte nämlich dartun, daß jene Zeit, in der der Geist von Weimar noch Fleisch war, nichts von einem unüberbrückbaren Gegensatz zwischen ihm und dem Geist von Potsdam wußte, den man heute als Schlagwort geprägt hat. Hiervon abgesehen, bietet das Buch — und darin liegt sein Hauptwert — ein interessantes Stück der Kulturgeschichte Berlins.

Charlotte Demmig.

Stuckert, Franz: *„Das Drama Zacharias Werners"*. Entwicklung und literaturgeschichtliche Stellung. (Deutsche Forschungen, herausgegeben von F. Panzer und J. Petersen, Heft 15.) Moritz Diesterweg, Frankfurt a. Main 1926. Gr.-8°. 193 Seiten. 6 Mk.

Der Verfasser dieses verdienstvollen Buches sucht aus dem Dualismus von Rationalismus und Mystik das Formprinzip der Wernerschen Dramatik zu gewinnen, die den Gegensatz zwischen der Heiligkeit Gottes und der Unheiligkeit des Menschen verkörpert. In den „Söhnen des Tals" und im „Kreuz an der Ostsee" blieb er bei der stilistischen Auseinandersetzung mit Schiller bzw. Tieck und Calderon stehen, und auch in der „Weihe der Kraft" vermochte er die innere Einheit von seiner Anschauung von Leben und Welt noch nicht zu erreichen. Der höchste Ausdruck der Kraft Werners und seiner Synthese zwischen Klassik und Romantik ist sein „Attila", der (geradezu hebbelisch) an dem Zusammenstoß mit der Welt scheitert, weil er durch seinen Willen und sein Dasein die ewige Weltordnung stört, während „Kunigunde die Heilige", worin Zacharias Werners Bekenntnis zur katholischen Kirche zum erstenmal offen zutage tritt, dem Verfasser innerlich brüchig zu sein scheint. Bei der Besprechung des „24. Februar", der Werners Schuldbewußtsein vor der Konversion ausdrückt, hebt der Verfasser mit Recht hervor, daß sich die Personen alle für ihre Taten verantwortlich fühlen, daß der Fluch keine unabhängig vom Menschen wirkende Macht sei, sondern nur in dem Furcht- und Schuldbewußtsein der Menschen bestehe. Das Märtyrerstück „Die Mutter der Makkabäer" gilt dem Verfasser als das schwächste der Dramen, da es nach allen Seiten zerbröckelt. Werners Tragödie wurzelt in anderem Boden als die Schillers, für dessen Helden der Tod ein Übel ist, während für Werners Helden der Tod Übergang zu einer höheren und schöneren Welt bedeutet, Vollendung des Ich, die sich aber nicht ohne Kampf vollzieht. Seine Tragik ist im Religiösen verankert, insofern das Heilige im Kampf errungen wird und das Individuum dabei zugrunde geht; aber sie ist nichtsdestoweniger *echte* Tragik. Die literarhistorische Stellung Werners wird durch einen Vergleich mit dem Barockdrama gewonnen, das, ähnlich dem Wernerschen

Digitized by Google

Drama, auf einem Klassizismus beruht, den aber doch sein Pathos sprengt. Sein Drama gilt ihm als eine Mischform zwischen Klassik und Romantik und als Erneuerung des katholischen Dramas. Das Resultat ist eine Ehrenrettung Werners auf der ganzen Linie und sollte insbesondere auch von denen beherzigt werden, die nicht müde werden, es den Atheisten nachzureden, daß eine Tragik auf christlichem Boden nicht denkbar sei. Im einzelnen wären manche Ergänzungen möglich. Werners dichterische Tätigkeit in Wien ist doch reicher, als der Verfasser annimmt, die großartigen, im Pindarschen Stil gehaltenen Hymnen in den Wiener „Ölzweigen" dürften Werner zum Verfasser haben, und diese Zeitschrift hat ihm auch die katholischen Barockdichter nähergebracht (zu S. 185). Die ergebnisreiche Abhandlung Heinrich Güttenbergers im Jahrbuch der österreichischen Leogesellschaft für 1926 hat außer erschütternden, unbekannten Tagebuchblättern aus der Zeit seiner Konversion mehrere unbekannte, humorvolle epische Gedichte Werners mitgeteilt. Werners Märtyrerdrama „Die Mutter der Makkabäer" scheint mir in seiner literarhistorischen Stellung erhellt zu werden, wenn man sich an das zeitgenössische Verbot des Legendendramas durch den Wiener Bischof Hohenwart (vergl. Biographie von Wolfsgruber) erinnert. Der Verfasser polemisiert gegen Enzinger, aber dann hätte er außer seiner Antrittsvorlesung auch sein dickes Buch über das Wiener Drama benutzen müssen, das die Grundlage seiner Barockauffassung bildet. Der Einfluß Werners auf Grillparzer endlich ließe sich fruchtbringender zeigen, wenn man die Wiener kritische Ausgabe benützte, deren Anmerkungen Parallelen aus Werners Werken usw. bringen.

Wien. *Oskar Katann.*

Wolters, Friedrich: *„Der Deutsche"*. Ein Lesewerk. Erster Teil: Das Bild der Antike bei den Deutschen. Ferd. Hirt, Breslau 1925. Gr.-8°. 223 S. Unter den zahlreichen in der Nachkriegszeit erschienenen Lesebüchern für höhere Schulen nimmt das Lesewerk von Wolters, von dem der erste Teil zur Besprechung vorliegt, eine ganz eigene Stellung ein. Es ist bewußt rein ästhetisch eingestellt, Stefan Georges Einfluß scheint sich hier geltend zu machen. Wolters will von unfruchtbarem Wissen hinwegführen nach Lebensstoffen und Bildern von Lebendigkeit und sprachlicher Kunst: er pflegt Schönheitskultus. „Schöne Prosa ist wie die Dichtung schöne Haltung des Menschen", wie Wolters in seiner Einführung sagt. Gewiß ist das alles zu unterschreiben, die Pflege guten Prosastils auf unseren Schulen ist von großer Bedeutung. Wir stimmen auch mit Wolters überein, wenn er bedeutenden Inhalt in form- und haltloser Sprache ablehnt. Aber die Auswahl, wie sie Wolters vornimmt, ist doch etwas eigenwillig. Hans Lamer (Dt. Phil.-Blatt vom 6. Januar 1926) betont mit Recht, daß die meisten Lesestücke in diesem Lesewerk älteren Datums sind (98 aus der Zeit von 1756 bis 1825), „oft inhaltlich völlig veraltet", während die Neuzeit stark in den Hintergrund tritt. Die Stücke aus den letzten Jahrzehnten sind doch recht wenig, und das moderne Wissen über die Antike sich aus den früheren Zeiten zu holen, ist unmöglich. In Wirklichkeit ist die Schule bei der ihr zur Verfügung stehenden kurzen Zeit froh, wenn der Schüler das tatsächliche Wissen, das wir von der Antike *heute* besitzen, erfährt, wir müssen uns mit der neuesten Forschung und Darstellung begnügen. In den Wissensstand eines früheren Zeitalters zurückzugreifen, ist kaum Zeit vorhanden, besonders, da eingehende Quellenlektüre antiker Schriftsteller verlangt wird. Erst den Stoff, dann den Reflex des Stoffes bei großen Männern der Vergangenheit! Das ist eine untergeordnete Angelegenheit und Spezialsache. Wolters fragt in einer Erwiderung an Lamer, wo denn die gute Prosa aus der Zeit der fortschreitenden Wissenschaft sei; die Prosa im späteren 19. Jahrhundert sei nicht nur aufs Trockene, sondern auch ins Dürre und Öde verlaufen. Dieses Urteil von Wolters ist doch zu scharf. Er bringt ja selbst einige Stücke aus dieser fraglichen Zeit, z. B. Mommsen viermal und Nietzsche noch viel mehr. Und warum übergeht er ganz Belochs griechische Geschichte, die bei aller Gründlichkeit doch auch in hohem Maße ästhetisch befriedigt? Auch Th. Birt darf nicht übergangen werden, ebensowenig wie Wilamowitz-Moellendorff.

Sprechen so mannigfache Bedenken vom schulpädagogischen Standpunkt aus dagegen, das Lesewerk in die Hand des Schülers zu legen, so hat es doch auch sein Gutes: dem Lehrer und sprachlich oder wissenschaftlich interessierten reifen Leser enthüllt es kostbares Material. Die Auswahl zeigt hohe Verantwortung für die Pflege des Sprachgefühls. *Dr. Th. Maus.*

Kunst

Creutz, Max: *„Heinrich Nauen"*. Führer-Verlag, M.-Gladbach. 8°. 30 S. und 34 Abbildungen. 1926.

In Nauen wird uns ein Künstler vorgestellt, dessen Mosaiken auf der Düsseldorfer „Gesolei" berechtigtes Aufsehen erregten. Schade, daß die lesenswerte Schrift gerade von jenen nur wenige Abbildungen und diese nur im Ausschnitt bringt. Soweit aus dem Bildermaterial zu erkennen ist, scheint Nauen sich aus impressionistischen Anfängen einem gemäßigten Expressionismus mit französischen Anklängen zuzuwenden, ohne daß

Digitized by Google

seine Verankerung in der niederrheinischen Landschaft verlorenginge.

Creutz analysiert glücklich Leben und Werk des interessanten Künstlers und weist mit Recht auf eine starke monumental-dekorative Begabung hin. Zu bedauern ist, daß die Verhältnisse die Beigabe wenigstens einer farbigen Tafel verhinderten, bei einer Monographie über einen ausgesprochenen Maler ein empfindlicher Mangel.

Prof. E. Schaffran, Wien.

Kleine Anzeigen

Becker, Julius Maria: „*Gestürzte Cherubim*". Erzählungen. Wailandt'sche Druckerei, A.-G., Aschaffenburg o. J. 8°. 111 S.

Der Verfasser meistert in den besten dieser 10 Geschichten die schwierige Gattung der kurzen Geschichten in anerkennenswerter Weise. Er ist sich dessen bewußt, daß eine ungewöhnliche Begebenheit im Mittelpunkt der Handlung stehen müsse, und daß alles auf überraschende Handhabung der Pointe ankomme. Die Schatten Maupassants und Poes schweben über dem Dichter, und sie schauen gütig auf sein Werk. Schade, daß dem Stil Beckers noch einige „expressionistische" Unarten anhaften! *Anton Aulke.*

Fabian, Barcata: „*Lule*". Vätersatzung und Väterbrauch in den albanischen Bergen. Eine wahre Geschichte aus Albaniens jüngster Vergangenheit. Dr. F.A. Pfeifer & Co., München. 280 S. 8°. Eine glückliche Verbindung von Unterhaltungs- und Reiseroman, zugleich auch ein Missionsbuch aus dem katholischen Nordalbanien. Der Verfasser, P. Mauritius Fabian, ein Franziskaner, ist eine der Hauptpersonen, die Trägerin des Titels, Lule, ist ein albanisches Mädchen, das Väterbrauch und finsterem Aberglauben zum Opfer fällt. Was das Ganze über den sonstigen Durchschnitt erhebt, ist die persönliche Note, die Persönlichkeit sowohl des Verfassers wie die des Werkes, die eins sind und in ihrer Geschlossenheit den Leser mitreißen.

Dr. Oskar Lorenzoni.

Bauer, Peter: „*Die Gotteswiese*". Legenden aus der Natur. Fredebeul & Koenen, Essen o. J. 8°. 52 S.

Reichtum der Erfindung, tiefe Innigkeit des religiösen Gefühls, Melodie der Sprache und zartduftige Stimmung vereinigen sich in diesen Legenden zu wahren Kunstwerken. Doch sind nicht alle Stücke gleichwertig. Während z. B. „Die Lerche" und „Die Nachtigall" in ihrer Art vollkommen sind, ist die „Wegwarte" m. E. psychologisch angreifbar. Und in den Legenden „Die Aster" und „Die Espe" stehen diese Pflanzen nicht genügend im Brennpunkt der Erzählung, sondern erscheinen ohne besondere Notwendigkeit erst am Schlusse. Doch diese kleinen Schönheitsfehler können den Wert des Werkchens nicht sonderlich verringern.

Bergengruen, Werner: „*Das Brauthemd*". Iris-Verlag, Frankfurt a. M. 1925. Kl.-8°. 97 S. Pappband 2,50 Mk., Ganzleinen 3,50 Mk.

„Novellen" ist wohl etwas zuviel gesagt, aber drei recht gut erzählte kleine Geschichten vereinigt das Bändchen. Vom Historischen ausgehend, findet Werner Bergengruen immer wieder Lebensausschnitte oder -endstrecken, die eine Gestaltung lohnen. Seine Menschen sind immer irgendwie heroisch. Ein toller Musikus geigt dem mächtigen Günstling der russischen Kaiserin ein X für ein U vor, Cagliostro (wie oft wird der Schatten beschworen?) stirbt wie ein Hund und doch im Tode noch berauscht von der einstigen Größe. Ein Leineweber in Schmiedeberg hängt sich auf, weil er am Fortschritt seiner gewerblichen Kunst verzweifelt. Warum gerade der Titel der letzten Erzählung als Gesamtname gewählt wurde, ist nicht ohne weiteres einleuchtend. *Dr. Toni Weber.*

Erbse, Walter: „*Nachtschatten*", *Novellen*. 8°. 345 Seiten. 4,50, geb. 6,50 Mk. Greifenverlag, Rudolstadt (Thür.) 1926.

Es ist immer verdienstvoll, wenn ein Novellist sich bemüht, die epische Struktur seiner Einfälle klar heraustreten zu lassen. Bei den Novellen, die Walter Erbse als „Nachtschatten" herausbringt, spürt man meistens eine fast dramatische Straffheit der Linienführung. Die beiden letzten Erzählungen treten darin allerdings etwas zurück und scheinen mehr der Füllung des Bandes gedient zu haben. Es geht ihm um die Frage, wer seelisch stärker sei, der Mann oder das Weib. Kraftnaturen sind sie gewöhnlich alle beide in diesen Erzählungen. Sie ringen miteinander um den höchsten Standpunkt überm Getriebe der Welt. Stofflich steckt mitten in scheinbar naturalistischem Ablauf der Handlung eine Romantik, die hier noch streng gebändigt auftritt, aber vielleicht eines Tages bei demselben oder anderen Autoren die Oberhand gewinnt, und zwar eine Romantik, die in der Gegenwart heimisch ist.

Dr. Toni Weber.

Gerard, Dorothea: „*Krumme Pfade*". Roman. Benziger & Co., Einsiedeln 1925. 8°. 333 Seiten. Belmont, ein junger katholischer Offizier erbt wider Erwarten das Gut seines katholikenfeindlichen Onkels, da kein Testament besteht, und er der nächste gesetzliche Erbe ist. Ihm wird dadurch die Ehe (eine Mischehe) ermöglicht. Er findet aber im Papierkorb des Onkels eine letztwillige Verfügung, nach der er nur Erbe sein soll, wenn er von seinem Glauben abläßt. Er verbrennt dieses „Dokument". Aber sein Gewissen schlägt, und nun beginnen die krummen Pfade. Die gutkatholische Gesinnung kann den Mangel an dichterischer Kraft nicht ersetzen. *Dr. St.*

Grambow, Otto: „*Das grüne Licht*". Franz Leuwer, Bremen 1926. Okt. 133 S. Gzl. 4,50 Mk. Alles, was ein passionierter Jäger in „Bruch und

Digitized by Google

Moor, in Wald und Heide erlauscht", das ist hier in kunstloser Form wiedergegeben, die zwar zuweilen ein wenig derb, aber ein selten inniges und tiefes Einfühlen in Natur und Tierwelt verrät. Gewiß wird mancher aus dem Lärm des Alltags mit Vergnügen zu diesem stillen Büchlein flüchten, das Walther Bayer, Liegnitz (Schlesien) mit wunderschönen Federzeichnungen schmückte.

Ch. D.

Köster, B.: „*Schwedenchronik. Clemenswerth*". Zwei geschichtliche Heimatnovellen. Ferdinand Schöningh, Paderborn 1926. Kl.-8°. 231 S. Geb. 3 Mark.

Kösters Heimatnovellen erheben keinen Anspruch auf hohen künstlerisch-literarischen Wert. In ihrer schlichten Einfachheit verfolgen sie einen ganz anderen Zweck: sie sollen im Volke den Sinn für die Vergangenheit der Heimat wecken, wollen die Ortsgeschichte dem Einheimischen und dem Fremden interessanter erscheinen lassen. Die Art, wie Köster die Begebenheiten aus der Schwedenzeit in seinem Pfarrdorfe Glandorf erzählt, ist durchaus geeignet, einfachen Leuten aus dem Volke, besonders in der Gegend, die den Schauplatz für jene furchtbare Episode aus dem Dreißigjährigen Krieg abgab, da der wilde Schwede Glandorf brandschatzte, Unterhaltung und außerdem geschichtliche Belehrung zu bieten. Das gleiche gilt von der Erzählung „Clemenswerth" mit ihren lebensvollen Bildern aus den Tagen des prachtliebenden und jagdlustigen Kurfürsten Clemens August von Köln.

Dr. Hsg.

Maxis, Emil: „*Burzelmanns spaßige Reise und andere Märlein für große und kleine Leute*". Bergstadtverlag, Breslau u. Leipzig 1925. 8°. 129 S.

Die absichtslose Schönheit des Volksmärchens zu kopieren, gelingt dem Verfasser nicht recht. Viel besser sind die übrigen Geschichten, in denen unter der Märchenmaske Menschliches und Allzumenschliches lustig hervorkichert. Eine reiche Erfindungsgabe und ein sicherer Takt zeichnen diese Stücke aus. Und das moralische Zöpflein, das einigen dieser Märchen ernsthaft, aber possierlich im Nacken tanzt, will uns keineswegs mißfallen.

Anton Aulke.

Michaelis, Viktor Emanuel: „*Spanisch-Deutsches Wörterbuch der Warenkunde*". Deutscher Auslandverlag Walter Bangert, Hamburg 1926. 182 S. 8°. Geb. 5 Mk.

Das Werkchen ermöglicht das schnelle Auffinden eines spanischen Ausdrucks aus der Handelssprache, den man in den gebräuchlichen spanischen Wörterbüchern vergebens suchen wird. Die allerneuesten Wendungen und Fachausdrücke sind berücksichtigt. Die Ausstattung ist vorzüglich, der Druck klar und übersichtlich. Das Büchlein ist sehr zu empfehlen.

R.

Mikkjel, Fönhus: „*Der Troll-Elch*". Roman. Aus dem Norwegischen übertragen von J. Sandmeier. C. H. Beck, München 1926. 210 S. Okt. Geh. 4,20, Gzl. 5,50 Mk.

Nicht nur durch die Eigenart des Stoffes: die Geschichte eines Troll-Elches, d. h., eines Elches, in den die Seele eines Menschen gefahren ist, fesselt dieses Buch, sondern vor allem durch die Naturverbundenheit eines Dichters, wie sie zwar fast allen nordischen Künstlern eignet, aber selten in einem solchen Maße der Versunkenheit, des innigsten, fast tierischen Zusammenhanges mit jedem Wesen, jeder Erscheinung der Natur, die hier in ihrer Unendlichkeit und Zeitlosigkeit meisterhaft geschildert ist.

Ch. D.

Odermatt, Esther: „*Frau Menga.*" Orell Füßli, Zürich 1925. 8°. 94 S. Geh. 3 Franks, geb. 4,50 Franks.

Auf einem tiefen seelischen Problem ist diese Erzählung aufgebaut, auf dem Kampfe einer Mutter um ihren Sohn, der ihr von einer jungen Frau und von der Welt entrissen wird, den aber gerade die Mutter nach ihrem Zusammenbruch und endlichen Siege über sich selbst seiner eigensten Bestimmung und seiner Heimat wieder zuführt. Die farbenprächtige, eigenartige Landschaft des Bündner Oberlandes gibt ein anziehendes Relief für die echt gezeichneten, nur durch einen Zug von Sentimentalität ein wenig verzerrten Gestalten.

Ch. D.

Recke, Ludwig: „*Geknechtet Volk.*" Xenien-Verlag, Leipzig 1926. Okt. 380 S.

Eine leidenschaftliche Vaterlandsliebe und edler Feindeshaß, verbunden mit einem ins Unerträgliche gesteigerten Pathos, genügen wohl kaum, um ein dichterisches Kunstwerk zu schaffen, und so wird unsere Geduld auf eine harte Probe gestellt durch eine unglaublich banale, an Sentimentalität überfließende Liebesgeschichte von atemraubender Länge und Breite, in der leidenschaftliche Ausbrüche gegen die Bedrücker des Ruhrgebiets sich eigenartig fremd ausnehmen.

Ch. D.

Reinhart, Josef: „*Heimwehland*". A. Francke A.-G., Verlag, Bern 1926. Okt. 285 S. Geb. Schw. Frcs. 7,50.

„5 Geschichten aus einsamer Welt", schlicht, kunstlos im Ausdruck, im Mittelpunkt jeweils eine Gestalt, die, wie einem alten Holzschnitt entstiegen, lebensechter Typ aus dem Volke, mit ihrer Erdverbundenheit und Anhänglichkeit an die heimische Scholle das große ewige Sehnen der Menschheit zu verkörpern scheint.

R.

„*Rheinsagen.*" Dem deutschen Volk, der deutschen Jugend gewidmet von *Karl d'Ester*. Buchschmuck von Karl Mühlmeister. 307 S. Preis in Ganzleinwand mit mehrfarbigem Deckelbild 9 Mk. 2. Aufl. Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart 1925.

Es hat Zeiten gegeben — sie liegen gar nicht so weit zurück —, da glaubte man in echtem Bildungsdünkel, auf Märchen, Schwänke und Sagen mit

Digitized by Google

einer gewissen Geringschätzung herabblicken zu müssen. Handelt es sich doch um Erzeugnisse einer frei und ungekünstelt schaffenden Volksdichtung, die auf Wertung als Literatur keinen Anspruch erheben durfte. Die Anschauungen haben sich gewandelt. Mit unermüdlichem Fleiß ist man an die Sammlung und Sicherung dieser uralten und doch immer neu erblühenden Volkspoesie gegangen. Die Schätze sind noch lange nicht alle gehoben. Fast unerschöpflich reich an echtestem Gold dieser reinen und erquickenden Volkskunst ist das Rheinland, der deutsche Rhein und das angrenzende Land. Karl d'Ester hat aus der Fülle köstlichen Erbgutes einen stattlichen Band zusammengestellt, der in seiner bunten Mannigfaltigkeit ein prachtvolles Volks- und Jugendbuch ist, das auch den literarisch Gebildeten zur freudigen und dankbaren Anerkennung nötigt.

Scharl, Severin: *„Auf einsamen Wegen"*. Lieder von Altar und Zelle. Antoniusdruckerei, München 1926. 8°. 72 S. Kart. 1,50 Mk., geb. 2 Mk.

Eine kleine Gedichtsammlung in gefälliger Ausstattung. Freunde religiöser Poesie wird sie ansprechen.

„Wahre Franziskuskinder." Züge aus dem Leben der Heiligen, Seligen und Ehrwürdigen des Kapuzinerordens. Zur 4. Zentenarfeier des Ordens zusammengestellt von Dr. Kassian Neuner, O. M. Cap. Tyrolia, Innsbruck o. J. 8°. 176 S. Kart. 3 Mk. Ganzleinen 4,20 Mk.

Das schlicht gehaltene Büchlein wird dem beim Volke so beliebten und geschätzten Kapuzinerorden gewiß viel neue Freunde werben.

Wagner, Georg: *„Romfahrt deutscher Jugend zum Heiligen Jahre"*. Herausgegeben durch den katholischen Jungmännerverband Deutschlands. Jugendführungsverlag, Düsseldorf 1925. 8°. 160 S.

Ein prächtiges Erinnerungsbuch, von Teilnehmern geschrieben, das Zeugnis gibt von der begeisterten Glaubenstreue unserer katholischen jungen Männer. Die eingestreuten Federzeichnungen und photographischen Aufnahmen sind durchweg gut gelungen. *R.*

Scholz, Wilhelm von: *„Lebensdeutung"*. Einfälle, Erlebnisse, Erkenntnisse. Walter Hädecke, Stuttgart 1924. 8°. 117 S.

Diese Aphorismen sind keine blendenden Spiele eines müßigen Verstandes, sondern persönlichste Erfahrungen, hineingepreßt in eine knappe und dichterisch funkelnde Form. Scholz, der Lyriker, offenbart sich in diesem Werk (wie auch in seinen Novellen und Reisebüchern) als der Meister einer zuchtvollen, bildkräftigen Prosa, ein Verdienst, das ihm in unserer sprachlich entarteten Zeit nicht hoch genug angerechnet werden kann. Doch das nur nebenbei. Man merkt bei der Lektüre dieses Buches sehr bald, daß sich der Verfasser mit den tiefsten Fragen des Lebens und der Kunst während eines innerlich reichen Daseins gründlich auseinandergesetzt hat. Und gerade dies Persönliche ist von einem ganz eigenen Reiz, es zwingt zu besinnender Einkehr ins eigene Innere. Nicht all seinen Formulierungen wird man zustimmen. So wird der Katholik den tiefen Pessimismus, der aus den Aphorismen vom Sinn und Wert des Leben spricht, unbedingt ablehnen. Auch sind nicht alle Gedanken aus der mit dunklen Gewalten ringenden Seele völlig klar ins Licht getreten (was noch nicht einmal unbedingt ein Tadel zu sein braucht: gerade das Halbverhüllte mancher Ideen lockt um so stärker zum Weiterdenken). Im großen und ganzen aber: eine bedeutende und liebenswerte Persönlichkeit schuf mit diesem Werk ein interessantes, tiefgründiges Buch für — reife Menschen. *Anton Aulke.*

Schulz, Elisabeth: *„Afrikanische Nächte"*. Eine Reiseerzählung aus dem dunkelsten Erdteil. Zoo-Verlag, (Chr. Schulz). Hamburg 1926. Okt. 304 Seiten.

Frau Elisabeth Schulz gibt uns die Schilderung ihrer Hochzeitsreise über Rom nach Afrika, ohne die Kunst des Erzählens zu besitzen oder etwas besonders Fesselndes darzubieten zu haben.

Steinmüller, Paul: *„In Allmutters Garten"*. Greiner & Pfeiffer, Stuttgart o. J. 1.—12. Tausend. 8°. 87 S. Brosch. 2,50 Mk., geb. 3,50 Mk.

Der Verfasser dieser sprachlich schönen Naturskizzen empfindet die Verwandtschaft des Menschen mit Pflanzen, Tier und Stein und die Blutverbundenheit mit längst vermoderten Geschlechtern naturnaher Voreltern noch tief, ohne jedoch in pantheistische Gedankengänge hineinzugeraten. Und die Absicht des Buches, dies beglückende Bewußtsein in den entwurzelten Großstadtmenschen unserer Zeit ein wenig wieder zu wecken, ist sicherlich verdienstvoll. *Anton Aulke.*

Szittya, Emil: *„Klaps oder wie sich Ahasver als Saint Germain entpuppt"*. Roman. Gustav Kiepenheuer, Potsdam 1924. 8°. 231 S.

Nach dem Waschzettel soll dieser Roman viele Gestalten aus den modernen religiösen Bewegungen, Spiritisten, Theosophen, Anthroposophen, unter die Lupe nehmen. Mag nun das Treiben dieser Herrschaften auch sicherlich oft einen wahren Hexensabbat darstellen, so darf der Leser doch verlangen, daß ein Buch über diese Weltbeglücker mit einiger Klarheit in ihre Mysterien hineinleuchte. Das ist hier nicht der Fall. Der Verfasser steht nicht über dem Stoff. So ist sein Werk fast völlig unverständlich und dadaistischem Gestammel gleich. Dazu wird die arme deutsche Sprache von Szittya oft grausam mißhandelt. *R.*

Zoller, Michael: *„Schwerter und Geigen"*. Geschichten und Bilder. Ausgewählt und herausgegeben von Konrad Zoller. Michael Laßleben, Kallmünz 1924. 8°. 137 S.

Kulturskizzen und kulturhistorische Erzählun-

Digitized by Google

gen, die sich von der Römerzeit bis in die neueste deutsche Geschichte erstrecken. Die Skizzen erwachsen aus einer ausgezeichneten Sachkenntnis. Die Novellen sprechen weniger an. Es fehlt dem Verfasser an Talent, Menschen zu gestalten. In der ersten Geschichte z. B. reden die germanischen Helden einen unglaublich geschwollenen Jargon, dann noch in jambisch gegliederter Prosa. Hübsch und originell sind dagegen die angehängten Märchen und Schwänke, die z. T. in waschechtem Oberpfälzisch gehalten sind. *Anton Aulke.*

Vetterli, Paul: „*Wolf*". Roman eines Hundes. 8°. 352 Seiten. Ganzl. 8 Mk. Grethlein & Co., Zürich u. Leipzig 1925.

Die Bezeichnung „Roman eines Hundes" kann hier nichts anderes als die stark bewegte Lebensgeschichte eines Wolfshundes bedeuten. Das Werk ist bedeutsam durch seine außerordentlich feinen tierpsychologischen Beobachtungen. Um der Liebe zu seinem „Helden" willen gestatten wir es dem Autor gern, daß er Wolf psychische Funktionen zuspricht, die bisher in der Tierpsychologie zum mindesten sehr umstritten waren. Klein-Wölfchens „Unterbewußtseinswinkel" müssen immerhin schon sehr bemerkenswert gewesen sein. Bei aller Anerkennung für die schriftstellerische Leistung ist der Roman doch etwas — sit venia verbo — anthropomorph gehalten.

Wallace, Edgar: „*Der Frosch mit der Maske*". Roman. Übertragen aus dem Englischen von Alma Johanna König. Rikola-Verlag, Wien, Leipzig 1926. Brosch. 5,20 Mk., Gzl. 6,40 Mk. 396 S. Ein phantastischer Abenteurerroman, außerhalb der Grenzen ernster Kritik, aber mit seinen atemraubenden Spannungen, dem wilden Tempo, der bunten Reihe interessanter, lebendig und eindrucksvoll gestalteter Typen äußerst gelungen in seiner Art und anerkennenswert in dem Bemühen, neben bloßer Unterhaltung der Verherrlichung des Gesetzes zu dienen, das „ewig und beständig" ist. *Ch. D.*

Zapletal, Vinzenz: „*David und Saul*". Kulturgeschichtliche Erzählung aus biblischer Zeit. 8°. 399 S. Geb. 6,60 Mk. — „*David und Bethsabe.*" Kulturgeschichtliche Erzählung aus biblischer Zeit. 8°. 399 S. Geb. 6,60 Mk. — „*Jephtas Tochter.*" Kulturbilder aus der Frühzeit des jüdischen Volkes. 8°. 332 S. 2. u. 3. Aufl. Geb. 6 Mk. — „*Mose, der Gottsucher.*" Kulturgeschichtliche Erzählung aus dem alten Ägypten. 8°. 365 S. Geb. 6,60 Mk. — „*Mose, der Volksführer.*" Kulturgeschichtliche Erzählung aus biblischer Zeit. 8°. 360 S. Geb. 6,60 Mk. Ferdinand Schöningh, Paderborn.

Biblische Erzählungen zu schaffen, die allseitigen Anklang finden, muß wohl eine Leistung sein, die nie restlos befriedigend erreicht wird. In der Regel springen die Verfasser mit den biblischen Charakteren und Tatsachen so willkürlich um, daß schließlich das Charakterbild der biblischen Helden vielfach verzeichnet und verzerrt erscheint. Das gilt wohl von sehr vielen Schriftstellern, die eben nur ihren Stoff der Bibel entnehmen und im übrigen dichterisch frei schaffen. Anders wird sich das Bild zeigen, wenn in erster Linie der kulturgeschichtliche Hintergrund mit wissenschaftlicher Genauigkeit und Sachkenntnis von einem Fachmann gezeichnet wird und der zugleich theologisch interessierte Exeget versucht, die Früchte seiner eingehenden Studien und Forschungen auch dem nicht wissenschaftlich Gebildeten zugänglich zu machen. Ein solcher Schriftsteller ist der Freiburger Dominikanertheologe Vinzenz Zapletal. In prachtvoll entworfenen Kulturbildern, die an Gründlichkeit und Genauigkeit nichts zu wünschen übriglassen, läßt Z. die Lebensschicksale biblischer Personen möglichst bibelgetreu sich abrollen. Möglichst, diese Einschränkung muß gemacht werden, denn es wird dem einfachen schlichtgläubigen Leser nicht entgehen, daß Bild und Auffassung der biblischen Gestalten, wie sie ihm vertraut sind, nicht in allem mit der Darstellung Z.s übereinstimmen. Und das könnte doch den Erfolg und Nutzen solcher Erzählungen bei manchem Leser in Frage stellen, während sie beim theologisch gebildeten und bibelkundigen Gläubigen lebhafte Anteilnahme erwecken werden. Man darf eben nicht vergessen, daß die biblischen Helden durchaus nicht immer Heilige gewesen sind. Was in dem Text der Bibel in wenigen knappen Sätzen über deren sittliches Verhalten gesagt ist, kommt zu ganz anderer Wirkung, wenn es in der Form einer packenden, ergreifenden Erzählung dem Volke dargelegt wird. Damit soll nichts gesagt sein gegen die künstlerische, selbstredend durchaus einwandfreie Darstellung, sondern nur vor der unterschiedslosen Empfehlung an alle Leserkreise gewarnt werden. „Jephtas Tochter" wie „David und Saul" wird man unbedenklich auch der reifen Jugend in die Hand legen können, während „David und Bethsabe" sowie der erste Teil des Moseromanes „Mose, der Gottsucher" dem schlichtgläubigen Volke manches Mißverständnis und unnötige Verwirrung bereiten werden. Nach der rein literarischen Seite hin befriedigt das zuletzt erschienene Werk, der zweite Teil der Moseerzählung: „Mose, der Volksführer" am wenigsten, besonders in sprachlicher Hinsicht. Fast scheint es, als ob der gelehrte Verfasser in dem gewiß anerkennenswerten Bestreben, recht schlicht und volkstümlich zu schreiben, in der oft naiv anmutenden Ausdrucksweise ein wenig zu weit gegangen wäre. Im übrigen muß bewundernd anerkannt werden, mit welch dramatischer Lebendigkeit und farbenprächtiger Landschafts-, Kultur- und Charaktermalerei der hervorragende Gelehrte die Ergebnisse seiner tiefgründigen Forschungen zu gestalten weiß. *Alois Tielitz.*

Digitized by Google

Notizen

In einer Betrachtung über Goethes Wert für die Welt und Menschheit weist eine englische Zeitschrift auf das Urteil des englischen Dichters Matthew Arnold hin, des „Hamlet des 19. Jahrhunderts". Arnolf äußerte sich über Goethe: „Goethe hat das Geheimnis der sozialen Macht, die der Dichtkunst innewohnt, offenbart. Als Goethe kam, hatte Europa die Basis seines geistigen Lebens verloren. Goethes große Aufgabe war es — wie die der griechischen Dichter in den Zeiten des Perikles —, nicht wie Dante eine erhabene Bußpredigt zu halten, auch nicht wie Shakespeare den Ruhm der Königreiche der Menschen auf Erden zu verherrlichen, sondern den Sinn des Lebens wiederzufinden, dem Leben eine neue Deutung, ein neues Fundament zu geben." — Ob ihm das gelungen ist?

*

In einem Vergleich zwischen der englischen und französischen Kritik sagt der englische Kritiker Reginald J. Dingle, daß wir alle von der französischen Kritik lernen könnten, da sie alle andern in dem einen überträfe, in dem Erfassen des Grundelementes aller Kritik, d.h. das Individuelle, Zeitliche vom Gesichtspunkt des Ewigen, Universalen aus zu studieren. Um kritisieren zu können, heißt es weiter, müsse man eine Philosophie haben, da nur die eine Weltanschauung imstande wäre, das Chaos zu entwirren, womit jede Kritik beginnen müsse, und das verstünden die Franzosen besser als alle anderen. Dingle weist dann besonders auf Henry Massis hin als den hervorragendsten Vertreter der modernen katholischen Kritik. Massis untersucht in einem soeben erschienenen zweibändigen Werke, „Le Jugement", die Ursachen der Erkrankung der europäischen Zivilisation und findet deren zwei: erstens den Ansteckungskeim, der vom Orient herüberkommt, von einer Zivilisation ausgehend, die tausend Jahre jünger ist als die europäische — und zweitens die schlechte Widerstandsfähigkeit der europäischen Zivilisation, die auf die Reformation mit ihrer Zerstörung der Einheit des Christentums und der Begründung der Lehre vom Subjektivismus zurückzuführen sei.

*

Mit Unterstützung der italienischen Regierung sollte eine Gesamtausgabe von Gabriele d'Annunzios Werken innerhalb einer italienischen Klassikersammlung herausgegeben werden. Dieser Plan fand natürlich, namentlich von seiten der katholischen Presse, lebhaften Widerspruch, da vieles in d'Annunzios Werken krasse Gotteslästerung und Unmoral ist. Bis jetzt ist nicht bekanntgeworden, ob die Behörden ihr Vorhaben irgendwie modifiziert haben; man hört nur, daß die Polizei ein katholisches Blatt, „Il nuovo Trentino", beschlagnahmt hat. Als Grund dafür wurde angegeben, daß der Herausgeber unter der Rubrik „Römische Notizen" unpassende Bemerkungen zu einem unter dem Schutz der Regierung in Angriff genommenen nationalen Werke gemacht habe. — Der „Osservatore Romano" bemerkt hierzu, diese Handlung könne nur als eine Brüskierung der katholischen Presse aufgefaßt werden, da es sich nicht um eine politische, sondern um eine rein religiöse und moralische Angelegenheit handle. Besonders bemerkenswert sei, daß aus dem Schreiben des Präsidenten nicht hervorgehe, ob der Schritt nicht auf die Initiative der Regierung zurückzuführen sei.

*

Der französische Kritiker Marcel Arland führt in einem Überblick über die zeitgenössische Literatur aus: Der Genius einer Nation offenbart sich nur in einer Epoche des Gleichgewichts; in einer Epoche der Wirrnisse, der Dekadenz, der Wiedergeburt aber offenbart sich das Genie der Individuen. Dies ist die Erklärung und Deutung für so viele vorübergehende Strömungen und Bewegungen in der Geschichte der Literatur, die, oberflächlich besehen, sinn- und zwecklos erscheinen (wie z. B. der Dadaismus). Diese Strömungen aber sind nicht Ausdruck eines Volkes, sondern sind von Individuen hervorgerufen. Sie sind nicht Ausdruck eines Gemeinschaftsgeistes, sondern sie gehen ihm voran, leiten ihn ein, führen ihn herbei. Darum müssen sie sein. In einer Epoche der Wirrnisse, wie der heutigen, kann und darf uns nicht die Gesamtheit interessieren. Dies ist zwecklos und sinnlos. Denn sie kommt nirgends als solche zum Ausdruck. Interessieren dürfen uns nur die Individuen. Ihre Verantwortung ist grenzenlos. Sie haben die Pflicht, an sich zu arbeiten, um zu erstarken, sich zu vervollkommnen, sich selbst kennenzulernen, um ihrer Aufgabe als Wegbereiter gerecht zu werden. Die Hauptsache hierbei sollte die Moral sein. Eine Literatur ohne Ethik ist unmöglich. Zwar kann es sein, daß keine Weltanschauung uns befriedigt, aber das Fehlen einer Weltanschauung ist eine Qual für uns. Nicht jeder hat Gott. Aber die Sehnsucht, das Suchen nach ihm muß da sein oder der Kampf mit ihm. So ist es stets bei allen Führern in der Literatur gewesen, von denen die wenigsten ihn besessen haben. Womit aber will ein Geist, in dem das göttliche Problem nicht mehr existiert, die Leere ausfüllen?

Verantwortlicher Herausgeber: Friedrich Muckermann, S. J., Münster i. W., Königstraße 36a / Schriftleiter: Josef Hachmann, Münster i. W. / Anschrift der Schriftleitung: Münster i. W., Königstraße 36a
Für unverlangt eingereichte Beiträge keine rechtl. Haftung / Nachdruck aller Beiträge nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet!

Digitized by Google

Zur Besprechung eingegangene Bücher

Achermann, F. H.: „*Der Wildhüter von Bektenried*". Roman. Otto Walter, Olten 1919 8°. 199 S. Geb.

Albrecht, Paul: „*Der verlorene Sohn*". Lustspiel in einem Aufzuge. Neuland-Verlag, Hamburg 1926. 8°. 32 S. 0,40 Mk.

Altaner, Berthold: „*Der päpstliche Primat bis auf Leo den Großen*". 18. Heft von Schöninghs Sammlung Kirchengeschichtlicher Quellen und Darstellungen. Schöningh, Paderborn 1926. 12°. 31 S. Geh. 0,45 Mk.

Bangha, Adalbert: „*Handbuch für die Leiter Marianischer Kongregationen*". Marianischer Verlag. Innsbruck 1926. 8°. 424 S. Geb. 6 Mk.

Bergmann, Otto: „*Zwischen gestern und morgen*". Drama, Weber, Berlin 1926. K.-8°. 158 S. Brosch. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Bernus, Alexander von: „*Stift Neuburg*". Eine Gedichtfolge. Mit 10 Holzschnitten von Joachim Lutz. Gengenbach & Hahn, Mannheim 1926. 4°. Karton. 6 Mk., Gzl. 8 Mk.

Beyerle, R.: „*Stimmungen*". Gedichte und Aphorismen. Sperling & Kupfer, Mailand 1926. 4°. 71 S. Kart.

Brandenburg, Hans: „*Traumroman*". H. Haessel, Leipzig 1926. Kl.-8°. 76 S. Geh. 1,80, geb. 3,80 Mk.

Brennert, Hans: *Die Stadt ohne Schlaf*". Berliner Geschichten Dr. Eysler & Co., Berlin 1926. 8°. 172 S. Geh.„.

Damm ,annW. H.: „*Der Schlotbaron*". Ein Roman. Alfred Roth, Stuttgart 1926. 8°. 345 S. Geb. 7 Mk.

Delekat, Friedrich: „*Johann Heinrich Pestalozzi. Der Mensch, der Philosoph und der Erzieher*". Quelle & Meyer, Leipzig 1926. Gr.-8°. 329 S. Geh. 8 Mk., Gzl. 10 Mk.

„*Der stumme Jubel.*" Ein mystischer Chor. Buchgemeinde Bonn 1926. Gr.-8°. 336 S.

Dilzer, Amélie: „*Elisabet Löns*". Ein Frauenschicksal. Köhler, Minden i. W. 1926. 8°. 95 S. Geb. 3,50 Mk.

Echeverria, José: „*Der Kampf gegen die katholische Kirche in Mexiko in den letzten 13 Jahren*". Volksvereinsverlag, M.-Gladbach 1926. Gr.-8°. 116 S. Geh. 1,60 Mk.

Furger, Franz: „*Dichtungen*". 1. Band: Chairusage (Schauspiel) u. dramatische Bruchstücke. Selbstverlag, Kalksburg b. Wien 1926. 8°. 204 S. Geb. 5 S.

Gassert, Heinrich: „*Heimatstrauß*". Gedichte. Badenia, Karlsruhe. 8°. 159 S. Brosch. 2,50 Mk., geb. 3,50 Mk.

Gasteiger, S.: „*Flamberg und Harfe*". Gedichte. Pierson, Dresden. 8°. 47 S. Brosch.

„*Gebete großer Seelen.*" 3. Aufl. Joseph Müller, München. 12°. 166 S.

Glock, Karl: „*Communio Dei*". Eine Vision. Werkbundverlag, Würzburg 1926. Gr.-8°. 28 S.

Groeteken, A.: „*Die goldene Legende. Franziskus in der Poesie der Völker*". B. Kühlen, M.-Gladbach 1926. 8°. 191 S. Halbl. 6 Mk.

Hasenclever, Walter: „*Mord*". Ein Stück in 2 Teilen. Die Schmiede, Berlin 1926. 8°. 136 S.

Hecker, Max: „*Jahrbuch der Goethegesellschaft*". Zwölfter Band. Verlag der Goethegesellschaft, Weimar 1926. Gr.-8°. 395 S. Gzl.

Heiler, Friedrich: „*Evangelische Katholizität*". Reinhardt, München 1926. 8°. 350 S. Geh. 5,50 Mk.

Herkenrath, Joseph: „*Die Ethik Jesu in ihren Grundzügen*". L. Schwann, Düsseldorf 1926. Gr.-8°. 315 S. Brosch. 8 Mk., geb. 10 Mk.

Hieß, Joseph: „*Junge Saat*". Gedichte. Edelgarten-Verlag, Freiberg i. Sa. 1926. 8°. 34 S. 1,50 Mk.

Jedin, Hubert: „*Das Konzil von Trient*". 16. Heft von Schöninghs Sammlung Kirchengeschichtlicher Quellen und Darstellungen. Schöningh, Paderborn 1926. 12°. 48 S. Geh.

„*Jungkreuzbund, vom Bundestag des.*" Hoheneck, Heidhausen-Ruhr 1926. Gr.-8°. 104 S. Geh. 1,50 Mk.

Kahle, Karl: „*Hermann Löns und die Frauen*". Köhler, Minden i. W. 1926. 8°. 120 S. Geb. 4 Mk.

Kautz, Heinrich: „*Im Schatten der Schlote*". Benziger, Einsiedeln 1926. Versuche zur Seelenkunde der Industriejugend. Gr.-8°. 295 S. Gzl.

Kiesgen, Laurenz: „*Der Märchenvogel*". Ein Märchenbuch mit 20 Bildern. Herder, Freiburg. 7. u. 8. Aufl. 1926. Gr.-8°. VI u. 186 S. Gzl. 4,50 Mk.

Kobell, Franz von: „*Boarisch*". Gedichte. „Bücher der Heimat", Altötting 1926. Kl.-8°. 79 S. Brosch. 1 Mk., Gzl. 1,50 Mk.

Koischwitz, Dr. Otto: „*Die Revolution in der deutschen Literaturwissenschaft*". Ebering, Berlin 1926. Gr.-8°. 30 S. Geh.

Körner, Josef, und *Wieneke, Ernst*: „*August Wilhelm und Friedrich Schlegel im Briefwechsel mit Schiller und Goethe*". Insel, Leipzig. 8°. 285 S. Gzl.

Kühnel, Joseph: „*Sowohl — als auch*". Auslese aus dem Sprechsaal des „Heliand". Rauch, Wiesbaden 1926. 8°. 192 S. Gzl.

Lewin, Ludwig: „*Die Jagd nach dem Erlebnis*". Ein Buch über Georg Kaiser. Die Schmiede, Berlin 1926. 8°. 194 S. Geh.

Lewin, Samuel: „*Dämonen des Blutes*". Eine Vision. Aus dem Jüdischen übertragen von Ruben Beatus. Der Syndikalist, Berlin 1926. 8°. 150 S. Kart. 1,50, geb. 2,50 Mk.

Linzen, Karl: „*Die gefrorene Melodie*". Roman. Kösel & Pustet, München 1926. 8°. 464 S. Brosch. 6 Mk., Gzl. 8 Mk.

Digitized by Google

Marmion, Abt D. Col.: „*Christus, das Leben der Seele*". Übersetzt von M. Benedicta v. Spiegel, O. S. B. Schöningh, Paderborn 1926. 8°. 463 S. Gzl. 5,70 Mk.

Martin, Alfred von: „*Franz von Assisi*". Sonderheft der Vierteljahrsschrift „Una sancta". Fromann, Stuttgart 1926. Gr.-8°. 93 S. Brosch. 2,50 Mk.

Mathow, Erich: „*Rosen blühen, Rosen welken*". Gedichte. Zweite, vermehrte Aufl. Edelgarten-Verlag, Freiberg i. Sa. 1926. 8°. 31 S. 1,20 Mk.

Matthias, Leo: „*Die Schriften F. H. Jakobis*". In Auswahl und mit einer Einleitung. Die Schmiede, Berlin 1926. Kl.-8°. 223 S. Brosch.

Mayne, Harry: „*Conrad Ferdinand Meyer und sein Werk*". Huber & Co., Frauenfeld 1925. Gr.-8°. 434 S.

Mayreder, Rosa: „*Fabeleien über göttliche und menschliche Dinge*". Anzengruber-Verlag, Leipzig-Wien 1921. 12°. 159 S. Brosch.

Misch, Georg: „*Der Weg in die Philosophie*". Eine philosophische Fibel. Teubner, Leipzig-Berlin 1926. Geh. 14 Mk., geb. 16 Mk. Gr.-8°. 418 S.

Mühsam, Paul: „*Sonette aus der Einsamkeit*". L. Heege, Schweidnitz. 8°. 36 S. Gzl. 1,75 Mk.

Neuhaus, Gustav: „*Das Wunder*". Edelgarten, Freiberg i. Sa. 1926. 8°. 18 S. Geh. 1 Mk.

Neuhaus, Gustav: „*Strahlen*". Gedichte. Edelgarten, Freiberg i. Sa. 1925. 8°. 20 S. Kart. 1,20 Mk.

Nußberger, Max: „*Conrad Ferdinand Meyer*". Leben und Werke. Huber & Co., Frauenfeld 1919. Gr.-8°. 288 S.

Petzold, Alfons: „*Memoiren eines Auges*". Skizzen. Anzengruber-Verlag, Wien-Leipzig 1922. 12°. 109 S. Geh.

Ponten, Josef: „*Die Luganesische Landschaft*". Mit 12 Bildern von Hermann Hesse und Julia Ponten. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1926. Gr.-8°. 42 S. Gzl. 8 Mk.

Posern, Horst: „*Scham, Schwur, Schwert*". Deutsche Sprüche. Edelgarten-Verlag, Freiberg i. Sa. 1925. 8°. 46 S.

Rasmussen, Knud: „*Rasmussens Thulefahrt*". 5. Heft. Societätsdruckerei, Frankfurt 1926. Gr.-8°. 62 S. Brosch. 3 Mk.

Reichardt, Dr. Hans: „*Die Früherinnerung*". Marhold, Halle a. S. 1926. Gr.-8°. 367 S. Brosch. 13,60 Mk., geb. 15,60 Mk.

Reisert, Dr. Karl: „*Kleiner Liederschatz für die deutsche Jugend*". Herder, Freiburg i. Br. 1926. Kl.-8°. 166 S.

Reiße, Dr. Roman: „*Die weltanschauliche Entwicklung des jungen Joseph Goerres*". Müller & Seiffert, Breslau 1926. Gr.-8°. 140 S. Geh. 5,50 Mk.

Riesch, Helene: „*Menschenfreunde*". Biographien. 8°. 162 S. Brosch. 2,60 Mk., geb. 4 Mk. Caritasverlag, Freiburg i. Br. 1926.

Rohracher, Hubert: „*Persönlichkeit und Schicksal*". Braumüller, Wien 1926. Gr.-8° 135 S. Brosch. 3,70 Mk., geb. 5,20 Mk.

Rosenmöller, Bernhard: „*Das katholische Bildungsideal und die Bildungskrise*". Kösel & Pustet, München 1926. Gr.-8°. 167 S. Kart. 4 Mk.

Rotter, Kurt Erich: „*Sterbende Träume*". Gedichte. Lamarque & Co., Wien 1926. Gr.-8°. 32 S.

Sauerland, Emma: „*Die Gänsehirtin am Brunnen*". Märchenspiel. Musik von Berta Haller. Bühnenvolksbund, Berlin 1926. 12°. 64 S. Brosch. 1,20 Mk.

Schäke, Gerhard: „*Ich bin Gott*". Die blaue Distel, Solln bei München 1926. Kl.-8°. 29 S. Geh.

Schäke, Gerhard: „*So ist das Leben*". Kleine Prosastücke. Die blaue Distel, Solln b. München 1926. Kl.-8°. 60 S. Kart.

Scharlau, M.: „*Sieg*" Kämpfe einer Konvertitin. Herder, Freiburg 1926. 8°. VI u. 240 S. Gzl. 3,80 Mk.

Scheidt, Dr. Walter: „*Volk und Rasse*". Zeitschrift. Lehmann, München 1926. Gr.-8°. 63 S. Brosch. jährl. 8 Mk.

Schelver, Hugo von: „*Sonnwend-Feuer*". Roman. Badenia, Karlsruhe 1926. 8°. 216 S. Gzl. 4 Mk.

Schenz, Alphons: „*Sonntagsglocken*". Tyrolia, Innsbruck 1926. 8°. 385 S. Geb. 5,50 Mk.

Schlegel, Eduard: „*Aus Deutschlands Schicksalstagen*". Gedichte. C. Kulbe, Berlin-Lichterfelde. 8°. 132 S. Kart.

Schmid, S. J.: „*Die Grignionische Andacht*". Kanisiuswerk, Freiburg, Schweiz, 1926. Kl.-8°. 64 S. Brosch.

Schmidt-Voigt, Platz, Havenstein: „*Deutsche Kultur*". Ein Lesebuch. Diesterweg, Frankfurt a. M. 1925. Gr.-8°. 456 S. Geb. 7,20 Mk.

Schröer, Gustav: „*Gottwert Ingram und sein Werk*". Roman. Quelle & Meyer, Leipzig. 8°. 316 S. Gzl. 6 Mk.

Sesselmann, Celida: „*Die Moorhexe*". Roman. Parcus & Co., München 1925. 8°. 166 S. Geb.

Sesselmann, Celida: „*Italienfahrt*". Allgäuer Zeitung 1926. Kl.-8°. 90 S. Geb.

Sierp, Walter: „*Ein Apostel des inneren Lebens, Wilhelm Eberweiler*". Herder, Freiburg i. Br. 8°. 288 S. Geb. 6 Mk.

Simoneit, Max: „*Die psychische Konstitution der Person*". Eine Untersuchung. Beltz, Langensalza 1926. Gr.-8°. 120 S. Kart.

Speer, Ernst: „*Vom Baume der Erkenntnis*". Gedichte. Müller, München 1926. 8°. 185 S. Geb.

Stein, Edmund Ludwig: „*Deutsche Mystiker des Mittelalters*". 17. Heft von Schöninghs Sammlung Kirchengeschichtlicher Quellen und Darstellungen. Schöningh, Paderborn 1926. 12°. 44 S. Geh.

Stein, Robert: „*Görres*". Ein Weckruf zu seinem 150. Geburtstag. Velhagen & Klasing, Bielefeld 1926. 8°. 68 S. 54 Abbild. Geb.

Steinmüller, Paul: „*Der Weg nach Heilisoe*".

Digitized by Google

Roman. Türmer-Verlag Greiner & Pfeiffer, Stuttgart. 1926. 243 S. Geb. 7 Mk.

Thüring, Hans: „*Helge Schwertwartsohn*". Ein Heldensang. E. Pierson, Dresden u. Leipzig 1926. 8°. Geh. 243 S.

Tippmann, R.: „*Das altrömische Taufkatechumenat in den Messen der Fastenzeit*". 15. Heft von Schöninghs Sammlung Kirchengeschichtlicher Quellen und Darstellungen. Schöningh, Paderborn 1926. 12°. 51 S. Geh. 0,60 Mk.

Vermeersch, S. J., A.: „*Der Muttergottestag*". Marianischer Verlag, Innsbruck. Kl.-8°. 456 S. Gzl. 5 Mk.

„*Volkslieder der Serben.*" C. H. Beck, München 1925. Gr.-8°. 126 S. Geb. 7,50 Mk.

Vollmer, Walter: „*Das Rufen im Schacht*". Ein Notbuch. Mit 4 Holzschnitten von Maria Braun. Volksvereins-Verlag, M.-Gladbach 1926. Gr.-8°. 116 S. 4 Mk.

Weingartner, Josef: „*Sizilien*". Wanderbilder. Herder, Freiburg i. Br. 1926. 12°. 15 Illustrat. VI u. 162 S. Gzl. 4 Mk.

Weiß, Rudolf: „*Treu und frei*". Festschrift zum 75. Stiftungsfest Aenaniae-München. Akademia, München 1926. Gr.-8°. 32 S. Brosch. 1,20 Mk.

Weißer, Hermann: „*Die deutsche Novelle im Mittelalter*". Herder, Freiburg i. Br. Gr.-8°. 128 S. Geh. 3 Mk.

Winterfeld-Warnow, Emmy von: „*Die singende Geige*". Novellen. Sonnemann, Halle (Saale) 1926. 8°. 296 S. Geb.

Wulff, Helene: „*Waldmärchen*", Musikalisches Märchenspiel. Musik von Berta Haller. Bühnenvolksbund, Berlin 1926. 12°. 52 S. Brosch. 1 Mk.

Zoozmann, Richard: „*Franziskus-Legenden*". Badenia, Karlsruhe 1926. 8°. 169 S. Brosch. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Zürl, Hans: „*Sternlein der Stille*". Gedichte. Zürl, Weismain, Oberfranken, 1926. 8°. 70 S. Geh. 1,20 Mk.

*

Digitized by Google

Zur Vorbereitung der Franziskusfeiern!

Rundschreiben unseres Heiligen Vaters Papst Pius XI. über den heiligen Franziskus von Assisi

(Rite expiatis vom 30. April 1926)

Übersetzt und erläutert von Professor Dr. von Meurers :: 46 S. Preis Mk. 1.20

Das Rundschreiben will den franziskanischen Geist in der Welt wiedererwecken; zu dem Zweck zeichnet es ein Bild vom Leben und den Taten des Heiligen von Assisi. Dieses Bild ist deshalb von besonderer Bedeutung, weil der Heilige nicht nur von modernen Bewunderern, sondern auch von weniger einsichtigen Katholiken oft so gänzlich unzutreffend dargestellt worden ist. Nach dem ausdrücklichen Wunsch des Heiligen Vaters sollen alle Feiern im Franziskusjubeljahr darauf hinzielen, das wahre und echte Bild des Heiligen der Welt vor Augen zu stellen und alle Stände zur Nachahmung Franzisci anzuspornen. In der vorliegenden Ausgabe tritt der reiche Gehalt des Rundschreibens eindrucksvoll in die Erscheinung; die Einteilung und der Gedankengang sind in den Erläuterungen klar herausgestellt und geben geeigneten Stoff für Predigten und Vorträge.

Von den Trierer Ausgaben der päpstlichen Rundschreiben schrieb die Salzburger Kirchenzeitung: „So recht die Ausgabe für Priester und Prediger!"

Das erste Heft der Trierer Ausgabe war in 6 Monaten vergriffen!

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag der Paulinus-Druckerei G. m. b. H. Trier

Sibylle

Roman von Anna Freiin von Krane

Preis 5.– Mk.

Dieser hervorragende Erstlingsroman Anna von Kranes schildert den Werdegang eines begabten Malers und seine traurigen Schicksale. Unter dem Einfluß eines dämonischen Weibes und seines eigenen Leichtsinns geht es mit seiner Künstlerschaft bergab, bis Sibylle, die von ihm verlassene ehemalige Braut, die in der Pflege der Kranken und Gebrechten eine Lebensaufgabe gefunden, sich seiner annimmt und sein Künstlertum richtunggebend beeinflußt. Das von einer starken Leidenschaftlichkeit getragene Buch, das uns einen tiefen Einblick in das Gemüts- und Seelenleben der Menschen tun läßt, besitzt einen hohen literarischen Wert und wird noch nach Jahrzehnten reifen Lesern einen vollen Genuß gewähren.

Niederrhein. Volkszeitung.

*

Fredebeul & Koenen / Essen

Gabriele von Frentz-Gemmingen

Die selige Louise von Marillac

Mitstifterin der Barmherzigen Schwestern vom hl. Vinzenz von Paul. 141 S., in Leinen geb. Mk. 3.— Mk.

*

Aus dem Inhalt:

Vorwort der Übersetzerin. 1. Kapitel: Vinzenz von Paul. 2. Kapitel: Äußeres Glück und innere Leiden. 3. Kapitel: Heiliger Witwenstand. 4. Kapitel: Die Vereine von der christlichen Liebe. 5. Kapitel: Die Pest ist da. 6. Kapitel: Kreuzeslohn. 7. Kapitel: Die Genossenschaft der Barmherzigen Schwestern. 8. Kapitel: Das erste Schwesternhaus in La Chapelle. 9. Kapitel: In Angers. 10. Kapitel: Die ersten Gelübde. 11. Kapitel: Gefahrvolle Wege. Kriegsnot. 12. Kapitel: Päpstliche Bestätigung der Vinzentinerinnen. Es war unsere Absicht, einem deutschen Leserkreis das erbauliche Leben Louise von Marillacs vor einigen Jahren schon vorzulegen, durch Ungunst der Verhältnisse an der Ruhr wird der Druck erst jetzt ermöglicht.

Fredebeul & Koenen, Essen

Digitized by Google

Der Gral

Monatsschrift für schöne Literatur

In Verbindung mit Dr. K. E. Lusser, Dr. L. von de Mark u. Dr. Friedr. Schreyvogl
herausgegeben von Friedrich Muckermann S. J.

Inhalt

Ein Lied vom Tod. Von Matthäus Rader, S. J. / Ein Gespräch mit Thomas Mann. Von Friedrich Muckermann, S. J. / Die Zwei. Von M. E. delle Grazie / Das Gebet. Erzählung von Richard Euringer / Kanzleigasse Nr. 8. Von Heinz Steguweit / Herbstweihe. Gedicht von F. Schrönghamer-Heimdal / Friedrich Wilhelm Weber als Dichter seiner Zeit. Von P. Benitius Menke, O.F.M. / Auf der Gralwarte. Von Friedrich Muckermann, S. J. / Im Volkston. Gedicht von M. E. delle Grazie / Erinnerung an Georg Trakl. Von Heinrich Bachmann / In den Nordseedünen. Gedicht von Theodor Seidenfaden / Neue Romane. Von Hubert de Reuter / Neue Lyrik. Von Josef Hachmann / Filmdämmerung. Von Paul A. Schmitz / Zu unserer Kunstbeilage. Von Dr. Gert Buchheit / Neue Bücher / Kleine Anzeigen / Stimmen des Auslandes / Kunstbeilage: November.

21. Jahrgang **Heft 2** November 1926

Fredebeul & Koenen / Verlag / Essen

Digitized by Google

In unserem Verlage sind stets vorrätig

Das Goldene Anstandsbuch

Ein Wegweiser für die gute Lebensart zu Hause, in Gesellschaft und im öffentlichen Leben. Von J. von Eltz. 12. Auflage 548 Seiten 8°. In Leinen gebunden 8.— Mk.

Soeben erschien in II. verbesserter Auflage Eltz:

Lebens- und Anstandsfragen

434 Seiten. Auf holzfreiem Papier in Leinen gebunden 8.— Mk.

Das Kleine Anstandsbuch

Ein Leitfaden des guten Tones für Jedermann. Von J. von Eltz. 12. u. 13. Auflage. Gebunden in Ganzleinwand mit Rotschnitt 3.— Mk.

Die praktische Tante

4000 Rezepte und Ratschläge für alle Gebiete des Haushalts. Von M. Lorenz. 1034 Seiten. Gebunden in 2 Bänden. Pro Band 4.— Mk.

Die Hausbäckerei

Von M. Lorenz. Preis in 1/1 Leinen gebunden 4.50 Mk.

Davidis Kochbuch

Neu bearbeitet von Charlotte Taeuber. 1212 Rezepte nebst einem reichhalt. Anhang. 524 Seiten, Gr.-Okt. In Leinen gebunden 3.— Mk.

Lehrbuch für Dienstmädchen

Von Elise Keltinger. Gebunden 1.50 Mk.

Das Goldene Glückwunschbuch

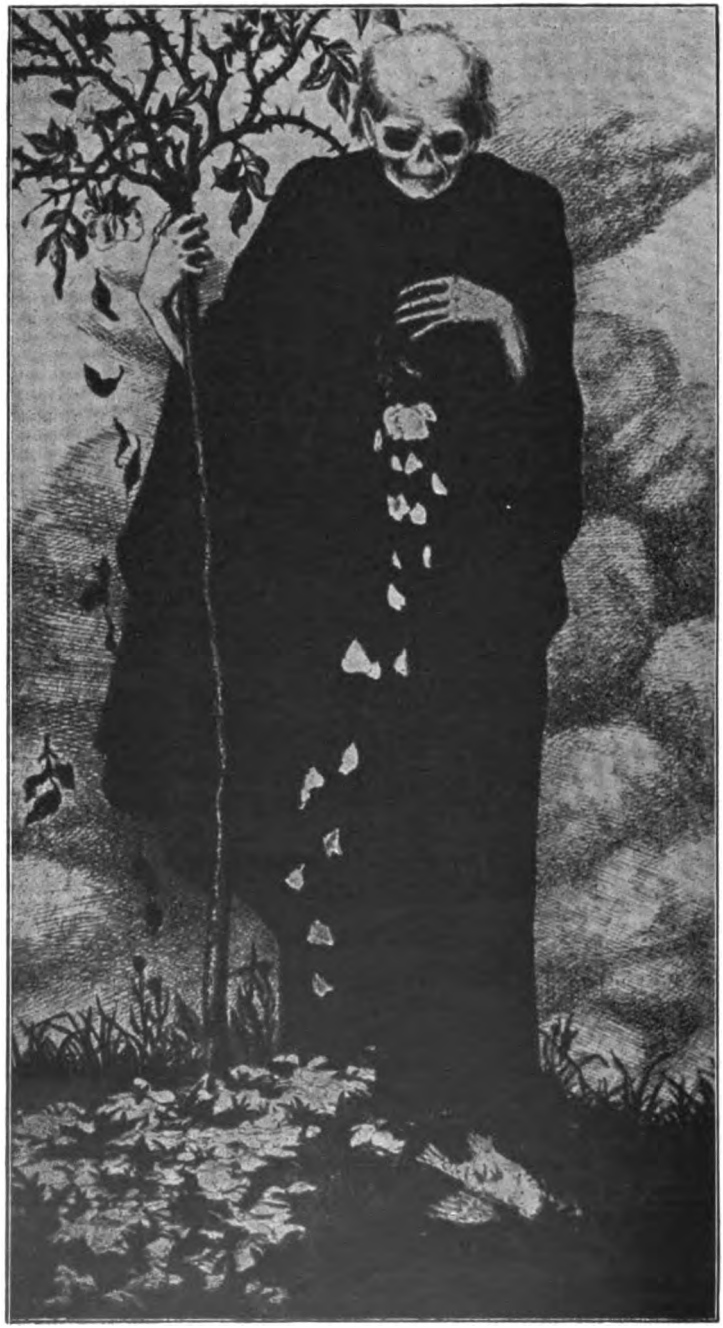
Eine Sammlung von Gedichten für die Jugend und Erwachsene zu allen Festen und besonderen Gelegenheiten. Von M. Pohl. 2. Auflage. In Halbleinen gebunden 3.— Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt von

FREDEBEUL & KOENEN, VERLAG, ESSEN

Digitized by Google

Digitized by Google



November

Digitized by Google

Der Gral
Monatsschrift für schöne Literatur
Einundzwanzigster Jahrgang Heft 2 Essen, im November 1926

Ein Lied vom Tod

(Übersetzung der Lateindichtung „Lessus mortualis" von Matthäus Rader, S.J.* zu Köln gedruckt 1673)

O du der Sonne Strahlengold,
Du Silberschein des Mondes!
Ade, ihr Leuchten dieser Welt,
Du kleinere, du große,
Die unaufhörlich jung erglühn,
Um müde hinzulöschen!
Der Tag versinkt, die Nacht bricht ein,
Mich ruft der Schlaf, ein tiefer.

O Saaten, früchtereiches Land
Und Haine der Najaden,
Ihr Wiesen, blumenbunt bestickt,
Und frühlingsfrohen Gärten;
Gemurmel sanfter Welle du
Und Turteltaubenklage:
Lebt wohl, die Parze faßt mich an,
Ich muß mein Leben lassen.

Der Tod, der fürchterliche Tod,
Dräut mit Geschoß und Bogen;
Er zielt, und vor dem Schicksalspfeil
Kann keine List behüten.
Wie Rauchgewölk zerfließen wir,
Vernichtung wird uns allen.
Heb' dich von hinnen! Gold und Geld
Kann diesen Spruch nicht beugen.

Ade, du Sternenschwarm, ade,
Hyaden und Plejaden
Und all, was an den Himmel malt
Die vielen Flammenbilder.
Ihr Führer dem, der raschen Kiels
Den hohen Meeresrücken
Befährt, fortan schenkt andern Licht,
Denn mir zerriß das Segel.

Leb' wohl, vierfältiger Stoff der Welt,
Mit Lebenskeimen schwanger,
Samt allem, was du noch gebierst
Zu Land und tief in Wassern;
Was liegt und was zur Höhe will,
All Tiefes, Flaches, Steiles,
Und was nur unterm Himmel wohnt,
Das grüß' ich noch und wandre.

*

Und pocht der Tod an deine Tür,
Sag Abschied gleich dem Leben;
Der Freundeschwarm verläßt dich rasch,
Verläßt du die Behausung,
Und ganz vereinsamt trittst du sie,
Die Wand'rung an ins Dunkle.
All deine Tat ist dein Gepäck,
Es fehlt nicht eine Unze.

* „Rader (Matthäus) war zu Inichingen in Tirol 1561 geboren, trat im 20. Jahre in den Jesuitenorden zu Landsberg, lehrte seit 1584 die Rhetorik im Gymnasio zu Augsburg, seit 1591 die Beredsamkeit daselbst, bekam die Priesterweihe, legte 1601 die drei Gelübde ab, stand mit den größten Gelehrten in Verbindung und starb zu München am 22. Dezember 1634." (Gelehrtenlexikon.)

Digitized by Google

Die Wange wird wie starres Wachs
Und matt der Glanz der Augen;
Nach Atem ringt umsonst die Brust,
Das Wort stirbt in der Kehle.
Die einst gerühmte Wohlgestalt
Verfällt, die Adern stocken.
Und eisig netzt dich ekler Schweiß,
Denn schon bedrängt dich Charon.

Aus deiner Nase stinkt die Pest,
Und so verscheuchst du alle;
Man flieht mit fest verschloss'nem Mund
Und zugehaltner Nase.
Hinaus mit dir! Nur rasch hinaus,
Du Seuche, Stank und Ekel!
Man deckt dich zu, nun schläfst du tief
Und niemand mag dich stören.

Bevölkert ist die Totengruft
Von Giftzeug, Kröten, Würmern:
Dies ist dein Hof und Höflingsschwarm,
Bist hier als Fürst willkommen.
Doch bist es du, der Steuer zahlt
Den Würmern, Sold den Maden,
Und mußt gestatten, daß sie dir
Durchs Knochenmark spazieren.

In schwülen Kissen bangt dein Herz
Und bricht, erschöpft von Ängsten.
Nun flieht dich Toten wie den Tod,
Der dich sein Leben nannte;
Und der so oft Willkomm dir bot,
Nimmt kurzen Abschied heute:
Er stiehlt sich deine Tür vorbei,
Die er zu küssen pflegte.

Den Deinen tot schon vor dem Tod,
Schleppt man dich Aas von hinnen.
Es jammern wohl — ein Trost für dich —
Dein Weib und deine Sippe;
Doch morgen schon, bist du verscharrt,
Wird Weinen zum Gelächter.
Nur schnell mit dir ins Grab hinein!
Dies Loch verschluckt ja alle.

Nicht lange, so verläßt der Schmerz
Die Häuser deiner Sippe;
Ein Halbjahr trägt man's, schwarz zu gehn,
Dann tauscht das Kleid die Farbe.

Man sagt: Die Erde sei ihm leicht!
Und schon bist du vergessen.
Die Erben teilen unter sich
Dein Geld, den Leib die Maden.

Um Wiederkehr des Bocksgestirns
Bist du schon Staub und Asche.
Geht einer dein Gebein vorbei,
Fragt er: wer ist wohl dieser?
Die Augenlöcher glotzen leer,
Das Hirn ist aus dem Schädel;
Man tritt den Knochen, daß er bricht —
Nun bist du ganz erledigt.

*

Geheimnis ist der Sterbetag,
Von niemand zu erraten;
Wenn an die Tür die Parze pocht,
Muß gleich der Riegel weichen.
Sie packt den Enkel wie den Ahn
Nach Zufall und Verhängnis,
Nimmt Königen die Zepter weg
Und macht sie zu Proleten.

Wem läßt du Reich und Steuergeld
Und wem die Untertanen?
Den Fremdling duldet nun dein Thron,
Ihn dulden stumm die Bürger.
Das Prunkgebäu, der hohe Turm
Sind unterwühlt und stürzen;
Dann bist du unter ihrem Schutt
Der Vipern Spiel und Speise.

Aus deinem Schloß, dem Neid so schön,
Trägt dich ein enger Schragen,
Den Deckel stützt dein Nasenbein —
Da mag der Christ erwägen:
Der Erste wird den Letzten gleich,
Dem Bettelmann der Reichste;
Er bläht sich einen Tag, dann bläst
Der Wind durch leere Zimmer.

Hat dich der Tod davongemäht,
Mag niemand mehr dich suchen;
Denn: Aus den Augen, aus dem Sinn —
Entsinne dich des Spruches!
All deine Kosenamen gehn
Mit dir dahin zu Grabe;
Wie konnte dich nach solchem Schwatz
Der Narren nur gelüsten!

Digitized by Google

Der sich heranschlich wie ein Dieb
Auf leisen Zehenspitzen:
Er wirft das Los, und nicht Gewalt
Noch List kann dem entfliehen.
Und dunkle Gifte kocht er aus:
Gern oder nicht, du trinkst sie.
Denn unerbittlich ist der Tod —
Und sorgst du nicht, was nachfolgt?

*

O Menschenantlitz! Aasgebild!
Du logst mit tausend Masken.
Ihr glaubt dem Antlitz immer noch?
Es trügt, habt acht, betrügt euch.
Wer ihm vertraut, das treulos ist,
Beweint zu spät sein Unheil.
Und den der Höllenschwefel kocht,
Wird er noch Unzucht lieben?

Wirst du darum nicht Tag und Nacht
Getreu auf Wache liegen,
Auf daß du, wenn der sichre Tod
Dich droht zu überfallen,
Als unerschrockner Held erscheinst,
Bereit, den Kampf zu wagen?
Dann ziehst du, ob vom Tod besiegt,
Ein Sieger zu den Sternen.

Wie, wenn dir dieses Tages Schein
Zum Sterbelichte würde?
Solch Mahnen, Volk, verlache nicht,
Mach' Ernst mit aller Tugend!
Wie viele hat dies Heut gemäht,
Die an kein Sterben dachten!
Wie viele vor ihr untergehn,
Bestaunt alltags die Sonne.

Verschmähe, was geschaffen ist,
Und liebe nur den Schöpfer!
Verlust wird drüben zum Gewinn,
Sei dir nicht bang vor Schaden!
Mach' dich für Gott von allem frei,
Auch frei von aller Sorge:
Gott nimmt dich heil — wie zagst du
In seinen hohen Himmel. [noch? —

*

Der Mann, der dies Gedicht gefügt,
Er tat es unter Tränen,
Hat Tag um Tag, ein Leben lang,
Den Tod bedacht, besonnen.
Nun ist er auch schon lange Staub
Und drum im Staub bestattet.
Du wirst ihm folgen — rüste dich! —
Wenn heute nicht, so morgen.

Heinrich Suso Waldeck

*

Digitized by Google

Ein Gespräch mit Thomas Mann

Von Friedrich Muckermann, S. J.

DER Dichter der „Buddenbrooks" hat soeben ein kleines Büchlein erscheinen lassen über „*Lübeck als geistige Lebensform*". Es wird darin eine Rede wiedergegeben, die *Thomas Mann* in seiner Vaterstadt bei Gelegenheit ihrer siebenhundertjährigen Jubelfeier gehalten hat. Schon die Tatsache der Einladung hat etwas Erquickendes, schien doch der Dichter schon von neuem das Wort wahrmachen zu sollen, daß niemand ein Prophet sein kann im eigenen Vaterlande. Dieser Fluch ist also von ihm genommen worden, und so webt in dem Ganzen die stille Freude des verlorenen Sohnes, der heimgekehrt ist und dem man ein Kälblein geschlachtet hat. Übrigens ist die Rede keine Rede, sondern ein Gespräch in Redeform. Das ist sehr bemerkenswert, kündet sich doch auch hierin eine neue Zeit an. Mit einer Rhetorik, die ein Feuer oder vielleicht auch nur ein Feuerwerk von außen an den Zuhörer heranträgt, ist es vorbei. Der Redner von heute geht mehr darauf aus, jene Zauberworte zu sprechen, die in der Melodie ihres Klanges und in der Kraft ihrer Idee es in sich haben, im Herzen der Angeredeten selber Empfindung und Glut zu erregen. Solche Worte bedürfen dann nicht mehr der Nachhilfe einer donnernden Stimme oder einer weit ausladenden Gebärde. Sie lieben es vielmehr, ganz leise gesprochen zu werden, und schmeicheln sich in die Seele wie jene holde Maiennacht, von der der Dichter sagt, daß sie auf leichtem Silberschuh geschritten komme. Noch etwas anderes ist an dieser Rede und an der Gelegenheit, bei der sie gesprochen wurde, bemerkenswert. Es offenbart sich in ihr der Typ des großen Schriftstellers, nach dem schon Hermann Bahr gerufen hat, und die Eigenart der Rolle, die er im Volksganzen zu spielen berufen ist. Früher bereits sagte Thomas Mann darüber: „Es ist doch etwas anderes mit dem Schriftstellertum in Frankreich als bei uns. Dort ist es weit mehr etwas gesellschaftlich Vertrautes und Anerkanntes, eine Laufbahn viel eher, die sogar weit führen kann in Staat und Sozietät, während es bei uns eine reine Dämonie ist, außerstaatlich und außergesellschaftlich von Grund aus und mit der Vorstellung früher Musterhaftigkeit und Harmonie so schwer vereinbar wie mit derjenigen späterer akademischer Repräsentation. Die deutsche Republik zeigt melioristischen Ehrgeiz in dieser Richtung und wird vielleicht äußere Änderungen herbeiführen. Aber dem Akademikertum des deutschen Schriftstellers wird immer ein gut Teil Ironie beigemischt sein." Wir haben im „Gral" ständig die Dichtung mit dem Leben zu verbinden gesucht, indem wir glaubten, es gäbe auch im Staatsleben eine Funktion der Dichtung. Soll nämlich eine Staatsform mit nationalem Inhalt gefüllt werden, und soll das Volk auch in den politischen Gebilden sein eigenes Antlitz schauen, so kann die Gemütstiefe und die Formkraft des Dichters und des Schriftstellers darin nicht wohl entbehrt werden. Man hat uns gerade in dieser unserer Absicht oft mißverstanden, indem man in Deutschland darauf hält, daß der Schuster bei seinem Leisten bleibe, was ja auch seinen Sinn hat und was gewiß in aller Strenge durchgeführt werden muß in der Voraussetzung, daß man es nicht mit einem Volk von Dichtern und Denkern, sondern mit einem Volk von Schustern zu tun habe. Langsam wendet sich nun das Blatt. Unser Reichsaußenminister spricht in der Goethegesellschaft, das „Hochland" glaubt seinem akademischen Niveau nichts zu vergeben, wenn es

Digitized by Google

von der Höhe der Idee aus bei der politischen Neugestaltung Deutschlands mitwirken will. Und nun meine ich, das schöne Gespräch Thomas Manns über „Lübeck als geistige Lebensform", nachdem ich beim Lesen ganz in seinen Bann geraten bin, auch gesprächsweise fortsetzen zu sollen.

Es ist Ihnen, verehrter Herr Doktor, wohl gelungen, Ihr dichterisches Lebenswerk allen Ihren Freunden von einer ganz neuen Seite zu zeigen. Es wird niemand mehr wagen dürfen, Sie einen Artisten zu nennen, wo Sie selbst sich als einen lebendigen Träger und Gestalter bedeutender, individueller, nationaler und europäischer Inhalte wissen. Sie gestatten uns intime Einblicke in eine dichterische Werkstatt, wo der Schüler der Brüder Goncourt seine feinsinnige Arbeit begann, um gediegenste künstlerische Form mit deutschem Gehalt zu vermählen. Staunen wird der Laie, wenn er gewahrt, welch eine Stoffmasse in Romane und Novellen eingeschmolzen wurde, die in ihrem künstlerischen Triumph über alle Schwere die Tatsache solch imponierender Arbeit vergessen lassen. Besonders fesselte mich, was Sie über Ihre Beziehungen zur Landschaft sagen, und weiter, wie Sie in Ihrer Weise Lübeck in Venedig wiederfinden. Echtestes deutsches Erbe scheint mir darin zu liegen, daß Sie den organischen Zusammenhang zwischen Individuum, Volk und Menschheit so bewußt erleben und das schale Weltbürgertum einer aufklärerischen Demokratie in demselben Augenblicke ablehnen, in dem Sie sich zum Europagefühl der weltweiten deutschen Seele bekennen. Hierbei ist mir nur eines aufgefallen. Als ich gelegentlich in Ihrer Vaterstadt weilte, da fand ich wohl vieles so, wie Sie es darstellen, fühlte mich aber ganz besonders ergriffen von dem, was Sie vollkommen zu vergessen scheinen. Sie kennen doch die Marienkirche, und Sie waren doch gewiß nicht selten im alten Dom Heinrichs des Löwen. Können Sie leugnen, daß diese gigantischen Bauten, einerlei, ob man sie von außen grüßt, wenn die strahlende Meerluftsonne ein ganz eigentümlich klares und frisches Leuchten darüber hinbreitet, oder ob man darinnen wandelt, um die Ungeheuerlichkeit des einsamen Raumes oder den Reichtum an fröhlich schaffender Phantasie zu bewundern, recht eigentlich die Wahrzeichen Lübecks sind? Sie müssen doch wohl als Knabe und als reifender Jüngling an diesen Mauern emporgeschaut haben, und es muß doch in Ihrer Seele dabei eine Erkenntnis aufgeblüht und eine Musik erklungen sein so ähnlich wie bei Goethe, als er in jungen Jahren das Straßburger Münster bestieg. Jener zog dann fort und begründete das klassische Weimar. Spät erst ging ihm die Herrlichkeit seiner Jugenderinnerung wieder auf, und man sagt, als ihm der junge Sulpice Boisserée eine Skizze des Kölner Domes gezeigt habe, da sei der alte Goethe ganz stumm und still geworden, während eine Träne in sein Auge trat. Diese Träne bei einem Mann, der sich wie Goethe zu beherrschen wußte, hat etwas besonders Rührendes. „Lang, lang ist's her", könnte sie sagen, oder aber auch „Zu spät . . ." Also darüber wunderte ich mich, daß Sie von den herrlichsten Schätzen Ihrer Vaterstadt kein Sterbenswörtlein sagen, zumal doch noch im „Zauberberg" solcher Dinge so deutliche Erwähnung geschieht.

Wenn ich gerade dies vermisse, dann nicht bloß darum, weil von jenen Bauwerken aus sich Ihnen ein Blick in eine Ihnen bis dahin noch verschlossene Tiefe des deutschen Wesens und der deutschen Vergangenheit eröffnen müßte, die ganz in Ihrem Sinne so deutsch wie europäisch war, sondern vor allem deshalb, weil Ihr eigenes Ideal der Bürgerlichkeit dadurch eine ungeheure Steigerung erfahren könnte. Sie füllen in das Gefäß der Bürgerlichkeit einen bedeutenden Inhalt,

Digitized by Google

indem Sie einmal, auch hierin Goethe folgend, den fast schon verewigten Gegensatz zwischen dem Dichter als dem Vertreter der Idealität und der Genialität, und dem Bürger als dem geborenen Philister und Banausen in einem tieferen Erfassen des Menschlichen selber überwinden. Ihnen ist „Deutschtum selbst Bürgerlichkeit, Bürgerlichkeit größten Stiles, Weltbürgerlichkeit, Weltmitte, Weltgewissen, Weltbesonnenheit, welche sich nicht hinreißen läßt und die Idee der Humanität, der Menschlichkeit, des Menschen und seiner Bildung nach rechts und links gegen alle Extremisten kritisch behauptet. Der Deutsche, zwischen die Extreme der Welt gestellt, kann selber kein Extremist sein; das ist eine seelische Gegebenheit, an der kein Radikalismus etwas ändert." Nun werden Sie einräumen, daß doch ein großer Unterschied ist zwischen Bürger und Bürger, daß es etwas anderes ist, ob man ihn in Vossens „Luise" aufsucht, in „Hermann und Dorothea" oder etwa bei Gerhart Hauptmann. Es gab Zeiten, in denen der Bürger gotische Türme baute, und es gab andere, in denen er eher die Börse bevölkerte. Form der Bürgerlichkeit hat das eine wie das andere, und es ist auch nicht zu sehen, wie sich Bürgerlichkeit schlechthin denn mit Deutschtum decken sollte. Der gefährliche Geist des Ostens, den Sie, wenn auch in großer Vereinseitigung, in Ihrem „Zauberberg" charakterisiert haben, war gewiß nicht bei den russischen Bürgern zu Hause, schon weil es deren so sehr wenige gab, während umgekehrt der Bürger in Frankreich an bürgerlichen Eigenschaften hinter dem Deutschen nicht zurücksteht. Das könnte Ihnen nun ganz recht sein, indem Sie das Nationale selber schon europäisch finden. Aber es bleibt doch wahr, daß in der Bürgerlichkeit an sich nicht das Wesen des Deutschtums bestehen kann.

Auch haben Sie meine Neugierde zu sehr gereizt, als daß ich verzichten möchte auf die Frage, was Sie denn nun eigentlich unter der „Mitte" verstehen. Das Wort ist ja alt und wurde bereits um 1800 herum, wenn nicht schon früher, vom Deutschen ausgesagt. Es ist aber doch nur eine Lagebezeichnung, ein relativer Ort im physischen oder im geistigen Raum, keineswegs aber schon ein seelischer Gehalt oder gar ein metaphysischer Wert. Wohl verbinden Sie ein bestimmtes Gefühl damit, und es mag dieses Gefühl im Kunstwerk selber nur ruhig ein gedämpftes bleiben, das eine Offenbarung im grellen Licht der Idee schamhaft ablehnt. Wo Sie aber die Scheu des Dichters abstreifen und in das harte Leben unmittelbarer eingreifen, da müßte doch wohl eine deutlichere Fassung erwartet werden. Bürgerlichkeit ist Ihnen die Humanität schlechthin. Und nun müßte ich Ihnen manches dazu sagen, was Leo Naphta schon gesagt hat, allerdings in komischer Vermischung mit seltsamen Verschrobenheiten. Mir würde die Gleichsetzung von Bürgerlichkeit und Humanität, offen gestanden, heute nicht so ganz leicht fallen. Hat Max Scheler nicht gezeigt, wie gerade die Schicht der Bourgeoisie der eigentliche Stimmungsträger des Weltkrieges gewesen ist? Und was die stolzen Städte der alten Hansa betrifft, so hörte man schon sagen, und Sie selber haben ja das deutlich genug gesehen und geschildert, daß ganze Patrizierhäuser, die einst fest auf väterlicher Sitte und auf überliefertem Glauben standen, in einen Sumpf versunken sind, der doch wohl außerhalb des heiligen Landes der Humanität liegt. Sowohl das Deutschtum als auch die Mitte und endlich die Bürgerlichkeit, das besagt schließlich bei Ihnen immer wieder nur Struktur, während es mich doch so sehr verlangte, gerade bei Ihnen auch einmal *Substanz* zu finden. Mit welcher Spannung lese ich nun noch einmal Ihr vorletztes Buch, nämlich die „*Pariser Rechenschaft*". Es muß sich doch etwas finden, das irgendwo einmal

Digitized by Google

den letzten Sinn des Lebens verrät, wie Sie es sich denken. Bei aller Schätzung des immer Homerischen in Ihrer Darstellung konnte ich nicht ein Unbehagen unterdrücken, wo ich so viel von D-Zug, Toilette, Garderobe und Frühstück lesen mußte. „Wir ließen Frühstück kommen — diesen herrlichen ersten Imbiß des Tages, der an Reiz und Wert in meinen Augen jede spätere Mahlzeit übertrifft . . ." Ich weiß, es liegt Kultur auch in all diesem, und es gehört seit der genannten „Luise" zum eisernen Bestand bürgerlicher Poesie. Aber ich suchte nun einmal Substanz. Doch sieh, was steht denn da, mitten in der abendländischen Musik? Es ist mit Rücksicht auf Alfred Bäumler gesagt: „Aber ob es eine gute und lebensfreundliche, eine pädagogische Tat ist, den Deutschen von heute all diese Nachtschwärmerei, diesen ganzen Joseph-Görres-Komplex von Erde, Volk, Natur, Vergangenheit und Tod, einen revolutionären Obskurantismus, derb charakterisiert, in den Leib zu reden, mit der stillen Insinuation, dies alles sei wieder an der Tagesordnung, wir ständen wieder an diesem Punkt, es handle sich nicht sowohl um Geschichte als um Leben, Jugend und Zukunft — das ist die Frage, die beunruhigt." Mag Bäumlers Einleitung diesen Affekt verursacht haben, hier spricht doch der Liberale, von dem man annehmen sollte, daß der Weltkrieg ihn begraben habe, wie denn bei Ihnen der Dialog aus dem „Zauberberg" sich endlos fortzusetzen scheint, als wäre Überparteilichkeit gleich der Fähigkeit, es allen Parteien recht zu machen. Zwischendurch erfreut mich dann wieder das Bekenntnis zum abendländischen Gedanken, den man gleichsetzen mag mit dem Begriff Kultursubstanz in Hermann Platz' vor wenig Jahren noch vielgenanntem Buche von den geistigen Strömungen im modernen Frankreich. Nirgendwo aber finde ich irgendeine Festlegung. Wieder geht es bei einer Reihe von höchst interessanten Persönlichkeiten vorüber, an allerlei Nippsachen des Lebens, bis dann wieder eine Stelle kommt, die zum Nachdenken zwingt. Von der Mme. Menard-Dorian wird gesagt: „Ich hörte, sie sei eine enragierte Atheistin, daß sie jedem, der es wage, Gott vor ihr zu nennen, die Douche verordne. Das gibt es nur in katholischer Sphäre — wie denn etwa auch gewisse skeptische Lästerungen bei Anatole France den Protestanten befremden. Wir kennen nicht diese Erbitterung gegen Gott, nicht diesen Fanatismus des Unglaubens, der in katholisch-antikatholischem Bezirke gedeiht. Sind wir also frömmer oder nur lauer, oder ist unsere Skepsis vielleicht die tiefere? Gott weiß es — hätte ich fast gesagt, und wirklich ist das sehr zweifelhaft; denn wir wissen ja, daß der französische Skeptizismus nicht so leicht haltmacht und in mehr als einem Falle jene Kreisbahn durchmessen hat, die über das Nichts, wenn nicht gerade zu Gott, so doch zur katholischen Kirche zurückfindet — was denn freilich wieder recht unprotestantisch ist. Denn wir können uns zwar Gott ohne die Kirche vorstellen, aber nicht die Kirche ohne Gott, sans la foi — ein politisches Kunststück, dem wir uns nicht gewachsen fühlen." Da möchte ich doch einmal fragen, ob es denn in der Geschichte des Protestantismus nichts gegeben habe, was nach Ihnen „Fanatismus" genannt werden müßte, und zwar pro und contra. Was sagen Sie denn zu einem gewissen Kapitel in Nietzsches „Zarathustra", und was sagen Sie umgekehrt zu manchem „Fanatiker" im heutigen Protestantismus, etwa zu Barth? Nennen wir einmal nicht alles, was das Gegenteil von Skeptizismus ist, gleich Fanatismus, und setzen wir statt Fanatismus ein zum heroischen Sterben begeistertes Eintreten für einen Glauben und für eine Idee, dann ist es doch um diesen Fanatismus eine höchst ehrenvolle Sache, und er ist überhaupt nur möglich,

Digitized by Google

solange es noch Bekenntnisse gibt. Wer zu einem solchen Bekenntnis nicht mehr fähig ist, das sind Krämervölker oder bis zum Moluskenhaften erweichte. Was Sie aber zu der Ihnen offenbar unbewußten Impertinenz gegenüber dem Katholizismus veranlassen konnte, als wären wir der Vorstellung einer Kirche ohne Gott fähig, so weiß ich wohl, daß es auch da noch eine Entschuldigung gibt. Nicht wenige verwechseln bis auf den heutigen Tag eine gewisse durch die katholische Vergangenheit geschaffene Struktur und den dazugehörigen Kulturkatholizismus mit der katholischen Religion, obgleich es von dem einen zum andern so weit ist und sogar oft noch weiter, als von Sokrates zu Christus. Trotzdem aber bleibt das bei Ihnen, verehrter Herr Doktor, ein Fall von Ignorantia crassa, die nach der katholischen Moral keine so ganz harmlose Sache ist, aber doch bei jemanden verständlich, der Lübeck beschreiben kann und die Marienkirche dabei vergißt.

Ein wenig traurig lege ich beide Bücher aus der Hand. Das ist nun ein Dichter, der mit der Wünschelrute ausgegangen ist. Das zarte Holz hat sich an mancher Stelle schon gekrümmt und deutlich gemahnt, daß da Wasser sei und ein lebendiger Quell. Aber Thomas Mann bringt, wie mir scheint, den Mut nicht auf oder, besser, wird durch irgendein Tabugefühl heimlich davor gewarnt, nun den Spaten zu nehmen und zuzustoßen. Sollte er auch hierin Goethe gleichen, der schließlich eine so hohe Meisterschaft in der Kunst entwickelte, alles das, was er den Dämon nannte, unter anderem auch den ganzen „Joseph-Görres-Komplex von Erde, Volk, Natur, Vergangenheit und Tod", von seinem inneren Haushalte auszuschließen? Besonders betrüblich schien es mir, und das ist mir geradezu unverständlich, daß ein Dichter, der so viel vom Sozialen schreibt, dies doch in jener Bourgeoisiemanie tut, die jede das soziale Programm illustrierende Wirklichkeit sorgsam flieht. Beim Besuche eines Russen in Paris bemerkt Thomas Mann: „Ich muß an die Stelle denken in seinem furchtbaren Roman, wo er sagt, während an der Wolga zehn Millionen Menschen vor Hunger krepierten und Leichen fraßen, hätten wir anderen Völker gegafft wie ein junges Studentchen bei einer Demonstration, voll Neugier, was aus dem ‚Experimente' wohl werden möge." Später heißt es dann noch von demselben Russen, daß er gesagt habe: „Ich denke immer: Wieviel Material! Und welch Beitrag zur Geschichte ... des Sozialismus! Seltsame Sache: die Theoretiker, die Wortdrechsler haben nicht ein Nägelchen zum Bau des Lebens beigetragen, nicht ein Tränchen haben sie der Menschheit getrocknet, wenn sie auch auf ihren Lippen stets die Arbeit am menschlichen Glücke führen ... Aber welch blutbefleckte Sekte! ... Ich habe es ausgerechnet: In der Krim allein, in kurzen drei Monaten, waren es an Menschenfleisch, das ohne Gericht — ohne Gericht! — erschossen worden ist, achttausend Waggons. ... Ach, ist denn jetzt nicht alles einerlei!" Aus dem, was Thomas Mann zu all dem hinzufügt, fühlt man wohl mitleidsvolles Empfinden heraus, aber wie in aller Welt reimt sich denn das mit so viel anderen Dingen, die er sagt über Sozialismus und über die Humanität? Und trotz allem, vielleicht lehren die Sorgenkinder des Lebens einen Dichter in später Zukunft einmal jenes Letzte, nach dem er selber schmerzlich sucht: den Dichter, der sich und sein Volk mit Vorliebe nennt ein „Sorgenkind des Lebens".

Mann, Thomas: „Lübeck als geistige Lebensform". Kl.-8°. 55 S. Otto-Quitzow-Verlag, Kom.-Ges. Lübeck 1926.
Mann, Thomas: „Pariser Rechenschaft". 8°. 121 S. S. Fischer, Verlag, Berlin 1926.

Digitized by Google

Die Zwei

Von M. E. delle Grazie

(Schluß)

UND der Alte spricht weiter. Nicht immer gerade Neues. Zuweilen schon soundsooftmal Wiedergekautes, wie es Führer um Führer immer wieder von der dunklen Straße ihrer Not emporhebt und ihnen entgegen. Nur wie er es sagt . . Der Blick, das Lächeln, der — Hohn! Jedes Wort gleichsam ein Zänglein, mit dem er einen zuckenden Nerv an ihnen faßt und schmerzhaft emporzerrt.

„Da, seht es, spürt es! Und — seid ihr noch Menschen, wenn ihr es nicht spürt?"

O gewiß, sie haben eine dicke Haut, wie sie da sitzen. Alle, alle; auch er. Stecken dumpf wie Tiere drinnen, die alles nehmen, wie es eben kommt. Haben keine Zeit, über das alles nachzudenken, zu sich selbst zu kommen. Wann? Wo?

Die Transmission saust; die Walzen drehen sich. Die Hämmer dröhnen. Die Bohrer knirschen ins Gestein. Ach, wie und wo sollen sie sich mit all dem auseinandersetzen?

„Die andern aber haben Zeit gehabt unterdes, liebe Genossen", höhnt der Jude weiter; „dieselbe Zeit, die Sie verloren haben, die man Ihnen weggestohlen hat. Und in eben derselben Zeit haben sich Religion und Gewalt zu dem großen Geheimbund zusammengeschlossen, der zwei Drittel der Menschen unterjocht. Mußten es, meine Herren; denn diese zwei Drittel, einmal frei, wie stark, wie fürchterlich stark müßten sie sein! Weder von Gott, noch von einer Gewalt zu knechten, die eigentlich ebenso ohnmächtig ist wie dieser Gott . . .

Sagen Sie sich das, glauben Sie daran, nur daran allein — und Sie halten Ihr Schicksal zum erstenmal in den eigenen Händen. Was sag' ich? Das der Welt! Beginnen Sie zu ahnen, welch eine Gewalt das ist, welch ein Besitz und zugleich welch eine — Genugtuung? Ich fürchte noch immer, nein! Und so zerplittern Sie sich immer nur in dem leidigen Kampf um irgendeine Lohnaufbesserung; zermürben sich daran von Streik zu Streik. Wie jetzt wieder. — Um 23 Prozent geht es Ihnen diesmal. 23 Prozent! Und nicht einmal die gibt man Ihnen. Und recht hat die Industrie. Einem Narren, der eines Tages selbst die Produktionsmittel haben könnte — wenn man nur wollte — und doch immer wieder nur bei soundso viel Prozent Lohnaufbesserung stehenbleibt, dem gibt man auch die nicht. Was Sie aber sonst noch haben oder zu haben meinen . . ."

Zwei Kiefer knirschen aneinander und mitten in die Stille hinein; junge, feste Kiefer. Eine braune Hand krampft sich wie drohend um die metallenen Embleme der schwarzen Bergmannsbluse: Schlegel und Hammer:

„Ah, Hundemarken!"

Die Alten hören es, nicken sich zu.

„Hat doch endlich Feuer gefangen, der dumme Bauernjunge aus Westfalen! Ja, der Jude . . . Aber woher er das nur hat? Diese Kraft, sie alle so aufzurühren, so aus sich selbst zu führen:

„Da, seht!"

„Aber Weib und Kind, werden Sie sagen, werte Genossen . . .?"

Eine Pause . . . Dann wieder dasselbe leise, gleichsam herankriechende Gekicher; wie lange Unterdrückte — lachen: heimlich, aber einer Bosheit voll, die Jahrhunderte Zeit gehabt, jede Schmach und jedes Gift in sich zu trinken.

Digitized by Google

„Nun, ich will daran nicht rühren; wohl Ihnen, daß Sie im Weib noch den Kameraden haben! Aber, die Hand ans Herz: welche Geständnisse werden die meisten dieser Armen Ihnen in der Brautnacht ans Ohr schluchzen! Wenn Sie nicht vorher schon alles wissen. Die Vergangenheit armer Mädchen. Im Tempel — Mammons weiß man auch davon. Ihre Kinder aber . . . Muß ich es Ihnen erst sagen? Die zweite Generation kann noch — zum Teil — das „Gezäh" aufnehmen; die dritte hat nicht mehr die Kraft dazu. Ist skrofulös, rachitisch — degeneriert. Wer einmal einen Bergmannsfriedhof gesehn, weiß alles."
Ein fremder Ton entringt sich der Stille: leis und dennoch nachdrucksvoller als alles, was Männer bisher gesagt und von sich gegeben:
Das Weinen einer Frau! Und eine — Dirne ist's. Dieselbe, die sich noch vor kurzem an den jungen Knappen herangeschlängelt: geschminkt und grell aufgedonnert. Ein Plakat der Sünde. Aber ihr Leib! Der ist noch jung, oh, so jung! Und nun schreit auch er gen Himmel . . .
„Bin ich ein Tölpel," denkt der Westfale, „daß die mir leid tut? Arbeit wär' ihr heilsamer gewesen!"
Die eigenen Schwestern tauchen vor seinem Erinnern auf. Ländliche Tagelöhnerinnen, fromm, ehrbar bis heute, wenn auch keine schön. Auch sie hat er weinen gehört, oft und oft. Wie Not zur Not redet. Und doch zuletzt nur mit den Schultern gezuckt zu all der Vergeblichkeit. Wie kommt es, daß diese ihn rührt — ihr Schicksal an sein Herz greift, trotz allem, was er denkt von ihr?
Da steigt's ihm in die Kehle — herb, giftig. Das Lachen des Juden:
„Und wenn auch ich einmal keine andre krieg' oder eine, die es erst — nach der Hochzeit gesteht?"
Und nun liegt es wie Bergeslast auf ihm. Stiert ihn an wie die Verzweiflung — fletscht ihm ins Gesicht wie der Wahnsinn, beginnt ihn vor sich herzustoßen . . . Wer? Wohin?
„Nur ein Ball bin ich mehr", denkt er dunkel. „Und wenn der dort will oder — sonst einer, stoßen sie mich, wohin es ihnen gefällt . . ."
Die Dirne weint noch immer fort. Macht alle verstummen — Tisch um Tisch. Selbst der Wirt hört auf, mit den Gläsern zu klirren, und die beiden Kellnerinnen sehn einander an, nicken sich zu:
„So ist's und wird nie anders sein . . . nie."
Wie eine Landschaft sieht er wieder dieses „Nie" . . . Dunkel, öde, kahl bis an den Horizont. Darüber nur einziger Regenhimmel, von dem es endlos niedertrieft: Menschentränen . . . „Ah!"
Wie ein gequältes Tier stößt er es hervor — dumpf, hoffnungslos. Doch niemand beachtet es mehr — denn —
Was geschieht da draußen?
Kopf um Kopf dreht sich dem Fenster zu, das, noch immer weit geöffnet, in die Nacht hineinlauscht. Rollt ein neues Wetter heran? Wie Donner echot es von den Hügeln der Zeche herüber. Doch kein Blitz erhellt die Nacht . . .
Da — wieder!
Noch fern, dumpf, aber langhin rollend. Eine Salve! Geschossen wird . . . Auf die Ihren!
Und wie ein Schrei löst es sich von allen Lippen.
Dann ist's, als begänne sich ein Mahlstrom zu drehen — immer rascher, immer unwiderstehlicher — alle und alles mitfortreißend, daß es einen Augenblick

Digitized by Google

scheint, als zögen sie auch Tische und Stühle hinter sich her, und Wirt und Kellnerinnen sich in dumpfer Angst an die klebrigen Wände pressen — während die Salven in immer kürzeren Pausen durch den Abend rollen — Schlag auf Schlag.
„Hinaus, und wär's der — Tod!" Sie sagen es nicht — kaum daß da und dort noch ein Wort fällt. Wozu auch? Würde es nur einer mehr hören? Wie ein blindes Gesetz steht es in ihren stieren Augäpfeln geschrieben: die Notwehr des Tieres — die Einigkeit der Herde . . .
Gerade nur, daß sich dort und da ein paar ausgemergelte Weiber an die kahlen Rutschleder hängen: „Hast Kinder . ., mich. Wenn du nicht mehr heimkommst?" Doch nur wenige hören darauf. Und als einer Miene macht, stehnzubleiben, reißen ihn gleich vier Arme vorwärts. Selbst die Halbwüchsigen werden den Müttern entzogen.
„Daß ihr wißt, wie's ist — wenn wir nicht wiederkommen . . ."
Nur der Alte steht noch immer auf dem Tisch — schaut ihnen nach: die Arme verschränkt, die Lippen verzogen wie einer, der — Zeit hat. Bloß sein Blick hat noch ein Ziel — ein Ziel und eine Begierde. Stier, fast lüstern steht es darin geschrieben: „Wird auch — er gehn?"
Da ballen sich zwei junge Fäuste, recken sich hoch, schlagen in sinnloser Wut über einem blonden Kopf zusammen —
Der junge Westfale! Dort stürzt er hinaus. —
Und jetzt erst klettert der Jude vom Tisch — hüllt sich, wie frierend, in seinen zerschlissenen Mantel —.
Stumm, fast entgeistert starrt der Wirt dem Fremden nach. Wie es nur kommen mag, daß der Alte ihm plötzlich noch einmal so groß erscheint? Sein Mantel wie flatterndes Gewölk — sein Stab . . .
Da bricht ein lauter Schrei von seinen Lippen: noch war er da — wo ist er jetzt? —
Und wie ein Grauen geht es über den schlichten Mann hin . . .
Werden heut auch die Schatten in den Winkeln lebendig? Wer gleitet da an ihm vorüber — still, fast lautlos?
Ach, der Fremde, den Knesecke für Paul Göhre gehalten und der die ganze Zeit so versonnen in der Ecke dort gesessen.
Wunderlicher Geselle das! So ruhig dazusitzen zwischen Feuer und Blut. Die Hand an der Stirn, die Augen in sich selbst. Nur sein Lächeln . . . Wo hat er das schon gesehn? Dieses versonnene Lächeln — schön und sanft und süß, wie aus einem Traum heraus oder von einem — Bild hernieder . . .
„Narren und — Heilige lächeln so!" fährt es ihm durch den Sinn. Wie er aber dem Fremden noch einen Blick nachschickt, ist auch er verschwunden. Gleitet er nicht eben dort am Fenster vorüber — mit den letzten?
„Hat wohl noch niemals Pulver gerochen!" denkt der Wirt, während er sich schüttelt. „Oder ist er wirklich ein Narr und weiß nicht, worum es jetzt geht?"
Dann beginnt er seine Gläser zu sammeln, froh, daß noch alle ganz sind. Die Kellnerin aber, die ihm hilft, meint plötzlich:
„Da muß jemand — Blumen mitgebracht haben . . . Lilien oder sonst welche!"
Und bläht die Nüstern und schüttelt leise den Kopf. Wie befremdet über diesen Duft, der so süß und stark und durchdringend ist, daß die Ekelgerüche der Schenke wie mit einem Schlag verflogen sind. Ja, seltsam! Doch auch sie behält es für sich, wie von einem leisen Grauen angeweht. Weiß sie doch, was man in ihrer Heimat davon sagen würde:

Digitized by Google

„Da ist ein Heiliger vorübergegangen . . . oder einer, der — sterben muß." — — —
Dumpf und feucht brütet draußen die Nacht. In triefenden Schwaden hängen die Wolken nieder. Fahle Nebel entsteigen den Wiesen — ziehn den Rain entlang — fassen sich mit gespenstischen Händen — nicken wie mit gebrochenen Hälsen — dehnen sich, schwinden hin . . . Aber dort — die riesenhafte Gestalt! Dürr, grau, schlotternd und doch aufrecht — hinfällig und dennoch so weit ausschreitend, wie Menschen sonst nicht ihre Wege nehmen?
Aufs neue erzittert die Erde von einer Salve, die im fernen Wald wie ein Donner verrollt. Die Bauern am Weg werfen hastig Türen und Läden zu. —
„Das rote Gewitter!" Dort wälzt es sich her — sucht sich mit flammenden Augen die Opfer, zwischen Nebel und Pulverrauch. Und — Fliehende sind es, die es vor sich hertreibt!
Hätte das Elend aufs neue verspielt? Wie ein böser Taumel faßt es die Entgegenziehenden:
„Nicht weichen! Noch sind wir da!"
Jeder ein Mann, auch sie — derselbe Zorn, der gleiche Wille. Und so gar nichts, das verspielt werden könnte, als das Leben — dieses elende Leben!
So brechen sie in die Feuerlinien. Wie ein Sturm ihnen voraus ihr Wutgeheul — wild, rasend — das Chaos. Aber auch jetzt im gleichen Rhythmus die Salven — die unentwegten Befehle — laut, fest, ehern:
Die Ordnung!
Wie Felsen im Meer stehn, während sie wie Gischt daran zerstieben, immer dieselbe Ohnmacht — auch heute . . .
Bis an das Feuer kamen sie heran. Ins Feuer — wie viele wagen es? Schon schüttern sich die Reihen, flüchtet dort und da einer in die Straßengräben, ein anderer hinter den Wacholder am Weg. Sie haben ein Weib, haben Kinder — haben doch noch mehr als dieses elende Leben! Mit einemmal wissen sie's — alle, alle! Nur ein Stoß war auch ihre Hilfe, ein armer, verzweifelter. Nun liegen ein paar mehr am Weg. Wozu? Da es doch immer derselbe Weg bleibt:
„Vorwärts in den Tod oder zurück ins Elend . . ."
Und schon lösen sich die Reihen — zerstieben, schwinden hin wie der Nebel am Weg.
23 Prozent Lohnaufbesserung . . . Sie wollten sie erzwingen. Nun haben sie alles verspielt, alles, im — eigenen Blut . . .
Noch eine Salve — und die Straße ist so leer und sicher, daß ein Kind darüber hinlaufen könnte. Nur der Regen beginnt wieder niederzuströmen, das Wasser in raschen Bächlein dahinzuschießen, dort und da in einem Laut aufglucksend, der wie ein leises Geschluchze durch die Nacht tönt. Bis die Erde wieder einmal in sich getrunken, was ewig ihr gehört: Wasser und — Blut . . .
Ein Kreuz steht am Weg, ein hohes, uraltes. Dunkel von der Zeit, morsch von allen Wettern, die darüber hinweggegangen. Nur der Leib des Heilands leuchtet noch daran — fahl, blaß — die Wunden bluten. Ein welker Kranz raschelt ihm zu Füßen. Der Betschemel darunter klappert im Wind. Wer wirft sich da noch nieder? Der schmale Pfad, der seitab ins hohe Korn führt, weiß von anderem zu erzählen.
Dort und da hat einer den Hut verloren auf der Flucht, liegt ein Stock im Kot, eine rote Krawatte. Schon aber hat der Regen die Spuren der zahllosen Schritte verwischt, daß es wieder ein Weg ist wie tausend andere auch. Als wäre nie Hoff-

Digitized by Google

nung darüber vorgestürmt, nie Blut darüber geflossen, nie einer liegengeblieben darauf.
Nur dort im Graben, knapp unter dem Kreuz, wird plötzlich eine Stimme laut — stöhnt auf . . . sucht sich einer zu erheben, den niemand vermißt. Langsam windet er sich empor — qualvoll; preßt, endlich oben, die Hand sofort wieder ans Herz, als quölle dort etwas hervor, kostbar wie nichts auf dieser Welt — junges Blut, stöhnt wieder auf . . .
Wohin will der noch?
Da fällt der Schatten des Kreuzes auf seinen Weg. Fiebernd irrt sein Blick empor — erst fremd —, um plötzlich zu begreifen und zuletzt daran haftenzubleiben, stumm, starr, in einer Erschütterung ohnegleichen. Und plötzlich sieht die Nacht etwas, was keiner der vielen glauben möchte, die ihn noch bis vor kurzem in ihren Reihen gesehen — erst in der Mitte, dann an ihrer Spitze, dem Feuer entgegen, der — einzige, sieht, wie sich ein Sterbender selbst zu Füßen des Kreuzes bettet — lautlos-ergeben, still und fromm wie ein Kind.
Noch preßt sich die Linke auf die endlos blutende Wunde. Die Rechte aber hat sich bis an den Stamm des Kreuzes getastet, und sind die Augen auch geschlossen — um die weichen Jungenlippen spielt ein Lächeln, das noch immer Leben verrät und die geheimnisvolle Freude an einem Schauen, von dem niemand mehr weiß als er.
Denn da läuft ein Kleiner plötzlich vor ihm her, einen schmalen Feldweg entlang, zwischen rotem Mohn und nickenden Halmen — weiter und weiter bis an ein Kreuz, das auch einmal so an einem Feldrain gestanden und jetzt wieder so vor ihm steht wie damals. Ein zerschlissenes Röcklein trägt er und barfuß läuft er dahin, armer Leut Kind. Aber er weiß es nicht! So fröhlich ist ihm zumute, so reich dünkt er sich mit dem Strauß in der Hand, den er selbst gepflückt, ihn dem Gekreuzigten zu Füßen zu legen. Voll Sonne ist alles ringsum, und vom Dorf her läuten die Mittagsglocken — Friede, Friede . . . O ı, wie süß das ist! —
Langsam wendet er das Haupt in dem nassen Rasen — sucht es zu erheben und muß es doch wieder zurücksinken lassen . . .
Die Glocken, ja . . . der — Heimat Lied!
Wie Tau rieselt das plötzlich über ihn nieder — kühlt die Wunde, daß er sie nicht mehr fühlt — nimmt von der Stirne den Brand . . . Immer lauter aber, immer seliger läutet es in den Ohren weiter, und wieder lächelt er, denn schon weiß er auch, warum:
Der kleine Junge, der dort am Altar kniet, im weißen Ministrantenhemdlein, das Glöcklein in der Hand . . .
Oh, wie schön das einmal war, wie friedvoll süß —. Und er selbst war es ja! Oder hat er nie aufgehört, es zu sein? Ist es noch immer? Und all das Dunkle, damit er sich bis heute geschleppt — erst stumpf und dumpf, dann immer trotziger und ungeberdiger, war es nur ein Traum? —
Es muß wohl so sein. Denn da kniet er ja wieder, ein gläubiges Kind. Und wie der Priester vor ihm die Hostie hochhebt, geht es auch wieder durch seine Seele, wie damals:
Gottesnähe — Gottesfriede — der Erlösung ganzer, heiligster Trost!
Was aber hält er da in seiner rechten Hand — der Hand, die sich, ihm unbewußt, in Wirklichkeit an den Stamm des Kreuzes klammert, unter dem einer verblutet, von dem er nichts mehr weiß — selbst erwachend nichts mehr wissen wollte?

Digitized by Google

Ach ja — das Glöckchen! Das kleine, silberne, mit dem er immer die Wandlung eingeläutet. Nur —
Wie laut es heute klingt, wie seltsam laut ... Hell, schrill, rufend! Als hätte er selbst damit dem Heiland etwas zu sagen, etwas ganz und gar Unaufschiebbares, bittend und erinnernd zugleich:
„Komm, o komm und — gedenke!"
Da rauschen die hangenden Ähren hinter dem Kreuz auseinander, von einer Hand geteilt, von der es wie ein sanfter Mondstrahl herläuft. In dunklem Talar steht einer unter dem Kreuz — hoch, schlank, jünglingshaft — beugt sich zu dem Todwunden am Straßenrain nieder — hebt sein Haupt empor ...
Aber auch auf der andern Seite der Straße wird es lebendig, wächst in einem riesenhaften Schatten bis an das Kreuz — und plötzlich fliegt ein Lachen herüber — kalt, grausig, wie nur der Haß lacht. Dann fährt eine dürre Faust aus flatterndem Mantel, scheint zum Kreuz herüberzudrohen, über das schweigende Land hinweg ... Ein Spuk — Nebel?
Wieder das Gestöhn vom Kreuz her — dumpf, angstgepreßt. Wie von einem, der das entsetzliche Phantom auch sieht — ihm entfliehen möchte, wie einem Alp, und es doch nicht mehr kann, in des Todes letzter und schwerster Not.
Da beugt sich der priesterliche Jüngling ihm zur Seite nieder, hebt das fahle Haupt empor und wie eine Anklage dem Dunklen entgegen, der noch immer zum Kreuz herüberdroht:
„Dein Werk wieder, Ahasver — dein eigenstes Werk!"
Ein dumpfes Lachen kollert ihm entgegen:
„Und wieder du hinter mir her! Aber zu spät — wie immer!"
„Nur Gott allein weiß, wann es zu spät ist", kommt es ruhig zurück. „Und der Blick, der aus diesen Augen wieder zum Kreuz flüchtet, straft dich Lügen."
„Ich hab's nur mit der Welt zu tun!" lacht der Jude über den Weg. „Aber die wird bald ganz unser sein, glaub' es mir! Und dann werden wir auch den dort vom Kreuz reißen. Vom Kreuz und von den Altären!"
„Solange wanderst du schon, Ahasver, und bist noch nicht klüger geworden? Weißt noch immer nicht, wer der Stärkere ist?"
Und die Hand, von der es wie ein Mondstrahl ausgeht, hebt sich wie grüßend zum Kreuz empor.
„Nenn' seinen Namen nicht!" gellt es zurück.
„Und hörst ihn doch auf allen Straßen! Seit du ihm die Rast verweigert auf deiner Schwelle und ihm die Fäuste ins Antlitz geschüttelt — dort, auf Golgatha."
„Und er mich verdammt hat, ewig zu leben, dies alles zu sehn!" knirscht der Jude.
„Begreifst du nicht, daß ich da ewig die Welt in Brand setzen muß? Die Welt und die Herzen, um endlich an ihn heranzukommen. Erst wenn das letzte Kreuz fällt, darf Ahasver ruhen. Und nur der Haß kann es fällen!"
„Lang predigst du ihn schon und dein Volk mit dir. Aber sieh: es steht noch immer."
„So ist auch meine Arbeit noch nicht getan. Und wenn ich über Berge von Leichen steigen muß. Ist es doch nicht mein Volk, das blutet!" Und wieder das Lachen, das nur der Haß lacht. —
„Und was hat dir dieser getan, daß du ihm zuerst Gott nahmst und dann das Leben?"

Digitized by Google

„Ich?"
„Mit deinem Hohn den Glauben; mit deinem Haß die Besinnung. Nur so kommt man auf den Weg, an dem der Tod lauert. Du weißt es!"
„Und warum warst du mir nicht dawider? Du, den Gott so rätselhaft weiterleben läßt wie mich?"
„Weil ich die Liebe bin, Ahasver!"
„Ist Liebe — Ohnmacht?"
„Nur Geduld, nie Kampf."
„Dann bin ich der Stärkere und werd' es bleiben", fliegt es wie ein Jauchzen in die Nacht.
„Meinst du, Ahasver . . Aber — schau her!"
Ein Fluch . . .
„Ich kann nicht hinüber . ."
Und zwei Fäuste schütteln sich wider das Kreuz.
„Und das nennst du Stärke?"
Keine Antwort.
„Was macht dich dann so feig?"
Schweigen.
„Und wenn es doch nur der — Haß wäre, Ahasver? O, welche Ohnmacht!"
„Und doch gehört die Welt nur dem Haß."
Ein leises Lachen, seligsten Wissens voll:
„Oh, wie du irrst! denn ob sie auch kämpft in seinem Namen und fehlt und irrt, auch hinter ihm steht für alle immer nur die — Liebe. Hast du das noch nicht erkannt? Und gehst schon so lange über die Erde, Ahasver! Aber siehe: darum hat er mir die Unsterblichkeit verliehen: die Liebe und nur die Liebe hinter dir herzutragen und dem Haß! Die Liebe, nach der die Welt geschrien hat, eh er kam —. Und schreien wird, bis er wiederkommt. Nur du allein willst nichts wissen davon, noch immer nicht . . . Und doch geht sie auch hinter dir her, noch immer — und von ihm gesandt in dem Evangelium, das alle begreift. Und mit mir, Ahasver, mit mir! Damit auch du endlich erkennst, zu wessen Füßen der Friede ruht, den du so lange, so heiß ersehnst und der ganzen Welt doch immer wieder nimmst, bloß weil du dies nicht erkennen willst. Aber sieh: Hier wart' ich wieder auf dich — unter dem Kreuz! Das — wievielte deiner Opfer im Arm? Und doch immer noch dieselbe Geduld. Ich, Johannes! Von dem er gewollt, daß er bleibe — die Liebe! Um dir immer wieder zu begegnen, der du der Haß bleiben willst bis zuletzt. Und es dennoch nur — allein bist. Allein und aus dem ungeheuren Hochmut heraus, der nichts anderes ist als die Maske einer ungeheuren — Schuld. Leg' sie ab, diese Maske, Ahasveros — leg' sie ab! Wenn es nicht zu spät sein soll für dich und die Welt, die auf dich hört."
Keine Antwort. Nur das leise Gestöhne des Sterbenden, den zwei heilige Arme immer inniger an ein Herz betten, das noch immer so ganz und gar von Christus brennt . . .
Irgendwo in der Ebene hat sich der Wind aufgemacht, stürmt den Wolken entgegen, fegt sie auseinander, daß sie wie die Fetzen eines dunklen Riesengewandes zum Rand des Horizontes flattern. Fahl gondelt der Mond aus dem nebelnden Gewoge hervor — starrt in die Nacht hinein — auf die zwei herab, die rechts und links von der Straße stehen — und in das brechende Auge des Sterbenden zwischen ihnen.

Digitized by Google

Wie von einem Schauer gepackt, schließt der Jude die höhlentiefen Augen vor dem plötzlichen Licht und vor dem Antlitz des Jüngers — dem unvergessenen, der mit ihm unter dem Kreuz gestanden — ihn immer wieder an den Tag erinnert, da auch der Bleiche am Kreuz dort noch lebend auf ihn herabgeschaut, das brechende Auge Blick in Blick mit dem seinen . .

Ihm entfliehen können — dort- oder dahin! Aber es ist umsonst: so weit sich die Erde dreht, steht noch immer sein Kreuz und unter jedem Kreuz immer wieder dieser, der auch damals mit ihm darunter gestanden! Unvergeßlich, unentrinnbar . . . Und seiner unendlichen Qual gesellt sich aufs neue sein unseliger Haß — lacht auf, gell, hämisch, weist mit den dürren Fäusten nach dem jungen Opfer, dessen blutendes Haupt immer ohnmächtiger in die Arme des Jüngers zurücksinkt — ohnmächtig, aber mit einem Lächeln im Antlitz: so selig-süß und völlig unbesorgt um Tod und Leben, wie nur Ahasver es immer wieder sieht: auf den Lippen jener, die in dem Arm der Liebe sterben, nachdem sein Haß sie irrgeführt und betrogen. —

„Und du? Warum hast du ihn nicht auf deinen Weg gerissen, der du doch weißt, wohin der meine führt?"

Langsam hebt Johannes das Haupt, blickt ihn an, tief, lang:

„Warum hat der Herr nicht dich nach sich ziehen können, Ahasver, der auch du an der Straße der Liebe gestanden? Und ob er dir auch vom Kreuze herab vergeben mit brechenden Augen? Licht und Nacht und Himmel und Hölle treffen sich in diesem „Warum" und werden sich ewig darin treffen, du weißt es! Weil nur der Wille hindurchgeht und seine Wahl. Hat er aber gewählt, und sei es nur mit brechendem Aug' oder einem erlöschenden Seufzer der Reue, dann — sieh her!"

Und hoch hebt Johannes ihm das blasse Antlitz des jungen Knappen entgegen, der, die brechenden Augen mit einem Geleucht unauslöschlicher Liebe dem Gekreuzigten zugewandt, immer süßer, immer seliger vor sich hinlächelt . .

„Sieh es selbst, Ahasveros! Und ob du auch alle verführst und tötest auf deinem Weg — in deinen Armen sind die wenigsten gestorben . . ." —

Hat sich ein wildes Tier irgendwo im Wald erhoben — dort, wo er hinter dem Dunklen an den Rand der Straße tritt — und aufgeheult in wilder Wut und nimmersatter Gier?

Eine Menschenstimme war's! Der schrille Fluch eines Verdammten, den selbst die Nacht nur voll Grauen in sich schlingt. Dann flattert ein zerschlissener Mantel wie Nebel im Wind auf — setzen sich zwei riesenhafte Füße in Bewegung — schattet ein Phantom über den Weg hin, wie die Erde nur eines trägt: ihn, den ewigen Haß — ihn, die ewige Schuld am Blute dessen, der die Liebe ist.

Der Jünger aber, der mit dem Entsetzlichen unter dem Kreuz gestanden — nicht ihm schaut er nach. Tiefer, immer tiefer sinkt sein Blick in Aug' und Seele des Sterbenden hinab, den sein Arm hochhält, und Unsägliches sieht er darin: Die Gnade des Getauften — die Sehnsucht des Erlösten — den süßen Kinderfrieden des Reuigen, dem Gott die Tränen von den Augen wischt.

*

Digitized by Google

Das Gebet

Erzählung von Richard Euringer

DER Herr Direktor möchte doch sofort wieder nach Hause fahren! empfing der Bankportier Herrn von Goeben, es sei telephoniert worden . . .

„Was denn?"

Goeben zögerte, den Lackschuh auf dem Trittbrett, während der Chauffeur den Schlag hielt. Da huschelte, mit fröstelnden Schultern, die Privatsekretärin aus dem Portal, erregt und begütigend zugleich: „Herr Direktor, bitte nicht erschrecken! Ein Unfall . . ."

„Nämlich . . ?"

Goeben, der an Überraschungen gewöhnt war und seine Force drein setzte, die besten Nerven aller Bank- und Börsenmenschen der Stadt zu haben, blickte einen Atemzug lang in sich hinein. Und lächelte. Es gab nichts, was ihn hätte treffen können. Kein Quentchen Erdenrest, mit dem er sterblich wäre. Er konnte sein Vermögen verlieren und behielt die Tatkraft, sich ein neues zu erwerben. Nein, er konnte sein Vermögen nicht verlieren. Goeben lächelte.

Seine Villa mochte niederbrennen; er war versichert. Hoch versichert! Die Vitrinen konnte man zerschlagen; er hatte auf der Möbelmesse köstlichere entdeckt. Was an Reiseerinnerungen: Teppichen, Bronzen, was an Luxusbänden bibliophiler Werke, was an Porzellan und Gobelins sein Besitztum hieß, reichte ihm nicht bis ans Herz.

Frei zu sein, auf sich gestellt zu bleiben, dieses Knabenideal, das er aus Familientragödien in die klare Heiterkeit eines arbeitsreichen, interessenfrohen Junggesellentums gerettet, war zum Ehrgeiz reifer Männlichkeit geworden. Da gab es keine Launen habgieriger Geliebten, kein eifersüchtiges Eheweib, keine lachenden Dritten hinterm Rücken. Keine Clique, der man sich verpflichtet, keine Partei, der man sich hörig fühlte.

Irgendein asketischer Zug kerbte das Gesicht dieses Lebemanns der Ungebundenheit, dessen Kinn bonapartische Energie, dessen Stirn Edisons Phantasie verhieß. Trainiert, gesund, Schwimmer, Tennisspieler, Segler, Automobilist, Hasardeur der internationalen Höllen, liebte er das Geld als Macht und Mittel, mit dem Federstrich einer Unterschrift jeden Machtspruch des Geschicks zu annullieren. Verachtete er das Geld als anmaßend kupplerische Kreatur.

Nein, nicht einmal am Gelde hing er, frei zu sein, auf sich gestellt zu bleiben. Auf gewagten Expeditionen, die er in die Gletschereinsamkeit unwegsamer Alpen unternahm, bewies er sich immer wieder seine Unabhängigkeit von jenem, Luxus, den er pflegte, frei zu sein. Dann rauchte er nicht, ohne die Importe zu entbehren, trank vom Quell, statt in der Weinkarte zu wählen, vertauschte das Frackhemd mit banalem Nessel. Als Soldat im Feldzug, als unbeugsamer Wirtschaftler unter Fremdherrschaft und Revolte hatte er Tod und Haft riskiert, Konfiskation und Schikane, frei zu bleiben, unantastbar noch im Untergang. Keine Rücksicht hemmte dies gerade Weiterschreiten auf dem Weg, der aus dem Zusammenbruch eines alten, durch Tragödien zerschlagenen Geschlechts in die Freiheit eines letzten menschlichen Triumphes führen sollte. Sein Haus war ausgestorben, zwei Brüder waren früh verkommen als Abenteurer, Glücksritter, die in lachendem Hohn dem Geschick entgegenstürzten, das sie hetzte, die Schwester tot, ihr

Digitized by Google

Mann gefallen, ihr Junge . . . „Der Junge." Mehr sagte die Sekretärin nicht, fröstelnd mit nervösen Schultern.
Der Junge . . !
Goeben fragte nicht. Dies erste Mal im Leben fragte er nicht, stieß dem Angriff nicht entgegen, sondern sammelte zur Abwehr.
Fräulein Wachter mußte sich bücken, seinen Mantelsaum, der in die Wagentüre klemmte, loszuzerren, und schloß leise das Kupee. Schonend. Mit dem lautlosen Respekt des Mitleids.
Die Limousine floh.
In den jadegrünen Polstern lag ein Getroffener . . .

*

„Mein Gott! Der Junge . . . !"
An den geschliffenen Scheiben des Kupees rauschte mit Trambahnklingeln, Gemüsemarkt, Zeitungsverkäuferschrei und Promenade der helle Vormittag vorüber, die Kaufhausherrlichkeit stilreiner Auslagfenster, die frühjahrsfrohe Eleganz der Moden, glitten die Straßenstrahlungen denkmalgeschmückter Plätze im Wirbel schnittig abgeschnittener Kurven vorüber und heran, die Blasiertheit lautloser Hotels, Kasino, Kathedrale und . . ein Kinderluftballon!
Mein Gott, der Junge . . . !
Goebens Gehirn, dies ewig kombinierende Gehirn des Wirklichkeitsphantasten, lag wie in Narkose. Schmerzlos wach, paralysiert, im Starrkrampf. Mit überdeutlicher Hellhörigkeit registrierte es jeden Eindruck: ein Kostüm, ein Firmenschild, die Reklamekleckse einer Litfaßsäule, die Torte, die ein Bäckerjunge trug, die Orchidee im Blumenladen . . .
Mein Gott, der Junge . . . !

*

Am Sterbebett der Schwester hatte er sich dazu bekannt, leichthin, onkelhaft, „für alle Fälle", psychologisch suggestiv, das verwaiste Kind an sich zu nehmen. Irgendwie. Die Kranke zu beruhigen. Ja, ja. Man glaubte ja im Ernst doch nicht daran.
Als dann das Schicksal recht behielt — wie immer —, trat er grimmig für sein Wort ein, wie im Trotz. Warf eine Jahressumme aus, die genügte, einen Prinzen zu erziehen, engagierte Wärterin und Pflegerin, Leibarzt und Lehrer.
Wer nicht parierte, die Verantwortung, für die er sich bezahlen ließ, im peinlichsten verletzte, wurde ausgewechselt und ersetzt. Der Knabe war gesund, geweckt, lenksam und blond, entbehrte nichts und galt als Erbe; nicht des Fluchs, der sein Geschlecht bis auf den letzten ausgerottet, sondern einer hellen, lachenden Verachtung, jener heiteren des Helden, der sich durchgetrotzt und durchgebissen hat. Manchmal, in den kurzen Stunden kleiner Feste, die der Mann dem Kind bescherte, dünkte ihm die zarte Bindung willkommene Lösung aus der Fessel eines Egoismus, der den Ungebundenen verknechtet. Nein, er hing nicht einmal an sich selbst und seiner Selbstsucht, seit dies bißchen Menschlein von ihm abhing. Sein kleines Erbgut zu vermehren, wurde Spiel und Steckenpferd des routinierten Bankmanns, Liebhaberei und Sport, für den er keinen Dank erwartete, weder Liebe noch Verständnis, weder Lohn noch Anerkennung. Enttäuschungen kam er zuvor durch Verzicht auf Illusionen. Der Rest stand buchmäßig im Konto. Sentimentalen Bedürfnissen der Kinderpsyche genügten anschmiegsame Wesen, deren Ambition, vom mütterlichen, kontrollierten Hausdamentum zur Hausfrau aufzusteigen, ein Riegel vorgeschoben war.
Sechs Jahre bewährte sich die Institution, und nun . . .

*

Digitized by Google

Schreckbilder brandeten in jähem Ansturm gegen Goebens Herz, als die Limousine aus dem Werktagtrubel der elektrisierten Stadt auf hochgebetteter Chaussee durch die Vorstadtbauplätze zwischen Bahnstrang, Gasfabrik und Flugplatz in die Weite stieß. Friedhöfe, Krankenhäuser, Elendskasernen wirbelten heran, der Fluß, die Brücken und ein Herrgottskreuz.

Goeben schloß die Augen. Irgend etwas Dunkles wälzte sich auf seine Brust. Irgend eine unbegreifliche Gewißheit.

Mein Gott, der Junge . . . !

Mein Gott!

Vielleicht war das Gebet. Vielleicht, wenn das von einer Mutter Lippen käme, wär' das Gebet . . .

Vielleicht, wenn dies ein Vater riefe . . .

Goeben fuhr sich nach der Stirn.

Er kannte die Verantwortung vor Gott. Er hatte Gott erlebt als letzte Selbstverständlichkeit, als namenlosen Alltag. Er stand in Gottes Hand auf eignen Füßen. Er lebte in der Ehrfurcht vor sich selbst als dem Geschöpf.

Er. Nicht das Kind. Das ahnungslose Kind. Das hilflose, das anvertraute, das bedrohte Kind!

Da war es diesem Menschen, der, furchtlos im Duell mit seinem Schicksal, nie gebettelt und gebetet, weil er siegend oder fallend stets in sich zurückfiel, plötzlich, als betrüge er ein Kind um dies Armseligste, das ein Mörder seinem Kinde nicht versagt: um das bißchen betende Gebet!

Beten . . . Vater unser . . täglich Brot . .

Nein, hier mangelte kein täglich Brot! Goeben lachte bitter: Hausbettelei des Himmels hieß das, Armleutespeisung vor der Tür.

In seiner Bibliothek hing, eingetäfelt, ein kostbares Madonnenbild, „Annunziation". Maria vor dem aufgeschlagenen Buch. In wunderbar ruhsamem Blau. Wohltuend und in Stille. Lesend, betend, mit geneigter Stirn.

Betend. Lesend: „Mir gescheh nach deinem Worte!"

Goeben ächzte. Nein, so betete wohl eine Mutter nicht. So betete die Magd. So ergeben, so gefaßt, so getröstet und geborgen.

Neue Angstvisionen stürmten auf ihn ein, blutende Gemahnungen an Krieg und Lazarett, die sich unter seiner Abwehr in Gesichte wandelten, Meisterwerke religiöser Malerei, Kreuzesgruppen, Ölbergbilder . .

„Vater, wenn es möglich ist, nimm diesen Kelch von mir!" Goeben zog sein Taschentuch, trocknete die Stirn. „Aber nicht mein Wille . . ."

Da erschrak er: wie, liefen denn all die Gebete im toten Zirkel in sich selbst zurück! „Nicht mein Wille geschehe, sondern der deine!" „Mir geschehe nach deinem Willen!" „Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden!"

Nein! Nein! Nein! *Dein* Wille nicht, der *meine*!

Wenn er schon bettelte, wenn er sich hinwarf auf die Knie — nicht für sich, nur für das Kind —, so bettelte er doch nicht, daß sein Wille nicht geschehen soll . . . !!

In rasendem Tempo sog die Limousine die Gartenstadt heran. Villen, Parks und weiße Eleganz.

„Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch . . ." Nein, nein! Nicht so! So betete er sich ja in den Mord hinein, in den Mord an seinem Jungen!

Junge! Lieber Junge! Mein Gott! Hatte er ihn denn geliebt!? War er denn nicht frei gewesen, er, immer er, unmenschlich frei!? Traf es wirklich *ihn*, wenn es ihn nun traf!?

Digitized by Google

Der Wagen hielt.
Aber Goeben stieg nicht aus. Er war nicht angekommen, noch nicht angekommen. Er war nicht fertig, noch nicht fertig, hatte den Gedanken nicht gedacht. Nicht ausgedacht und nicht zu Ende . . .
Einen Augenblick suchte er im Gesicht seines Chauffeurs, der mit gezogener Mütze den Schlag hielt, dann winkte er ab. Schloß die Augen, biß in sein eau-de-cologne-frisches Sacktuch.
Der herbe Ruch tat ihm wohl.
Er *wollte* den Gedanken fassen, er, der nüchterne klare Willensmensch und Rechner. Der Weltmann und Bankier, der hundert Broschüren gelesen: „Wie spare ich Zeit?" — „Wie rationiere ich mein Nervenkapital?" — „Wie kalkuliere ich korrekt?" — und dem im Augenblick nur die eine fehlte: „Wie bete ich für mein Kind!?"
„Vater unser . ." Er kannte kein anderes Gebet; es war ihm keines geblieben aus alter Zeit. Aber hatte denn der Heiland nicht gesagt: „So sollt ihr beten: . . Dein Wille geschehe! *Dein* Wille, nicht der meine!"
In Goebens Hirn brannte plötzlich ein Bild. Kein wörtlicher Gedanke: ein plastisches Erlebnis, faßbar, fühlbar, greifbar; er nannte solche Gastgeschenke der Phantasie „Kombinationen". „Intuitionen" sagte der Künstler vielleicht.
Goeben hatte ein „Gesicht": das unvermittelt bodenlose Wissen: es gibt kein anderes Gebet als dies: „Dein Wille! . ."
Einmal als gerader Mensch sich beugen, einmal seinen Willen hinopfern an den Größeren über uns! Einmal nicht auf eigenen Füßen stehen, sondern sich bergen an Gottes Herz! Einmal nicht sich selber wollen, sondern Gottes Willen über mich!
„Gottes Willen über mich und dich, mein Junge!" betete Direktor Goeben und besann sich, wo er sei.
Stieg aus der Limousine und besann sich seiner Angst. Und fühlte sie nicht mehr. Ihm war ganz leicht.
Was denn sollte viel geschehen? Was denn sollte viel geschehen sein?
Gottes Willen allemal. Und dem hatte er sich doch verbündet.
Da begriff er, daß es kein Gebet gibt, das nicht Erhörung fände in sich selbst: in erlösender Ergebung!
Hochaufgerichtet schritt Direktor Goeben durch das reiche Schmiedegitter des Parks auf sein Besitztum zu.
Nun konnte nichts geschehen sein und nichts passiert: es gab kein Schicksal mehr. Nun gab es nur noch Gott. Nun gab es keinen Menschenwillen mehr; nur Gottes heiligen Willen. Es gab keinen Unfall, Zufall. Nun gab es keinen Fall. Dein Wille geschehe als der meine! Amen! Es klang wie ein Testament.
Unter die verweinten Gesichter Schluchzender trat er gütig ins Portal, in der schlichten Heiterkeit des gottergebenen Menschen.

*

Digitized by Google

Kanzleigasse Nr. 8

Von Heinz Steguweit

KANZLEIGASSE Nr. 8, nicht gerade im Sündenviertel, doch steht ewiger Schaum in den Gossen, ranziger Mäusegeruch, vermengt mit Kampfer und Petroleum schlägt beklemmend aus den Fluren. Im Erdgeschoß wohnt Alwine Mau, eine Hebamme, ein geprüfter Kammerjäger im ersten Stock, darüber ein Hühneraugenoperateur, endlich oben, bei den Tauben, in sieben faulen Winkeln, ein Ehepaar. Sie ist ruhelose Waschfrau. Er ein Nichtstuer, zottiger Säufer; fünf klebrige Kinder frieren in den Ecken auf nassen Matratzen. Tagtäglich früh morgens geht der Skandal los: Die Wäscherin kräht, der Mann verbiegt Töpfe und Tassen. Sie schlägt die Hände zusammen. Er das Porzellan. „Schmücke dein Heim", brummt der Kammerjäger im ersten Stock. Das morsche Haus aber zittert in allen Ankern, als führen Kanonen durch die Gasse; dazwischen winseln die Kinder wie Ratten in der brennenden Scheune. Dann donnert die Tür ins Schloß, und der baumschwere Mensch trampelt die ächzende Treppe hinunter: Er hat das bitter erwaschene Geld bekommen. Jeden Tag ist es so. An hohen Feiertagen zweimal.

Der schneiderdünne Hühneraugenoperateur bittet sich — wohlweislich leise — Ruhe aus. Dem Kammerjäger ist es schnurz, er arbeitet ja außerhalb. Doch Alwine Mau, das ehrsame Moralgericht der Kanzleigasse, hatte heute über den Scheitel genug davon. Sie band sich eine weiße Schürze vor, legte Ohrringe und Halsbrosche an und pendelte schnaubend unterm Regenschirm zum Pastor.

Im Pfarrhaus roch es nach langer Pfeife, Napfkuchen und Kornkaffee. Pfarrer Rösele, ein Greis mit streichelnden Augen, kam gerade aus der Frühmesse. Er legte sich behaglich hinten über in den Ohrensessel, freute sich der angewärmten Filzpantoffeln — es regnete ja draußen —, genehmigte sich eine braune Prise, die er zwischen Daumen und Zeigefinger rieb, und putzte dann im mohnroten Schnupftuch die Hornbrille, da er der Pflicht des täglichen Breviers soeben dienen wollte. Da steckte Lona, seine Hausfee, den Haubenkopf durch die Türspalte: „Maus Wine wäre da."

Dann trat Alwine Mau herein. Regentropfen im Haar. Matsch an den Füßen. Sie dienerte wie eine schwingende Glocke und träufelte mit der Spitze ihres Regenschirms kleine Meere in des Pfarrers blank gebohnerte Stube. Sie legte die Stirn in Falten und meinte — was dem Pfarrer ohne weiteres einleuchtete —, daß draußen heute schlechtes Wetter sei. Dann stöhnte sie, als ihr Pastor Rösele einen Stuhl anbot, und ließ sich mit ihrem schwammigen Gebäude auf den allzu schmalen Sitz nieder, je eine volle Portion ihres Daseins zu beiden Seiten überfallen lassend. Was sie nunmehr sagte, hatte den Anschein reifster Überlegung. Sie meinte nämlich, wenn es so weiterregnete, würde auch das schlechte Wetter noch anhalten. Herr Rösele hatte soeben die Hornbrille gegen die Stirn geschoben und kicherte händereibend, daß er solches Wetter lieb habe, es sei dann so gemütlich zu Hause. Solches Begegnen ihrer eigenen Gefühle ließ Alwine verzückt die Hände falten, so daß ihr triefender Schirm klatschend zu Boden fiel. Pfarrer Rösele wollte ihn eiligst aufheben, aber die dicke Amme sagte mit einem Honiglächeln: „Oh, danke, ich habe ihn schon." Dann aber sprudelte sie los.

Digitized by Google

Ihr Haus habe allen Frieden der Molligkeit verloren. Da oben nämlich, bei den Tauben, wohne der und der. Der Kerl söffe, prügele sein armes, fleißiges Weib, zerre sie wild an den Haaren, fluche das unchristlichste Zeug durch die Wände und verludere — Alwine tat, als bekäme sie Sodbrennen — die sauren Groschen irgendwo. Und die Kinder? Gottegott, die Würmer seien mager wie Heuschrecken. „Und ein Geruch ist da oben? — Bester Herr Pastor, 'ne Käsejlock wäre Veilchen dajejen!"

Pfarrer Rösele hing entsetzt in seinem Ohrensessel. Die Amme aber hatte sich Tränen des Mitleids in die erröteten Augen geredet. Sie suchte ihr Sacktuch, suchte vergebens und nahm endlich die weiße regennasse Schürze. Der blasse Pastor aber sah durch die betropften Scheiben seines Fensters und versprach, mit hirtlichem Klang in der Stimme, er wolle noch heute auf diesen Speicher der Trunksucht und Sünde steigen.

Dann stand die Amme mit mühsamem Stemmen auf, beschnupperte den Kaffeetisch, sagte, so eine blaugemusterte Kattundecke habe sie auch zu Hause, sie rühre auch den Napfkuchen mit Zitronat und Rosinen an, doch tue sie eine Prise Zusatz in den Kornkaffee, das gebrannte Aroma zu heben.

Pastor Rösele nickte krampfhaft interessiert dazu, doch seufzte er freilich auf, als die schaukelnde Masse seines Besuches endlich aus der Stube trampelte.

„Und sie bewegt sich doch!"

Die herbeigeklingelte Lona kehrte knurrend die verbliebenen Krusten der Ammensohlen auf und saugte mit einem Putztuch die Pfützen des Regenschirms von dem frisch gebohnerten Holzboden.

Der Pastor suchte indes verzweifelt seine Brille, bis Lona auflachend nach seinem Kopf zeigte und sagte, er habe die Brille ja auf der Stirne sitzen. Dann meinte sie: „Was aber die Alwine is, so hat se keene Manieren!"

„Sie meint es aber gut", belehrte sie der Pastor und stellte den Frieden damit wieder her.

Am Abend hatte der Regen nachgelassen, nur hing ein milchiger Oktobernebel in den Straßen, und die Laternen blinkten verschwommen wie Elmsfeuer hindurch. Da tastete sich Pastor Rösele vorsichtig, immer an den Häusern entlang, seinen Weg nach der Kanzleigasse. Er fror etwas, denn Lona hatte sein wollenes Unterzeug noch nicht freigegeben. Numero 8 — richtig, hier war es; freilich ein Haus wie ein Müllkasten, gleich im qualmigen Treppenflur häkelte sich ihm ein Spinngewebe in den Mund. Seine Augen begannen, vom Dunst gebeizt, zu tränen, denn irgendwo backte man Ölkrapfen oder Pufferkuchen, oder der Kammerjäger im ersten Stock versuchte ein neues Gas gegen Ungeziefer. Pfarrer Rösele stieg auf die Treppe, deren Wände glatt waren von feuchtem Schwamm. Überall war es leichenstill, nur oben, vom Speicher des Lasters, tönte weiblicher Gesang: „Die Schwalben ziehen heimwärts, doch sie ziehn wieder her." Melancholie im Krapfendunst. Pfarrer Rösele hielt einmal inne, denn Treppensteigen machte ihm Atempfeifen und Herzklopfen, auch wollte er die Melodie der armseligen Speicherhöhle behorchen: da rauschte noch ein Wasserhahn, scheuerte noch eine kratzende Bürste über ein Waschbrett, lispelte noch ein müdes Kind. Rösele drückte auf die klebende Türklinke und trat ein.

„Gott segne dies Haus!"

„Von mir aus zweimal", kam's von der Wäscherin, die sich lässig umdrehte und — angesichts des Pfarrers — verwundert ihre Hände am Schurz trocknete. Etwas

Digitized by Google

errötete sie, denn man sah ihre ganzen Beine. Sie zündete eine Öllampe mit zerbrochenem Glaszylinder an und zwinkerte mit den Augen. Der Pfarrer hatte ihren Gegengruß gerne überhört, denn freilich, er mußte sich schütteln in diesen tapetelosen Mauern. Der Boden schwamm von Seifenlauge; auf Kordelfäden quer durch den Raum tropfte gelbe Wäsche, die zersprungenen Fenster waren vom Wasserdunst beschlagen; auf dem Tisch Scherben, Brotrinden, Asche und ein Napf dicker Milch. Die fünf Kinder schliefen in ihren feuchten Ecken; in der Stube nebenan aber, platt auf dem Bauch in Hemd und Hose, schnarchte der Säufer in einem rostigen Bett ohne Kissen und Decke.

Pastor Rösele zögerte nicht mit seiner ernsten Mission. Als die Wäscherin ihre fliegenden Haare geglättet, den zwanglos hochgebundenen Rock züchtig geschürzt hatte, begann er:

„Ich habe gehört, Ihr Mann trinkt, schlägt Sie und . . ."

Weiter kam er noch nicht. Die Frau stemmte wie ein Ringer ihre nackten Arme in die Hüften und lauerte gereizt:

„Wer sagt das? — Hm, wer?"

„Ich habe es gehört", wich Rösele aus.

„Von dem Mäusestinker hier unten, wat?"

„Nein, nein!"

„Oder vom Fußklempner? Vielleicht von der Mastgans Mau, der Zange, wie?"

„Ich habe es gehört," wehrte der Pfarrer ab, „lassen Sie mich in Güte reden."

Da verschloß das Weib die Tür zur Nebenkammer und zischelte verträglich: „Leise, Herr Paster, mein Liebling schläft."

Dann hob sie einen ächzenden Korb von einem Stuhl, fuhr mit ihrem Rockzipfel über den nassen Sitz und sagte: „Setzen Sie sich man", sie selbst aber blieb kampfbereit stehen, breitbeinig und mit verschränkten Armen.

Pastor Rösele hustete und setzte sich.

„Beste Frau, in Ihrer Ehe soll nicht alles christlich, nicht alles friedlich sein."

„Wieso? Weshalb?"

„Mal sachte, beste Frau. Sie haben das Gesicht voll Beulen, die Arme voll grüner Flecken."

„Gestoßen, Herr Paster, am — am — am Türpfosten gestoßen."

„Ihr Mann trinkt aber doch, Ihre Kinder sehen verwahrlost aus."

„Nee, nee, is nich an dem, Herr Paster. Mein Mann pennt nebenan, er is nich im Schick, dann macht er egal schlapp; und die Kinners? Jott, wir sind arm; nee — nee, sons allens in Ordnung von wegen die guten Sitten, tjawollja, Herr Pfarrer."

Damit platschte sie wieder ein Hemd in die Lauge und schrubbte weiter, daß der Schaum zur Decke spritzte und bunte Seifenblasen schillernd durch den Raum tanzten.

Pfarrer Rösele erhob sich, öffnete die Tür und ging.

„Nun, dann grüß Gott!"

„Jo, jo, grüß Gott!"

Draußen aber, auf der knarrenden Treppenstiege, lauerte schon Alwine Mau, die Hebamme. Sie flüsterte:

„Nun?"

„Diese Ehe ist nicht gar so unchristlich, wie wir meinen", sagte der Pastor leise, den Zeigefinger geheimnisvoll auf den Mund legend. „Das Weib des Gefallenen

Digitized by Google

hat die Ehre behalten, sie wird aufrichten, was gesunken ist; sie blieb Fleisch von seinem Fleische; sie hat ihn nicht verkauft, sie hat ihn nicht verraten!"
Und eben wollte Alwine etwas entgegnen, da behorchten sie ein neues Wort im Speicher der Sünde:
„Morgen ist Arbeitstag, Frau, ich werd' ein anderer, ein Echter, denn ich hab' alles gehört. — Ich werd' wie du!"
„Horch, horch", flüsterte Pastor Rösele.
Drinnen schluchzte die Wäscherin, die Kinder erwachten, alle fünfe. Sie jubelten und schlugen in die Hände, alle fünfe. Sie sahen die Eltern zum ersten Male im Frieden der Zärtlichkeit. —
Alwine Mau lud den Pfarrer zum Nachtessen. Sie saßen noch lange zusammen, glücklich, als hätten sie einen goldenen Fund getan. Es gab Bratkartoffeln und rote Wurst, dazu Kornkaffee mit einer Prise Zusatz, des feineren Aromas wegen.

*

Herbstweihe

Goldige Gewölke säumen
Einen Himmel herbstlich klar
Über leuchtendroten Bäumen,
Wo ich sommerlang in Träumen
Oft versponnen war.

In der hohen Ulmenleier
Sang der Sommer um.
Heute ruht der dunkle Weiher
Wie vor einer großen Feier
Müd', ergeben, stumm.

Doch ein innerliches Leben
Nehm' ich heute wahr,
Wenn die dürren Blätter beben
Und zum dunklen Wasser schweben,
Wird es offenbar:

Daß ein Kämpfen sturmerbittert
Sich darin entspinnt,
Daß die Sonne heimlich zittert,
Und in tausend Kreise splittert
Und wie Tropfen Bluts zerrinnt.

F. Schrönghamer-Heimdal

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm Weber als Dichter seiner Zeit

Von P. Benitius Menke, O.F.M.

Weber und Deutschlands Aufstieg

NACH Einheit und Freiheit und sozialer Gerechtigkeit hatte das deutsche Volk gerufen seit den Tagen der Befreiungskriege. Für sie hatten seine besten Söhne Kerker und Verbannung erduldet, für sie hatte es gekämpft und geblutet in den Wirren der Revolution. Die Einheit aber scheiterte an der Schwierigkeit der neuzubildenden staatlichen Form, scheiterte am unseligen dynastischen Partikularismus, scheiterte nicht zuletzt auch an der konfessionellen Spaltung, die Deutschland in zwei große Lager trennt. Die versprochene und erkämpfte Freiheit aber, um die der eigentliche Kampf des Volkes ging, hatte keinen Bestand. Sie wurde von der Reaktion wieder zerschlagen, und dem Volke verblieben nur elende Trümmer. Auch die sozialen Ideen, die in den dröhnenden Rhythmen der Revolutionsdichter immer stärker durchklangen, wurden nicht verwirklicht. Aber sie drängten unaufhaltsam vorwärts, einer erträumten besseren Zukunft entgegen. Und doch sollte sich gerade das soziale Elend noch weiter vertiefen und in immer breitere Volksschichten eindringen.

Mehr und mehr verhallten die revolutionären Sturmgesänge. Am stärksten grollten sie in Herwegh weiter. Auch in Freiligrath waren sie nicht ganz verklungen. Er hoffte auf den Tag, wo der alte Grimm des Volkes wieder erwachen würde, um aufs neue mit rot flatternden Fahnen Barrikaden aufzutürmen. Heine aber spottete über den deutschen Michel, der nach dem März wieder

„— — geduldig und gut
Begann zu schlafen und schnarchen
Und wieder erwachte unter der Hut
Von vierunddreißig Monarchen."

Es war die Spottlust des Zynikers, des Kosmopoliten, dem es nicht um das Vaterland ging. Aus einem ganz anderen Ethos, aus ganz anderer Tiefe klang die zornige Klage des markigen Freiheitsdichters Ernst Moritz Arndt in seinem Gedicht „Mai 1849":

„Hinweg! Die besten Streiter matt,
Die stärksten Arme todeswund!
Hinweg! Satt ist und übersatt
Gelebt. — Es kommt die Todesstund'.
Weg, keinen Augenblick gesäumt!
Sonst stirbst du wie ein feiger Hund.
Du hast von Kaiserstolz geträumt,
Vergrab' einstweilen deinen Fund."

Auch für Friedrich Wilhelm Weber war der klägliche Ausgang der Revolution eine bittere Enttäuschung. Seine patriotischen Hoffnungen sah er begraben, begraben nicht zuletzt dadurch, daß Deutschlands Herrscher wohl Monarchen und Fürsten waren, aber keine national denkenden Männer. Aber auch die vielfachen Auswüchse der Revolution waren ihm zuwider. Darum zog er sich von aller Politik zurück und widmete seine Kraft und Arbeit ganz seinem ärztlichen Berufe. Am 31. Januar 1850 gründete er einen eigenen Hausstand und vergaß dann für lange Zeit die weitere Umwelt. Seine Dichtung zeigt in dem kommenden Jahr-

Digitized by Google

zehnt nur schwache politische Färbung. Inneres Erleben hält ihn ab von äußeren Konflikten. Immer klarer und schärfer tritt jetzt sein eigentlicher Charakter hervor. Sein Innenleben wird reicher, tiefer. Mit der Wendung zum Religiösen, die sich in diesen Jahren vollzieht, schaut verklärend und vertiefend der Gedanke der Ewigkeit in seine Poesie hinein.

Seine Berufsarbeit als Arzt brachte Weber mit allen Schichten des Volkes zusammen, vor allem mit dem leidenden Volke. Diese Arbeit war ihm Tempeldienst und Priestertum. Er schonte sich nicht. Im Sommer erhob er sich schon um 3 Uhr, um die Kranken auf den umliegenden Dörfern zu besuchen. Er kannte aber keine reichen und armen Patienten, sondern nur den Leidenden, dem er helfen wollte. Bat ein Vornehmer und ein Geringer zugleich um seine Hilfe, so half er zuerst dem Geringen. Denn der Arme, so meinte er, pflege in der Regel nur im Notfalle den Beistand des Arztes anzurufen. Das war praktische soziale Betätigung, das war aus tiefstem christlichem Bewußtsein geborener Dienst am Nächsten. Sein Leben in dieser Zeit war:

„Mit Not und Tod ein unablässig Kämpfen,
Um Schmerz zu lindern, Fieberglut zu dämpfen,
Durch Gottes Huld mit Sinn und leiser Hand;
Schlaflose Nächte, ruhelose Tage;
Dank, Undank auch; viel Harm und keine Klage."

In diesen Worten liegt seine Seele, seine ganze selbstlose, schonende Art. So diente er dem Volke als Mensch und Arzt. Das Volk aber schenkte ihm sein uneingeschränktes Vertrauen. Bei den Landtagswahlen am 6. Dezember 1861 wählte es ihn für den Wahlkreis Warburg-Höxter zum Abgeordneten. Weber nahm auf allseitiges Drängen die Wahl an.

Es war eine politisch bewegte Zeit. Die Ideen von 1848 lebten von neuem auf. Vor allem brachen sich auf politischem Gebiete immer freiere Anschauungen Bahn. Im Juni 1861 bildete sich die Deutsche Fortschrittspartei, die in demokratischer Einstellung die englische Staatsverfassung auf Deutschland übertragen wollte. Ihre Stellungnahme zur Reorganisation des Heeres führte zu einem schweren Konflikt zwischen König und Parlament. Die Folge war die Auflösung des Abgeordnetenhauses. Die Neuwahlen aber brachten der Fortschrittspartei einen überwältigenden Sieg. Hinter ihr stand das Volk. Der König war tief unglücklich. Schon wollte er zu Gunsten seines Sohnes auf Krone und Reich verzichten, da erstand ihm in Bismarck, den er auf den Vorschlag Roons zum Ministerpräsidenten wählte, ein Retter.

Weber behielt im großen Kampfe seine überlegene Ruhe. Die kurzsichtige Politik der Kammermehrheit konnte ihn nicht befriedigen. Doch war es ihm auch unmöglich, sich bedingungslos auf den Boden der reaktionären Regierung zu stellen. Darum schloß er sich der katholischen Zentrumspartei an, die zwischen beiden vermittelte. Parteipolitisch aber trat er in den 30 Jahren seiner Parlamentstätigkeit nicht hervor. Er stand im Parteikampfe „nicht als Offizier, sondern als einfacher Soldat, der treu zu seiner Fahne steht und seine Schuldigkeit tut", wie er sich, wohl zu bescheiden, seinem Biographen gegenüber äußerte.

Weber sah mit klarem Auge den Gang der Geschichte und trat entschieden für Deutschlands Größe ein. Aber er erstrebte diese Größe nicht im kleindeutschen Sinne. Mit Uhland vertrat er die großdeutsche Idee und war wie dieser in ihrer Auffassung durchaus Romantiker. Mit Hoffmann von Fallersleben erhob er die Forderung:

Digitized by Google

„Kein Österreich, kein Preußen mehr,
Ein einig Deutschland, hoch und hehr."

Er konnte sich kein Deutschland denken, von dem viele Millionen guter Deutscher ausgeschlossen sein sollten. In seiner prächtigen Elegie „An die Volkspoesie", die aus dieser Zeit stammt und die mit zu dem Schönsten gehört, das Webers Muse uns schenkte, ruft er nach dem großen Auferstehungstag, der hell und hehr unter kaiserlichem Zepter über Großdeutschland leuchten soll. Er singt:

„An Heimweh in der Heimat krankt
Das deutsche Herz, es will gesunden:
Ob stets die Fürsten sich gezankt,
Das Volk fühlt innig sich verbunden.
Dem einen Volke fehlt ein Hirt,
Dem einen Volke fehlt ein Kaiser:
O sprich, wann er erwachen wird,
Der alte Schläfer im Kyffhäuser?"

Schon seit Jahrhunderten hatte man von Deutschlands Größe und Einheit geträumt. Vor allem die Romantik hatte diesem Träumen Stimme und Ausdruck verliehen. Aber das Einheitsstreben des 19. Jahrhunderts war nicht an erster Stelle ein romantisches Streben nach dem mittelalterlichen Kaisertum und seinem Glanz. Auch das spielte mit. Aber die eigentlichen zur Verwirklichung drängenden Faktoren waren stärker, realer. Sie lagen in der deutschen Wirtschaft. Für die gewerbliche, finanzielle und industrielle Entwicklung dieser Wirtschaft war die Sprengung der Territorialgrenzen eine Existenz- und Lebensfrage.

Der politischen Einigung aber erwuchsen die größten Schwierigkeiten aus der Rivalität Preußens und Österreichs. Preußen hatte, abgesehen von den Befreiungskriegen, die das schönste Ruhmesblatt in seiner Geschichte sind, nie wahrhaft nationale Politik getrieben. „Los von Österreich" war schon die Politik Friedrichs des Großen. Aber deutsche, nationale Politik war das nicht, sondern einzig preußischer Machtwille. Österreichs Bestreben hingegen ging schon seit langem dahin, Preußen um jeden Preis niederzuhalten. Das zeigte die ganze Politik Metternichs. Das sprach auch Schwarzenberg im Jahre 1848 unverhohlen mit den Worten aus: „Il faut avilir la Prusse et après la démolir. Man muß Preußen erniedrigen und dann zerstören."

Auf beiden Seiten spielten zudem starke konfessionelle Erwägungen mit. Doch traten auch hervorragende Katholiken, unter ihnen der Staatsmann Radowitz, für ein Deutschland unter Preußens Führung ein, wie sich anderseits viele edle Protestanten aus der Enge konfessioneller Vorurteile zum großdeutschen Gedanken erhoben. Österreich aber war bei seiner bunten staatlichen Zusammensetzung und bei der Stagnation, in die Metternich es geführt hatte, innerlich zu schwach. Es zeigte sich Preußen gegenüber seinem deutschen Berufe nicht gewachsen. So blieben, wie Scheler sich etwas geschraubt ausdrückt, die zwei Hauptkräfte, „die unser neues Reich ursprünglich und in gegenseitiger Durchdringung ihres Ethos und Geistes schufen, und die allein es nach der realen Lage der Dinge schaffen konnten: Die Verbindung der preußischen Machttendenzen und des alten preußischen Militärethos mit dem nach Einheit und freiem Verkehr strebenden wirtschaftlichen Unternehmertum aller Größenklassen und seinem ökonomischen Erwerbstrieb".

Graf Bismarck, der Schmied der deutschen Einheit, hatte schon als preußischer Gesandter in Frankfurt die Unmöglichkeit einer friedlichen Einigung Preußens und Österreichs erkannt. Als preußischer Ministerpräsident ging er darum mit

Digitized by Google

Ausschaltung aller Gefühlspolitik in eiserner Konsequenz seinen Weg. Zunächst setzte er gegen Parlament und Volk die Reform des Heeres durch. Mit ihm schmiedete er das Schwert der deutschen Einheit, das den gordischen Knoten durchhauen sollte. Er brauchte das Schwert erstmalig unter dem Jubel von ganz Deutschland und auch unter dem frohen Jubel unseres Dichters in den siegreichen Schlachten bei Düppel und Alsen. Als er es dann aber im blutigen Bruderkriege gegen Österreich schwang, schwieg trauernd die Harfe des Dichters. Wie seine Fraktionsgenossen und wie die große Mehrheit Deutschlands war er gegen den Krieg, in dem auch die Klügsten und Besonnensten etwas wie einen Frevel sahen. Weber dachte wie sein intimster Freund, Landgerichtsrat Hüffer, der später im Zentrum eine Führerrolle spielte und mit dem er politisch und künstlerisch die gleichen Wege ging. Hüffer brachte seine Stellungnahme und die Stellungnahme seiner Fraktion in einem Wahlaufruf vom 25. Mai 1866 eindeutig und scharf zum Ausdruck. In dem Aufrufe heißt es: „Die ganze Provinz Westfalen ist mit fast ausnahmsloser Einmütigkeit gegen den in Frage stehenden Krieg. Das ernste und ruhige Volk der Roten Erde sieht, unbeirrt durch die Phrasen der Kriegspartei, in dem heraufbeschworenen Kriege eine drohende Gefahr nicht nur für die Macht und Ehre, sondern auch für den Bestand Preußens, mit dessen Geschicken uns die Vorsehung verbunden hat. Es verwirft einen Krieg, der, gegen das eigene Fleisch und Blut des Vaterlandes gerichtet, die ersehnte Erhebung unseres großen herrlichen deutschen Volkes ertöten wird. Der Aufruf schließt mit der entschiedenen Erklärung: „Zu einem solchen Kriege keinen Pfennig!"
Der preußische Kanzler aber verfolgte rücksichtslos sein Ziel, und bald schon fielen gegen alle Hoffnungen Webers und seiner Partei die grausamen Würfel des Bruderkrieges. Da ergab sich unser Dichter in das Unabänderliche. Im entfesselten Sturm des Krieges bekannte er sich, wenn auch schweren Herzens, zu dem Standpunkt seiner Landsmännin Ferdinande von Brackel, die in einer dichterischen Vision den königlichen Aar Preußens mit dem stolzen österreichischen Doppelaar um den Herrscherpreis Deutschlands kämpfen sah und von diesem Kampfe die Worte sprach:

„Doch Eines bleibt das Höchste uns von allen,
Und muß denn einer siegen oder fallen,
Dann siege du, mein Vaterland.
Dann siege du — und unter deine Flügel
Nimm des zerrissnen Reiches Gau' und Hügel:
Ein neues Ganze laß erstehn
Denn solltest fallen du, dann liegt erschlagen
Germaniens Kraft —"

Im heißen Ringen bei Königgrätz führten Bismarck und Moltke Preußen zum Siege. Der großdeutsche Gedanke wurde auf dem blutigen Schlachtfelde endgültig begraben. Aber noch am Tage der Schlacht sprach Bismarck die denkwürdigen Worte: „Der Streit ist entschieden, jetzt gilt es, die alte Freundschaft mit Österreich wiederzugewinnen." Sie waren Weber aus der Seele gesprochen. Er erkannte Preußens Überlegenheit und seinen Beruf, die Führung Deutschlands zu übernehmen, an. Aber er betete auch mit Gerok:

„Dieser Bruderkrieg in deinem Volke,
Herr, es soll der letzte sein."

Nach dem Kriege zog Weber wieder ins Preußische Abgeordnetenhaus ein. Die parlamentarische Lage war eine andere geworden. Bismarck hielt das Staatsruder immer noch in festen Händen. Aber die Erbitterung gegen ihn war einer

Digitized by Google

freundlicheren Stimmung gewichen, zumal er nach innen und außen kluge Mäßigung zeigte. Man erkannte in Bismarck immer mehr den überragenden Staatsmann.

Die Parteiverhältnisse waren recht unerfreulich. Die katholische Partei hatte sich aufgelöst. Außer Weber waren nur noch wenige Abgeordnete übriggeblieben, die ihre Politik im alten Geiste weiterführten. Die kleine Schar sah nicht ohne große Sorge in die Zukunft. Der Materialismus wuchs von Tag zu Tag, und mit ihm wuchs und erstarkte der religions- und kirchenfeindliche verneinende Geist der neuen Zeit. Schon warf der unselige Kulturkampf, der das ganze deutsche Volk über ein Jahrzehnt lang in seinen Tiefen aufwühlen sollte, seine dunklen Schatten voraus. Weber sah sie voll banger Ahnung aufsteigen. Schon in einem Briefe vom 9. Dezember 1869 an Guido von Haxthausen weist er auf sie hin. Er schreibt: „Aus der Kreisordnung wird wohl nicht viel werden. Noch mehr Widersacher hat das Unterrichtsgesetz, welche — offene und versteckte — auf allen Bänken des Hauses zu finden sind. Wir sind augenscheinlich in die antichristliche Ära hineingeraten. Die Wut gegen jedes positive Bekenntnis, insbesondere das katholische, weil das positivste, ist unglaublich groß. Es gibt psychische Kontagien, welche perniziöser sind und rascher in die Breite gehen als die den Körper gefährdenden. Gott helfe den Seinen! Wir sollen aufgehört haben, ein christlich Volk zu sein."

In die dumpfe Schwüle jener Tage, die auf der inneren Politik und auf den Geistern lag, schlug wie ein reinigender Gewitterstrahl die Kriegserklärung Frankreichs, das schon lange voll Neid und Eifersucht Preußens Aufstieg verfolgte. Da aber erhob sich in heiligem Zorn ganz Deutschland gegen den Erbfeind, und es erhob sich wuchtig und stark der deutsche Schmied, um im zornigen Feuer des Krieges die deutsche Kaiserkrone und mit ihr das letzte Glied am großen Ring der deutschen Einheit zu schmieden.

Die französische Kriegserklärung setzte ganz Deutschland in stärkste nationale Wallung. Selbst die Oppositionsdichter, wie Ferdinand Freiligrath, Hoffmann von Fallersleben und Robert Prutz, wurden von ihr ergriffen. Wenn sie auch früher ihre sozialen und nationalen Ziele auf anderen Wegen erstrebten, so hatten sie doch stets Deutschlands und des deutschen Volkes Bestes gewollt. Ihre begeisternden Kampfgesänge, in die der edle Kaiserherold Geibel freudig einfiel, vermischten sich nun mit Schneckenburgers Wacht am Rhein und Beckers Rheinlied, in denen der deutsche Zorn und die deutsche Vaterlandsliebe jener unvergleichlichen Tage einen so einmütigen und erhebenden Ausdruck fanden. Auch Friedrich Wilhelm Weber wurde von der stets höher steigenden Flut der allgemeinen Begeisterung erfaßt. Vor allem erfüllte ihn die Kunde von der Einigung der deutschen Stämme des Nordens und Südens mit stolzer Freude.

„Was Nord? Was Süd? Wir sind ein Volk,
Ein Volk in Waffen fest und Wehr,
Vom Bodensee zur Königsau,
Ein Volk vom Belt zum Meer."

So sang er am 25. Juli 1870 in dem Gedicht „Der Große und der Kleine", in dem er seinen starken Glauben an den Sieg der deutschen Sache und den Sturz des dritten Napoleon aussprach. Und als „ein Volk vom Belt zum Meer" rückten die vereinigten deutschen Heere aus zu Kampf und Sieg.

Auf dem schweren Waffengange begleitete sie „das Mädchen aus dem Volke",

Digitized by Google

das dem deutschen Soldaten stets in unverbrüchlicher Treue verbunden war und ihn seit alters her nach rauhem Waffenwerk immer wieder in die stille Welt des Gemütes und des Friedens führte — die Volkspoesie. Diese Volkspoesie ist ein echt deutsches heimisches Kind. Die Lieder aber, die der deutsche Soldat zu allen Zeiten gesungen, haben meist einen ernsten, schwermütigen und selbst tief traurigen Charakter, wie das Lied vom guten Kameraden und der ahnungsvolle Sang vom Morgenrot. Heimat und Liebe, Scheiden und Tod sind die Motive, die das deutsche Gemüt in der Gefahr und Not des Krieges am tiefsten bewegen und immer wiederkehren. Von ganz anderer Art sind die herausfordernden kampf- und angriffsfrohen Lieder, die wir gleichfalls zu allen Zeiten finden, angefangen von den Schild- und Schlachtgesängen, die Tacitus erwähnt, bis zu den kecken Marsch- und Reiterliedern der neuen und neuesten Zeit. Ein solch frisches, frohes Lied mit dem Kehrreim „Lehm op" hat auch Weber in den ersten Kriegstagen für die Bonner Husaren, die nach dem Maurerruf „Lehm op!" die „Lehmops" genannt wurden, gedichtet und komponiert. Es hat keinen besonderen dichterischen Wert, aber es trifft glücklich den schlicht derben, volkstümlichen Ton, wie der Soldat ihn liebt. Darum wurde es gern gesungen.

Mit ehernem Marschtritt ging der Krieg seinen blutigen Gang. Zermalmend fielen die deutschen Schläge bei Weißenburg und Wörth. Staunend vernahm es die Welt, in dankbarer Freude die Heimat. Als die Glocken von Turm zu Turm die ersten Siegesbotschaften durch die deutschen Lande riefen, wurde unser Dichter von innerer Erregung übermannt, in seinen Augen erglänzten Freudentränen, und er dankte Gott, daß er ihn diesen glorreichen Tag hatte schauen lassen.

Das gewaltige Ringen vollzog sich mit dramatischer Wucht. Bei Mars-la-Tour und Vionville floß im erbitterten Kampf gegen stark überlegene Kräfte viel deutsches Blut. „Von zwei Regimentern, was ritt und was stritt, unser zweiter Mann ist geblieben", sang Freiligrath in seinem Lied von Vionville, in dem die Stimmung des Tages und die Trauer um die Toten einen so ergreifenden Ausdruck fand. Es folgte die siegreiche Schlacht bei Gravelotte und St. Privat, von der Karl Gerok und Felix Dahn ein hohes Lied deutschen Heldenmutes und deutscher Waffentreue gesungen.

Auch Weber führt uns in diesen Tagen stärksten nationalen Erlebens mitten hinein ins bunte Kriegsgetümmel. In dem formschönen Gedicht „Im welschen Dorfe" zeichnet er den Krieg in packenden Bildern, und er weiß dabei viel heimliche Poesie in die grausige Szenerie zu weben, welche die Kriegsfurie im blutigen Kriegstheater entrollte.

Noch eine andere Gabe schenkte uns der Dichter in dieser Zeit, für die wir ihm Dank wissen. Es ist das Gedicht „Die Minnesänger der Manessischen Handschrift an den Grafen Bismarck", in dem er die größte und prächtigste der deutschen Liederhandschriften, die mit reichem Bildschmuck die schönsten Minnelieder deutscher Vorzeit enthält, als deutsches Gut und als einen Teil der deutschen Ehre von Frankreich zurückforderte.

Inzwischen ging der Krieg weiter. Es drängte zur Entscheidung, zur großen Katastrophe, die in der Schlacht bei Sedan vernichtend über Frankreich hereinbrach. Mit dem Tage von Sedan war auch im wesentlichen die deutsche Frage gelöst. Im Siegesdonner, der so gewaltig die Lande durchbrauste, erwachte „der alte Schläfer im Kyffhäuser", und am 18. Januar 1871 wurde im Spiegelsaale

Digitized by Google

zu Versailles der deutsche Kaisertraum Wahrheit. Groß und stark und im stolzen Glauben an seine Zukunft ging das junge Reich der neuen Zeit entgegen.
Es war Frühling geworden in den deutschen Landen. Weber erhoffte in diesem nationalen Frühling des geeinten Reiches auch für Poesie und Kunst und für die ganze sittliche Haltung des Volkes ein neues Erwachen. Aber wie ein frostiger Reif legte sich der Geist des Materialismus über das sprossende Frühlingsleben. In seiner dumpfen Atmosphäre konnte vor allem die Blume der Dichtkunst nicht gedeihen. Walzel sagt über die Literatur dieser Zeit: „Schon die Kriegsdichtung der Siegesmonate von 1870 und 1871 versagte mit wenigen Ausnahmen. Die Dichtung, die unmittelbar nach dem Kriege entstand, bedeutet keinen Fortschritt, am wenigsten, wo sie dem Gefühl des neuen politischen Lebens nachzukommen sucht." Dieses politische Lebensgefühl war noch zu verworren, zu wenig abgeklärt und in sich gefestigt. Der Geist der Zeit war wie junger, schäumender Most. Überspannter Nationalismus, engster konfessioneller Partikularismus, radikaler Sozialismus und selbstsüchtiger Materialismus waren seine hauptsächlichsten moussierenden Ingredienzen.
Weber hielt nicht zurück mit scharfer Satire. In zahlreichen Epigrammen geißelte er rücksichtslos den materialistischen Geist der Zeit. Voll banger Besorgnis verfolgte er besonders die wirtschaftliche Entwicklung, die mit ihren üblen Begleiterscheinungen so verderblich für die innere Haltung des Volkes wurde. Schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts waren die führenden Geldmächte zum Bank- und Effektenkapitalismus übergegangen. Im Sieges- und Milliardenrausch der siebziger Jahre aber ergriff ein wilder Spekulationstaumel die weitesten Kreise. Wie Pilze schossen Bankinstitute, Aktien- und Industriegesellschaften aus dem Boden. Beliebt waren vor allem die Eisenbahngründungen, die einen guten Teil der französischen Milliarden verschlangen.
Das Bahnaktiengeschäft, das in mancher Hinsicht ein Vorbild für Gründungen anderer Art war, wurde nach Sartorius von Waltershausen, „Deutsche Wirtschaftsgeschichte 1815—1914", Jena 1920, S. 267, in folgender Weise gemacht: „Zuerst wurde die Konzession erworben, die mit Gewinn verkauft wurde. Die Erwerber gründeten die Gesellschaft und sie bzw. die genannten ‚Entrepreneure' brachten mit Aufgeld die Aktien an die Börse. Dann setzte eine mit Aktien bestochene Presse ein und lobte die künftige Rentabilität über die Hutschnur. War der Kurs hochgetrieben, so verkauften die Gründer und überließen den Dummen die Zukunft."
Hervorragende Vertreter des Adels und der Politik waren in die vielfach recht unsauberen Gründerunternehmungen verwickelt. Es herrschte eine Epidemie entfesselter Geldgier. Aber der tolle Gründungstaumel fand bald ein jähes Ende. Es kam „der große Krach", der finanzielle Zusammenbruch, der die Schwindelunternehmungen auffliegen ließ, der aber auch Tausenden von kleinen Aktionären den wirtschaftlichen Ruin brachte.
Der große Krach setzte am 9. Mai 1873 in Wien ein. In wenigen Tagen waren 300 Insolvenzen angemeldet. Der Börsenbetrieb mußte zeitweise eingestellt werden. Selbstmorde der unglücklichen Spekulanten wurden epidemisch. Berlin hielt sich noch einige Monate. Im Oktober aber fallierte die große Quistorpsche Vereinsbank, und nun brach auch das deutsche Gründertum, das durch den Wiener Krach schon schwer getroffen war, zusammen.
Weber hatte die Gründerzeit in Berlin miterlebt. Er hatte gesehen, mit welch

Digitized by Google

verwerflichen Mitteln und Praktiken gearbeitet wurde. Seiner Empörung darüber gab er an verschiedenen Stellen seiner Dichtung, besonders aber in Dreizehnlinden (Uhu) und in seinen Sprüchen kräftig Ausdruck. Hier seien ein paar noch ungedruckte Sprüche mitgeteilt, die aus der Zeit des großen Krachs stammen. Der erste lautet:

„Der große Schwindel, der kleine Schwindel
Gehören beide zu einem Bündel.
Ob Braugesellschaft, ob Deutsches Reich,
Was ihr auch gründet, es bleibt sich gleich.
Erst kommen die Großen, die sich belohnen
Als Aufsichtsräte mit Dotationen,
Dann folgt der Krach mit viel Geschrei.
Dann wird es still, es ist alles vorbei."

Wir sind betroffen von der Zusammenstellung „Ob Braugesellschaft, ob Deutsches Reich, was ihr auch gründet, es bleibt sich gleich." Es spricht eine harte Kritik aus diesen Worten. „Erst kommen die Großen, die sich belohnen", hiermit weist Weber auf einen Umstand hin, der ihn in seinem gesunden deutschen Sinn tief verletzte, nämlich auf die Tatsache, daß die Großen, die den Krieg gegen Frankreich geführt hatten, sich für ihren Dienst am Vaterlande mit reichem Gold und Gut belohnten oder doch belohnen ließen. So erhielt z. B. Bismarck aus dem Lauenburgischen Domanialbesitz den Sachsenwald mit Friedrichsruh und wurde dadurch aus einem Vertreter des kleinen Adels zu einem Vertreter des kapitalistisch-industriell wirtschaftenden Großgrundbesitzes. Der Präsident des Reichskanzleramtes, Delbrück, erhielt 600 000 Mark.

Einen zweiten ungedruckten Spruch überschreibt Weber mit „Sozial". Er könnte in den Wirren der Nachkriegszeit verfaßt sein, so überraschend ähnlich sind die Verhältnisse, die er zur Voraussetzung hat:

„Sei du ein Lump mit Haut und Haar,
Ein Schuft, ein Schelm, ein Mörder gar,
Ein Kirchendieb, Falschmünzer, Schinder
Der Witwen und der Waisenkinder,
Hab' du nur Gold und fein Gewand,
Dazu andächtige Gebärden:
O Biedermann, du hast Verstand,
Geduld, du sollst Minister werden."

Seinem Inhalt und seiner Tendenz nach gehört aus späterer Zeit (1882) noch das Gedicht „Die bösen Fünf" hierher, das gleichfalls nicht veröffentlicht wurde. Die dichterischen Qualitäten des rasch hingeworfenen Gedichtes sind gering, und die letzten zehn Verse verlieren sich in pleonastische Spielerei. Deutlich aber sehen wir wieder mit den Augen Webers die bösen Geister des Materialismus und der charakterlosen Gewinnsucht, welche die Zeit beherrschten:

„Im Deutschen Reich und ringsherum
Wie ging und geht es quer und krumm!
Wer hat die Schuld? Fünf krumme Dinger:
Das erste sind die krummen Finger,
Zum Scharren und Raffen stets bereit,
Trotz allem Leid und Widerstreit.
Das andre sind die krummen Wege,
Gesetzlich gerade in fremd Gehege.
Das dritte sind die krummen Rücken,
Die vor der Macht und dem Golde sich bücken.
Das vierte sind die krummen Nasen,
Scharf auf der Fährte der deutschen Hasen.
Welch blutige Jagd, daß Gott erbarm!
Das fünfte ist der krumme Arm,

Digitized by Google

Der, statt zur Arbeit sich zu strecken,
Sich fleißig biegt zum Schlürfen und Schlecken.
Das sind die bösen Fünf. Dem Mann,
Der uns erlöste von ihrem Bann,
Dem wollten wir ein Denkmal bauen,
Das sollte weit in die Lande schauen.
Doch leider mag das nimmer sein.
Kein Ritter kommt, uns zu befrei'n.
Nun geht und geht es traurig fort
Im Deutschen Reich wie hier und dort
Und immer weiter ebenso
Im Deutschen Reich und anderswo
Und stetig fürder krumm und quer
Im Deutschen Reich und ringsumher
Und immer querer und immer krümmer
Und immer toller und immer schlimmer
Im Deutschen Reich und ringsherum
Von Saeculum zu Saeculum."

Weber hatte mit aufrichtiger Freude die Reichsgründung begrüßt. Sie war ja der Traum seiner Jugend. Wie er dann aber die übertrieben militaristische Entwicklung sah, wurde er nachdenklich und sagte: „Das neue Reich hat keinen Bestand." Er war eine Zeitlang unmutig, daß er sich in seinen Idealen getäuscht sah, und er litt darunter. Eines Tages kam er zu seiner Tochter und sagte: „Schreib' mal." Und er diktierte:

„Die Macht der Erde ruht auf andern Gründen
Als Säbelklirren und Kanonenschlünden;
Stark ist ein Volk, das sittlich ist und reich:
Deutschland verwildert und verarmt zugleich."

Es war im Jahre 1873. Die Tochter schrieb, und die Worte waren ihr, wie sie dem Verfasser erzählte, wie ein Schlag ins Gesicht. Weber aber sah sie ganz ernst an. Seine Stimme wurde eine Oktav tiefer, und er sagte bestimmt: „So kommt's." Es war unserm Dichter mit seinem Idealbild vom neuen Reiche ergangen wie Paul de Lagarde, der in seinen „Deutschen Schriften" schreibt: „Das Deutschland welches wir leben und zu sehen begehren, hat nie existiert und wird vielleicht nie existieren. Das Ideal ist eben etwas, das zugleich ist und nicht ist. Es ist die im tiefsten Herzen der Menschen leuchtende Sonne, deren Schein fahl und bleich wird, wenn sie aus den Tiefen der Seelen an das Tageslicht emportaucht."
Was Weber am neuen Reich ferner nicht befriedigte, war die Tatsache, daß es letzten Endes preußischer Macht- und Eroberungswille war, der es geschaffen hatte. In der Spannung und im Siegesjubel des Krieges trat ihm dieser Gedanke kaum ins Bewußtsein, wie er aber wirklich darüber dachte, sagt er uns in Dreizehnlinden, wo er von Karl dem Großen spricht. Ein Apostel in der Brünne, schlug sich dieser den faltenreichen Kirchenmantel um die Schultern und verbreitete mit Feuer und Schwert seinen Glauben und seine Herrschaft. Weber zeichnet ihn in markiger Sprache, und seine Worte sind wuchtig wie die mächtigen Quadern, aus denen der große Kaiser sein Reich auftürmte:

„Karl der Frank, der grimme Bauherr,
Geistesmächtig sondergleichen,
Sinnend unter Völkertrümmern,
Stand er auf zerschlag'nen Reichen.

Mit dem Schwerte auf und nieder
Maß er die zerworfnen Blöcke,

Digitized by Google

Und mit Hünenhänden wälzte
Berg auf Berg der starke Recke;

Berg auf Berg granitne Quadern
Sich zur Pfalz, darin zu schalten
Und, wie Gott der Himmelsfesten,
Hier des Frankenreichs zu walten."

Aber der Dichter weist auch hin auf „die stille Stunde", die Zeit, die „leise wandelnd alles wandelt", die über die größten Eroberer hinwegschreitet und auch die herrlichsten Throne stürzt. Er sieht darin die im Völkerleben waltende und sich auswirkende Gerechtigkeit. Daß er an eine solche glaubt, zeigen seine Worte: „Hinkt sie auch, es kommt die Rache." Von der Eroberungspolitik Karls des Großen und aller derer, die ihm folgen, aber sagt er:

„— Ein düstres Schicksal
Ist's, Erobrer zu beerben:
Was zum Unheil war den Söhnen,
Wird den Enkeln zum Verderben."

Und seine Worte nehmen, von „Verdens grauser Mordgeschichte" ausgehend, noch eine deutlichere zeitgeschichtliche Wendung:

„Doch den Wirrern und den Klirrern,
Die da ziehn mit großem Schalle,
Allen klebt ein Mal am Schilde,
Und ihr Verden haben alle."

In glücklicher Inspiration und zugleich mit Betonung seines demokratischen Standpunktes stellt Weber Kaiser Karl dem Großen Heinrich I. von Sachsen gegenüber. Es ist ein wirksamer Gegensatz: Hier der fränkische Eroberer, der sich in blutigen Kriegen aus den Trümmern besiegter Völker ein Reich schafft, dort der „Volkserkorene", der friedlich am Vogelherd sitzt und aus seinen Gedanken und Träumen durch die tausendtönigen Jubelstimmen aufgeweckt wird:

„Heil dem blonden Sachsenkinde,
Glück und Heil dem deutschen König."

Je mehr Weber in die Welt- und Zeitgeschichte eindrang und die kleinen und großen Zusammenhänge durchschaute, um so härter wurde sein Urteil, das er in dem Spruch „Weltgeschichte" in die Worte zusammenfaßt: „Der Menschen Geschichte ist ihre Schande." Aber er versinkt deshalb nicht, wie so viele seiner Zeit, die in der Gefolgschaft Schopenhauers den Glauben an die Welt und an sich selbst verloren, in Resignation und dumpfen Pessimismus. Er weiß, daß selbst im Zeitalter des ausgesprochenen Materialismus auf einsamen Höhen und in still verborgenen Tälern die blaue Blume blüht, und er glaubt an den endlichen Sieg des Guten auch im deutschen Vaterlande, dem er bis in sein hohes Alter in treuester Liebe verbunden bleibt. In diesem Glauben und in dieser Liebe schafft er durchaus lebensbejahend in stiller, unentwegter Arbeit als Parlamentarier und Arzt. Und wenn er dabei auch oft in scharfer Satire Zeit und Zeitgeist trifft, so sind auch das Funken, die beim heißen Drang der Arbeit ihm vom Amboß sprühen. In echt christlicher Lebensauffassung weiß er, daß in den äußeren Weltgeschicken nicht der tiefste Sinn der Geschichte liegt. In und über dem Weltgeschehen sieht er das Wirken eines Höheren, der in ehernen Händen die Wage der Gerechtigkeit hält, dem alle dienen müssen, „ob sie gleich den Frevel wollen", und der alles nach seinem ewigen Weltplan ordnet. (Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Dichtung und Leben

auf der Grabwarte. Von Friedrich Markmann

FRAGT man sich, für welche Leser das „*Jahrbuch der Goethegesellschaft*", von dem nun der *zwölfte Band* vorliegt, bestimmt sei, so kann man nur antworten: Einzig und allein für Kenner, die bis ins Einzelnste mit Goethe und vor allem auch mit der Goetheliteratur vertraut sind. Man darf hinzufügen, daß die jüngere Generation, die mehr auf Verarbeitung des Materials und auf seine Deutung ausgeht, kaum berücksichtigt wurde. Außerdem wird vorausgesetzt, daß man in Goethe den Repräsentanten deutschen Wesens schlechthin verehre und obendrein einen „Heiligen", bei dem jedes zufällige Wort von einem göttlichen Geist inspiriert ist, und der auch noch dem unbedeutendsten Zettelchen, wie z. B. dem neuen Brief Schillers an Goethe auf Seite 97, schon dadurch eine gewisse Weihe und Würde gibt, daß er ihn nur in der Hand gehabt hat. Es ist darum wohl verständlich, wenn *Joseph Nadler* neuerdings im „*Hochland*" das ganze Gehaben der Goethegesellschaft einer scharfen Kritik unterzieht. Schon früher hatte der gleiche Gelehrte auf die Bedeutung Herders hingewiesen und betont nun von neuem, daß die Wurzel der „tödlichen Monomanie" bei der Pflege des Weimarer Vermächtnisses „ihre Wurzeln in der Überschätzung der repräsentativen Möglichkeiten in Goethes Person und Werk" habe. Von ganz anderen Gesichtspunkten aus behandelt *Emil Ludwig* „Das Ende der Goethegesellschaft", indem er den Tod des Professors Dr. Gustav Roethe das Glockenzeichen dazu nennt. Wenn der Ton dieses Aufsatzes, der in der „*Literarischen Welt*" erschienen ist, gereizt wirkt, so hat das neben den sachlichen auch persönliche Gründe. *H. A. Korff* bringt in seiner salbungsvoll-dithyrambischen Weise wieder einmal etwas Hymnisches auf die „zarteste Herzensreinheit" des Verhältnisses zwischen Goethe und Charlotte von Stein. Ob der Streit in dieser delikaten Angelegenheit sich jemals wird entscheiden lassen, sei dahingestellt, aber der Ausruf eines begeisterten Professors „Es ist mir völlig unfaßlich!" ist noch kein Beweis. Auch wird dadurch die Sache nicht klarer, daß man sich in die deutsche Brust wirft und erklärt: „Solche Deutungen pflegen allerdings auch nicht von Deutschen herzurühren." Das mochte in Emil Ludwig den Stachel schärfen und die Giftdrüse schwellen: „Mit solchen Goetheana verscheucht man, meine Herren, die jungen Leute, und wenn wir anderen nicht wüßten, was Sie an Problemen Goethes seit 20 Jahren verschwinden ließen oder verdorben haben, so würden wir uns ebenfalls abwenden. Uns ist es äußerst gleichgültig geworden, warum und inwiefern Faustina, Lucrez, Tischbein, Fichte, Heidenröslein, Wetzlar, Parzival; selbst die Entdeckung des Urfaust erschüttert uns nicht mehr. Was heute einer Goethegesellschaft als eine europäische Pflicht zufiele, sind gerade die Dinge, die in allen ihren Jahrbüchern und Festreden seit zwanzig Jahren fehlen." Dabei setzt Emil Ludwig doch in seiner Weise jenen Goethekult fort, der bekanntlich in den Berliner jüdischen Salons seine ersten Mysterien gefeiert hat, wie er denn auch der Erbe eines gewissen Logenhasses gegen Schiller geworden ist. Der Kritiker verlangt dann, man solle endlich anfangen, das volkstümliche Gut in Goethe wirklich volkstümlich zu machen, und so werde der Olympier „der Führer des zwanzigsten Jahrhunderts" werden. Wieviel solchem Optimismus entgegensteht, das ersehe man bei Joseph

Digitized by Google

Nadler, der bei aller Achtung, die man dem Genie Goethes entgegenbringen muß, doch auch seine Grenzen bezeichnet.

Einen interessanten Beitrag zur Goetheforschung liefert *Brunhold Springer*, der den *Schlüssel zu Goethes Liebesleben* gefunden zu haben glaubt. Nennt sich die Arbeit bescheiden einen Versuch, so stellt sie sich doch im einzelnen sehr herausfordernd gegen Witkowski, Gundolf und andere Goethekoryphäen. Der Verfasser dringt vor allem tiefer in die Beziehungen zwischen Goethe und seiner später so unglücklichen Schwester Cornelia ein, die tatsächlich in klarerem Lichte erscheinen. Es gespenstert da etwas im Halbdunkel wie eine Geschwisterliebe und Motive aus dem Ödipus-Komplex. Vielleicht aber, daß es von Möglichkeiten bis zu Sicherheiten hier doch noch sehr weit ist, und daß die ganze Skepsis, mit der man noch jüngst auf dem Psychologenkongreß in Groningen der Psycho-Analyse begegnet ist, sich auch auf den Verdrängungsprozeß der hier in Frage stehenden Liebe und ihrer Feststellung ausdehnen darf. Es bleibt mir unverständlich, warum nicht die Rückschläge einer nicht genügend erwiderten Liebe, die schließlich zum geistigen und körperlichen Siechtum führten, nicht auch vom Boden einer zwar überhitzten, aber doch qualitativ normalen geschwisterlichen Zuneigung aus begriffen werden können, ohne daß man in das Ganze eine unnatürliche Erotik oder gar Sexualität hineinbrächte. Übrigens macht Springer darauf aufmerksam, daß auch *Otto Rang* in einer ähnlichen Studie zum gleichen Ergebnis gekommen sei.

Eine außergewöhnlich wertvolle Schrift dürften wir in *Julius Frankenbergers „Walpurgis"* vor uns haben. Sie untersucht die Bedeutung der goldenen Hochzeit Oberons und dann auch der ganzen Walpurgisnacht für Goethes Faust und kommt zu dem Ergebnis, daß jene goldene Hochzeit in ihrem leichten, ganz und gar vom Stofflichen befreiten ästhetischen Spiel einmal ein künstlerisch durchaus verständliches Gegengewicht gegen die allzu beladene Schwere des ersten Teiles darstelle, daß sie fernerhin aber die dichterische Haltung von Faust I der von Faust II ästhetisch angleiche. Es ist unmöglich, in wenig Worten den Reichtum einer streng wissenschaftlichen Untersuchung auszuschöpfen, bei der geniale Intuition so erfolgreich mitgearbeitet hat. Sollten sich die Anschauungen Frankenbergers bestätigen, und es ist nicht einzusehen, was man Durchschlagendes dagegen aufführen könnte, so wäre ein ganz neuer Einblick in die innere Einheit der Faustdichtung gewonnen. Ganz hervorragend scheint mir die Analyse des Arielschen und des Mephistophelischen Wesens, wie denn auch die Forderung sehr beherzigenswert ist, daß man etwas Dramatisches auch immer im Zusammenhang mit der Bühnendarstellung betrachten müsse. Hatte schon Julius Bab sich genötigt gesehen, wenigstens den zweiten Teil des Faust nicht mehr entstehungsgeschichtlich, sondern ästhetisch zu werten, so geht hierin Frankenberger noch weiter: „Die wissenschaftliche Arbeit an der Walpurgisnacht ist das Musterbeispiel für den hoffnungslosen Irrweg, in den man sich verliert, wenn man die Lücken im Verständnis der endgültigen Gestalt mit den vom Dichter aufgegebenen früheren Plänen und Entwürfen auffüllen will. Die Überbetonung des Erlebnisses, das man bis in die Einzelheiten der Gestaltung hinein verfolgte, hat das Verständnis im ganzen mehr gehindert als gefördert." Eine Erklärung der „Erzämterszene" des zweiten Teiles ist der Hauptarbeit angefügt und wirft insofern noch ein neues Licht auf sie, als diese Szene für den zweiten Teil die gleiche Rolle, aber mit umgekehrtem Vorzeichen spielt, wie die Oberon-Hochzeit im ersten.

Eine wissenschaftliche Großtat verspricht die *Festausgabe* zu werden, die das

Digitized by Google

Bibliographische Institut gelegentlich seines hundertjährigen Bestehens herausbringt, und von der ein Viertel, nämlich fünf Bände, erschienen sind. Der Herausgeber ist der vielfach bewährte *Robert Petsch*, der in den ebenso knappen wie reichhaltigen Anmerkungen wie in der Einleitung alles erdenkliche Rüstzeug liefert. Dabei stehen ihm erstrangige Mitarbeiter zur Seite, die gemeinsam mit ihm eine Goetheausgabe anstreben, die den Fortschritten und Auffassungen der jüngsten Forschung entspricht. Interessant ist, was von Robert Petsch über die katholische Goetheforschung gesagt wird. Die stark „kritische" Einstellung *Baumgartner-Stockmanns* wird gewürdigt vor dem Hintergrund einer „mythisch-heroisierenden Behandlung Goethes, die zu Anfang dieses Jahrhunderts in liberalisierenden Kreisen ihren Höhepunkt erreichte .... Verschwand doch in der Goethelegende jener Zeit, was uns heut besonders wertvoll ist: der Mensch mit seinem Widerspruch, der ringende, suchende, aus Verzweiflung immer wieder zum Hoffen vordringende Mensch, der auf jeden Reiz von außen her aus einer anderen Schicht seines Wesens zu antworten scheint. Die katholische Forschung, die übrigens mit einer ganz anderen Materialfülle arbeitet als die populäre Literatur der Gegenseite, betont nun die Widersprüche mit aller Schärfe, ohne dadurch den Eindruck einer sich zum Licht hin entfaltenden geistigen Persönlichkeit zu gewinnen ...." Das „populär" wäre besser fortgeblieben, übertrifft doch der wissenschaftliche Apparat bei Baumgartner an Umfang und Genauigkeit jede andere, noch so „wissenschaftliche" Goethebiographie. Wird dann des weiteren vom „absolutistischen, katholisch-kirchlichen Standpunkte" gesprochen, so würde dieser sicherlich aller Welt deutliche objektive Maßstab an und für sich nicht unberechtigter sein als die „Substanz" bei Gundolf, auf die dort in höchst subjektiver Weise alles bezogen wird, ohne daß ein Hinweis auf Tatsachen auch nur versucht würde. Wird bei Baumgartner der Eindruck einer „zum Lichte sich entfaltenden Persönlichkeit" nicht gewonnen, so wird man demgegenüber nur mit Tatsachen Widerspruch leisten dürfen, indem man etwa zeigt, daß das, was im Anblick des Straßburger Münsters und im Götz begonnen, sich später wirklich zum vollen „Licht" entwickelt habe. Immerhin begrüßen wir es, daß Robert Petsch auch zu dieser vielverlästerten, aber immer mehr anerkannten Biographie ein positives Verhältnis findet und den Herausgebern sogar einen Dank abstattet, indem er schreibt: „Wir dürfen aber nicht verkennen, daß diese oft eigenwillige Beleuchtung und Bewertung die ernste Goetheforschung immer wieder auf Probleme hingewiesen hat, um die es ihr doch zu tun ist, und deren noch genug vorhanden sind."

„Jahrbuch der Goethegesellschaft." Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Max Hecker. Zwölfter Band. Gr.-8°. 395 S. Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft 1926.

Springer, Brunold: „Der Schlüssel zu Goethes Liebesleben". Ein Versuch. Gr.-8°. 87 S. Verlag der Neuen Generation. Berlin-Nikolassee 1926.

Frenkenberger, Julius: „Walpurgis". Zur Kunstgestalt von Goethes Faust. Verlag von Ernst Wiegandt, Leipzig 1926. 118 S. Gr.-8°. Broschiert 3,50 Mk., geb. 5 Mk.

„Goethes Werke." Festausgabe zum hundertjährigen Bestehen des Bibliographischen Instituts. Leipzig 1826—1926. Im Verein mit Fritz Bergemann, E. A. Boucke, Max Hecker, Rudolf Richter, Julius Wahle, Oskar Walzel, Robert Weber herausgegeben von Robert Petsch. Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig. 18 Bände. 8°. In Leinen: je 4,25 Mk. Zunächst sind die Bände I—V erschienen.

*

In seiner verdienstvollen, überall das Künstlerische und die Formprobleme klar herausarbeitenden, im Geiste der jüngsten Forschung geschriebenen Biographie *Adalbert Stifters* sagt *Otto Stoeßl*: „Hatte der, freilich protestantisch humanistisch

Digitized by Google

begründete Absolutismus der souveränen Landesherren im Deutschen Reiche die Klassiker, die höchste Bildung der deutschen Menschlichkeit, hervorgebracht, so folgte eine Generation danach in dem strenger, einheitlicher gegliederten spanisch-katholisch gerichteten Österreich die reichste, die eigentliche Blüte dieses Landes auf allen Zweigen . . . . Der Erfolg im höchsten Sinne, die einzige Rechtfertigung in der Geschichte: die Leistungen dieser letzten Zeit des österreichischen Absolutismus, sprechen für ihn, für den Geist seiner Menschen . . . . . Auf Gluck, Haydn und Mozart folgt Beethoven, unmittelbar auf ihn Franz Schubert. Grillparzer, Raimund, Nestroy und Stifter wachsen zugleich auf. Der Vormärz ist Schwinds Jugendwelt. Es gibt kein Lebensgebiet, wo diese Jahrzehnte nicht unvergängliche Spuren hinterlassen haben . . ." Diese kleine Schrift zeigt uns von neuem, wie nachgerade neben und außer Weimar auch andere Brennpunkte dichterischen und kulturellen Lebens bestanden haben. Unverkennbar tritt mehr und mehr das langvergessene Stück deutscher Kultur wieder in den Vordergrund, nach dem August Lux in romantischer Sehnsucht gerufen hat, und das zum Schaden der Gesamtheit, wie teils auch zum Hohn aller objektiven Forschung so ungerechterweise vernachlässigt worden ist.

Stoeßl, Otto: „Adalbert Stifter". Eine Studie. Mit einem Bilde Stifters. (Sammlung „Dichtung und Dichter".) Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1926. 88 S. 8°. Geb. 3,50 Mk.

In der Sammlung *„Das neue Münster"* gibt *Werner Thormann*, der Verfasser der „Prophetischen Romantik", *Friedrich Schlegels „Signatur des Zeitalters"* heraus. Es wäre sicher manchem Leser erwünscht gewesen, wenn die treffliche Einführung noch um ein kurzgefaßtes Bild jener Zeit erweitert worden wäre, da doch das innere Gefüge des Österreich von damals noch ziemlich im Dunkel liegt. Manchen hätte wohl auch eine Auseinandersetzung mit Carl Schmitt erfreut, der die politische Romantik so scharf angegriffen und das vorliegende Buch als Plagiat bezeichnet hat. Werner Thormann war es vor allem darum zu tun, uns eine Schrift zu schenken, die höchstes Gegenwartsinteresse beanspruchen darf. Jene Männer sahen sich umtobt von den Wogen der Revolution und mitten hineingestellt in ungeheure europäische Staatsumwälzungen. Sie wußten, daß nur von der Idee aus, die niemals starr sich immer an die lebendige Entwicklung knüpfen muß, neue Staatsgebilde gestaltet werden können. Friedrich Schlegel ist der typische Repräsentant einer ebenso deutschen wie christlichen, organischen Staatsauffassung, die überall das lebendige Positive sucht. Mit Recht macht der Verfasser darauf aufmerksam, daß man in solchen Schriften immer auf das Wesentliche gehen muß und gewissermaßen auf das Überzeitliche. Zeigt der Stil Friedrich Schlegels nicht in allem mehr die leichte Lebendigkeit seiner Jugendjahre, so hat er dafür an seelischem Gehalt gewonnen. Es ist geradezu rührend, wie im Gegensatz zu den Göttern von Weimar diese Romantiker an den Schicksalen ihres Volkes teilnehmen und hier und da sogar bis in die Front der unmittelbaren politischen Aktion vordringen, für die sie nicht geschult sind und die Männer anderer Art fordert. Noch fällt bei Friedrich Schlegel auf, wie eine dunkle, mystische Glut ihn und seine Schriften mehr und mehr erfüllt, wie die noch so klar geschaute Wirklichkeit sich gespenstisch übersteigert und wie den schrecklichen Visionen prophetische Mahnstimmen folgen.

Schlegel, Friedrich: „Signatur des Zeitalters". Mit einer Einführung von Werner E. Thormann und einem Nachwort von Ernst Michel. Matthias Grünewald, Mainz 1926. Auslieferung bei Hermann Rauch in Wiesbaden. 143 S. Gr.-8°. Leinenband 3,50 Mk.

Digitized by Google

Noch eigenartiger, weil unmittelbar vom Sturm und Drang her in den christlichen Ideenkreis vorgedrungen, stellt sich uns *Franz Baader* dar, auf den hier vor kurzem hingewiesen wurde. *Fritz Lieb* hat uns eine wissenschaftlich und methodisch vorbildliche Arbeit über die Jugendgeschichte dieses seltsamen Mannes geschrieben, dessen Anschauungen, so sporadisch sie auch geäußert wurden, sich doch zu einem wohlgeordneten System zusammenfügen. Eine Jugendentwicklung wie die vorliegende nötigt uns Staunen und Hochachtung ab, hat sich doch dieser geniale Mann in rastlosem Bemühen nach und nach von Rationalismus und Pietismus losgelöst, um schließlich zu einer klaren Schau der Dinge zu gelangen und zu einem neuen Leben im neu erkämpften Glauben seiner Väter. Fritz Lieb zeigt sich seiner schweren Aufgabe gewachsen, die nicht gelöst werden konnte ohne genaueste Kenntnis jener Zeit des machtvollen Aufbruches der deutschen Bildung. Eine vielleicht angeborene und jedenfalls in der Jugend mächtig wuchernde und auch im Alter noch nicht überwundene Neigung zum Theosophischen und Mystizistischen erklärt sich bei ihm und manchen Zeitgenossen aus ihrer Abwehrstellung gegen den Rationalismus der Aufklärung, wodurch sie denn allzusehr ins andere Extrem getrieben wurden. Immer wieder fragt man sich, wenn man die Görres, die Schlegel, die Franz von Baader usw. betrachtet, die sich zum vollen Verständnis der deutschen Vergangenheit durchkämpften, um aus ihr heraus die Zukunft zu bilden, was wohl geschehen wäre, wenn auch die an Formkraft stärkeren Genies von Weimar die gleichen Wege gewandelt wären. Damals hat sich der Strom noch einmal gespalten, die Spaltung im Glauben als Spaltung in der Bildung fortsetzend. Die Folgen dieser doppelten Tragik erleben und erleiden wir heute. Es gibt keinen anderen Weg aus ihr heraus als die verständige Zusammenarbeit aller derer, die zum Lichte streben.

Lieb, Fritz: „Franz von Baaders Jugendgeschichte". Die Frühentwicklung eines Romantikers Chr. Kaiser, München 1926. 258 S. Gr.-8°. Brosch. 9 Mk., geb. 10,50 Mk.

*

Ein großes Verdienst hat sich der *Borromäusverein* erworben durch die Herausgabe des Buches *„Der stumme Jubel", ein mystischer Chor.* Wir können es nicht besser empfehlen als durch das Vorwort selber, das beginnt: „Dieses Buch vereinigt Schönes und Tiefes aus der katholischen Mystik aller Jahrhunderte.

Es nennt sich „Der stumme Jubel" im Anschluß an das Wort des hl. Augustinus: Das gotterfüllte Herz könne nicht reden und nicht schweigen. ‚Was sollen wir nicht redend und nicht schweigend? Jubilieren! Erhebet die redelose Stimme eurer Wonne und schüttet aus vor ihm die Fülle eurer Freuden.'

So wortlos jubilierend ist wohl mancher Fromme durch die Welt und aus der Welt gegangen. Bei den Sprechenden und Schreibenden aber fühlt man im Silber der Rede das Gold eines Schweigens, das den geheimsten Reichtum der Seele nicht ins Wort geben konnte." Kommen dem Geiste der katholischen Religion entsprechend die mystischen Stimmen aller Völker hier zum Klingen, so doch vor allem die unseres Tauler, unseres Seuse, unseres Thomas von Kempis, unserer Mechthild von Magdeburg, des Frankfurter Deutschherrn, Meister Eckhardts und Ruysbrucks. Hier ist Erfüllung und nicht bloßes Suchen. Hier ist Friede in der Wahrheit und nicht fruchtlose Problematik.

„Der stumme Jubel." Ein mystischer Chor. Verlag der Buchgemeinde, Bonn am Rhein 1926. 335 S. Gr.-8°.

Als einen Aufstieg zu dieser Höhe könnte man die *„Glückseligkeitslehre"* von

Digitized by Google

J. M. Sailer ansehen, die *Joseph Maria Nielen* herausgegeben hat, auch ein stattliches, vornehm aufgemachtes Werk, eine Art Moralphilosophie, die aber mehr Weisheit als Wissenschaft bringt und diese Weisheit in einer wundervollen Sprache. Bedürfen wir heute der Kämpfernaturen, so doch auch jener milden, abgeklärten Seelen, die den Kräften stillen Wachstums nachgehen. Sailer hat es verstanden, sowohl Rationalismus wie Pietismus harmonisch miteinander zu verbinden und beide auf die katholische Ebene zurückzuführen, wo man die Weisheit niemals von der Liebe trennt. Es ist dies eines von den Büchern, die ganz vom Ethos des Christentums durchdrungen sind und sich doch andererseits in Gedankengängen und in Gefühlen bewegen, die den Charakter des Menschlichen schlechthin tragen.

Sailer, J. M.: „Glückseligkeitslehre". Neu herausgegeben von Josef Maria Nielen. Verlag der Carolus-Druckerei, Frankfurt a. M. 1926. 322 S. Gr.-8°. Leinenband 6 Mk.

In der Reihe der *„Pegasusbücher"* ist ein *Suso-Buch* erschienen mit einer Einleitung von *Wilhelm Scholz*. Die Ausgabe kann sich nicht vergleichen mit der jüngst von uns im „Gral" angezeigten von Nikolaus Heller, wie denn Wilhelm von Scholz die neuen Ergebnisse der Forschung noch nicht verwenden konnte. Wenn Wilhelm von Scholz in der Einleitung sagen will, daß er selber nicht auf dem weltanschaulichen Boden Susos stehe, so mag er das tun, zumal er dadurch Suso den vielen nähern will, die der gleichen sogenannten freien Religiosität huldigen. Er braucht darum aber doch nicht die kirchliche Sündenlehre „unnatürlich" zu nennen, noch auch die im hergebrachten Sinne Gläubigen als „dogmatisch befangen" hinzustellen, hat er doch dazu von seinem Standpunkte aus auch nicht den Schein von Berechtigung. Im Gegenteil dürfte es sich für ihn lohnen, der Sache etwas weiter nachzugehen und seinen Lesern zu erklären, wie „dogmatische Befangenheit" und erhabenste Gottesschau sich in Susos Seele auf das Beste vertrugen und gar einander stützten.

„Das Suso-Buch." Eine Auswahl aus den deutschen Schriften des Mystikers. Herausgegeben von Wilhelm von Scholz. Walter Hädecke, Stuttgart 1926. 300 S. 8°. Halbleinen 4,50 Mk., Ganzleinen 5,50 Mk.

Um in der wachsenden mystischen Literatur der Gegenwart die großen Leitideen nicht zu verlieren, wird es gut sein, immer wieder auf ein Büchlein von *Martin Grabmann* zurückzugreifen: *„Die Kulturwerte der deutschen Mystik des Mittelalters"*. Es wird dort die metaphysisch-dogmatische Seite, die ethisch-soziale und das psychologische Element im religiösen Leben der deutschen Mystik von einem Kenner gewürdigt sowie ihre Beziehung zur deutschen Philosophie und Sprache, zu Land und Volk und zur deutschen Kunst gewertet. Mit F. X. Linsemann spricht Martin Grabmann das schöne Wort: „Uns ist die Mystik eines Eckhardt, Seuse, Tauler nicht bloß romantische Poesie, nicht bloß Philosophie, sie ist bestimmt, Leben zu werden und Gestalt anzunehmen."

Grabmann, Martin: „Die Kulturwerte der deutschen Mystik des Mittelalters". Benno Filser, Augsburg. 63 S. 1 Mk.

Am 17. November werden es vierzig Jahre, daß Ludwig Brill, der Verfasser des „Singschwan", zu Quakenbrück gestorben ist. Im 2. Heft des 37. Jahrganges der „Alten und Neuen Welt" ist das Leben dieses tiefreligiösen und echt deutschen Dichters von seinem Sohne, dem Benediktinerpater Placidus, in anspruchslosester Weise dargestellt worden. Denken wir an jene Zeiten zurück und an den

Digitized by Google

Freundeskreis, der in der Korrespondenz des Dichters sich sammelt, so kann man nicht anders als mit einem Gefühl der Rührung und Dankbarkeit bei jenen Männern weilen, die das eben wieder aufsprießende Reis der neuesten katholischen Literatur in Deutschland zunächst in wohlabgegrenzter Schonung pflegten, ehe sie es dem Sturm des großen Lebens anvertrauten. Namen wie Pater Kreiten, Leo Tepe van Heemstede, Heinrich Keiter, Professor Schlüter, Heitemayer, Muth, die Familien Hülshoff und Schorlemer, Antonie Jüngst u. a. tauchen da auf. Was den „Singschwan" selber betrifft, so war er in seiner schlichten, romantischen Art, die doch in der Naturschilderung, besonders in den Heidebildern, sich mit realistischer Beobachtungsgabe paart, eine der besten und erfolgreichsten Dichtungen jener Tage, ein früher Bote schöner Zukunft. Mag heute Dichtung reicher geworden sein an Problemen und fortgeschrittener an Technik, eine im Grunde so starke Seele wie damals und einen so sicheren Blick für wahrhaft christliche Lösungen der großen Menschenfragen, die alles in allem doch immer die gleichen bleiben, hat sie sich nicht auf der ganzen Linie bewahren können. Frei von jeglichem Literatentum, schufen Ludwig Brill und etwa Friedrich Wilhelm Weber mitten zwischen den Arbeiten eines von strenger Berufspflicht geregelten und erfüllten Lebens ihre Poesie. Legen wir heute einen frischen Kranz aus Heideblumen auf dieses Grab, so ehren wir nicht nur den deutschen Dichter, sondern auch den treuen, aufrechten und frommen katholischen Mann.

*

Im Volkston. . . .

Die Blätter rascheln mir entgegen,
Auf allen Straßen, auf allen Wegen,
Verwelkt, zertreten, fahl . . .
Und über sie irrt jäh aufglutend
In breiten Streifen, wie verblutend,
Ein letzter Sonnenstrahl.

So steht vor mir auch wieder und winket,
Von einem fernen Glanz umblinket,
Die Jugend, aus fahlem Schattental —
Welk liegt mein Leben mir zu Füßen,
Und Tage, die einst geleuchtet, grüßen
Zum letztenmal — zum letztenmal! —

M. E. delle Grazie

Digitized by Google

Erinnerung an Georg Trakl

Von Heinrich Bachmann

DIE Tatsache wird einmal mit auf das Schuldkonto unseres Jahrzehnts gesetzt werden, daß es diesen als Menschen wie als Dichter so durchaus einzigen Mann übersehen konnte. Ein Beweis mehr, wieviel Aufwandes es bedarf, um in unserer Zeit etwas zu bedeuten. Zwar hat irgend jemand Georg Trakl prophezeit, daß er eines Tages auferstehen werde und unter uns wohnen bleibe. Aber noch ist er für sein Volk ein Toter, mehr tot als die vielen, allzuvielen, die erst der Krieg und der Nachkrieg umstürzen mußte, damit aus ihnen ein Werk floß, um das dann einige Zeit die Menschen einen Götzentanz aufführten, bis ihnen ein neuer Altar beachtenswerter und versprechender schien.

Georg Trakl hat von all dem nichts. Er ist von Natur aus unheldisch. Sein Leben ist ohne jeden pathetischen Unterbau. Man schalt ihn den Einsamen — mehr um ihn wenigstens in *einer* Kategorie des Heroischen unterzuordnen; denn Hölderlin, Kleist, Grabbe, Büchner, Nietzsche, alle diese Einsamen, so hat die literargeschichtliche Erfahrung gelehrt, haben sich bei aller Verkennung bei Lebzeiten doch einmal der Beachtung wert erwiesen. Es sind dann geistvolle Essays, ja, große Biographien über diese Helden des Alleinseins geschrieben worden. Aber den jungen, toten Innsbrucker kann man nicht neben ihnen unterbringen.

So wenig wie das Leben Georg Trakls einen Vergleich duldet, ebensowenig duldet ihn die Dichtung. Man steht vor der Tatsache, daß die Lyrik dieses Dichters weder einem Vorkriegs-Ismus noch einer der neueren und neuesten Nachkriegsrichtungen untergeordnet werden kann, und daß sie doch — je länger man in sie hinabzulauschen versteht — letzte Offenbarungen über unsere Zeit (nicht das Jahrzehnt, sondern das Jahrhundert, vielleicht das Jahrtausend!) auftut. Die zweihundert Seiten Gedichte der Gesamtausgabe[1] zwingen jeden, der ehrlich vor sich selber ist, zu dem Bekenntnis, daß er hier nicht zu Ende kommt, daß hier Tiefen auszumessen sind, zu denen uns noch das Organ fehlt, daß hier Dichtung, Geniedichtung ihre Form gefunden hat, vor der die aufwühlenden Bewegungen in der Gesamtkunst unserer Zeit ihre Bedeutung verlieren.

Denn es ist ihr typischstes Merkmal, daß die Werke dieses Jungen es formal ebenso wie dem Inhalte nach verschmähen, das äußerlich Außergewöhnliche anzuziehen, und daß sie trotzdem immer nur das Außerordentliche ausdrücken. Mit kindhafter Reinheit greift dieser Dichter zu Bild und Wort, um sich auszusagen:

Geistliches Lied.

Zeichen, seltne Stickerei'n
Malt ein flatternd Blumenbeet.
Gottes blauer Odem weht
In den Gartensaal herein,
Heiter ein.
Ragt ein Kreuz im wilden Wein.

Hör' im Dorf sich viele freu'n,
Gärtner an der Mauer mäht,
Leise eine Orgel geht,
Mischet Klang und goldenen Schein,
Klang und Schein.
Liebe segnet Brot und Wein.

[1] „*Die Dichtungen von Georg Trakl.*" Erste Gesamtausgabe. 1917. Besorgt von Karl Röck, Leipzig, Kurt-Wolff-Verlag.

Digitized by Google

Mädchen kommen auch herein,
Und der Hahn zum letzten kräht.
Sacht ein morsches Gitter geht
Und in Rosen Kranz und Reihn,
Rosenreihn
Ruht Maria weiß und fein.

Bettler dort am alten Stein
Scheint verstorben im Gebet,
Sanft ein Hirt vom Hügel geht,
Und ein Engel singt im Hain,
Nah im Hain
Kinder in den Schlaf hinein.

Selbst wenn, wie später in seinem Leben (das angeführte Gedicht ist seiner Frühzeit entnommen), in ihm die Erkenntnis immer stärker durchbricht von der Vergänglichkeit alles Seins (er nennt es immer wieder Verweslichkeit), selbst wenn seine Gedichte zu Oden des Untergangs werden, sein Wort behält das Siegel der Bescheidenheit, nie hat er Kapriolen nötig, die über den Rahmen der Sprache seines Volkes hinausstürzen. Erst heute — unter dem Banner der vielgepriesenen neuen Sachlichkeit — scheint das sich auf breiterer Front durchzusetzen, was dieser Dichter stets sein eigen nannte. Und es hat ihm wahrlich nicht erst auf dem Wege über sämtliche Expressionismen die Abgründe auftun müssen, die hinter seiner Schlichtheit sich bergen.
Man muß ihn schon mit ein paar ganz Großen vergleichen, auf die eine gewisse innere Ähnlichkeit hinzielt: Hölderlin, Litaipe und Johann Christian Günther, mit dessen Werk er sich noch wie in letzter Minute begegnete.

Zu Lebzeiten kannten ihn nur wenige, und auch die wenigen nur aus ehrfürchtigem Abstand. Nicht, daß er ein Menschenfeind gewesen sei, einer, der um sich den Vorhang des Geheimnisvollen zog — da braucht man nur das einzige Zeugnis zu lesen, das ihm sein Bursche *Mathias Roth* in einem Brief auf seinen Tod in der Ungefügigkeit und Holperigkeit seiner einfachen Gesinnung ausstellte.
Aber alle, selbst seine treuesten Freunde, haben nie in den innersten Bezirk, in das Allerheiligste dieser Künstlerseele hineingeschaut. Sie haben jetzt — nach nahezu zwölf Jahren — ihre „Erinnerung an Georg Trakl[1]" zusammengestellt in einem (allzu schlichten) Bändchen. Die besten Namen fanden sich, wie sich Leidtragende an der Bahre eines lieben Toten finden. Im vorigen Jahre hat man die Gebeine des Dichters von Krakau nach Tirol überführt, um ihn in dem Lande, „das ihm mehr als Heimat war", wie er selbst sagte, beizusetzen. Nun liegt er auf dem Mühlauer Friedhof bei Innsbruck.
Es ist, als ob die Männer, die hier das Wort nehmen, sich selber nur ihre Erinnerung austauschen wollten, gar nicht, als ob sie zu Draußenstehenden, Fremden, sprächen. Und dabei wächst das „elende Geschick" — er nannte es selbst so — wie ein schauriger Schemen herauf, beschworen von dem blutigen Kriegsanfang und zerflattert in den Ungeheuerlichkeiten seiner ersten Tage.
Karl Kraus schrieb einmal, schon zu Trakls Lebzeiten, dieses Menschen Wesen nieder: „Siebenmonatskinder sind die einzigen, deren Blick die Eltern verantwortlich macht, so daß diese wie ertappte Diebe dasitzen neben den Bestohlenen. Sie haben den Blick, der zurückfordert, was ihnen genommen wurde, und wenn ihr

[1] *„Erinnerung an Georg Trakl."* Brenner-Verlag, Innsbruck 1926.

Digitized by Google

Denken aussetzt, so ist es, als suche es den Rest, und sie starren zurück in die Versäumnis. Andere gibt es, die denkend solchen Blick annehmen, aber den Blick, der dem Chaos erstatten möchte, was sie zuviel bekommen haben. Es sind die Vollkommenen, die fertig wurden, als es zu spät war. Sie sind mit dem Schrei der Scham auf die Welt gekommen, die ihnen nur das eine, erste, letzte Gefühl beläßt: Zurück in deinen Leib, o Mutter, wo es gut war."
Auch *Rainer Maria Rilke* hat das Mysterium dieses Dichtermenschen auf seine Art begriffen:
„Ich denke mir, daß selbst der Nahstehende immer noch wie an Scheiben gepreßt diese Aussichten und Einblicke erfährt als ein Ausgeschlossener. Denn Trakls Erleben geht wie in Spiegelbildern und füllt seinen ganzen Raum, der unbetretbar ist wie der Raum im Spiegel. (Wer mag er gewesen sein?)"

Wer mag er gewesen sein?
Seine Mutter hat slawisches Blut, sein Vater ist ein Schwabe. Auf der Schule leistet er nicht das, was man von ihm verlangt. Sein Vater läßt ihn Apotheker werden. Er kommt in die Militärlaufbahn, gibt den Dienst auf, weil seine Gesundheit nicht mitwill. Ist es wirklich seine Gesundheit? Man weiß von Bärenkräften, die sich hie und da in seinem Leben einmal zeigten. Er will nach Wien, wird Schreiber bei einem Ministerium. Drei Tage darauf sitzt er wieder in Innbruck, seiner Vaterstadt. Es treibt ihn hierhin, dahin. Der Krieg schleppt ihn, August 1914, nach Galizien ins Feld. Vor Grodek fällt ihn die furchtbare Dämonie dieser Menschengeißel an, grausam, wie sie uns auch vier Jahre später nie gleich klar geworden ist. Er, dessen Seele dicht unter seinen Sinnen lag, muß in einer Scheune allein unter neunzig schreienden, verendenden Verwundeten stehen, er soll helfen, er will helfen, aber es hat keinen Sinn. Seine Kameraden treffen ihn einige Schritte davon, verzweifelt, mit der Waffe in der Hand. Die Ärzte kommandieren ihn ab in die psychiatrische Abteilung, weil sie ihn für wahnsinnig halten. Trakl ist sich seiner Lage völlig klar, dumpft immer mehr ein, sucht sich durch starke Drogen, die er heimlich nimmt, über seine Lage hinwegzuschleppen und stirbt als Siebenundzwanzigjähriger in der Nacht vom 3. auf den 4. November 1914.
Ist er ein Umnachteter? Ist er ein Selbstmörder? War er zu schwach zum Leben? Oder zu stark?

Ob das Rätsel je gelöst werden wird — wer weiß das. Bei Hölderlin, bei Kleist, bei Lenau, bei Nietzsche, bei all diesen gibt den Schlüssel das Werk. Bei Trakl ergäbe es einen erschreckend klaren Aufschluß. Lesen wir nur sein letztes Gedicht:

Grodek.

Am Abend tönen die herbstlichen Wälder
Von tödlichen Waffen, die goldnen Ebenen
Und blauen Seen, darüber die Sonne
Düster hinrollt; umfängt die Nacht
Sterbende Krieger, die wilde Klage
Ihrer zerbrochenen Münder.
Doch stille sammelt im Weidengrund
Rotes Gewölk, darin ein zürnender Gott wohnt,
Das vergoßne Blut sich, mondne Kühle;
Alle Straßen münden in schwarze Verwesung.
Unter goldnem Gezweig der Nacht und Sternen
Es schwankt der Schwester Schatten durch den schweigenden Hain,

Digitized by Google

Zu grüßen die Geister der Helden, die blutenden Häupter;
Und leise tönen im Rohr die dunklen Flöten des Herbstes.
O stolzere Trauer! ihr ehernen Altäre,
Die heiße Flamme des Geistes nährt heute ein gewaltiger Schmerz,
Die ungeborenen Enkel.

So schreibt kein Zerbrochener, so schreibt nur einer, der die Wahrheit bis in ihre Abgründe gesehen hat.

Hans Limbach schildert in seiner „Begegnung mit Trakl" folgendes Zwiegespräch:

„Kennen Sie eigentlich Walt Whitman?" fragte er ihn plötzlich.

Trakl bejahte es, fügte aber bei, daß er ihn für verderblich halte.

„Wieso?" — fuhr D. auf — „Wieso verderblich? Schätzen Sie ihn denn nicht? Sie haben doch gewiß in Ihrer Art manches Verwandte mit ihm?!"

F. bemerkte, daß doch wohl ein tiefer Gegensatz zwischen den beiden zu erkennen sei, indem Whitman das Leben einfach in all seinen Erscheinungsformen bejaht, während Trakl durch und durch Pessimist sei.

Ja, ob er denn gar keine Freude am Leben habe? — bohrte D. weiter. — Ob ihm denn z. B. sein Schaffen gar keine Befriedigung verleihe?

„Doch," — gab Trakl zu — „aber man muß gegen diese Befriedigung mißtrauisch sein."

D. lehnte sich vor maßlosem Erstaunen in seinen Stuhl zurück.

„Ja, warum gehen Sie dann nicht einfach in ein Kloster?" fragte er endlich nach kurzem Schweigen.

„Ich bin Protestant", antwortete Trakl dumpf.

„Pro—te—stant?" fragte D. gedehnt. — „Das hätte ich allerdings nicht gedacht! So sollten Sie doch wenigstens nicht in der Stadt, sondern auf dem Lande leben, wo Sie dem wüsten Treiben der Menschen ferner und der Natur nähergerückt sind!"

„Ich habe kein Recht, mich der Hölle zu entziehen", gab Trakl zurück.

„Aber Christus hat sich ihr doch auch entzogen!"

„Christus ist Gottes Sohn!" antwortete jener.

D. wußte sich kaum zu fassen.

„So glauben Sie also auch, daß alles Heil von ihm komme? Sie verstehen das Wort ‚Gottes Sohn' im eigentlichen Sinne?"

„Ich bin Christ" — antwortete Trakl.

*

Ja, er ist Christ! Aber keiner von denen, die sich ihr Leben mit dem Spiegel veranschaulichen. Er tritt allem Stirn an Stirn gegenüber. Seine Sinne, besonders seine Augen und seine Ohren, erfassen letzte Licht- und Tonschwingungen der Schöpfung. Sein unterster Grundsatz ist sein Wissen von der Vergänglichkeit alles Seins. Aber je tiefer er hineingestarrt hat in die Zerbrechlichkeit der Welt, je höher nimmt ein ernst zuversichtlicher Glaube in ihm den Aufschwung. Nachdem er (im „*Psalm*", Karl Krauß zugeeignet) in einem immerwährenden, grausigen „Es ist" gesagt hat, was ist, nachdem er in Gedanken hinschweift zur Südseeinsel, „wo das Meer singt", nachdem er weiß, um „Oh, unser verlorenes Paradies", nachdem ihm in todesklaren Bildern Elend um Elend der Erde deutlich geworden:

„Aus grauen Zimmern treten Engel mit kotgefleckten Flügeln.
Würmer tropfen von ihren vergilbten Lidern.
Der Platz vor der Kirche ist finster und schweigsam, wie in
den Tagen der Kindheit.

Digitized by Google

Auf silbernen Sohlen gleiten frühere Leben vorbei,
Und die Schatten der Verdammten steigen zu den seufzenden
Wassern nieder,
In seinem Grab spielt der weiße Magier mit seinen Schlangen."

Nachdem er, der weiße Magier, mit diesen seinen Schlangen, den Gedanken, sich schon in seinem Grabe gesehen, endet er mit der tiefgläubigen Schlußzeile:

„Schweigsam über der Schädelstätte öffnen sich Gottes
goldene Augen."

*

In den Nordsee-Dünen

Hier ist der Herbststurm frei! Hier kann er tanzen!
Vom Meere jagt er her im Donnertrab,
und hinter ihm empörte Wogen wüten.
Er springt und rast die Dünen auf und ab,
sie wachzurütteln aus verträumtem Brüten.

Heidi! Wie da die Dünen taumeln, fliegen!
Es schlägt der Sand mir fiebernd ins Gesicht.
Ich ringe mich hindurch! Es muß gelingen!
Will mit dem Sturm hinauf! Bin ich ein Wicht?
Soll mich des Sturmes Gaukelwerk bezwingen?

Und es gelingt! Hier ist die Dünenhöhe!
Nun schau ich erst des Sturmes Schöpfermacht
und fühle ganz sein königliches Walten.
Er wühlt das Meer empor. Und seine Pracht
gebiert im Riesentanze Schaumgestalten.

Musik der Welt in wogenden Akkorden!
Gott selber hebt zum Takt die Wunderhand.
Zum Strande drängt's mit trunkenen Gebärden
und springt zurück: zerfetzte Wasserwand,
umtollt von lichtgekrönten Wogenherden!

Und mit dem Meer geballte Wolken fliegen:
Der Väter Urmacht auf den Wogen saust,
die, schwarz und grau, umkantet Gold der Sonne.
So lockt aus dunklem Grund des Sturmes Faust
die Vorzeit zu gespenstisch wilder Wonne!

Ich stehe still und horche tief dem Tosen!
Wie hat der Sturm ringsum das All befreit!
O Glück, zu jagen mit verhängten Zügeln!
Es brennt mein Herz und fühlt Unendlichkeit.
Und jubelnd reite ich auf Sturmesflügeln!

Theodor Seidenfaden

Digitized by Google

Neue Romane

Von Hubert de Reuter

DIE Vollkommenheit eines Romanes bedingt ein vollkommenes Talent. Mittelmäßig in ihm zu sein, vermag jedermann. Und so erklärt sich die Seltenheit von vollendeten Kunstwerken im Romanfach trotz einer wahren Blattlausfruchtbarkeit. Man hat es scheinbar ganz vergessen, daß in der Poesie (wie in der Musik, in der Malerei und in der öffentlichen Rede) Mittelmäßigkeit unerträglich ist.

„Kunst und Wissenschaften erreicht man durch Denken; Poesie dagegen nicht, denn diese ist Eingabe." An diesen Ausspruch Goethes wird man erinnert, wenn man den neuen Roman von *Roland Betsch* liest: *„Der blinde Tod"*. Roland Betsch, ein Liebhaber von Abenteuerlichkeit und dunkeln Rätseln, von Spukgeschichten und traumhaften Unwirklichkeiten, bewegt sich in diesem Roman wieder zwischen greifbarer Wirklichkeit und irrationalem Schein. Zwei Ingenieure treibt der Ehrgeiz des Entdeckers und die Lust am Abenteuer mit einem „Untererdboot" in die Tiefe der Erde. Zwar überwinden sie die gefährlichsten Hindernisse des unheilschwangeren Erdenschoßes, doch das Chaos der Nacht verwirrt ihre Sinne und narrt sie mit den schrecklichsten Gesichten. Die überreizten Gehirne sehen Verstorbene von den Toten auferstehen, unheimliche Gestalten lebendig werden, sie entdecken sogar eine unterirdische, versunkene Stadt, die Stätte „des blinden Todes". Von dem Gespenst des Todes gejagt, fliehen sie wieder ans Licht, wo der Entdecker im Wahnsinn durch Selbstmord endet.

Wohl ist die Tragik des unsteten Menschen, die Dämonie der Erde, der Nacht und des Wahnsinns empfunden, wohl sind Gesinnungen und Begebenheiten vorgestellt, wohl sind die Gestalten nicht schlecht gelungen, wohl ist die Sprache kräftig und originell — aber man vermißt die große dichterische Schauung und Gestaltung und den Zweck aller Dichtung: „Vom Nützlichen durchs Wahre zum Schönen." (Goethe.) Das, was Goethe und Hebbel von der Poesie forderten, fehlt: „Die Beschäftigung mit dem Guten und Schweren und die Beruhung auf einer Art religiösem Sinn, auf einem tiefen, unerschütterlichen Ernst — und: „Alle Kunst ruht auf dem tiefsten Ernst." Dazu ist bei Betsch alles so matt und nüchtern, so ohne Ethos, ohne eine Hoheit von Weltanschauung, ohne tiefe, zu Herzen gehende Empfindungen und ohne Macht des Pathos. Vielleicht hat Betsch an Goethes Hexenküche gedacht:

„Wir kochen breite Bettelsuppen,
Da habt ihr ein großes Publikum." (Faust I.)

Die Dichter sollen nicht nur ergötzen, sondern auch nützen. „Licht senden in die Tiefe des menschlichen Herzens — des Künstlers Beruf." (Schumann.) So weiß es auch *Gustav Schröer*. Auf seinen neuen Roman: *„Gottwert Ingram und sein Werk"*, paßt Webers Wort: „Die Geschichte macht uns klüger, der gute Roman soll uns besser machen; jene unterrichtet, dieser soll uns erheben, rühren, erheitern." Schröer hat diesmal das Idealbild eines Mannes aus dem Bauernstande entworfen. Gottwert Ingram, der den Bergstrom seiner Heimat, das Unglück und die Plage des Landes, durch den Bau einer Talsperre in Fesseln zu schlagen sucht, wird gerade da von den tosenden Wogen mitgerissen, als sein Werk nach der Arbeit während eines ganzen Menschenalters der Vollendung entgegengeht.

Digitized by Google

Dieser Vorwurf ist nun nicht neu, und es ist ihm auch im ganzen nicht kunstgerecht Gestalt gegeben worden. Schröer hat sich nicht in jede der darzustellenden Personen verwandelt und aus ihnen gesprochen, sondern hat die darzustellenden Hauptpersonen in sich verwandelt, wobei die Nebenpersonen nicht alle volles und warmes Leben erhalten. In den früheren Heimatromanen war die Gestaltungskraft des thüringischen Dichters stärker. Es fehlt hier die Vollendung des Ganzen. Bedeutend größer als der dichterische Wert des Buches ist sein sittlicher. Durch seine Einfachheit und Herzhaftigkeit, durch edle Güte und reife Weisheit vermag dieser Roman zu erheben und zu bessern. Und *der* Zweck ist gut.

Beides, die schöne Form und der schöne Gedanke, sind in *Karl Linzens* Roman vereinigt: *„Die gefrorene Melodie"*. Hier haben sich Leib und Seele zu rechter Stunde vermählt. Der letzte Sproß eines alten, vornehmen Geschlechtes, selbst Künstler und Philosoph, vertraut in lauschigen Nachtstunden seinen Aufzeichnungen und Bekenntnissen alles das an, was er in seinem Leben erfuhr: rätselhafte Schuld vom Vater her, selige Liebe, Leidenschaft, Haß, Neid, Feindschaft, Verbrechen, Kainsfluch, Gram, Verlassenheit, alles steigt herauf, in dunkeln, packenden Bildern dargestellt. Eine Seele war bis zum Rande angefüllt mit heilig gehüteter Liebe, mit leidvollem Verzicht, mit wehem Schmerz und dunkler Schuld, und sie ist übergeflossen in dieses Buch. Vollendete Gestalten, zum Greifen sichtbar, nicht mehr zu vergessen, tragen die weitgespannte, rüstig bewegte Handlung. Fragen des Menschen und des Geistes werden berührt, die bis ans Letzte greifen. Und alles ist mit einer Feinheit der Seele behandelt, die nur aus dem Wissen um die Grenzen menschlicher Kräfte stammen kann. Linzen ist ein Kenner des Menschenherzens, ein wahrer Schilderer der menschlichen Natur und des menschlichen Gemütes. In diesem Roman ist tatsächlich alles groß: Stoff und Gehalt, Charakter und Behandlung. Staunenswert ist der Fleiß in den Vorstudien und die große Wahrheit in der Ausführung. Linzen versteht darzustellen, selbst Heikles und Gewagtes. Aber auch das werden reife Leser schön in der Form und gut in der Absicht finden. „Was ist es, was einer Erzählung der Tatsachen sittliche Farbe gibt? Dazu dient erstens, daß man seine Absicht kundgibt. Nach ihrer Beschaffenheit richtet sich auch die Beschaffenheit des Charakters. Die Beschaffenheit der Absicht hängt aber vom Endzweck ab." (Aristoteles, Rhetorik, III, c. 16.) Und man darf wohl annehmen, daß beides dem Ziele entspreche: „Vom Nützlichen durchs Wahre zum Schönen." — Nur zwei Dinge wären zu wünschen, die zu letzter Vollendung beitragen könnten. Die ständig angewandte romanische Satzstellung (Subjekt, Prädikat, Objekt) wirkt unangenehm. Sodann ließe sich das eine oder andere trotz aller Schönheit in der Darstellung noch kürzer fassen. Stil ist richtiges Weglassen des Unwesentlichen und Unnötigen. Und hier und da dürfte sich noch manches weise verschweigen lassen.

Ein bedeutend höheres Ziel als Karl Linzen hatte sich *Joseph August Lux* mit seinem Roman gestellt: *„Beethovens unsterbliche Geliebte"*, ohne jedoch in der Ausführung so glücklich zu sein. Es ist schwer, einen der größten Menschen zu dem Helden eines Romans zu machen. Wieviel nicht geratene oder nicht völlig gelungene Versuche liegen vor Lux! Man denke nur an *Sophie Hochstetters „Königin Luise"*, an *Hermann Cl. Kosels „Albrecht Dürer* und *Michelangelo"*, an *Ottokar Janetscheks „Mozart"*, an *Zdenko von Krafts „Maria Theresia"* und viele andere! Für die Darstellung eines solchen Helden, wie Beethoven es war, ist es zunächst nötig, ihr Wesen und ihre Werke bis auf den letzten Grund erkennend durch-

Digitized by Google

dringen und bezwingend gestalten zu können. Und dann gilt das, was von jedem Helden gilt, hier ganz besonders: „Mit dem Helden fängt der Roman an, mit dem Helden hört er auf. Was vor seinem Auftreten etwa geschieht, ist gewissermaßen nur Präludium; was, nachdem er abgetreten, Nachklang und Nachspiel. Er ist das Zentrum, welchem innerhalb der Peripherie alles zustrebt; er ist auch der Radius, welcher den Anfang des Kreises bestimmt. Wer und was nicht mit dem Helden in irgendeinem Zusammenhange steht, gehört nicht in den Roman, und dieser Zusammenhang darf nicht zu entfernt sein, oder der Roman verliert in dem Maße der Entfernung an Übersichtlichkeit und mit der Übersichtlichkeit an Schönheit." (Fr. Spielhagen.)

Nun ist Lux mit großem Eifer und unverkennbarem Fleiß ans Werk gegangen. Neben vielen anderen scheinen besonders Thayers, Deiters, Riemanns und Leys Arbeiten studiert worden zu sein. Mit heißem Bemühen hat Lux sich sodann darangemacht, in dem Rahmen jener Zeit Beethoven mit all seinen Gaben, mit all seinem Gram, Leid und Schmerz, und Therese von Brunszvik mit aller heroischen Liebe und mit aller Größe wieder zum Leben zu erwecken. Es ist nicht zu leugnen, daß durch die Verbindung von tragischen Dingen aus diesem unglücklichen Leben groß gesehene Bilder und ausdrucksvolle Gestalten entstanden sind. Doch ist Beethoven das seltene Genie, der große Meister, der edle Mensch — ist Therese die Heldin der Liebe und des Leides geworden? Fehlt es nicht an dem faszinierenden Reiz der Unmittelbarkeit, an dem tiefen, unerschütterlichen Ernst, an der Weihe und Würde der Rede? Von dem Plane zu einem Roman, mag er dem Dichter noch so klar vor der Seele stehen, bis zu seiner Ausführung ist ein weiter Weg. Da sind Hindernisse zu beseitigen und Arbeiten zu leisten, an die man nicht gedacht hat. Das kostet Geduld, die durch nichts zu erschöpfen, eine Kraft, die durch nichts zu lähmen ist.

Was in dem Luxschen Roman nicht erreicht worden ist, wird sich mit erneutem Fleiß und bei strenger Zucht vielleicht nachholen lassen. Es sei dann auch eine bessere Pflege der Sprache nicht vergessen, die namentlich in bezug auf Modi und Tempora einiges zu wünschen übrigläßt.

Laß die Sprache dir sein, was der Körper den Liebenden: Er nur
Ist's, der die Wesen trennt, und der die Wesen vereint. (Schiller.)

Betsch, Roland: „Der blinde Tod." Ernst Keils Nachfolger, Leipzig 1926. 229 S. 8°. Ganzleinen 5 Mk.

Schröer, Gustav: „Gottwert Ingram und sein Werk". Quelle & Meyer, Leipzig 1926. 8°. 316 S. Ganzleinen 6 Mk.

Linzen, Karl: „Die gefrorene Melodie". Kösel & Pustet, München 1926. 8°. 464 S. Brosch. 6 Mk., geb. 8 Mk.

Lux, Joseph August: „Beethovens unsterbliche Geliebte". Der Roman seines Lebens, Liebens und Leidens. Rich. Bong, Berlin 1926. 8°. 351 S. Geb. 6,50 Mk., 7,50 Mk und 12 Mk.

*

Digitized by Google

Neue Lyrik

Von Josef Hachmann

IRGENDWO . . . dort drüben, wo die Zeit nicht mehr schlägt" liegt der Geburtsort der „*Sterbenden Träume*", deren Verfasser von kosmischer Höhe die Blumen und die Lieder der Vögel, die grünen Wiesen und Büsche, die „zuckenden bunten Flügel" der Falter und „die silbernen Stämme der schlanken Birken" belauscht. Selten nur entlockt der musikalische Träumer den „allesumfassenden Saiten, die die Sehnsucht so straff gespannt", ernstere Töne. Seine Lieder bleiben

. . . doch Blüten,
Blüten . . .
wenn ihr auch
Gräber deckt.

Ein immerwährendes Auf- und Niedersteigen der Verse auf einer romantischen Melodieleiter zwischen Makrokosmos und Mikrokosmos ist der Wesenszug dieser Dichtung:

Himmelhoch
Sonne steigt,
in den Zweigen doch
alles munter geigt.
Blumen blühen,
Vögel singen,
Menschenlieder
immer wieder
fröhlich klingen.

Und dann geht es wieder empor in die Weite des Kosmos:

Jauchzend ruft
durch die Luft
in das Ätherblau
eine Lerchenfrau.
Sonne glänzt
unbegrenzt
über weite Felder,
über dunkle Wälder.
Dort am Waldessaum,
oh, welch holder Traum
gibt dem Blicke Raum . . .

Oder aus „Vorsommer":

Hie und da
flog aus den Büschen
ein Falter steil
zur Sonne empor,
senkte sich dann
zur Erde nieder,
nieder auf das
Blütenmeer . . .
sonnte die zuckenden,
bunten Flügel.

Es ist noch viel zaghaftes Tasten in den Versen dieses jungen Wiener Lyrikers (beim Erscheinen des Bandes zählte der Verfasser 18 Jahre), aber ein starkes Talent kündet sich an. Einstweilen wollen wir uns seinen Namen merken, in der Hoffnung, daß seine Wortmelodien sich immer mehr verdichten und an Tiefe und Ausdruck gewinnen.

Digitized by Google

Ganz im Kosmischen bewegen sich die Verse *Paul Mühsam, „Sonette aus der Einsamkeit"*. In vollendeter Form erzählt uns der Verfasser von der Geburt des Einsamen. Am Schöpferthrone Gottes, zwischen „Sternen", „Donnerwolken" und „schweifenden Kometen"

Die Sonne sandte die geflammten Speere
Der Sehnsucht in der Nacht der Erdenschwere.
— — — — — — — — — — — — — — — — —
Die Himmel sangen Hymnen auf den Herrn.
Da trank er die Musik wie traumverloren.
Auf Erden ward ein Einsamer geboren.

Und der Befehl Gottes geht an den Geborenen. Wie der Schöpfer die „am Tor der Sehnsucht sprungbereiten", „wühlenden Gewalten" des Frühlings durch seinen Ruf „Brecht auf, ihr Knospen!" hervorruft, so ergeht auch an den Einsamen

. . . nach starrer Winterstille
Des Herrn Gebot: „Erwach und aufersteh,
Daß mein Gelübde sich an dir erfülle

Nimm deine Blüten reichlich zum Verschwenden
Und tritt ins Land, das ich dir gab, und geh
Den Weg, den ich dir wies, dich zu vollenden!"

Aber das Verweilen des Dichters in kosmischer Höheneinsamkeit bedeutet ihm keine Flucht von der Erde:

Nicht, daß ich abzuschütteln mich vermessen
Die Erdenwelt, mit der ich leidverbunden — —
Ich sinn ihr nach in meinen stillsten Stunden,

und es schmerzt ihn, daß man ihn, der „doch so geöffnet aller Not" sich mit der Erde und ihren Bewohnern im tiefen sozialen Empfinden verbunden fühlt, „leer und ausgestoßen" nennt,

Als wäre ich der Welt verlorener Sohn.

Vielmehr „schlägt" er in „erdenferner Stille" sein

. . . Zelt auf jenseits aller Zeit
Und greift mit beiden Händen ein Stück Himmel
Und salbt mich aus dem Krug der Ewigkeit,

um zur gegebenen Stunde, wenn er „berührt den Ring der Ewigkeit", zurückzukehren, um „die Erde fürstlich zu beglücken":

Dann denke ich der lichtentwöhnten Brüder
Und trage Sonne bis ins letzte Haus
Und sing die himmelher erlauschten Lieder
Und streu wie Blüten meine Träume aus.

Und wenn auch die „rohe Rotte die Speere spitzer Lästerlieder" auf ihn „richtet" und die „Neigung ihm, geschwisterliche, schwinden" will:

Zeigt ihm den Weg zurück des Mitleids Mund
Und macht vermittelnd die Verachtung und

Die Liebe so sich wesenhaft verwandt,
Daß, wenn sich jemals löste dieses Band,
Es immer neu der Einsame müßt binden.

Meistens ausgehend von vertrauten, konkreten Bildern und Geschehnissen der Erde, führt der Verfasser den Leser unmerklich in die kosmische Welt seiner Seele. Die Sprache ist bei vollendeter Sonettenform tief und großlinig, und man könnte seine Freude an diesem Gedichtband haben, wenn er inhaltlich nicht so arm wäre. Bei jeder neuen Zeile erwartet man das erlösende Wort. Diese Erwartung wird zwar immer straffer gespannt, aber nicht erfüllt. Statt dessen erzählt uns der Verfasser, daß „Gott ihm gewährt hat, ihn zu krönen", verteidigt sich über ein

Digitized by Google

Drittel des Buches in allen Wendungen gegen seine Mitmenschen, die ihn nicht verständen und deshalb verhöhnten, versichert sie, daß er sie trotzdem liebe, und daß er ihnen von seinen Gütern einst mitteilen würde, erzählt uns gelegentlich etwas von der Schönheit seiner einsamen Höhe — damit ist aber auch der Inhalt voll und ganz erschöpft. Nehmen wir an, daß diesem Gedichtbande bald als wesensnotwendiger Teil ein weiterer folgen wird, in welchem der Dichter seine „Welt, die Zeit und Raum nicht kennt", verlassen hat und — wie er so oft verspricht — uns „seine Schätze schenkt".

*

Steigen wir herunter von der kosmischen Höhe und kehren wir ein bei *Gustav Böhm, „Zwanzig Gedichte"*. Ein „stiller Herd" und „warme Wände" tun uns wohl nach der kühlen Höhenluft. Auch ist es hier nicht so einsam. „Röschen" streckt ihre „weichen Kinderhände" entgegen und „schmiegt die runden Apfelbäckchen an meine Wangen". Und ein liebes Weib gibt ihren „Frauensegen":

Meine Heimat, das bist du!
irrer Gänge stetes Ende,
hohes Dach und tiefe Ruh,
stiller Herd und warme Wände.

Und bald bist du vertraut mit Händen, Haar und Mund, mit Wangen und Stirn und Schritt dieser glücklichen Familie.
In heiliger Scheu schaut der Mann empor zu seinem Weibe,

In den Wunsch, daß niemals ich
vor deiner Reinheit mich zu schämen brauche,

und die Dankbarkeit für solches Glück der Liebe läßt das Herz überfluten:

Ich möchte verschwenden,
mich verschwenden an dich
mit vollen Händen.

Aus goldenen Bütten
mit Zärtlichkeiten
dich überschütten.

Und ganz warm kann es dem Leser werden, wenn der sorgende Vater seines Kindes „Stirne küssen muß" und die „sieben Kinderjährchen sorgend in den Händen hält" und dabei bangend in „Röschens" Zukunft schaut:

Halte sorgend auch dabei
deine fernen Mädchenjahre
und dein Frauenlos, dein Lachen,
Weinen und die grauen Haare.

Oder wenn er sich leise an das Lager seines schlafenden Kindes schleicht:

Sollst mich nicht sehen
die Kissen dir glätten
und dich streicheln ohne berühren . . .
Wie zum Segen hält meine Hand.
Schlafe! Mein Kind!

Die letzten Gedichte des Bandes stehen inhaltlich nur mittelbar mit des Dichters Empfinden und Fühlen innerhalb seiner Familie in Verbindung. Bei den meisten hat dies der Verfasser schon äußerlich kenntlich gemacht, indem er ihnen eine Überschrift gab, während die anderen ohne Überschrift aneinandergereiht sind. Auch der Form nach möchte man eine Zweiteilung vornehmen. Es gibt Gedichte, welche aus rein seelischer Empfindung gestaltet sind, und andere Verse gibt es, wo man versucht ist, sie als Sinnenlyrik anzusprechen:

Wo sind die Lieder und das Blumenkleid?
Die Frau, die Rosen, der Lavendelstrauß?

Digitized by Google

Ein Hupenruf im Flug vorüberschreit,
Ein Kätzlein flüchtet in das alte Haus.

Aber diese Sinneneindrücke sind — wo sie sich finden — in eine Idee hineingewoben, zum Teil allegorisch gebraucht und streifen gelegentlich das Symbolische. Bei der oben genannten ersten Art verspürt der Leser viel mehr das Unvollendete der Gestaltung, während die mit der Idee verwobenen Naturbilder einigermaßen die unangenehm empfundene Leere der Form auszufüllen vermögen. So glaube ich innerhalb dieses kleinen Bändchens einen leichten Fortschritt zu verspüren (vielleicht lag längere Zeit zwischen der Abfassung des einen und anderen Gedichtes), der zu der Hoffnung berechtigt, daß der Verfasser immer mehr die Schwächen seiner Form überwinden wird.

Rotter, Kurt Erich: „Sterbende Träume". Druck und Verlag von Lamarque & Co. Wien 1926,
Mühsam, Paul: „Sonette aus der Einsamkeit". Verlag von L. Heege, Schweidnitz.
Böhm, Gustav: „Zwanzig Gedichte". Verlag von Lampart & Co., Augsburg 1926.

*

Filmdämmerung

Von Paul A. Schmitz

WÄHREND bis vor nicht allzu langer Zeit die deutsche Künstlerschaft und der deutsche Intellektuelle dem Film als Gebiet künstlerischer Entfaltungsmöglichkeiten vollkommen fern oder sogar ablehnend gegenüberstanden, hat sich in letzter Zeit die Stellung stark gewandelt. Es ist ein Umschwung der Meinung eingetreten, der den alten, üblen Begriff „Film" verdrängen wird. Man ist bereit, mitzuarbeiten, oder gar schon in die Reihen der Mitarbeiter eingeschwenkt und hat damit öffentlich proklamiert, daß dem Film künstlerische Entwicklungsmöglichkeiten innewohnen.

Wodurch wurde dieser Umschwung bedingt? — Vielleicht durch die Erkenntnis, daß die Technik des Films nicht Geist und Seele vergewaltigen muß, sondern daß aus dem Zusammenfluß von Geist und Technik, von Linse und mimischer Bildkraft des Filmschauspielers ein Kunstwerk geschaffen werden kann. Vielleicht aber war auch die Erkenntnis mitwirkend, daß der Film als bedeutendstes Kulturmittel — denn das ist er sicher durch seinen riesigen Einfluß auf die Masse der Bevölkerung — sich mehr und mehr zu einem Monopol der Amerikaner auswächst, während europäische Interessen, auch in rein kultureller Hinsicht, ins Hintertreffen kommen.

Oder wie soll es anders gedeutet werden, wenn ein Architekt wie Poelzig seine Schaffenskraft und sein Können dem Film leiht. Wie soll es ausgelegt werden, wenn Maler vom Range eines Slevogt oder Orlik sich in die Reihe der am Film Schaffenden stellen, wenn sich Schriftsteller, die früher am lautesten zum Streit gegen den Film riefen, sich heute zu seinen fanatischen Verteidigern prägen und die Möglichkeiten seiner künstlerischen Fortentwicklung proklamieren. Wie endlich soll es gedeutet werden, wenn der Aristokrat unter den deutschen Dichtern, wenn Hugo von Hoffmannsthal Filmlibrettos schreibt und wenn Deutschlands bedeutendster Komponist, Richard Strauß, eine Filmoper komponiert und ihre Uraufführung selbst leitet.

Digitized by Google

Damit erkennen jene Großen im Bereich künstlerischen Schaffens dem Film seine Gleichberechtigung und seine Gesellschaftsfähigkeit an.
Mögen bei diesem Umschwung rein wirtschaftliche Momente mitsprechen, bei einem Teil vielleicht nur wirtschaftliche Momente, so wird doch niemand behaupten wollen, daß ein Slevogt, ein Strauß, ein Hoffmannsthal oder gar ein Gerhart Hauptmann nur aus wirtschaftlichen Momenten heraus eine geistige Meinung aufgeben und ein Glaubensbekenntnis an die Entwicklung des Films manifestieren.
Daneben gibt es natürlich immer noch eine Reihe wertvoller Kräfte, die dem Film fernstehen, weil sie in ihm eine „Konkurrenz" für das Schauspiel und neuerdings auch für die Oper wittern. Was heißt denn Konkurrenz? Kann ein Bildhauer mit einem Schauspieler, eine Tänzerin mit einem Maler, oder überhaupt ein Künstler mit einem anderen im Bereiche künstlerischen Schaffens konkurrieren? — Der Film wird immer ein anderes Kunstgebiet erschließen als das Schauspiel, wird sich in seiner künstlerischen Absolutheit in völlig entgegengesetzter Richtung bewegen. Die Problematik des Schauspiels wird immer im Klangwert des Wortes zum Ausdruck kommen, die des Films in der Eindringlichkeit und Bildlichkeit der Geste.
Filmschöpfungen von der Bedeutung wie Jannings „Letzter Mann" und „Varieté" oder Lubitschs „Madame Dubarry" beweisen zur Genüge, daß auch der Film sich in Bereiche rein künstlerischer Gestaltung erheben kann und dort Wirkungen erzielt, die jedem anderen Kunstzweig vorenthalten sind.
Vielleicht hat gerade die Entwicklung des Films vom rein technischen Wunder zum Gebiet künstlerischer Entfaltungsmöglichkeit gezeigt, wie technischen Errungenschaften „Seele" abzugewinnen ist, und im Film ist zum erstenmal die vielgesuchte und vielgerühmte „Überwindung der Technik" Wahrheit geworden, und so ist er in diesem Sinne sicherlich das zeitgemäßeste Kunstwerk. Auch diese letzte Erkenntnis mag bei vielen zu dem obenerwähnten Umschwung beigetragen haben.
Hierzu kommt noch eine zweite Bewegung, die sich innerhalb der Kräfte vollzieht, die den Film bejahten.
Es ist nicht nur eine Folge der Zensur, wenn heute eine gewisse Sorte Filme, wie sie noch vor Jahresfrist ihr Unwesen auf der Leinwand trieben, fast völlig von der Bildfläche verschwunden sind. Ich meine die Filme von grob sexuellem Charakter. Die Filmindustrie sucht in letzter Zeit, dem gewandelten Geschmack des Publikums folgend, ihre Filmstoffe in der Linie, auf der sich unser guter Unterhaltungsroman bewegt. Das erfordert wohl von Filmregisseur und Dramaturg eine erhöhte Arbeitsleistung, um diese Linie ins Bereich künstlerischer Gestaltung einzulenken, beweist aber gleichzeitig schlagend, daß die Begriffsweiten von Moral und Sitte wieder festere Grenzen gefunden haben, vor allem in der Masse des Publikums. Denn gerade aus dem Kreise des Publikums kommen heute an die Prüfungsstellen Hunderte Zuschriften, die an diesem oder jenem Film etwas auszusetzen haben. Diese beiden Bewegungen — auf der einen Seite der Umschwung des deutschen Intellektualismus, auf der anderen Seite die Nivellierung des Publikumsgeschmacks — kommen sich einander insofern entgegen, als dem Film die stoffliche Materie zugewiesen wird und gleichzeitig Möglichkeiten gegeben sind, diese zugewiesenen Stoffe künstlerisch zu gestalten und zu veredeln.
Sie werden künftig das Bild und Niveau des Films bestimmen. Die Filmindustrie aber wird wirtschaftlich klug genug sein, diese beiden Bewegungen der Renta-

Digitized by Google

bilität ihrer Produktion nutzbar zu machen und gleichzeitig Mittel zu finden, sich vor einer Überschwemmung durch amerikanische Filme, die im Grunde dem Deutschen wesensfremd sind, zu schützen.
Dann wird auch sicherlich nicht mehr der Fall eintreten, wie heute noch gar zu oft, daß Filme vier- bis fünfmal die Prüfungsstelle durchlaufen müssen, ehe sie für die Öffentlichkeit gebilligt werden, und schließlich nur noch als Filmkrüppel auf die Leinwand kommen und sich dann naturgemäß nicht mehr rentieren.

*

Zu unserer Kunstbeilage

Von Dr. Gert Buchheit

Durch Gärten und Paläste, durch Wälder und Hütten, durch die fromme Scheu der Klöster wie durch die laute Gier der Städte schreitet der gespenstische Geiger, dessen Name ist *Tod*. Als Demagog der Revolution, als Spielmann auf dem grausigen Maskenballe der Pest, als Schnitter mit blanker Sichel und versiegtem Krug, als ernster Pilger, den Stab in der Hand, wandelt er durch die Jahrhunderte und ruft die Menschen zum letzten Tanze. Immer wieder erklingt das Spiel seiner Geige ... und rührt uns an mit heiliger, geheimnisvoller Macht. Wie ein dunkel gefühlter Schauer des Schicksals bricht seine Nähe über den Menschen herein, über alles Lieben und Leiden, über alles Feiern und Schaffen hinaus und erfüllt ihn mit dem Wissen um den Sinn des Lebens.
Denn der Tod ist der Lehrer des Lebens, der große Befreier des Geistes, der uns zwingt, in unsere letzte Tiefe zu steigen. Er allein spannt das Schleiergewölk des weltbindenden und weltbewahrenden Geheimnisses, ohne das jede Kunst, entzaubert und entgöttert, grauenvoller Öde anheimfällt, ohne das die Menschheit, im Wahne frevelhafter Skepsis oder zudringlich lüsterner Erkenntnis, verdorrt. Darum liebt auch der Künstler den Tod, den lautlosen Bruder aller Dinge. Nicht ein „Memento Mori" allein ist er ihm, wie den mittelalterlichen Menschen die endlosen Reihenbilder der „Totentänze", nicht eine unerbittliche, grausame Macht, die man bei Gott verklagen kann, wie es der „Ackermann" tut in Johannes von Saaz' sprachwuchtiger Renaissancedichtung. Er ist mehr als ein Ende; er ist der große Anfang. Die dunkelglühende Gewalt, die die wiedererstehend Sterbenden lehrt, daß an der eigenen Qual sich mehret das eigene Wissen, und je unergründlicher der Mensch leidet, desto mächtiger er ist. Sein Saitenspiel ist eine schwere, altertümliche Musik ..., und diese Musik, dem Rauschen des herbstlichen Waldes verwandt, klingt überall ..., sie klingt in das Wellengeräusch hinein, dem Prometheus lauscht, klingt in das Syrinxlied des verträumten Pan, der zu hoher Mittagsstunde wehmütig-müde im Schilfe kauert, klingt in den gewaltig-asketischen Stürmen der „Missa solemnis" wie in dem jenseitstrunkenen Zwielichtwerke des „Tristan".

Die Sympathie mit dem Tode ist es, die uns in fast allen großen Schöpfungen abendländischen Geistes begegnet. Sie lebt in Platens „Venezianischen Sonetten", in Byrons „Manfred", in Hans Pfitzners „Palestrinalegende" wie in Thomas Manns Partituren. Auch da, wo der Tod nicht, wie in Hugo v. Hofmannsthals „Tor und Tod", als augen- und seelenhaft sichtbare Gestalt erscheint, dem dunklen Mantelträger vergleichbar, der vom Baume des Lebens Blüte um Blüte bricht, auch da lebt die Sympathie mit dem Tode ... als seelische Hinweisung und Kraft, als Farbe der Ewigkeit in jedem endlichen Gefäß.

Neue Bücher

Kunst

Bier, Justus: *„Tilmann Riemenschneider"*. Die früheren Werke. (I. Band der Sammlung Sedlmaiers: Kunst in Franken) Gr.-8°. 103 S. Text mit 45 Abbildungen und 67 Tafeln. Verlagsdruckerei in Würzburg. 1925. Geh. 16 RM., Halbleinen 19 RM., Halbleder 24 RM.
Der Ziel- und Grundsatzlosigkeit des künstlerischen Schaffens einer niedergehenden Zeit müde, wendet sich der Blick Einsichtiger gern auf frühere Zeiten zurück, um ihre Wege zu erforschen und sich an ihnen zu orientieren. So war's zur Zeit der Romantik, so ist es auch heute. Die Romantik hat den lieblichen Würzburger Bildner Tilmann Riemenschneider wieder entdeckt. Die

Digitized by Google

Folgezeit hat der Erforschung seiner Werke eine ganze Literatur gewidmet, zuletzt Tönnies mit seinem Werke: „Riemenschneider", Straßburg 1900. Tönnies Thesen über die Reihenfolge der Werke Riemenschneiders, ihre Charakterisierung als eigene oder Gesellenarbeit blieben nicht unbestritten. In dem vorliegenden Werke greift nun Bier diese Frage wieder auf und sucht sie auf eigene Art zu lösen. Er will nicht auf frühere Einzeluntersuchungen zurückgreifen, sondern von der Betrachtung der Riemenschneiderschen Werke selbst ausgehen. Mit größter Genauigkeit untersucht er, was auf Grund von gewissenhaften Forschungen in den verschiedensten Archiven Riemenschneiders unbestrittenes Eigentum ist, betrachtet es an seinem ursprünglichen Standort, in der von dem Meister gewollten Beleuchtung und vergleicht es mit vorhandenen Vorbildern. So gewinnt er einen sicheren Maßstab, um Eigenwerk, Werkstättenarbeit und fremde Hilfe unterscheiden zu können. Auf diese Weise behutsam von Werk zu Werk fortschreitend, kommt Bier nun zu Ergebnissen, die zwar im Vergleich zu Tönnies überraschend sind, aber doch überzeugend wirken. Fachleute werden an seiner Arbeit nicht achtlos vorübergehen können.

Aber das scheint uns nicht einmal das Wertvollste an der vorliegenden Arbeit zu sein. Durch die trotz aller Wissenschaftlichkeit klare und fließende Darstellung, die Korrektheit der Abbildungen (Bier macht sogar häufig durch Gegenüberstellung falscher und richtiger Lichtbilder auf die Wichtigkeit richtiger Aufnahmen von Kunstwerken aufmerksam) führt Biers Werk auch den Kunstfreund aus Laienkreisen besser in die Kunstbetrachtung und insonderheit tiefer in das Verständnis der Spätgotik ein als manch eine dickleibige Kunstgeschichte. Das Motto: „Die Kunst dem Volke" wäre auf dem Titelblatt am rechten Platze. *F. W.*

Dehio, Georg: „Geschichte der deutschen Kunst". W. de Gruyter & Co., Berlin-Leipzig 1926. 3. Band. 1. Fl. Text. (IV. u. 424) 2. Fl. Abb. (III. u. 554). 50,— Mk.

Das Zeugnis einer umfassenden Materialkenntnis, die Synthese und monumentale Bekrönung eines ganzen arbeitsreichen Gelehrtenlebens ist die in drei Doppelbänden — zu jedem Textband ein Band mit Abbildungen — durchgeführte „Geschichte der deutschen Kunst" von Dehio, deren Schlußband, von der Zeit Dürers bis ca. 1800 reichend, der Gelehrte noch im Greisenalter mit erstaunlicher Jugendfrische vollenden konnte, nachdem der erste Band schon zu Anfang des Weltkrieges niedergeschrieben, 1919 im Druck erschienen war.

Indem dieses Werk sich ausdrücklich nicht an die Fachgelehrten wendet, sondern „an den weiteren Kreis, den man den der Gebildeten nennt", will es aber keineswegs einer seichten Popularisierung dienen oder ein kunstgeschichtliches Nachschlagebuch und Konversationslexikon sein. Es ist ein Geschichtswerk ganz großen Stils und von tiefstem Persönlichkeitsgehalt, das in seiner grundsätzlichen Stellungnahme — „deutsche Kunst in uns aufnehmen heißt, in Kontakt mit dem Seelenleben unserer Vorfahren treten" — einem erst neuestens wieder allgemeiner hervortretenden Verlangen nach mehr geistesgeschichtlicher Erfassung der Kunst ganz unmittelbar entgegenkommt.

Die deutsche Kunstgeschichte ist eine Angelegenheit der allgemein-geistigen und vaterländischen, nicht nur der ästhetischen Bildung. Vermöge dieser überall durchdringenden Überzeugung eröffnet sich Dehio, auch rein kunstwissenschaftlich, der Weg zu einer Fülle neuer Erkenntnisse, so daß in diesem uns vorliegenden 3. Band die Dürer und Grünewald gewidmeten Kapitel auch über die umfangreichen Monographien Wölfflins und Schmids in mancher Hinsicht hinausführen. Vor allem aber bewährt sich dieser weite kulturgeschichtliche Horizont des Autors in der Gesamtcharakteristik der einzelnen Stilperioden. Diese Einleitungspartien und Zusammenfassungen der Hauptabschnitte, in deren gedrängtem Ideenreichtum fast jeder Satz tiefdurchdachte Gedankenreihen, Anregungen und Ausblicke eröffnet, gehören jedenfalls zum Besten in diesem, auch als Ganzes eigenartig wertvollem Werk, das recht eigentlich als *die* Kunstgeschichte des deutschen Volkes gelten darf.

Wir werden als Katholiken freilich der Geschichtsauffassung Dehios nicht in allen Punkten zustimmen können, z. B. wenn er den mächtigen, persönlichkeitsstarken Aufschwung der darstellenden Künste seit Ausgang des 15. Jahrhunderts als Leistung einer, wie er meint, von der alten Kirche innerlich schon losgelösten „Reformationszeit" hinstellt, wobei er selbst zwischen dieser kunstkräftigen „Reformation" und dem kunstabtötenden „Protestantismus" der nachfolgenden Generation eine Scheidelinie ziehen muß. Aber daß dieser Protestant dann doch auch wieder all den Impulsen, die Kirche und Kultus dem Kunstleben zubrachten, mit verständnisvoller Eindringlichkeit nachzugehen versucht, beweist, daß auch er das Streben nach möglichst vorurteilsloser Objektivität als die vornehmste Verpflichtung des Geschichtsschreibers anerkennt und auf sich genommen hat.

Prof. Dr. Wackernagel.

Spann-Reinsch: „Vor attischen Grabmälern". F. Bruckmann A.-G., München 1925. 4°. 62 S. 24 Tafeln.

Vor antiken Grabmälern in Verona war es, wo Goethe den ersten tiefen Eindruck von antiker Plastik empfing. Selbst für ihn, dem doch schließlich die Plastik der Griechen ein endgültiger Le-

Digitized by Google

benswert wurde, blieben vordem die Antikenkabinette in Dresden und Mannheim, denen er einen „kalt staunenden Besuch" abstattete, tot; ihre Gestalten waren ihm „eher lästig". So mag manchem der vorliegende, edel ausgestattete Band, der eine Anzahl der herrlichsten hellenischen Grabmäler in meisterlicher Wiedergabe vereinigt, ein Tor zu tieferem Verständnis der griechischen Plastik werden und ihn atmendes Leben da spüren lassen, wo er vorher nur „kühle Form" sah. Die *Kunst der seelischen Verhaltenheit*, die so manches Meisterwerk der Griechen unserem deutschen Empfinden fremd bleiben läßt, erscheint hier auch unserem Gefühl nach an dem Platze, wo die ernste Nähe des Todes jeder leidenschaftlichen Gefühlsäußerung Schweigen gebietet. Und doch wahrt das hier entgegentretende Stück Griechentum seine Griechenart. Auch in der Kunst seiner Grabmäler zeigt sich der griechische Mensch dem Diesseits ergeben. Gegenüber der erbarmungslosen Gewalt des Todes versucht er noch einmal, alle Herrlichkeit des Daseins in den edlen Formen des halbdurchsichtigen Steines aufleben zu lassen und der Vernichtung zu entreißen: Reichtum und Lebensfreude, Schönheit und Heldensinn, Gattenliebe, Anmut der Jugend, Kraft des Mannes und Weisheit des Alters, ein heroischer Versuch, dem sich notwendig Wehmut und Abschiedsschmerz beimischen. Das *christliche* Grabmal weist glaubensfroh in eine schönere Zukunft; Auferstehung ist der tausendfach variierte Grundgedanke; das *griechische* Grabmal weist stolz und wehmütig in eine verlorene Vergangenheit, es rührt durch die Verklärung des Vergänglichkeitsgedankens und enthüllt ergreifend die tiefe Resignation, die hinter jener hohen Kultur steht.

Die Sammlung erhält einen besonderen Wert durch die beigegebenen Dichtungen von Erika Spann-Reinsch. Was sich die Dichterin zum Ziele gesetzt: in dem Leser das Entzücken über die herrlichen Reliefs zu wecken und ihn zu genauer, sachlicher und inniger Anschauung zu führen, ist ihr gelungen. Mit tiefer Empfindung und der Kraft einer edlen, gedankenreichen Sprache begabt, weiß sie wirklich die Steine reden zu machen. Besonders sei es ihr gedankt, daß sie manchen Reliefs, die von der archäologischen Wissenschaft häufig in ganz äußerlicher Weise als Toilettenszenen angesprochen werden, durch Erfassung ihres Symbolgehaltes ihre wahre, ergreifende Bedeutung wiedergibt. Es ist Genuß und Gewinn, von den Ausdeutungen eines echten Dichtergemütes geleitet, sich in diese Wunder des Marmors zu vertiefen.

Der in künstlerischen Dingen hochverdiente Verlag hat sich durch die Veröffentlichung, die auch eine Anzahl bisher weniger bekannter Meisterwerke enthält, ein neues Verdienst erworben.

Ludwig Kalpers.

Romane

Bergengruen, Werner: „Das große Alkahest". Roman. Wegweiserverlag, Berlin 1926. Volksverband der Bücherfreunde. 7. Jahresreihe, 3. Bd. 8°. 370 S.

Statt Joh. 12, 11 („Wer böse ist, der sei fernerhin böse") hätte Werner Bergengruen auch das bekannte Wort Goethes von den ewigen, unwandelbaren Gesetzen, nach denen wir alle „unseres Daseins Kreise" vollenden müssen, als Motto voranstellen können. Der Starost von Karp muß ungeachtet heftiger Pendelschwingungen zu seiner Vertikalen zurück, muß den verlorenen Sohn preisgeben, um die Ehre des Geschlechtes zu retten, mag auch seine Gemahlin elend hinsterben und die verlassene Braut sehen, wie sie sich mit dem Verzicht abfinde. Der Charakterschwächling, der entartete Sohn, der mit einer Aktrice durchgebrannt ist, *kann* nicht umkehren; das Gesetz seiner Willensschwäche reißt ihn weiter, in den Abgrund. Und endlich der Vermittler, Przegorski, findet sein Gesetz, indem er sich aus der Niederung gemeiner Ränke dazu emporläutert, daß er die Früchte seiner Lohnarbeit für alchimistische Forschung (daher der Titel) und diese zur Ehre der — Mutter Gottes anwendet. Werner Bergengruen gibt uns einen psychologischen Roman im guten Sinne. Das Räderwerk, von dem die menschlichen Handlungen getrieben werden, läuft vor unseren Augen deutlich sichtbar ab. Auch die Sitten- und Unsittengemälde (Kurland, Petersburg unter Katharina II., Altrußland, Lissabon), sind gut gelungen und vermeiden Kraßheiten. Ob ein rüstiger Mann in der knappen Frist von kaum ein oder zwei Jahren zum vollendeten Mummelgreis und dann wieder zum Titanen werden kann, dürfte fraglich erscheinen. *Dr. Toni Weber.*

Hardy, Thomas: „Tess von d'Urbervilles". Roman. Deutsch von Paul Baudisch. Paul List, Leipzig.

Weshalb bringt man 1925 eine deutsche Übersetzung dieses 1891 erschienenen Romans heraus? Um uns mit einem Hauptwerk eines anerkannten englischen Dichters bekannt zu machen? Diese literarische Bekanntschaft hätte man ruhig den Leuten von der Zunft überlassen können. Oder um uns das Weltanschauungsgerüst vorzuführen, an dem das Werk sich emporrankt? Diese Weltanschauung ist bei uns philosophisch durch Schopenhauer und poetisch durch Hebbel ausreichend vertreten, sie findet überdies augenblicklich nirgends viel Anklang. Gibt es denn sonst noch etwas, was uns den Roman heute lesenswert machen könnte? Ja! Wir alle streben bewußt oder unbewußt nach einer neuen Sachlichkeit. Und hierin kann Thomas Hardy auf

Digitized by Google

einem Teilgebiet uns Führer sein. Selbst unter Engländern bedeutet er da noch etwas Besonderes. Wie er seine Heimat Wessex sachlich zu betrachten und wiederzugeben weiß, das hat ihm in bezug auf seine Heimat noch kein deutscher Dichter nachgemacht, dem immer wieder sein „Gemüt" dazwischenfährt. Das Gemüt hat Hardy ausgetrieben und es durch Ironie ersetzt. Er führt seine Lieblinge, hier die Milchmagd Tess, lächelnd zur Schlachtbank. Aber unterwegs weiß er uns die Meiereien, auf denen Tess gearbeitet hat, samt ihren Kühen, Knechten und Mägden, samt Milch, Rahm und Butter mit einer beklemmenden Eindringlichkeit vorzuführen. In diesem Kleinen erscheint uns heute Hardy groß, in seinem großen Streben aber klein.

Dr. Johannes M. Fischer.

Holden, Nelly: „Elisabeth Chryssanthis". Roman. Rikola-Verlag, Wien 1926. 8°. 179 S., Brosch. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Ein gutes Buch, ohne jedoch den Stempel des Besonderen zu tragen. Die Geschichte eines deutschen Tunichtgut, der seine Besserungsjahre bei seinem Onkel Chryssanthis in Kairo verbringt, inmitten seiner Nichten, der jüngeren, wilden, sarkastischen Baki und der älteren Elisabeth. Elisabeth ist von engelhafter Schönheit und Güte, von tiefem fraulichem Edelmut, von allen geliebt und vergöttert, bestimmt dadurch das Schicksal und Tun aller sie Umgebenden, bis sogar Baki sich ihrer Schwester wegen selbst tötet.

Die Sprache, flott und flüssig, entbehrt zu sehr des Plastischen, ist, bis auf wenige Ausnahmen, allzu flach und reliefartig. Schön sind die Stellen, in denen die Verfasserin in die Tiefe gräbt. Die originellen Gedankenblitze und die jähen Erkenntnisse Bakis verraten großen Scharfblick und Menschenkenntnis. Wirklich zutiefst empfunden ist die Schilderung der Verzweiflung, die personifiziert ist. Hier gewinnt die Sprache, vermittelt grauenvoll, zerreißend das Erleben. Eine beachtenswerte Stelle (Seite 167/68).

Eines fehlt dem Roman völlig: Die Beziehung zum Jenseitigen, Höheren. Vieles hätte tiefer, kontrastreicher und zum Ende befreiender gebracht werden können, wenn mehr Seele, mehr Jenseits, mehr Gottsuchertum durch die Zeilen geschritten wäre. Darum bleibt Elisabeth Chryssanthis trotz allem eine tote, arme Figur — fast könnte man sagen ein unmöglicher Charakter.

Dr. Steppuhn.

Schweizer, Eugen: „Was sie reden und fühlen". Ein Beitrag zur Psychologie des unteren Standes. Roman. Xenien-Verlag, Leipzig o. J. 8°. 519 S.

Das Werk verschweigt sein Erscheinungsjahr. Das wäre gut so, wenn am Ende des Werkes nicht die Unterhaltung über Kriegsschuld und Kriegslüge zu lesen wäre. Denn es beginnt mit einem evangelischen Dorfpfarrer, der seine Konfirmanden in die Welt entläßt mit dem Hinweis auf die Liebe und Güte, die die Fabriken ihren Mitmenschen angedeihen lassen. „Sie sind der Gipfel der menschlichen Vollkommenheit." Dann folgen die Schicksale und Wandlungen dieser jungen Menschen, die als Dienstmädchen, Lehrjungen, Soldaten vom Lande in die Stadt kommen, im Leben untergehen, wieder auftauchen, sich verlieren und wiederfinden. Was sie dabei reden und fühlen, ist ziemlich nett wiedergegeben und gipfelt hübsch in Proudhons Behauptung: „Eigentum ist Diebstahl". Noch ein solcher Beitrag zur Psychologie des unteren Standes, und wir sind glücklich so weit, wie wir vor etwa 150 Jahren waren. Gibt es denn so etwas wie eine Psychologie des unteren Standes? Und wenn schon, offenbaren dann nicht die oberen Zehntausend durch ihr Reden und Handeln in diesem Buche viel deutlicher ihre Psyche als die des unteren Standes? Und dann das religiöse Moment! Einer, der sich unterfängt, eine Psychologie des unteren Standes zu schreiben, sollte nicht den Trick anwenden, die Religion als solche durch einige ihrer üblen Vertreter in üblen Ruf zu bringen. Gewiß, „was wir reden und fühlen" sollte gezeigt werden. Aber gerade ein Schriftsteller sollte wissen, daß gerade der „untere Stand" das redet, was er liest, und auch sein Fühlen danach einrichtet. Nein, dieses Buch ist kein Gewinn für die deutsche Literatur. Falls es weitere Auflagen erleben sollte — denn nicht nur das Gute bricht sich Bahn —, wäre die Beseitigung einer Reihe sprachlicher Unebenheiten erwünscht. So umschreibt man die Steigerungsformen von gerne besser mit lieber und am liebsten. Auf Seite 123 muß es Gekeife heißen statt Gekneife und auf Seite 262 ist nicht „schuhriegeln", sondern „schurigeln" (für schürgeln) zu schreiben. Auf Seite 314 muß in Zeile 11 vorsichtiger statt vorsichter stehen u. a. mehr.

Dr. Keulers.

Theilhaber, Felix A.: „Dein Reich komme!" Roman. C. A. Schwetschke & Sohn, Berlin. O. J. 8°. 171 S.

Ein chiliastischer Roman aus der Zeit Rembrandts und Spinozas. Die Juden, besonders spanisch-holländische Juden, erwarten mit aller Sehnsucht das Kommen des Messias und mit ihm den Anbruch des messianischen Reiches. Aber es narrt sie nur ein Abenteurer und Betrüger, Sabatai Zwi, und alle ihre Hoffnung zerstiebt. Die Färbung der jüdischen Umwelt, die Wiedergabe ihrer religiösen Bräuche und Sitten ist, nach Versicherung von kundiger Seite, außerordentlich getreu. Kulturgeschichtlich bedeutsame Einblicke in eine uns fremde Welt, vermittelt durch einen Wissenden, der gleichen Rassen- und Religionsgemeinschaft Angehörigen, fesseln ungemein. Rembrandt begegnet uns, wie er nach neuen Modellen für seine Judenköpfe fahndet. Wir stoßen auf den ganzen Jammer seiner elenden, unglücklichen häuslichen Verhältnisse, die seinem Künstlerdrange ein arger Hemmschuh sind. Den Be-

Digitized by Google

schluß des in jedem Belange lesenswerten, vom Verlage in seiner Aufmachung leider etwas stiefmütterlich behandelten Buches bildet das Zerwürfnis Spinozas mit seinen Glaubensgenossen und seine Ächtung und Verbannung durch sie. Ein gesättigter, breiter Stil paßt sich gut an und düstert bisweilen wie Ghettodunkel und Tempelfeierlichkeit. *Dr. Oskar Lorenzoni.*

Vesper, Will: „Die Wanderung des Herrn Ulrich von Hutten". Roman. H. Haessel, Leipzig 1925. 8°. 138 S.

Die 400. Wiederkehr von Huttens Sterbejahr (1523) gab wohl diesem Tagebuchromane den äußeren Anlaß seines Entstehens. Will Vespers schaffende Liebe gehört überhaupt vor allem der Reformationszeit und den damaligen Begebenheiten, z. B. Luthers Jugend und den Bauernkriegen. Da mochte ihn, den Protestanten, auch Huttens Schicksal gereizt haben, ihn zum Mittelpunkte eines Romanes zu machen. Literarisch hat er seine Aufgabe glücklich gelöst; die dichterischen Mittel scheitern aber an der Gewalt der Tatsachen. Er hilft dem Bilde Huttens nach, indem er es, bei guter Beobachtung der geschichtlichen Reihenfolge, idealisiert, aber unsre menschliche Anteilnahme wird nicht stärker, da wir wissen, daß ein sicher reichbegabtes, Großes verheißendes, aber doch innerlich zerspaltenes und des sittlichen Haltes entbehrendes Leben an dem Verhängnis eigener Schuld zerschellte. „Die neue französische Seuche", die Lustseuche, an der Hutten siecht und zugrunde geht, zerstört nicht nur ihn in noch jungen Jahren, sondern auch in uns den Glauben an seine Berufung und sittliche Sendung, ein Neuerer und Baumeister an Deutschlands Größe zu sein. *Dr. Oskar Lorenzoni.*

„Das Frauenherz." Chinesische Lyrik aus drei Jahrtausenden. Ausgewählt und aus dem Chinesischen übersetzt von *Elisabeth Oehler-Heimerdinger.* Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart 1925. 8°. 173 Seiten. Mit Pinselzeichnungen nach chinesischen Originalen von Dr. W. Oehler. In Gzl. 6,50 Mk.

Frau Oehler-Heimerdinger, die 10 Jahre als Missionsgattin, als Freundin unter Freundinnen in China lebte, hat aus gründlicher Kenntnis und feinsinnigem Verständnis eine Auswahl des Schönsten aus 3000 jähriger chinesischer Poesie zusammengestellt. Einem vorchristlichen Liederbuch entstammen die ältesten Frauenlieder, die einzigen Liebeslieder im eigentlichen Sinn. Nur mehr Sehnsuchtslieder sind die Verse aus späteren und heutigen Zeiten, deren Gesellschaftsordnung das echte Liebeslied ausschließt. Voll weicher, überwiegend melancholischer Stimmung, ist diese chinesische Poesie reine Gefühlslyrik. Singend mit der wundersamen Leichtigkeit von Vogelgesang, ausschließlich eigenes Erleben widerspiegelnd, ist ihr jedes überpersönliche Gefühl fremd. Aber bei aller Schlichtheit und Eintönigkeit liegt ein ganz eigener Reiz in der Innigkeit des Empfindens, dem mystischen Träumen, der liedhaften Melodik dieser Verse, die mit kunstlosen Worten des alltäglichen Lebens Harmonien ineinanderflechten, denen Ohr und Herz bezaubert lauschen. Wir sind Frau Oehler-Heimerdinger dafür zu Dank verpflichtet, weil sie uns durch diese Sammlung einen tiefen Einblick in das chinesische Wesen, vor allem in die verborgensten Winkel der chinesischen Frauenseele gewährt. *Ch. Demmig.*

Hafischer, Karl: „Der Wanderer nach Niemandsland". H. Haessel, Leipzig 1926. 8°. 135 S.

Dem Helden dieser episch-lyrischen Dichtung eignet faustisches Streben. Letzte Erkenntnisse in künstlerische Form bannend, will er die Geheimnisse des Alls der Menschheit entschleiern. Aber die Liebe lenkt ihn von seinem Wege ab. Doch bald reut ihn der Verrat an seinem hohen Ziele, und er bittet Gott, ihn freizumachen. Da stirbt sein Kind, sein Weib verläßt ihn, und verzweifelnd irrt er umher, bis er, Gartenbau treibend, im engsten Kreise mit einer anderen Frau ein neues Glück findet. Die Schilderung der ländlichen Umwelt ist reizvoll und eigenartig. Aber nun bricht der faustische Drang des Helden wieder auf, und er kehrt in die Welt zurück, um die Religion Christi, die Religion der Liebe, zu predigen, doch nicht die der Kirche, sondern nach seiner Ansicht die echte, unverfälschte, durch die sein Weg selbst über Christi Lehre schon hinausgehe. Wie aber diese Religion des näheren beschaffen ist, und wie er sie verbreiten will, davon verlautet wenig. So enttäuscht der Abschluß des Werkes leider sehr. Der Dichter verliert sich in ein allegorisch-symbolisches Irrsal, in das der Leser ihm nur schwer folgen kann. Der Held tötet sich schließlich selbst, da er nicht in die Netze seiner ehemaligen Geliebten zurückfallen will. Das ist sicher kein würdiger Abschluß faustischen Strebens. Eine wirklich befriedigende Lösung des Faustproblems ist eben ohne Zurückgreifen auf die christliche Heilslehre nicht möglich. Die Dichtersprache Hafischers hat zweifellos eine persönliche Note. Gegen sprachschöpferische Naturen wie Dehmel, Spitteler oder Winckler gehalten, bedeutet sie allerdings doch bloß eine Leistung zweiten Ranges.

Anton Aulke.

Molike, Adam von: „Akkorde des Lebens". Eigenbrödler, Berlin o. J. 8°. 48 S.

Diese Gedichtsammlung sollte eigentlich mehr sein, als ihr Titel erwarten läßt. Der Klang des Dichters fehlt. Was sollen im Gedicht prosaische Wendungen wie: „Ihr macht die Völker alle noch bankrott" (S. 39); nicht gelungen ist die Wortspielerei in „Leben, Liebe, Licht", auch mißglückt ist die Alliteration in „Ein Sphären-

Digitized by Google

spiel" (z. B. „Segnender Sonne siegendes Selbst"). Der gute Wille des Autors soll nicht bestritten werden, auch nicht, daß einzelne Gedichte in ihrer schlichten Art wirken. *Th. M.*

Schultheß, Johannes: „Die Trösterin von Gräfintal". Eine Zeitdichtung. Saarbrücker Druckerei u. Verlag, Saarbrücken 1925. 8°. 128 S. 2. Auflage.

Patriotismus, Frömmigkeit und die Fähigkeit zu Reimen erzeugen allein noch keine Dichtung, und dem Verfasser der Trösterin geht leider die poetische Gestaltungskraft völlig ab. Die mark- und farblose Sprache seiner Verse, die von Schiller bis Lilienkron so ziemlich mit allen Wassern gewaschen ist, entgleist nicht selten ins Triviale und ungewollt Humoristische. Eine Preisfrage: Wie gelangt ein solches Zeugnis künstlerischer Impotenz zur zweiten Auflage? Ja, wenn es ein Roman wäre! Aber Verse? *Anton Aulke.*

Werdeborg, Erwin: „Geburten aus dem Chaos". Dichtungen. Xenien-Verlag, Leipzig o. J. 8°. 36 S. Hoffnungsloser Dilettantismus, dessen Urheber nicht einmal die deutsche Grammatik beherrscht. Jede weitere Kritik wäre Raumvergeudung.

Anton Aulke.

* * *

Kleine Anzeigen

Briel, Rosa: „Im Banne des Blutes". Roman. Saarbrücker Duckerei, Saarbrücken 1926. 8°. 475 S. 3,50 Mk.

Christliche Eltern finden hier im Verlauf einer spannenden Handlung herrliche Winke für die Erziehung ihrer Söhne und Töchter, während die reifere Jugend hier edlen Vorbildern sittlichen Strebens, aber auch ergreifenden Vorkommnissen begegnet, die zur Warnung dienen. Drei Geschlechter eines vornehmen Hauses fesseln durch ihre Persönlichkeiten und Schicksale unsere Teilnahme vom ersten bis zum letzten Blatt. Ein feiner Humor mildert die zeitweise tieferschütternde Tragik der Geschehnisse. Die anmutige Darstellung, die ferne ist von aller Künstelei modernen Stiles, hält uns dauernd im Banne. Das Buch, das sich selbst die beste Empfehlung ist, und dem eine vornehme Ausstattung eignet, dürfte ein ideales Festgeschenk sein, das wegen seines bescheidenen Preises jedermann erschwinglich sein wird. *T.*

Herm, Heinrich: „Dome im Feuer". Werdegang eines Europäers. Roman. (Grotesche Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller, Bd. 164, 1926.) 8°. 487 S. Geb. 5,60 Mk. Gzl. 7,50 Mk.

Mit diesem Buch wirbt ein Schweizer Universitätsprofessor für den europäischen Gedanken. Staunenswert, wie sich der Dichter, als Franzose im neutralen Land geboren, in die deutsche Sprache hineingelebt und hineingefühlt hat. Kraftvoll, wenn auch nicht ganz ohne übersteigerten Pathos und ohne Schwülstigkeiten, zu denen er sich von seiner edlen Begeisterung hinreißen läßt, gestaltet er das Schicksal eines Künstlers, dessen Seele sich in gleichem Maße von romanischer und germanischer Kunst belebt, angeregt, durchgeistigt fühlt, und dem es nach hartem Kampf gegen Tradition, Familie, Haß, Not, Krieg gelingt, eine Harmonie zu schaffen zwischen Deutschtum und Franzosentum. Diesem Buch sind viele Anhänger zu wünschen.

Ch. Demmig.

Kofler, Franz Josef: „Die Leiden der Forelle Finga". Märchenroman. Bilder und Einbandentwurf von Adelheid Schünz. Herder, Freiburg i. Br. 1925. 8°. VIII und 124 S.

Die reizende Lebens- und Leidensgeschichte eines armen Fischleins, sehr naiv, zuweilen etwas rührselig. Besondere Erwähnung verdient die künstlerische Ausstattung und Textillustration.

Dr. Knauff.

Willam, Franz Michel: „Die sieben Könige". Roman. Verlag von Kösel & Pustet, K.-G., München 1926. 8°. 311 S. Brosch. 4,50 Mk., Gzl. 6,50 Mk.

Ein Vorarlberger Volksroman. Sieben Männer, die als Säumer jahrelang die heidnischen Täler und Bergpfade durchquert haben, gewinnen durch ihren geraden biederen Sinn, durch ihre frohe, frische Lebensart so viel Einfluß auf ihre Volksgenossen, daß sich alles bei strittigen Anlässen, bei frohen und ernsten Festen ihrem Spruche und ihrer Entscheidung fügt. „Könige" nennt Willam seine sieben Helden und verursacht damit manchem Leser eine Enttäuschung, die durch die religiöse Motivierung des Romans am Ende des Werkes nicht behoben wird. Williams Charakteren fehlt zuweilen das innere Vorwärtsdrängen, ohne das die Handlung eines Romans leicht ins Stocken gerät. Wo es nur darauf ankommt, leicht und anmutig zu erzählen, offenbart sich Willam freilich als ein Meister der Sprache. *Dr. Keulers.*

* * *

Baberadt, Karlfriedrich: „Das Haus zum Lanzknecht". Eine Novelle aus dem alten Frankfurt. Englert & Schlosser, Frankfurt a. M. 1926. 8°. 87 S. Geb. 2,50 Mk.

Diese preisgekrönte Novelle erscheint in mustergültiger Ausstattung als Buch. Es ist nichts Geringes, eine Atmosphäre poetisch zu gestalten. Der Geist einer alten Kaufmannsfamilie ist hier so glücklich gefaßt, daß ein Abirren von der Linie der Tradition ins Künstlertum nur den Charakter einer Episode haben kann, es sei denn, daß man ein Zerbrechen an der Übermacht des Herkommens erwartet. Die Rückkehr in die verlassene Lebensrichtung bedarf deshalb keiner besonderen Begründung. Der passende Boden zu dieser gar

Digitized by Google

nicht tragisch zu verstehenden Handlung ist Frankfurt. Warme Liebe zu der alten, stolzen Stadt am Main trägt die Darstellung. Irgendwie ist vermutlich Autobiographisches mit hineingeflossen. — Karl Mahr hat dem Büchlein einen geschmackvollen Einband geschaffen.

Dr. Toni Weber.

Eidlitz, Walther: „Die Gewaltigen". Novellen aus drei Jahrtausenden. Paul Zsolnay, Wien-Berlin 1926. 8°. 203 S.

Mit scharf ausgeprägtem Sinn für das Bildhafte, Plastische ist hier in glücklicher Mischung von Wirklichkeit und Vision das Schicksal dreier jener Übermenschen gestaltet — David, Philipp von Mazedonien, Wladimir von Polen — die, göttergleich, keine Hemmungen und Grenzen der Menschheit kennen, bis das Göttliche selbst ihrer Brutalität eine Schranke setzt. *Ch. Demmig.*

Mann, Heinrich: „Liliane und Paul". Novelle. Paul Zsolnay, Berlin, Wien, Leipzig 1926. 8°. 111 S.

In der Gestalt des geheimnisvollen Alten, einer namenlosen Hoheit, der durch alle Mittel der Welt sich bemüht, die Jungen in Besitz zu nehmen, von diesen aber, nach kurzem vorübergehendem Erfolg, kraft ihres animalischen Triebes besiegt wird, streift das jüngste Werk Heinrich Manns ans Symbolische. Trotzdessen bleibt diese Liebesgeschichte einer Dirne und eines Siebzehnjährigen — schöne junge Tiere, ohne Seele, ohne Geist, ohne Gott, die nur den nackten Genuß, Rausch und Glut der Sinne kennen — hohles Artistentum, ohne Güte, ohne Ethos, eine Mischung von zügelloser, in buntesten Farben schwelgender, schönheitstrunkener Dichterphantasie mit schwüler Erotik, Sensation, Pathos, Hysterie. *Ch. D.*

Schmitz-Cardauns, Lilli: „Gottes Mühle". „Der Schatten". Zwei Novellen. Hermann Rauch, Wiesbaden 1925. 4,50 Mk.

Vom Standpunkt der reinen Unterhaltungsliteratur aus kann man diesen Novellen ihren Wert nicht absprechen. Der Versuch, Probleme der modernen Frauenseele tiefer und umfassender zu deuten, wird unternommen, obwohl die Darstellungskraft der Dichterin nicht ganz ausreicht, um den Stoff restlos zu bewältigen. Ist auch die Form der Erzählungen anmutig und reizvoll, immer fesselnd und lebendig, durchweht das Ganze auch ein feiner poetischer Hauch, und wird eine bis zu herber Tragik gesteigerte Stimmung geweckt, so zeigt sich doch in der Psychologisierung ein Verweilen an der Oberfläche gerade da, wo man eine tiefere, in den Charakteren der gezeichneten Menschen fester begründete Kausalität des Handelns aufgezeichnet wissen möchte. In beiden Novellen ist der Stoff durchaus geeignet, die letzte Tragik menschlicher Schicksale, wie sie die Verkettung von Mann, Weib und Kind auf Grund besonderer seelischer Voraussetzungen mit sich bringen kann, wirkend werden zu lassen. Daß dies versucht, aber nicht vollständig und überzeugend gelungen ist, bleibt zwar ein Mangel dieser Novellen, der indessen ihren allgemeinen Wert für ein breiteres Lesepublikum, das für feinere lyrische Stimmungen noch empfänglich ist, nicht wesentlich herabsetzt. In solchem Sinne ist das Buch, dessen äußeres Gewand recht ansprechend erscheint, gewiß zu empfehlen.

Dr. Heising.

Thomé, Marga: „Die Herbergsmagd". Verlag der Paulinusdruckerei, Trier 1926. 8°. 147 S. Geb. 3,50 Mk.

Marga Thomé, die an der Mosel lebt (siehe auch „Gral", Heft 6), gibt in diesem Bändchen zwölf Novellen, die nicht alle gleichwertig sind. Es sind Geschichten meist ganz zeitlosen Charakters, sie stehen zwischen Zeit und Ewigkeit, spielen gern im Dämmerland, wo ungelöste Rätsel das Leben umgeben. Die magische Macht der Musik ist in den beiden ersten Novellen und im „Teufelspfeifer" sehr fein, wenn auch kurz skizziert. Mit einem Satz sind wir mitten in der Begebenheit, die einen raschen Lauf nimmt. Ob nicht mehr epische Kleinkunst dabei vorteilhafter wirkte?

Th. Maus.

* * *

Batzer, Maria: „Im grünen Wagen". Von ausgezupften Reseden, einer Glocke, einem Kasperle, einer Rose, einem Brunnen, einem Amsellied, von Puppen, lauter kleinen Dingen und ein paar Menschen. Mit Federzeichnungen von Adelheid und Alice Schimz. Herder, Freiburg i. Br. 1925. (VIII u. 296 S.) 8°. Geb. in Halbleinwand 5,50Mk.

Ein Buch für kleine und große Kinder. Unter kleinen Kindern sind jedoch keine Schulanfänger zu verstehen, denn sie können den reichen ethischen Gehalt dieser Erzählung noch nicht auskosten. Und mit dem Ausdruck „große Kinder" ist keineswegs der gewöhnliche tadelnde Nebenbegriff zu verbinden, sondern es sind damit Erwachsene gemeint, die auch in gereiften Jahren sich ihr kindliches Gemüt bewahrt haben. Nur sie werden den köstlichen Humor, der durch die ganze Geschichte geht, voll genießen.

Dr. A. Kahle.

Enzinger, Alfred: „Deutschlands jüngste Vergangenheit". Geschichtsbilder in der Erzählkunst. R. Oldenbourg, München. 8°. VI u. 160 S. Brosch. 2,80 Mk., geb. 3,90 Mk.

Dieser Band ist weder an Umfang noch an Beschaffenheit des Materials mit dem ersten: „Aus Deutschlands Vergangenheit", zu vergleichen. Er behandelt die fünfzig Jahre nach der Reichsgründung, zuerst „Deutschlands Aufstieg als Weltwirtschaftsstaat". Das große Kernstück des ganzen Bandes ist „Der Weltkrieg" mit seinen Heldentaten und schweren Opfern. Es bildet den ersten Teil des zweiten Abschnittes, „Deutschlands Lebenskampf", dessen zweiter Teil „Revolution und Friedensschluß" behandelt. Die Aus-

Digitized by Google

wahl der Stücke ist diesmal weniger nach ästhetischen als nach ethischen und vaterländischen Gesichtspunkten erfolgt. In Preußen, wo man einen streng ästhetischen Maßstab an die Lesebücher anlegt, ist deshalb das Buch als Schullesebuch unmöglich. Es will aber auch ein „Lesebuch für jung und alt sein, ein Lesebuch zur Erbauung am eigenen Volke und zum stillen Hineinversenken in unser deutsches Wesen, unsere Kraft und unsere Schwächen". Als solches sei es gern empfohlen zur Einstellung in die Lehrerbibliothek und auch in die Schülerbibliothek der oberen Klassen der höheren Lehranstalten.

Dr. A. Kahle.

Francé, Raoul H.: „Ewiger Wald". Ein Buch für Wanderer. Richard Eckstein Nachf., Leipzig o. J. 8°. 202 S. Geb. 3 Mk.

Ein Buch, das gewiß jedem Naturfreunde und Freunde des deutschen Waldes im besonderen Freude machen wird. Die Sprache des Waldes, das Leben und Sterben in ihm und von ihm, seine Geschichte wird in feinen Beobachtungen bis ins kleinste eingefangen und verdeutlicht, nicht trocken belehrend — diese Gefahr läge nahe —, sondern belebt und stellenweise mit geradezu dichterischem Schwung. Einige pantheistische Anwandlungen übersieht man gerne und leicht. *Dr. Oskar Lorenzoni.*

Hesse, Hermann: „Geschichten aus dem Mittelalter". K. Hoenn, Landschlacht (Schweiz) 1926. 8°. 190 S. Geb. 4,50 Mk.

Die Erzählungen stammen aus zwei Quellen: aus dem Dialogus miraculorum des Cäsarius von Heisterbach und den Gesta Romanorum. Die aus der zweiten stammenden sind von dem alten G. Th. Graesse schon vor fast hundert Jahren übersetzt, die des Cäsarius neu von Hermann Hesse. So dankbar man für eine Wiedergabe der Geschichten des Cäsarius ist, so wird man dieser Übersetzung doch nicht recht froh. Latinismen — wie die falsche Einschiebung des Nebensatzes und den Gebrauch des Fut. exact. in Nebensätzen — hätte man Hermann Hesse doch nicht zutraut. Er folgt da aber getreulich dem guten Graesse. *Dr. A. Kahle.*

Hillbrunner, Hermann: „Ein schweizerischer Robinson auf Spitzbergen". Die Erlebnisse vier Schiffbrüchiger in der Polarnacht. Einem Tagebuche nacherzählt. Illustriert von J. Diveky. Orell Füßli, Zürich 1926. 8°. 111 S. Geb. 2,40 Mk.

Von einem an der Ostküste Sibiriens gestrandeten Walfischfänger retten sich vier Personen, die dann nach einem entsetzlichen, in einer Nothütte zugebrachten Winter den noch gefährlicheren Marsch durch das Innere an die Westküste antreten. Das wird nach Tagebuchaufzeichnungen in frischer, lebendiger Darstellung geschildert. Ein empfehlenswertes Buch für jung und alt.

Dr. A. Kahle.

Krane, Freiin von, Anna: „Blätter von meinem Lebensbaum". Josef Habbel, Regensburg (o. J.). 8°. 138 S.

Dieses vom bekannten Regensburger Verlag vorbildlich ausgestattete Büchlein ist uns eine liebe, willkommene Gabe der gefeierten Erzählerin. Wer lauschte nicht gerne den Jugenderinnerungen, verfolgte nicht mit Spannung die Erziehung und den Werdegang, den Anstieg zur Berühmtheit einer Dichterin? Und es ist doch, als spräche eine andere Zeit zu uns, eine Zeit, in der unsere Mütter jung waren. Ein Nachteil wäre zu verzeichnen: Das Büchlein ist klein und schmal; es ist zu hoffen, daß es eine Fortsetzung erfahren wird.

Oskar Lorenzoni.

Matthießen, Wilhelm: „Das Totenbuch". Geheimnisvolle Geschichten. J. P. Bachem, G. m. b. H., Cöln (o. J.). 8°. 219 S. Geh. 4,40 Mk., Ganzleinen 6,20 Mk.

Auch dem Menschen unserer Tage, der sich über so manches erhaben dünkt, ist der Tod und alles, was dahinter liegt, etwas, das ihn zuweilen zu stillem Nachdenken zwingt. Matthießens Totengeschichten sind indes nicht geschrieben, um das Gruseln zu lehren. Sie erzählen, wie Menschen nach ihrem Absterben unter den sonderbarsten Umständen und Verwandlungen zu den Lebenden zurückkehren oder auf andere Art mit ihnen in Verbindung treten. Der Dichter bringt es fertig, den Leser so mit dem Schreckgespenst Tod zu befreunden, daß ihm Menschen, die sich vom Tode wieder zum Leben erwecken ließen, wie Lazarus und der Jüngling zu Naim, geistig nicht auf der Höhe erscheinen. So erhebt sich Matthießen zur Höhe metaphysischer Betrachtung, in die er alte Hymnen und Sequenzen der katholischen Liturgie in reizvoller Weise mit einfließen läßt. *Dr. Bruno Kuauff.*

Zickel, Reinhold: „Das Lirileirapodagrü" oder *„Die neun Geschichten vom Echo".* Ein phantastisches Karussell. Iris-Verlag, Frankfurt 1925. 8°. 152 S.

Unsere Kritik kann sich auf die bloße Feststellung beschränken, daß uns die Fahrt auf diesem „phantastischen Karussell" übel bekommen ist. Wir konnten sie nicht vertragen, denn unser Magen (lies: Geschmack) ist vorläufig auf derlei Lektüre noch nicht geeicht. *Dr. Oskar Lorenzoni.*

Stimmen des Auslandes

Anschließend an die Erörterungen über das Theaterproblem in einer unserer letzten Nummern bringen wir in folgendem einen Auszug aus den neuesten Ausführungen *Benjamin Crémieux* über diese Frage im Augustheft der *„Nouvelle Revue Française".* Die Tatsache, daß die letzte Theatersaison die Verwirrung, die sich in der Theatergeschichte des

Digitized by Google

19. Jahrhunderts zeigt, noch vergrößert hat, und daß die Neuerscheinungen im wesentlichen als „Schaustück", nicht aber als „Theater" zu bezeichnen waren, gibt dem französischen Kritiker Veranlassung, den Unterschied zwischen „Theater" und „Schaustück" darzulegen. Eine Wiedergeburt des Theaters hält er nur dann für möglich, wenn sich der Begriff „echtes Theater" — denn diesen Begriff gibt es genau so wie den Begriff „echte Poesie" — wieder in bestimmter Form durchsetzt. Dieser elementaren Wahrheit aber verschließen sich die meisten jener dramatischen Schriftsteller, die sich allen Ernstes bemühen, das Theater zu erneuern und ihm neue Wege zu bahnen. Sie sehen nicht, daß die Form des echten Theaters, wie sie im 17. Jahrhundert geprägt wurde, und deren Urbilder die Tragödie und die Posse waren — zu denen später noch die Komödie von Shakespeare kam —, von sämtlichen literarischen Schulen des 19. Jahrhunderts angegriffen wurde. Geschichte, Roman und Lyrik verdarben die dramatische Kunst; Romantik, Naturalismus und Symbolismus fälschten das Theater, indem sie einen ihm fremden Hilfsapparat herbeischleppten und in den Vordergrund drängten, während sie das Wesentliche: Krise, Kampf und Konflikt, die Quellen aller dramatischen Kunst, unterdrückten. Dem dynamischen Ausdruck in Konflikt geratener Gefühle ersetzten sie durch die Darstellung geschichtlicher Epochen und Ereignisse (Romantik), Sittengemälde (Naturalismus) oder Seelenzustände (Symbolismus). Mit einem Wort: das *Theater* wurde verdrängt vom *Schaustück*. Heute schreitet der Prozeß immer weiter. Revue und Kino dringen ins Theater ein; man bereichert seine Technik mittels der Technik dieser seiner beiden fürchterlichsten Rivalen, die im wesentlichen Schaudarbietungen sind. Alles aber, was Schaustück ist, muß das Theater vermeiden, um einzig und allein wieder „Ausdruck" zu werden: gestalteter Ausdruck, der von der Schaustellung ebenso weit entfernt ist wie die Malerei von der Photographie. Nicht zu bezweifeln ist es, daß Revue und Kino sich zum Kunstwerk emporschwingen können; nicht unmöglich ist es, daß sie dahin gelangen können, das Theater zu verdrängen: sicher aber ist, daß eine eventuelle Rettung des Theaters vor allem bedingt ist durch seine unbedingte Scheidung vom Schaustück. Dazu ist der Begriff „echtes Theater" unentbehrlich. Eine Grenzlinie zwischen beiden Begriffen zu ziehen ist um so schwieriger, als das Schaustück geneigt ist, sich zum Theater emporzuheben, das Theater aber, sich zum Schaustück zu erniedrigen. Das Schaustück ist eine Gesamtheit von figürlichen Elementen, die auf der Bühne eine Augenblickshandlung zu möglichst starker Wirkung gelangen lassen soll. Das Theater ist eine Gesamtheit von Ausdruckselementen, deren Resonanz und Intensität durch die Bühne zwar verstärkt wird, deren Dasein indessen abhängig ist von den szenischen Zufälligkeiten; das Schaustück ist eine aktuelle Realität, untrennbar von den Bedingungen, die es sichtbar werden lassen; dem Theater eignet eine dramatische Wirkungsmöglichkeit, die, an keinerlei äußere Bedingungen geknüpft, jederzeit in Aktion treten kann. Auch das Theater hat das Recht, „Sitten" zum Ausdruck zu bringen. Denn seine Materie ist der redende Mensch, das Individuum in seinen Beziehungen zu anderen Individuen und zu der Gesellschaft, folglich auch zu den Sitten. Ein Kunstwerk soll ja auch immer seine Epoche widerspiegeln, die ihr seine Form, seinen Rahmen entlehnen. Der Unterschied aber ist: das Theater ist der Ausdruck der Sitten, das Schaustück eine Schaustellung der Sitten. Vielleicht würde es die Wiedergeburt des Theaters fördern, wollten unsere Dramatiker einmal für einige Zeit auf die „Bastardformen" verzichten — denen ihre Bedeutung gelassen werden soll, aber eben nur *die* Bedeutung, die ihnen zukommt —, um sich wieder auf die echten Formen des Theaters, Tragödie, Posse, Komödie, zu beschränken.

Im gleichen Sinne äußert sich „*New Criterion*" über eine kürzlich herausgegebene illustrierte Sondernummer der „Little Review", Neuyork, die die neuesten Bestrebungen verschiedener zeitgenössischer Theatergrößen, hauptsächlich Russen, veranschaulichte. „In diesem neuen russischen Theater", schreibt die englische Zeitschrift, „scheint das Drama vollständig verdrängt zu sein vom Schaustück, das der Befriedigung des Gesichtsinnes dient. Von Rußland aus, wo es seinen Ursprung hatte, ist es über Deutschland nach Westen gedrungen. Es kann nicht geleugnet werden, daß solche Schaustücke, solche Kombinationen abstrakter Maschinerie mit abstrakten Massen gutgedrillter menschlicher Wesen von symbolischer Bedeutung außerordentlich spannend, ja, lebendig wirken können. Aber — Schaustück bleibt Schaustück, und das russische Theater scheint ein Aufruhr gegen den Intellekt. Ein ‚klassisches' Drama kann nur eine Einheit von Gebärde, Wort, Bild, sinnlichem und sprachlichem Rhythmus sein."

*

Einem ein wenig groben, aber nicht ganz unberechtigten Stoßseufzer J. B. Priestleys über die *saure Gurkenzeit in der Presse* in der „*Saturday Review*" entnehmen wir folgende Ausführungen: „Es gab eine Zeit, da nannte man den August ‚die saure Gurkenzeit' der Presse. Heute gibt es das nicht mehr. Heute ist die ganze Presse ‚sauer'. Aus reinem Selbstschutz gegen die Flut von täglichen Ereignissen, Revolutionen, Streiks, Eisenbahnkatastrophen, Kanalschwimmern, Riesenstachelbeeren geht man mit einem

Digitized by Google

Achselzucken darüber hinweg, und wenn das so weiter geht, wird man bald keine Achseln mehr zum Zucken haben. Der Erfolg des Journalismus ist nicht mehr bedingt durch gute Information, sondern durch die Kunst des Aufschnüffelns unmöglichster Ungeheuerlichkeiten. Er ist dabei nicht einmal mehr belustigend und unterhaltend, sondern einfach — dumm, trivial, faul. Er scheint nur da zu sein für eine mysteriöse Gesellschaft einfältiger Geschöpfe, die nach Aussehen, Interessen, Geschmack ganz anders sein müssen als die Leute, die ich täglich zu Hause, auf der Straße, im Geschäft usw. treffe. Es scheint mir, der Journalismus befindet sich augenblicklich in der schlimmsten Periode, die er je durchgemacht. Er hat alle Fehler, aber nicht eine einzige Tugend früherer Perioden. Statt eines individuellen Tones findet man nur Massengeschrei. Jede Zeitung scheint das Allerdümmste der anderen Zeitungen abzuschreiben, die Redakteure zittern gleich furchtsamen Herdentieren vor Angst, daß ein Konkurrenzblatt um einen Schein ‚saurer' sein könnte. Keiner findet sich, der die Kühnheit hätte, eine eigene Politik zu verfolgen. Vor lauter Überdruß ist der Leser unfähig, das wenige, das sehr, sehr wenige Gute zu genießen, das zwischen großen Namen, ‚Sachverständigen', einmal ein wirklicher Journalist eingeschmuggelt hat. Möglich, daß das Publikum tatsächlich so beschränkt ist, wie Verleger und Redakteure es einschätzen, wahrscheinlicher aber ist, daß diese die Intelligenz ihrer Leser unterschätzen. Jedenfalls aber können Verleger und Redakteure versichert sein, daß sie jeglichen ernsten Einfluß ihres Blattes mehr und mehr untergraben. Es gibt nur das eine oder das andere. Entweder ist die Presse ein Spiegelbild der Interessen des Publikums, also wird dieses Publikum immer dummer; oder die Presse ist gewillt, nicht mehr über das Niveau des dümmsten ihrer Leser hinauszugehen, also hat sie aufgehört, ein Spiegelbild der Allgemeinheit zu sein, und das bedeutet Selbstmord."

Wie sich in England und Frankreich eine Erneuerung des inneren Lebens durch Besinnung auf die Tradition anbahnt, so ertönt auch in Italien dieser „Ruf nach Ordnung", nachdem sich dort nach Klärung der politischen Verhältnisse auch die literarische Bewegung kristallisiert. *G. B. Angioletti* schreibt in einem *Italienischen Brief:* „Unser Streben geht auf Rückkehr zum präzisen, klaren Ausdruck, zur kraftvollen Prosa, zur poetischen Harmonie, zur reinsten italienischen Tradition. Wir bemühen uns, ewige Kunstwerte wieder aufzurichten, indem wir Phantasie und Erfindungskraft sich frei entwickeln lassen — innerhalb scheinbarer Schranken, die in Wirklichkeit nur Schutz und Abwehr gegen das Flüchtige, Zeitliche und Sinnlose sind. Nach Überwindung der heißen Glut rhetorischer, romantischer und futuristischer Stürme, ist das literarische Italien wild geworden wie ein lombardischer Frühling. Dieser Bewegung eignen als Hauptwesenszüge diejenigen italienischer Art: glühendes Streben nach dem Absoluten und Mystischen, phantastische Zügellosigkeit aller Sinne und Leidenschaften — verbunden mit der Kraft der Selbstbestimmung und dem Vertrauen auf die Weisheit des Alters und den segensreichen Einfluß dessen, was in der ganzen Welt als Wahrheit gilt."

Einem Aufsatz *K. Mochulskys* in der *„Blagonamerenny"* über proletarische Lyrik ist zu entnehmen, daß die Bolschewistendichter allmählich auf dem toten Punkt angelangt sind. Schlägt man eine Gedichtsammlung auf, so liest man: „Der Schmied" — „Lied vom Eisen" — „Freude der Arbeit" — „Muskeln" — „Paradies der Maschine" — „Hinterm Webstuhl". Das sind die vom „Klassenbewußtsein" zugestandenen Themata. Nichts von Mystik, nichts von Geheimnis. Das tragische Gefühl ist verkümmert. Für Liebe gibt es keine Verwendung, da jede Hingebung an eine Gemütsbewegung der „Sache" schadet. Die emanzipierte Frau „Kamerad" hat nichts von einer Beatrice. Sie würde einen solchen Vergleich höchst übelnehmen.

*

Prinz D. Sviatopolk-Mirsky, bekannt durch seine Objektivität, mit der er als geschworener Konservativer die künstlerischen Werte nicht übersieht, die aus Sowjet-Rußland hervorgehen, schreibt in einem Aufsatz über *Zeitgenössische russische Literatur:* „Die russische Literatur, die in der dem Krieg und der Revolution vorangehenden Generation sich durch Haß gegen das Leben und Entsetzen über seine Sinnlosigkeit auszeichnete, ist nach diesen verheerenden Ereignissen viel froher geworden. Soll das heißen, daß ein lebendiger Hund besser ist als ein toter Löwe? Und waren wir damals solche Löwen? Oder wird, nachdem man Schiffbruch gelitten, jede Küste zum Paradies?"

Ch. D.

Verantwortlicher Herausgeber: Friedrich Muckermann. S. J., Münster i. W., Königstraße 36a / Schriftleiter: Josef Hachmann, Münster i. W. / Anschrift der Schriftleitung: Münster i. W., Königstraße 36a
Für unverlangt eingereichte Beiträge keine rechtl. Haftung / Nachdruck aller Beiträge nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet

Digitized by Google

Ambrosi, Gustav: „Die Sonette vom Grabe einer Liebe". Stein-Verlag, Leipzig 1926. 8°. 56 S.

Berberich, Wilh. Aug.: „Im Hochwald". Gesamtausgabe der poetischen Werke. Jungfermann, Paderborn 1926. 16°. 464 S.

Berger, Hans: „Prinz Mohrenkopf". Ein Traumspiel, im Freien zu spielen. Bühnenvolksbundverlag, Berlin 1926. 16°. 34 S. 0,75 Mk.

Bletz, Zacharias: „Die dramatischen Werke". Nach der einzigen Handschrift zum erstenmal gedruckt. Huber & Co., Frauenfeld u. Leipzig (o. J.). 8°. 194 S. 3,20 Mk.

Brauer, Theodor, Dr: „Deutsche Sozialpolitik und deutsche Kultur". Herder & Co., Freiburg i. Br. 1926. 8°. VIII u. 110 S. Kart. 2,80 Mk.

Braun, Joseph: „Handlexikon der katholischen Dogmatik". Herder, Freiburg i. Br. 1926. 8°. X u. 356 S. Brosch. 8,50 Mk., geb. 10,50 Mk.

Buber, Martin: „Rede über das Erzieherische". Lambert Schneider, Berlin 1926. 8°. 48 S.

Buber, Martin u. Rosenzweig, Franz: „Das Buch Namen". Lambert Schneider, Berlin (o. J.). 8°. 175 S.

Burdach, Konrad: „Vorspiel". Gesammelte Schriften zur Geschichte des deutschen Geistes. 2. Bd. Goethe und seine Zeit. Anhang: Kunst und Wissenschaft der Gegenwart. Max Niemeyer, Halle a. d. Saale 1926. 8° XII, 583 S. Brosch. 22,50, geb. 25 Mk.

Christaller, Helene: „Das Tagebuch der Annette". Ein Stück aus dem verborgenen Leben der Annette von Droste-Hülshoff. Friedrich Reinhardt, Basel (o. J.). 8°. 286 S. Brosch. 4,40 Mk., geb. 6 Mk.

Dahlke, Paul: „Der Buddhismus". Seine Stellung innerhalb des geistigen Lebens der Menschheit. Emanuel Reinicke, Leipzig 1926. 8°. 255 S. Brosch. 9 Mk., geb. 12 Mk.

Dörfler, Peter: „Neue Götter". Roman. 2. Fassung. Kösel & Pustet, München (o. J.). 8°. 603 S.

Dreyer, Max: „Der siegende Wald". Roman. 1.—6. Tausend. Bong & Co., Berlin 1926. 8°. 385 S. 6,50 Mk.

Ehl, Heinrich: „Norddeutsche Feldsteinkirchen". Mit 95 Abb. Georg Westermann, Braunschweig u. Hamburg 1926. 8°. 170 S. Geb. 10 Mk.

Ermatinger, Emil: „Barock und Rokoko in der deutschen Dichtung". Teubner, Leipzig, Berlin 1926. 8°. 186 S. 9 Mk.

Ferling, Rob. M.: „Glühende Ketten". Originalroman. Scholze, Leipzig 1926. 8°. 216 S.

Forest, Ellen: „Yukisan". Erzählung aus dem japanischen Mädchenleben. Mit 25 Abbildungen. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1926. 8°. 183 S. Geb. 12 Mk.

Frankenberger, Julius: „Walpurgis". Zur Kunstgestalt von Goethes Faust. Ernst Wiegandt, Leipzig 1926. Gr.-8°. 118 S. Brosch. 3,50 Mk., geb. 5 Mk.

Führich, Josef von: „Lebenserinnerungen". Mit fünfzig Zeichnungen und einem Bildnis des Künstlers. Heinrich Schneider, Höchst u. Bregenz 1926. 8°. 118 S. 7,50 Mk.

Galsworthy, John: „Der weiße Affe". Roman. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Leon Schalit, Zsolnay, Berlin 1926. 8°. 417 S.

Götz-Hadelt: „Breslauer Kirchen". Mit einer Einleitung von Alfred Hadelt. Ostdeutsche Verlagsanstalt, Breslau 1926. 4°. 28 S. Text u. 104 Tafeln. Kart. 12 M.k, geb. 15 Mk.

Goyau, Georg: „Friedrich Ozanam". Autorisierte deutsche Übertragung von Josef Sellmair. Kösel & Pustet, München o. J. 8°. 175 S. Brosch. 2 Mk., kart. 2,50 Mk., geb. 3,50 Mk.

Guardini, Romano: „Ehe und Jungfräulichkeit". Matthias Grünewald, Mainz 1926. 8°. 73 S. Brosch. 2,50 Mk., geb. 3,60 Mk.

Hofmann, Anton Adalbert: „Der schwarze Jobst". Roman aus der deutschen Vergangenheit. Leopold Stocker, Leipzig u. Graz (o. J.). 8°. 312 S. 4,50 Mk.

Hohlbaum, Robert: „Die Pfingsten von Weimar". Ein Roman. Staackmann, Leipzig 1926. 8°. 275 S.

Hosie, Dorothea: „Menschen in China". Die politische und soziale Umwälzung in China von dem täglichen Leben zweier chinesischer Patrizierfamilien aus gesehen. Mit einer Einführung von Professor Soothill. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1926. 8°. 394 S. Geb. 12 Mk.

Howald, Ernst: „Der Kampf um Creuzers Symbolik". Eine Auswahl von Dokumenten. J. C. B. Mohr, Tübingen 1926. III, 8°. 154 S. Brosch. 5 Mk., geb. 7,50 Mk.

Karwath, Juliane: „Marie Duchanin. Die Apothekerin und ihr Weg". Roman. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1926. 8°. 264 S. 5,50 Mk.

Katzinger, Franz: „Menschliches Freiheitsbewußtsein". Felizian Rauch, Innsbruck 1926. 8°. 95 S. Geb. 3,40 Mk.

Keusch, Karl: „Die Aszetik des hl. Alfons Maria von Liguori". Im Lichte der Lehre vom geistlichen Leben in alter und neuer Zeit. 2. u. 3. Aufl. Mit einem Titelbild. Bonifaciusdruckerei, Paderborn 1926. 8°. XXXIX, 407 S. Geb. 11,50 u. 13 Mk.

Klug, J.: „Die Tiefen der Seele". Moralpsychologische Studien. Ferdinand Schöningh, Paderborn 1926. 8°. 440 S.

Lambrecht, Nanny: „Der Raub auf der Königsburg". Ein Roman aus der rheinischen Geschichte Georg Fischer, Wittlich (o. J.). Kl.-8°. 288 S. Geb. 3,80 Mk., 4,50 Mk. u. 5,40 Mk.

Liesenberg, Carl: „Peter Josef Löllgen". Ein Leben im Gesetz von Nehmen und Geben. Pfäl-

Digitized by Google

zische Verlagsanstalt, Neustadt a. d. Haardt 1926. 8°. 362 S.

Lippert, Peter: „*Der Menschensohn*". Bilder aus dem Seelenleben Jesu. Habbel, Regensburg (o. J.). 8° 232 S. Brosch. 2 Mk., geb. 3 Mk. u. 4,50 Mk.

Lippl, Alois Johannes: „*Introitus*". Ein Spiel in drei Zeiten. Bühnenvolksbundverlag, Berlin 1926. 8°. 95 S. Brosch. 2 Mk.

Lippl, Alois Johannes: „*Das Spiel von den klugen und törichten Jungfrauen*". Ein dramatisches Gleichnis. Bühnenvolksbundverlag, Berlin 1926. 8°. 93 S. Kart. 3 Mk.

Melander, Richard: „*Die Brigg. Zwei Brüder*". Eine Seemannsgeschichte. Berechtigte Übersetzung aus dem Schwedischen von Rhea Sternberg. Mit Bildern von Theodor Kammerer. Herder, Freiburg 1926. 8°. 175 S. Kart. 3 Mk., geb. 3,80 Mk.

Mielert, M.: „*Lebendiges Christentum im Spiegel Hollands*". Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Villingen, Baden 8°. 1925. 222 S. Brosch. 2 Mk., geb. 3 Mk.

„*Mit Gott allein.*" Eines einsamen Pfarrers Gespräche mit Gott. Erster Band: Erkenntnisse. Herder, Freiburg 1926. 12°. XVI, 394 S. 5,20 Mk.

Moeschlin, Felix: „*Die Vision auf dem Lofot*". Roman. Orell Füßli, Zürich (o. J.). 8°. 258 S. Brosch. 3,60 Mk.

Müller, Günther: „*Literaturwissenschaftliches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft*". In Verbindung mit Josef Nadler und Leo Wiese herausgegeben. 1. Bd. Herder, Freiburg 1926. 8°. VI, 102 S. 6 Mk.

Niebuhr, Barthold Georg: „*Briefe*". Herausgegeben von Gerhard, Dietrich u. Norvin William. Band I, 1776—1809. De Gruyter, Berlin 1926. 8°. 542 S. Brosch. 18 Mk., geb. 20 Mk.

Rothe, Kurt: „*Auf dem Heimwege*". Beiträge zur Seelenkunde und Seelenpflege unserer suchenden Zeitgenossen. 2. Aufl. Bonifaciusdruckerei, Paderborn 1926. 8°. 206 S. Brosch. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Schlözer, Karl von: „*Menschen und Landschaften*". Aus dem Skizzenbuch eines Diplomaten. Herausgegeben von seinem Bruder Leopold von Schlözer. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1926. 8°. 327 S. 10 Mk.

Schlund, Erhard: „*Hilfsbuch für Exerzitien*". Zum Gebrauche der Priester der bayerischen Franziskanerprovinz, im Auftrage der Provinzleitung herausgegeben. Als Manuskript gedruckt. Dr. Franz A. Pfeiffer, München 1926. 8°. 318 S. 6 Mk.

Schlund, Erhard: „*Die seraphische Liebe*" Ein Zyklus franziskanischer Exerzitien in Skizzen; Franz A. Pfeiffer, München 1926. 8°. 56 S. 1,40Mk.

Schlund, Erhard: „*Bescheidene Männer*". Lebensbilder aus dem Weinberg des Herrn. Dem alten Archiv der bayerischen Franziskanerprovinz entnommen. Pfeiffer, München 1926. Kl.-8°. 182 S. 2 Mk.

Schnack, Friedrich: „*Sebastian im Wald*". Ein Roman. Jakob Hegner, Hellerau (o. J.). 8°. 234 S. Geb. 7 Mk.

Schneider, Alexander: „*Der religiöse Mensch als der kommende Lebensstil*". Pfeiffer, München 1926. Kl.-8°. 111 S. 2 Mk.

Schofer, Joseph: „*Mit der alten Fahne in die neue Zeit*". Politische Plaudereien aus dem „Musterländle". Mit 6 Bildern. Herder, Freiburg i. Br. 1926. 8°. 156 S. Kart. 3,20 Mk., geb. 4 Mk.

Schrott-Fiechtl, Hans: „*Das linke Pfarrerle,*" Ein Roman aus dem heutigen Tirol. Leopold Stocker, Leipzig 1926. 8°. 266 S. Geb. 5 Mk.

Schultz, Alfons: „*Das Buch der Richter und das Buch Ruth*". Übersetzt und erklärt. 1. bis 3. Tausend. Hanstein, Bonn 1926. 8°. 128 S. Brosch. 4,20 Mk., geb. 5,80 Mk.

Schwers, Paul u. Friedland, Martin: „*Das Konzertbuch*". Ein praktisches Handbuch für den Konzertbesucher. Muthsche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1926. 8°. XXV, 501 S. 6 Mk.

Stern, Bolko: „*Stunden mit Richard Dehmel*". Dioskurenverlag, Wiesbaden 1926. 8°. 69 S. 3 Mk.

Sternheim, Carl: „*Die Schule von Uznach oder Neue Sachlichkeit*". Ein Lustspiel in 4 Aufzügen. Zsolnay, Berlin 1926. 8°. 95 S.

Sudermann, Hermann: „*Der tolle Professor*". Ein Roman aus der Bismarckzeit. Cottasche Buchhandlung, Stuttgart u. Berlin 1926. 8°. 624 S. Geb. 8,50 Mk. u. 12 Mk.

Tolstoi, Leo: „*Briefwechsel mit der Gräfin A. A. Tolstoi*". Mit den Erinnerungen der Gräfin A. A. Tolstoi an L. N. Tolstoi herausgegeben von Ludwig Berndl. Neue, vermehrte Ausgabe. Rotapfel-Verlag, Zürich u. Leipzig 1926. 8°. 466 S. Geh. 8 Mk., geb. 11 Mk.

Trenck, von der, Siegfried: „*Flamme über die Welt*". Leopold Klotz, Gotha 1926. XII. 8°. 231 S. Geb. 5 Mk.

Trenck, von der, Siegfried: „*Das ewige Lied*". Dantes Commedia Divina. Ein Versuch, ihren Sinn zu geben. 2 Bde. Hermann Böhlaus Nachf., Weimar 1926. 8°. 375 u. 380 S. Geb. 12 Mk.

Weismantel, Leo: „*Bayern und die Wende der Bildung*". Reden und Gegenreden. Verlagsdruckerei, Würzburg 1926. 8°. 186 S.

Werfel, Franz: „*Paulus unter den Juden*". Dramatische Legende in 6 Bildern. Paul Zsolnay, Berlin 1926. 8°. 187 S.

Wichert, Paul: „*Befreiung*". Eine Geschichte aus der deutschen Vergangenheit. Volkstümlicher Verlag, Leipzig 1926. 8°. 294 S.

Wieden, von der, Klaus: „*Der Mäuseturm*". Ein Roman vom Rhein. Drei-Eulen-Verlag, München 1926. 8°. 336 S.

Wolpert, Leo: „*Unterwegs zur Heimat*". Sonntagslesungen. Herder, Freiburg 1926. 8°. VIII, 216 S. Brosch. 3 Mk., geb. 4,40 Mk.

Digitized by Google

Als passendes Weihnachtsgeschenk

Märchenbücher und Märchenbilder

fürs deutsche Haus

Zahlreiche begeisterte Anerkennungen!

Guck heraus heißt mein Haus

Verse von Lisa Tetzner. 19 farbige Bilder nach Buntscherenschnitten von Maria Braun. Querformat 34×41 cm.

Für jedes Wohnzimmer — insbesondere geeignet als Wandschmuck für Schulen, Kindergärten, Jugendhorte, Jugendheime, Lesehallen, Kinderkrankenhäuser! Die Bilder werden zumeist als Doppelbilder (Vorder und Rückseite des Kartons bedruckt) einzeln für RM. 1.00 geliefert. In besonderer farbiger Mappe kosten sämtliche Bilder RM. 8.00. Wechselrahmen aus Eiche mit Glas, Pappe und Spannfeder werden zum Preise von RM. 4.00 abgegeben. Sie sind so gearbeitet, daß alle 19 Bilder im Rahmen aufbewahrt werden können.

Guck heraus heißt mein Haus

Verse von Lisa Tetzner. 19 farbige Bilder nach Buntscherenschnitten von Maria Braun. Querformat 34×41 cm. Als Buch in Halbleinen gut gebunden RM. 9.50

Das Märchen vom dicken fetten Pfannekuchen

Neu erzählt von Lisa Tetzner. Mit 13 farbigen Bildern von Maria Braun. Querformat 24×32 cm. In Halbleinen RM. 6.00.

Andersens schönste Märchen in Scherenbildern

Mit 9 Scherenschnitten von Käthe Reine. Querformat 29×38 cm. In Halbleinen auf holzfreiem weißem Karton RM. 7.50.

Grimms schönste Märchen in Scherenbildern

Mit 8 Scherenschnitten von Käthe Reine. Querformat 29×38 cm. In Halbleinen auf holzfreiem weißem Karton RM. 5.50.

Diese Märchenbücher und Märchenbilder gehören zum Schönsten und Kindertümlichsten der deutschen Kinderbuchliteratur. Die Namen Lisa Tetzner, Maria Braun und Käthe Reine bürgen für den inneren Wert dieser Publikationen. Bekannte Fachleute haben daher mit begeisterten Anerkennungen nicht zurückgehalten, und die bisherigen Käufer der Märchenbücher und Märchenbilder wissen mit Freude zu berichten, mit welch lebhaftem Interesse Kinder aller Lebensalter diese Märchenbücher betrachtet haben.

VOLKSVEREINS-VERLAG GmbH., M.GLADBACH

Digitized by Google

BÜCHER

aus dem Verlag Fredebeul & Koenen, Essen

Romane, Novellen und Erzählungen

Herabgesetzte Preise

Adam, Arbeit und Leben	Mk. 2.—
Bauer, Die Gotteswiese	„ 1.50
*Cüppers, Rheinische Legenden, Oktav, holzfreies Papier, Ganzleinen	„ 8.—
Fabri de Fabris, Sommerlaub	„ 2.—
Frank, Sietenjahns Söhne	„ 3.—
— Schulte Knestmanns Komplott	„ 1.50
Frentz v. Gemmingen, Schwester Theresia vom Kinde Jesu	„ 3.—
Haarhaus, Die Erben von Blankeneck	„ 3.—
Haber, Tagebuch eines Kindes	„ 1.50
Heinrichs, Mit Knotenstock und Ränzel	„ 4.—
Herbert, Von vieler Liebe und mancherlei Leid	„ 3.—
*Jansen, Novellen	„ 3.—
*Kleinmann, Das Abenteuerbuch, geb. in Leinen	„ 3.—
— in festem Umschlag, geheftet	„ 2.—
Krane, Sibylle	„ 5.—
Lambrecht, Allsünderdorf	„ 3.—
Marneck, Zwischen Tal und Firn	„ 2.50
Oertzen, Der Welt Sünde	„ 2.—
Paschwitz, Tam Tamen	„ 1.50
Peter, Es war im Böhmerwald	„ 3.—
— Granit und Gneis	„ 3.—
Pfannmüller, Als der Heiland kam	„ 5.—
— Eine Walz zum Balkan	„ 6.—
— Erstlinge der Wüste	„ 5.—
— Durchs Land der Toren	„ 4.—
Potapenko, Tochter des Kuriers	„ 4.—
*Rockenbach, Rückkehr nach Orplid, 2. verbesserte Auflage	„ 4.—
Schedlbauer, Der Stern des Meeres	„ .50
*Dr. W. Schmidt, Pfefferle, Weg und Gestaltung	„ 3.50
*Schrönghamer-Heimdal, Wie's daheim war	„ 5.50
*Schrott-Fiechtl, Das heimliche Hochwetter	„ 4.50
Spättgen, Farbenspiele	„ 1.50
Stolzen-Heimbach, Kinder der Industrie	„ 3.—
Torrund, Mit Gott und gutem Wind	„ 2.50
— Die Krone der Königin	„ 2.50
— Ein Kuß aus Versehen	„ 2.50
Wibbelt, Im bunten Rock	„ 1.—

*Neuerscheinungen

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

FREDEBEUL & KOENEN

ESSEN (RUHR)

Digitized by Google

Der Gral

Monatsschrift für schöne Literatur

In Verbindung mit Dr. K. E. Lusser, Dr. L. van de Mark u. Dr. Friedr. Schreyvogl
herausgegeben von Friedrich Muckermann S. J.

Inhalt

Am Weihnachtsabend. Gedicht von H. B. / Deutsche Weihnacht. Von Friedrich Muckermann, S. J. / Wie Ritter Reinart von Eynendael zu St. Cornely Gnade fand. Eine Heiltumsgeschichte aus dem 14. Jahrhundert. Von Heinrich Capellmann / Die Insel des großen Friedens. Von Silsa Karaiskakis / Die Mouche. Von Gert Buchheit / Erste Flocken. Gedicht von F. Schrönghamer-Heimdal / Friedrich Wilhelm Weber als Dichter seiner Zeit. Von P. Benitius Menke, O. F. M. / Léon Bloy. Von Dr. Waldemar Gurian / Die Bergpredigt. Gedicht von Ferdinand Mayer-Eschenbacher / Das fromme Kind. Gedicht von Siegfried Behn. Auf der Gralwarte. Von Friedrich Muckermann, S. J. / Neue Romane. Von Hubert de Reuter. Koreanische Volkspoesie. Von P. Andreas Eckardt, O. S. B., Paltoku-Yenki, Manchuria. Via sacra. / Der Mann aus Java. Ein kleines Erlebnis. Von Johannes Mayrhofer / Zu unserer Kunstbeilage. Von Dr. Gert Buchheit / Neue Bücher / Kleine Anzeigen / Kalenderschau Stimmen aus dem Auslande / Kunstbeilage: Rogier van der Weyden: Die Anbetung der heiligen drei Könige

21. Jahrgang **Heft 3** Dezember 1926

Fredebeul & Koenen / Verlag / Essen

Digitized by Google

Weihnachtsbücher

DR. J. BEEKING:

Hans Huber-Sulzemoos

10 mehrfarbige und 40 einfarbige Wiedergaben der besten Bilder des Künstlers. Halbl. 6,50 Mk.; Halbp. 7,50 Mk. „Ein volkstümliches, liebliches, echtes und rechtes Weihnachtsbuch. Das Traulichste, was man sich denken kann." (E. M. Hamann.)

DR. H. SCHIEL:

Johann Baptist von Hirscher

Halbl. 8,80 Mk. Die Rehabilitation Hirschers, des neben Sailer und Möhler wirksamsten großen Theologen seiner Zeit. Das Buch wächst über eine Biographie hinaus und wird zur Darstellung einer typischen Ausprägung des Katholizismus. „Möge dieser feine, geistige Christ heute auf viele formend wirken." (A. Wurm i. d. „Seele".)

MAURICE LANDRIEUX:

Eine kleine Schwester

3. Auflage. Ganzl. 4,50 Mk. Von der Academie française preisgekrönt. „Der persönliche und literarische Reiz dieser Biographie zieht auch den männlichen Leser in seinen Bann. Da sind alle Kleinigkeiten wie in eine glänzende Fassung gebracht, und so lächelt, ja strahlt einem das Bild nur so an." (Augsburger Postzeitung.)

HELENE RIESCH:

Menschenfreunde

Ganzl. 4,— Mk. Ein neues Buch von Helene Riesch, die uns in bewährter meisterhafter Kunst die Lebensbilder von „Menschenfreunden" zeichnet. Unter ihnen befinden sich neben St. Karl Borromäus, Luisa de Carvajal, Friedrich Spe, Louise von Marillac, Anna Katharina Emmerick auch William und Catherine Booth, die Gründer der Heilsarmee.

DR. J. BEEKING:

Helfende Güte

Geb. 3,— Mk. „Helfende Güte ist in seiner Art eines der besten Mädchenbücher, die wir heute besitzen." (Tiroler Anzeiger.) „Dieses Büchlein könnte dem Leben mancher junger Mädchen einen tieferen Inhalt geben." (Das gute Buch.)

Caritasverlag / Freiburg i. Br.

Digitized by Google

Digitized by Google

Rogier van der Weyden: Die Anbetung der heiligen drei Könige

Digitized by Google

Der Gral
Monatsschrift für schöne Literatur
Einundzwanzigster Jahrgang Heft 3 Essen, im Dezember 1926

Am Weihnachtsabend

So sah's das Kind: ein Bäumchen, lichterfroh,
Die Krippe und das Jesuskind im Stroh,
Maria und St. Joseph, ach und ja,
Öchslein und Eslein waren auch noch da.
Ein weißer Sandweg lief zur Burg hinauf,
Dort blinkt es hinter bunten Fenstern auf.
Viel Schäflein grasen in dem weichen Moos
Um ihre Hirten, — einer, riesengroß,
Hält vorgebeugt am Stirngelock die Hand
Und schaut geblendet in das selige Land,
Wo oben hoch der Gloria-Engel schwebt,
Der seine Flügel zu den Sternen hebt . . .
Spiel auf nun, Schwesterlein, geschwind . . .
So singen wir! . . . So sah's und sang das Kind . . .

Ist weit gewandert, und nun kehrt's zurück,
Ja, ja, das ist das alte Weihnachtsglück.
Nur um den kleinen feinen Gottessohn
Wuchs aus den Rosen eine Dornenkron'.
Der Mutter, seh ich recht beim Lichterschein,
Geht tief das Schwert ins warme Herz hinein.
Hirt, Schäflein sind noch da, doch abgewandt,
Als wär' das Wunder fort aus Stadt und Land.
Und der und jener fehlt im trauten Kreis —
Am Friedhof fallen Flocken, weich und weiß.
Und hinterm Gloria-Engel groß und grau
Ein Riesenkreuz, das schattet schwer ins Blau . . .
Spiel auf nun, Schwesterlein, geschwind . . .
Nicht wahr, das alte Lied vom Weihnachtskind . . .

H. B.

Digitized by Google

Deutsche Weihnacht

Von Friedrich Muckermann, S. J.

Es muß Winter sein zur Weihnachtszeit. Schnee muß fallen in dichten weißen Flocken. So geht sich's weich auf allen Wegen, weich und leise wie die Liebe und das Glück. Auf den Bäumen und auf den Sträuchern, auf den Dächern, Erkern und Pfosten muß die weiße Decke liegen, so wie auf dem Bettlein eines Kindes, das von Gottes Engeln träumt. Sternlein müssen scheinen, Millionen und Millionen, so wie in einer richtigen Mitternacht. Blinken müssen sie wie das Gold einer Harfe, die schmerzvoll und jubelnd tönt und rauscht durch das unendliche All: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden!

Die Stürme des Herbstes sind verbraust. Die Frühlingswetter haben ihren Sang noch nicht begonnen. Zwischen Herbst und Frühling, da, wo sie still einander die Hand reichen, und wo die Sonne ruht in ihrem Wendepunkt, da treibt es den winterlichen Wanderer ins Heim, daß er raste. Ein Feuer knistert im Kamin, man schmiegt sich traulich aneinander, und Wohligkeit und Wärme atmet der häusliche Kreis. So fühlen wir die Nacht, in der uns Erlösung ward, und wir grüßen das Heil mit jenen Liedern, die man am heimischen Herde singt, wo die Empfindung sich zurückzieht in die schweigende Seele und in die Gemeinschaft der im Blut Verbundenen. Nicht rauschend und jauchzend sind unsere Weihnachtslieder, sondern innig und zart, und schnell sinkt ein hinaufjubelnder Ruf zurück in die Gedämpftheit der häuslichen Stille.

Nun aber, wo sich die Glut der Seele nicht nach außen zu entladen vermag, da sammelt sie all ihre Inbrunst in heimlicher Tiefe. Das Kindeslied der Weihnacht ist sinnig und schlicht, aber doch unvergleichlich tief in dem, was darin vom deutschen Menschen klingt. Kein Lied empfinden wir inniger als eben das Weihnachtslied, weil wir, wenn wir alles sagen wollen, die Sprache des Kindes sprechen müssen. Wir wissen um das Geheimnis des Lebens. Wir wandeln nicht im klaren Licht und wechseln nicht ohne Übergang vom Tag in die Nacht. Die Dämmerung, das ist unser Reich, und wie die Dämmerung zwischen Licht und Dunkel steht, so unser Klima zwischen Sonne und Kälte. Wir weben in dem, was zwischen den klaren Polen der Welt schwingt, und so weben wir im Geheimnis, das Herz geöffnet für Zauber und Wunder.

Als der göttliche Strahl auf uns niederfiel, da vermählte sich sein Licht mit der ewig dämmernden Landschaft. Und so blieb das Licht mehr wunderbar als klar, und so weilen seine höchsten Gedanken und seine sinnigsten Träume in der schön schattenden Dämmerung, und so fühlt denn der Deutsche sein Tiefstes und Letztes in heiligem Dunkel. Vom Zauber des Dunkels umschattet bleiben auch die Kinder seiner Schöpfung, die mit strahlenden Augen das junge Licht begrüßen. So nimmt er auch die göttlichste Botschaft, sie heimlich bergend in seine Dämmerungen, die sie sanft durchleuchtet, ihre lichte Erscheinung immerfort mit dem eigenen Dunkel mischend, ewig zwischen Geburt und Leben, immer wieder jauchzend in neuen Geburten, weil immer wieder getaucht in die Dämmerung, die das Licht zur Nacht führt und die Nacht zum Licht.

Kein Fest ging darum dem Deutschen tiefer ins Gemüt als jenes, das sich im Dunkel birgt und Licht und Dunkel, Himmlisches und Irdisches magisch mit-

Digitized by Google

einander verbindet. Diese lichten Gestalten bleiben alle im Schoße der Nacht, und es siegt das himmlische Licht nur im Kampfe mit den Nächten der Erde. Das ist sein Fest. Da fühlt er sich heimisch. Das läßt er ein zu seinem heimischen Herd. Da fühlt er sich ganz in seines Wesens Eigenart. Da wird er sich selber am treuesten, und das ist Kindheit, und so ist Weihnachten des Fest des Kindes, und alle Alten werden wieder Kind, und er weilt im Kinderlande.

Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, das war ein großes Wort, das hier sich seltsam erfüllt. Allen Menschen ward es gesagt, uns kommt es wie das Echo der eigenen Seele. Das grelle Licht der weißen Sonne weckt Helden oder Büßer, heroische Titanen und glühende Mystiker. Die mittlere Zone hemmt den stürmischen Schritt und dämpft die lohende Glut. Übrig bleiben die Anmut, der Liebreiz, die Zartheit, die stille Treue und die schweigende Ehrfurcht. Siehst du die Madonna lächeln im mittelalterlichen Altarbild? Hörst du einen Ton aus Seuses süßer Minne? Schaust du jene Visionen, die aus Jakob Boehmes Seelennächten zur Morgenröte hinaufsteigen? Singt Novalis seine Hymnen an die Nacht? Ringt Hölderlin mit dem dunklen Schicksal, um endlich noch, „lustwandelnd unter den Felsen", wo „die Heide purpurn blüht" und dunkle Quellen rauschen, seinen Gruß zu sagen „dir, o Madonna, und dem Sohne"?

Wo erwacht der Mensch am reinsten, in der Sonne oder in der Dämmerung? Niemand kann das Antlitz Gottes schauen, weil es ihn verbrennen müßte. In die Täler der Schöpfung hinabsteigend, muß das unendliche Licht in das Gefängnis der Körper und in den Spiegel des Rätsels. Darum ist es Menschenlos, im Rätsel zu wandern. Der Mensch sieht weiter im Rätsel als in einem klaren Licht, weil alle Klarheit, die eine göttliche Klarheit ist, sich in Dunkel für ihn wandeln muß. Tiefstes Menschenschicksal erlebt der Deutsche im Schicksal seiner Dämmerung. Schönstes Leuchten entfaltet das ewige Licht nicht, wenn es im zuckenden Blitze niederfährt, die Bande des Geschöpflichen zerreißend, sondern wenn es sich farbenreich bricht und wie ein milder Schein in unseren Nächten steht.

Deutsche Weihnacht. Aller Menschen Schicksal lebt im Schicksal des Volkes, das so dunkel singt und so fest an die Sterne glaubt, die im Dunkeln leuchten. In seiner Kindhaftigkeit liegt mehr als eitles Wissen und mehr auch als sonniges Entzücken. Die ganze Trauer der Schöpfung liegt in diesem Kinderauge, das so groß ist in der unschuldigen Lieblichkeit seines fragenden Staunens.

Deutsche Weihnacht. All unserer Schönheitslust Erfüllung birgt sich in deine Dunkel. All unser Leben blüht unter deinen Sternen. All unser Sehnen leuchtet von innen her auf in den Liedern von deinen Geheimnissen. Es blüht im Norden eine Blume, die man nennt die Weihnachtsrose. Diese Rose ist das deutsche Gemüt, das seine Kelche öffnet in heiliger Mitternacht.

*

Digitized by Google

Wie Ritter Reinart von Eynendael zu St. Cornely Gnade fand

Eine Heiltumsgeschichte aus dem 14. Jahrhundert / Von Heinrich Capellmann[1]

I

SOMMERSONNENWENDE! Auf den Ritter- und Lehnsgütern und abteilichen Höfen des Reichsstifts an der Inde rasselten Geschirr und Ketten; von den grasreichen Triften und Benden des Münsterlandes zogen schwere Brabanter Zugpferde das duftende Heu auf schwankenden, knarrenden Wagen über die holperigen Höfe bis vor die weitaufgerissenen Tormäuler der Scheunen. Flüche der Knechte, Befehlsworte der Herren oder der Hofmeier, Schäkern und Lachen der Mägde, Peitschenknall und fröhliches Gebell der umhertollenden Jagdmeute — alles dies erfüllte die weitläufigen Höfe und brach sich an den wappengeschmückten Einfriedigungen, die Herrenhaus, Knechtswohnungen und Stallungen sichernd umgaben. Wohl war der Tag glutheiß gewesen, und Menschen und Tiere standen trotz des dämmernden Abends noch im Schweißdampf ihrer Arbeit, aber es durfte doch nicht gesäumt werden; denn die Äcker und Weiden zu beiden Seiten der Pilgerwege mußten geräumt sein, ehe es aus allen vier Winden heranwallte.

Es war ja nicht bloß ein Jahr gesegneter Ernte, sondern auch eine Zeit des Heiltums und der Gnade. — Denn vor vielen Monaten schon hatte der abbas princeps seine Sendboten und Ritter ausgeschickt in die Freien Städte und Grafschaften und Herzogtümer und an den Hof Seiner Kaiserlich Römischen Majestät: daß er beschlossen habe, in diesem Jahre wieder nach alter Tradition — de septennio in septennium — die großen Heiligtümer seiner Abtei öffentlich auszustellen und zu zeigen, auf daß ein jeder sie verehren könne und in Ansehung dessen der Allmächtige sich doch seines Volkes erbarme, das nun schon seit Jahren dahinsiechte unter der Geißel der Mißernte, des Hungers und der Pest[2].

Darum schafften sie nun auf allen Höfen eifriger und früher als sonst, holten alles herein, was auf jenen Äckern und Triften stand, die die Pilgerwege besäumten; selbst der noch unreife Hafer wurde geschnitten, um ihn wenigstens als Grünfutter zu verwerten; denn was in einigen Tagen noch stand, war verloren, wurde gierig gefressen von den zahlreichen Reit- und Zugtieren oder zertreten von den wogenden Scharen der Pilger oder aber auch in den Boden gewühlt von den breiträdrigen Karren und Wagen derer, die, aus fremden Ländern kommend, hier für die Nacht Beiwacht hielten. —

Nur der Hof des Ritters Reinart von Eynendael lag auch an diesem Tage still und tot im Sonnenglast des Sommers. Die mächtigen Torflügel waren geschlossen; weder Menschen noch Tiere noch Gespanne hielten darauf zu. — Wie eine drohende schwarze Gewitterwolke lagerte das dunkle Gemäuer auf der Höhe des Schneppenberges. Und so unheimlich reglos und still, wie es am Tage gelegen, versinkt es jetzt auch in den langsam heraufkriechenden Schatten des Abends. Wenn aber

[1] Von demselben Verfasser ist das bekannte Buch: „Exitus und andere Venngeschichten" erschienen (Schöningh, Paderborn. 8°. 197 S., geb. 3,60 Mk.), das von der schwermütigen Landschaft des Venns und von dem harten Kampf seiner Menschen lebendige Bilder entwirft.

[2] Stifts-Chronik zu Aachen: 1349 und 1396: — In diesem Jahr was groß Heildomsfahrt um die sterbde ofzobedden. — Propter mangnam pestilentiam preces et processiones institutae.

Digitized by Google

nachts Gewitterblitze das Dunkel zerreißen und die Stürme heulen, schreien die windschiefen Wetterfahnen des Herrenhauses wie Waldeulen, und die morschen Ziegel klappern wie die Zähne eines Pestkranken; dann geht es durch die leeren Räume wie das Schluchzen kleiner Kinder, die in Armut weinen. —
Und doch leuchtet aus einer der zerfallenden Knechtswohnungen noch ein Licht. Es ist Jakob von Vorsbach, sagen dann die von den Hunningen und von den Iteren — der Narr, der dort auf seinen Herrn wartet, bis das zerbröckelnde Gemäuer ihn erschlägt. — Aber was liegt dem Alten daran, daß man über ihn spottet oder in scheuen Reden über ihn flüstert! Darum schneuzt er das schwelende Rüböllicht doch nicht kürzer: jeder im Reichsstift konnte es wissen, daß er hier auf seinen Herrn wartete, seinen lieben, guten Herrn, der nun schon zehn Jahre lang unstet und flüchtig war, weil er seinen Fürsten, den Abbas Arnold von Mülenark, im Zorn erschlagen. —
In der niederen, kleinen Knechtskammer saß Jakob von Vorsbach neben dem offenen, gemauerten Herd, zu seinen Füßen lag ein alter, grauer Wolfshund, das einzige Tier seines Herrn, das die Söldner des Fürstabtes ihm noch gelassen, als sie nach der Flucht des Ritters das Vieh aus dem Stall und den Hausrat aus dem Herrenhause davongeführt hatten — nichts mehr hatten sie ihm gelassen: sogar die Äcker und Weiden waren aufgeteilt worden, und am Hoftor bleichten die letzten Fetzen vom abteilichen Bannspruch. — Und nun war sein Herr ein Fahrender im Elend, vielleicht als tollkühner Ritter, der überall den Tod suchte, vielleicht auch ein Büßender im Mönchsgewand, der bettelnd und betend den Weg ins Heilige Land suchte — wer wußte es! — wo konnte er sein! — sein armer Herr! —
Jakob verlöschte das flackernde Licht; die glühenden Scheite des Herdfeuers warfen jetzt genügend Schein durch den niederen Raum. — Ob Ritter Reinart wußte, daß morgen die Zeit des Heiltums gekommen war? — Ob er wiederkehren würde, um Gnade zu heischen? — Sicher, wenn er überhaupt noch lebte, mußte er bald zurückkommen. — Zusammengesunken hockte der alte Getreue neben dem Herd und starrte nachdenklich in die Glut. — Plötzlich schien er von einer seltsamen Unruhe gepackt; er stand hastig auf, nahm das Öllicht vom Tisch und entzündete es wieder an den glühenden Scheiten. dann trug er es mit zitternder Hand zur Fensternische und rückte es nahe an die Scheiben — denn mit einemmale, brannte es wie jache Erkenntnis in ihm: sein Herr kam wieder, mußte wiederkommen — heute — morgen, oder noch während der Tage des Heiltums! — Wenn er dann aber im Schutze der Nacht bis zu seinem Hofe gekommen war, sollte er gleich wissen, daß noch zwei ihm treugeblieben, noch zwei auf ihn warteten. —
Vom Turm der Stephanskirche schlug die Mitternacht. Aber Jakob von Vorsbach achtete heute nicht der späten Stunde und der schaffellbespannten Pritsche — die Erregung zitterte zu sehr in seinen Gliedern — er setzte sich neben den Herd und wartete — wartete. — Aber allmählich übermannten ihn doch die Müdigkeit und die tiefe Stille der Nacht; sein zerfurchter, grauumhaarter Kopf sank langsam immer tiefer auf die Brust. — Nur zuweilen, wenn ihn ein wirrer Traum erschreckte oder die glühenden Buchenscheite knisternd rote Feuersternchen wie befreite Edelsteine durch den Raum spritzten, zuckte er zusammen. Dann hob auch der Wolfshund unwillig seinen rauhhaarigen Nacken, daß sich die Lichter vom Herd in seinen grünlich schillernden Augen brachen, und lauschte — seufzte und ließ den Kopf wieder schwer auf die Pfoten fallen. — Totenstille!

Digitized by Google

— Langsam rannen die Stunden. — Da, ein Geräusch, aber nicht vom Herd her, sondern von draußen! Vom vergitterten Fenster her hörte man vorsichtig tastende Hände, unsicher suchende Schritte und jetzt — da begann der Hund aufspringend freudig zu winseln — eine Stimme, eine fragende, leise rufende Stimme: Jakob! Jakob von Vorsbach! —

Da wurde der Alte wach und schaute mit trüben Augen in das Dunkel des Zimmers und nach dem Hunde. Ruhig, Hallo! — Aber da war sie ja wieder, die Stimme: Jakob! Jakob! War er denn noch immer im Traum, oder stand draußen wirklich ein verirrter Pilger? Wer ist da? Was wollt Ihr? sagte er schlaftrunken.

Jakob, ich bin es — Reinart! Taumelnd sprang er auf: Beim heiligen Blute Christi, sein Herr, sein Herr! Die Stimme, die Stimme! Nun war's ihm, als habe er sie erst gestern zum letzten Male gehört!

Ihr seid es, Herr! Kommt an die hintere Tür, die ins Feld geht. — Schnell nahm er das erloschene Lämpchen, goß aus einem irdenen Krug Öl hinein und entzündete es an der verlöschenden Glut. Das schwache Licht sorgsam mit der Hand schützend, schlurfte er schnell hinaus über den leeren, nachtdunklen Hof bis zur hinteren Pforte. Dann schob er den verrosteten schweren Riegel zurück. —

Jakob von Vorsbach erschrak, als er Reinart von Eynendael erblickte; war das sein Herr, der vor zehn Jahren so stolz und zornmütig davongeritten war — dieser hagere Büßer mit den brennenden Augen in dem zerfurchten Gesicht —, statt Wehr und Waffen einen geknoteten Strick um das weitärmelige Büßergewand! — Nein, das war nicht mehr sein schöner, stolzer Herr — der war im Elend gestorben — nur die Stimme — nur noch die Stimme! Tränen liefen ihm über das Gesicht in den grauen Bart. Ach Gott, was mochte sein armer Herr alles erduldet haben als Fahrender im Elend! — Wie Frostschauer durchschütterte es den alten Knecht. Aber dann krampfte er die Hände um das Licht und riß alles zusammen, was ihm noch an Kraft der Überwindung war, und sagte: Ach, Herr, die Freude, die Freude! So seid Ihr denn doch endlich gekommen, wie oft habe ich Euer gedacht, besonders jetzt, da die Zeit des Heiltums gekommen ist. — Aber nun ist auch Euer Elend zu Ende; Ihr werdet sicher mit einreiten und Gnade heischen, und man wird Euch wieder in den Frieden einsetzen. — Aber kommt jetzt schnell herein, müßt zwar für heute abend mit meiner Knechtskammer neben den Ställen vorliebnehmen; denn das Herrenhaus steht leer. —

Reinart von Eynendael nahm bewegt die Hand seines Getreuen: Du hast es gesagt, Jakob, ich bin zurückgekommen, um mit einzuziehen und Gnade zu heischen. — Nun lösche das Licht; ich bin ja hier auf abteilichem Boden, und so — so möchte ich doch nicht sterben.—

Ach, Herr, sprecht doch nicht vom Sterben; nun wird alles wieder gut werden.

Sie schritten schweigend durch den dunklen Hof, während der Hund sie mit freudigem, heiserem Gebell umtanzte.

Als sie in der Kammer waren, zog Jakob behutsam den morschen Fensterladen zu, ging zum Wandschrank, der tief in das Mauerwerk eingelassen war, und holte Brot, Käse und einen tönernen Krug mit frischer Schafsmilch hervor.

Eßt und trinkt, Herr; es ist alles, was ich Euch zu bieten habe!

Reinart von Eynendael hatte Hut und Pilgertasche auf das Fensterbrett gelegt. Schweigend und ohne Hast aß er von dem Brote und trank von der Milch. Jakob von Vorsbach betrachtete ihn währenddes mit schmerzlich müden Blicken; zehn Jahre war sein Herr nun fort gewesen, aber um 20 Jahre schien er gealtert. —

Digitized by Google

Damals war sein leichtgelocktes Haar noch blond gewesen, und nun hing es in glatten, ergrauenden Strähnen wirr und ungepflegt über seine hohe Stirn, und selbst von Wangen und Kinn hob es sich jetzt ab wie ein ergrauender Busch. —
Ihr waret lange fort, Herr!
Bei der gütigen Stimme des Alten schien Reinart aus schweren Gedanken zu erwachen, aber nur, um sie in lautem Gespräche weiterzuspinnen.
Wann wird man das Heiltum zum ersten Male zeigen, Jakob?
Übermorgen, Herr!
Weißt du nicht, ob ein König oder Fürst oder Bischof kommen wird, daß ich mit ihm einreiten könnte?
Nein, Herr; aber ein päpstlicher Legat soll morgen von Prüm her kommen; der steht dem Fürstabt noch höher denn Kaiser und König.
Hast du das für gewiß?
Für gewiß, Herr; ich war gestern auf der Schwarzenburg, dreißig Mann der Ritterschaft der Abtei sind für morgen aufgeboten; sie sollen ihn auf dem Kupferweg hinter Roetgen erwarten und feierlich einholen. Zwei Kapitulare sind schon vorgestern nach Prüm geritten, um ihm durch die Eifel das Geleit zu geben. Herr, es ist eine Fügung Gottes; sie werden hier am Schneppenberg vorbeikommen, und Ihr werdet mit einziehen.
Der Ritter im weitärmeligen Büßergewand schaute nachdenklich vor sich hin.
Hast du noch das Urteil, Jakob, das der neue Abbas hier am Hoftor anschlagen ließ?
Der Alte stand auf, hob mit einem Feuerhaken einen der viereckigen Belagsteine vor dem Herde auf und griff in eine kleine Höhlung; dann gab er seinem Herrn ein von Wetter und Regen verblichenes Pergament.
Es hat nur acht Tage am Hoftor gehangen, weil man mir sagte, es enthalte schimpfliche Worte über Euch, Herr. Da habe ich es abgerissen und hier verborgen. —
Mit heißen Augen überflog Reinart von Eynendael die verblichenen Schriftzüge; war es Zorn oder Scham, was seine eingefallenen Wangen rötete? — Seine Hand zitterte, dann schob er das Pergament von sich in die Mitte des Tisches:
Auch das ist mir verwehrt, Jakob, ich darf es nicht einmal wagen, mit einzureiten. —
Jakob von Vorsbach sprang erregt auf:
Wer will Euch das verbieten, Herr? Dazu hat selbst der Fürstabt kein Recht.
Seine buschigen Brauen zuckten über hilflosen Augen; seine Hände knitterten das Pergament:
Was schreibt er denn da, der neue Abbas?
Reinart entfaltete noch einmal die Schrift:
Was er schreibt: — und ob ein römischer Kaiser oder ein König oder ein Bischof einreitet, er solle sich nicht erkühnen, mit ihm einzukommen — in keiner Weise. — So er aber dagegen verstößt, soll er durch die Hand des Henkers am Galgen vom Leben zum Tode gebracht werden — und selbst die Gnade der geweihten Erde soll ihm verwehret sein. —
Jakob von Vorsbach wich entsetzt einen Schritt zurück:
Herr, das ist furchtbar; — was man nur den Ärgsten antat, den Meuchlern und Schelmen, das sollte seinem lieben Herrn widerfahren. Totenstill wird es in dem ärmlichen Gelaß; nur der keuchende Atem des Alten geht wie schweres, hilfloses Röcheln —: nun hat er hier auf seinen lieben Herrn gewartet, Monate, Jahre,

Digitized by Google

mit einer Hoffnung und einer Inbrunst, wie sie nur Simeon haben konnte, da er täglich zum Tempel kam — und nun war der Heimkehrende ein Siecher, ein Kraftloser, einer, dem es sogar verwehrt war, zur Zeit des Heiltums in seiner Heimat Gnade zu heischen. —

Reinart von Eynendael war aufgestanden und starrte in die Glut des verlöschenden Herdfeuers; dann sagte er mit einer seltsam toten Stimme:

Und doch werde ich mit einkommen, und sei es auch nur, um in meiner Heimat zu sterben. — Aber diese — diese eine Barmherzigkeit wird er mir nicht verweigern. —

Was meint Ihr damit, Herr? — Wie eine leise Hoffnung klang es aus den Worten des Dieners. —

Was ich meine: Die Barmherzigkeit, in meiner Heimat zu sterben, aber dem Ritter das Schwert und dem Büßer die geweihte Erde. —

Da ging es wie verzweifeltes Stöhnen durch den gebrechlichen Leib des alten Getreuen:

Herr, seid Ihr denn dafür gekommen, um hier zu sterben! — Dann wollen wir lieber noch diese Nacht den Hof verlassen, um diesen Boden nie mehr zu betreten. —

Reinart von Eynendael sah ihn mit dankbar schmerzlichen Augen an:

Jakob, du sprichst wie ein Mann, der ohne Schuld ist. — Aber ich, ich bin ein Mörder; ich habe einen zweifach Gesalbten erschlagen — für den das Leben im Elend noch schwerer ist als der Tod in der Heimat. — Aber du kannst mich nicht verstehen — denn du kennst sie ja nicht — die Qual, friedlos zu sein — ohne Heimat, ohne Recht, ohne Ruhe — nicht mehr der sein zu dürfen, der man war — umherirren zu müssen wie ein verfolgtes Wild — von allen gehetzt, aber von keinem getötet — als ein Verachteter, den seine eigene Heimat, sein eigenes Land wie ein giftiges Gewürm ausgespien hat — dem keine Glocke mehr schallt — den kein Heiliger mehr kennt — und der sich am Kelche des Herrn nur noch die Verdammnis trinkt. — — Schwer, keuchend ging sein Atem. — Nein, Jakob, den Tod fürchte ich nicht; ich habe vier Jahre Kriegsdienste getan, mich immer in das heißeste Gewühl gestürzt — aber es war, als stünde das Kainszeichen an meiner Stirn — es war keiner, der mich tötete. —

Reinart von Eynendael schwieg und starrte wieder in die verglimmende Glut. Das schwelende Licht des Lämpchens war erloschen; durch das vergitterte Fenster fiel von einer Spalte des morschen Ladens her ein blanker Mondstrahl in das düstere Gelaß, scharf und silbern wie die Schneide eines Schwertes —

Neben dem verglimmenden Herdfeuer aber saß mit schlaffen Händen und erloschenen Augen Jakob von Vorsbach — das Leid um seinen Herrn hatte ihm das Herz gebrochen —

II

Sommersonnenwende im Reichsstift zu Sankt Cornely! Zeit des Heiltums und der Gnade! Auf allen Wegen zieht es heran, das Heer der Heiltumsfahrer, singend und betend: Reiche und Arme, Herren und Knechte, Büßer und Reine! Alte, verblichene Fahnen schaukeln über ihnen in der dunstigheißen Luft. Gebete steigen in ekstatischer Brunst gegen den flimmernden Himmel. Die Gespanne ächzen auf den holprigen Wegen, die Ketten Büßender rasseln an festgeschmiedeten Gliedern. — Bei denen aber, die der Pestfahne folgen, klatschen die Geißeln: in allen Sprachen schwirrt es zum Himmel: Eleison! — Eleison!

Digitized by Google

Wo sie herkommen? — Wer weiß es! Vom Rhein und vom Niederland, aus Burgund und Lothringen, aus Böhmen und Ungarn. — Die von der Windischen Nation[1] sind schon vom Frühjahr her unterwegs, sind donauaufwärts gezogen zu Fuß, mit Reittieren und Gespannen. Und die Armen und Heischenden unter ihnen sorgen nicht, was werden wir essen oder trinken; denn ein jeder kennt sie ja, die dunkelhäutigen Pilger aus dem Südosten, die alle sieben Jahre zum Heiltum nach Aachen und Sankt Cornely wallen — und ihnen eine milde Gabe zu verwehren, lieber selbst Strick und Geißel genommen als das.

In Mainz aber haben sie die eichenen oder tannenen Schiffe bestiegen, die sie rheinabwärts, zuerst nach Andernach, bringen; denn dort ruhen ihre Pilgerzeichen: die Kreuz- und Gebetsstöcke, und die alten, von Sonne und Regen gebleichten Prozessionsfahnen, die sie bei der letzten Fahrt auf der Heimreise, nach altem Brauch, hier zurückgelassen haben. Und dann nach Köln zu den drei königlichen Pilgern des Morgenlandes und dann nach Aachen und dann zum Heiltum an der Inde. — Was liegt ihnen daran, daß Aachen die Kaiserstadt ist: auch Jerusalem war eine Königsstadt, aber der Heiland wurde doch in Bethlehem geboren. — Singend und betend wallt es heran, aus allen vier Winden, und je näher die Straßen der Reichsabtei kommen, um so mehr drängen sich die Menschen und Tiere und Gespanne. Gleich der Wolkensäule, die vor Israel herging, steilt über ihnen weißlicher Staub gegen die sengende Sonne und lagert sich über ihren Wegen wie eine träge, flimmernde Schlange. — Und doch gehen ihre Gebete und Bußgesänge nicht unter in Dunst und Schweißdampf und sengender Hitze; denn wie Erhörung deucht es sie, daß jetzt hinter dem letzten Bergzug der stolze Turm von St. Stephan langsam emporsteigt. — Da geht es wie heißer Aufschrei durch die Reihen: das Heiltum! Das Heiltum! Die Erschöpften richten sich wieder auf, und die Schmachtenden vergessen den quälenden Durst, und die Siechen und Kranken in den Gespannen fühlen neue Kraft in den Adern; sie richten sich auf, um den ragenden Gruß des Reichsstiftes zu sehen. Der Turm der Kirche zu Sankt Cornely! Nun sind sie gerettet, nun wird ihnen Erlösung werden von dem Siechtum des Leibes und der Seele. — Und der reiche Aussätzige im überdeckten Karren greift mit seiner schneeigen Hand unter das Stroh seines Bettes nach dem sorgsam verborgenen Golde; denn er will alles opfern, wenn er auch nur den Saum des heiligen Gewandes berühren darf. — Die Siechen und Kranken in den anderen Wagen aber vergessen, daß sie schon in den Achselhöhlen das Zeichen der Pest und des Todes tragen. —

Unübersehbar drängen sich jetzt die Scharen auf dem Kupferweg, der alten Pilgerstraße, die von Prüm über Conzen zum Reichsstift führt; denn sie wissen, daß auf diesem Wege der päpstliche Legat herreiten wird, der die Bulle des Heiligen Vaters trägt, die allen Wallern zu Sankt Corneli um der Heiltümer willen dieselben Gnaden und Indulgenzien verleiht, die man früher nur durch eine Wallfahrt zum Heiligen Land erwerben konnte. — Schon während des frühen

[1] Dr. Kleinermanns: In zwei Schreiben des k. Ministers am Kölner Hofe Franz Josef von Bosstart an die k. Regierung in Wien vom 9. November 1775 und vom 25. Februar 1776 wegen Aufhebung der alle sieben Jahre an den Niederrhein geschehende Wallfahrt der unter dem Namen der Ungarn gehenden Windischen Nation ist auch von der Prozession derselben nach Cornelimünster die Rede.
„— nach welchem am 3. Tage der Auszug mehrbesagter Wallfahrer aus hiesiger Stadt nach Aachen weiter nach der Reichsabtei St. Cornelimünster" (stattfindet).
1587: „Diss jar haben die Ungarn nit wol uff Aich, Cornelis-Münster oder uff Trier mögen gehen —" (wegen Kriegsgefahren).

Digitized by Google

Nachmittags ist der Fürstabt, begleitet von seinen Kapitularen und den Rittern, ausgezogen, um dem hohen Boten bis Roetgen entgegenzureiten. —
Die Sonne geht schon langsam zur Gnaden, die Glut des Tages verebbt. Von den bewaldeten Bergen der Eifel steigt die erste erfrischende Kühlung nieder und lagert sich über die Hänge des Münsterlandes, feiner bläulicher Nebel sinkt über Kirche, Kloster und Häuser des Tales. Nur der stolze Turm der Sankt-Stephans-Kirche hebt noch auf ragender Höhe seine bekreuzte Spitze in das flutende Gold der verlöschenden Sonne. —
Auf den Pilgerwegen und in den Gassen des kleinen Ortes wird es stiller; Gebete und Gesänge ersterben. Auch die Pilgerstraßen werden leerer; auf den abgemähten Äckern und Triften der Berghöhen lagern jetzt die Müden beim flackernden Feuer und verzehren den kärglichen Inhalt ihrer Pilgertaschen. Aber ihre suchenden Augen schweifen noch immer zu den fernen Eifelhöhen: Ob er nicht kommt, der Bote des Papstes, er, der Heilige, den Gott ihnen schickt, auf daß sie frei und ledig werden vom Unrat der Sünde und verhohlener, schwerer Schuld — der es bei sich trägt, das neue Heiltum mit dem Siegel des Papstes, das ihnen Nachlassung verspricht zu Sankt Cornely.
Da, ein Schrei! — Wie ein Schwarm aufgescheuchter Vögel brandet und rauscht es empor! Sie kommen! — Sie kommen! Auf der Höhe des Kupferweges, von Roetgen her eine Staubwolke — Reiter! — Die auf den Itern haben sie zuerst bemerkt — jetzt tauchen sie deutlich auf: ein stattlicher Zug! Sie kommen! Sie kommen! — Wie ein Lauffeuer springt es von Mund zu Mund. — Langsam nähern sie sich den Grenzen der Reichsabtei. Als erster Herr Raimond Perault von Saintes, Nuntius apostolicus et per Germaniam legatus de latere. Zu seiner Linken reitet Seine Kaiserlich Römische Majestät, Karl IV. von Luxemburg; ein glücklicher Zufall hat sie zusammengeführt; denn während Karl auf dem Königshof Büllingen weilte, um in den wildreichen Ardennen der Jagd zu pflegen, überbrachte man ihm, daß der Nuntius, von Prüm kommend, durch die Eifel zum Reichsstift reise, und so hielt er die Gelegenheit für günstig, mit dem hohen Legaten über wichtige Dinge Zwiesprache zu pflegen. In ernstem Gespräche reiten sie ihrem Gefolge ein Stück voran: Insbesondere scheint die Residenz Seiner Heiligkeit zu Avignon dem Kaiser durchaus zu mißfallen: Gewiß, er verdanke es ja viel der Unterstützung des Papstes und Frankreichs, daß er sich gegenüber den deutschen Fürsten und Ludwig dem Bayer habe durchsetzen können, aber trotzdem müsse er aus politischen Gründen dawider sein, daß der geistige Schwerpunkt der Welt dauernd so stark zu ungunsten seines Landes verschoben worden sei, und wenn der Herr Nuntius auch ein Franzose von Geblüt sei, so getraue er sich doch wohl anzunehmen, daß Seine Eminenz aus Gründen kirchlicher Zucht und Ordnung dem gleichen Wunsche beistimmen dürfte, den er selbst mehr aus politischen Erwägungen heraus getan habe. — Der Herr Nuntius aber stemmt die behandschuhte Rechte in die Seite und sieht nachdenklich auf die weißen Zügel seines Rappen, worauf er erwidert, daß Seine Heiligkeit in ihren Entschlüssen autonom sei, er selbst aber gern alles unterstützen werde, was in der Richtung der Wünsche Seiner Kaiserlich Römischen Majestät liege. Wobei er anheimgestellt lasse, ob es nicht ersprießlich sein würde, wenn Seine Majestät durch Einwirkung auf seine Erzkanzler von Deutschland, Burgund und Italien seinen Wünschen größeren Nachdruck verleihen würde, da diese Fürsten als Erzbischöfe bei Seiner Heiligkeit nicht ohne Einfluß seien. — Seine Römische Majestät scheint von dem vorsich-

Digitized by Google

tigen Rat nicht sonderlich befriedigt. Deshalb erwidert er, daß er den Vorschlag zwar dankbar annehme, sich aber im Hinblick auf die starken Bande, die den päpstlichen Hof an Avignon zu fesseln schienen, wohl kaum würde dabei bescheiden könne, und im Hinblick darauf, daß man in Frankreich ebenso leichtlebig im Hofleben wie wetterwendisch in der Politik sei, der Angelegenheit eine so große Bedeutung beimesse, daß er sich wohl demnächst selbst nach Avignon begeben werde, um dem Papste vorzustellen, was Tradition und Belange der Kirche von ihm erheischten. — Im übrigen habe er auch bei dieser Gelegenheit vor, sich in Arles krönen zu lassen; denn trotz gewisser Ränke sei er doch fest entschlossen, die Oberhoheit über die burgundischen Gebiete unter allen Umständen aufrechtzuerhalten. Und er bitte Seine Eminenz, die beteiligten Höfe über dieses sein Vorhaben gegebenenfalls in keinerlei Zweifel zu lassen — worauf der Nuntius ausweichend bemerkte, daß die heutige ehrenvolle Unterhaltung mit Seiner Römischen Majestät ihn nur in der Überzeugung habe bestärken können, daß allein ein Regnum Seiner Heiligkeit innerhalb des Patrimoniums Petri jene Eintracht herbeiführen könne, wie sie zwischen zwei so mächtigen Herrschern, wie es der Papst und Seine Kaiserlich Römische Majestät wären, so dringend vonnöten sei. — Und er wolle bereit sein, dieser seiner Überzeugung auch am Hofe von Avignon Ausdruck zu geben, trotzdem er sich dadurch mit den Interessen seiner engeren Heimat in Widerspruch setzen müsse — worauf Seine Römische Majestät, von diesem Versprechen anscheinend befriedigt, das Thema verließ, um sich mit einem freundlichen Lachen dem greisen Fürstabte Winrich von Kinzweiler zuzuwenden, dessen hohe, achtunggebietende Gestalt er noch von der Kaiserkrönung zu Aachen her in guter Erinnerung hatte. Lachend erzählte er, wie er durch die Zeigung des Heiltums anno 1349 beinahe um seine Kaiserkrone gekommen sei; denn da er mit seiner Gemahlin Anna gegen Aachen fuhr, um sich im Dome krönen zu lassen, war es ihm wegen der Menge der Geißler und Pilger überhaupt nicht möglich, in die Stadt einzureiten, so daß er in Bonn auf offenem Felde unter einem Zelte warten mußte, bis die Zeit des Heiltums vorüber war, und die Krönung deshalb erst am 25. Julius vor sich gehen konnte[1]. —

Unter diesen Gesprächen waren die vier vordersten Reiter, zu denen auch der Herr von Monschau gehörte, mit ihrem Gefolge den Grenzen der Reichsabtei näher gekommen, und da nun Seine Römische Majestät die gewaltige Menge des harrenden Volkes sah, es aber nicht für gut befand, bei diesem feierlichen Anlasse im unscheinbaren Jagdgewande mit einzureiten, auch dem ohnehin mit Sorgen überbürdeten Fürstabt nicht auch noch die unerwarteten Pflichten eines kaiserlichen Quartiergebers auferlegen wollte, so verabschiedete er sich mit seinem kleinen Gefolge, um für die Nacht die Burg seines Jagdgenossen, des Herrn von Monschau, aufzusuchen. Als dieser ihm aber, erfreut ob dieser unerwarteten Ehre, das Geleit dahin geben wollte, lehnte er dies als unnötig artig ab, da die Frau Burgherrin von Monschau im Brettspiel der Unterstützung ihres Gemahls durchaus nicht bedürfe. —

Auf dem Schneppenberg, da, wo der Pfahl mit dem Horn des heiligen Cornelius die Grenzen des Reichsstiftes bezeichnete, drängte sich das Volk. — Wie ein dunkles, wogendes Meer säumte es die Grenzen des Weges. Inmitten der Straße aber stand schon der Landpfarrer von Sankt Stephan mit seinem Kaplan und

[1] Nach einer Chronik: „— volgend zeugt Carolus 4. gen Aach, da konde er vor den bilgern und geyßlern nit in di stat —".

Digitized by Google

den Mesnern und dem Kreuzträger. Hinter ihnen, in dunklen Tuchröcken, die ehrwürdigsten Vertreter des Kirchspiels und der Bruderschaft vom Heiligsten Blute.
In leichtem Trabe kommen die Reiter jetzt näher; brausende Freudenrufe, die aber allmählich ersterben; wie ein Windstoß über Ähren, wie ein sanft wiegendes Wellental gleitet es neben dem ersten Reiter nieder — wo er vorbeikommt, sinken die Menschen in demütiger Schauer zusammen: der Nuntius apostolicus, der aus Avignon die Ablaßbulle des Papstes bringt! Statt der fehpelzbesetzten Kappa trägt er jetzt den roten Kardinalshut. Von dem kurzen, samtnen Schultermantel fallen golddurchwirkte, reichverästelte Quasten auf seine Brust. Sein goldenes Pektorale und die Silberplattierung des weißen Saumzeuges seines Rappen glitzern in der sinkenden Sonne. Zu seinen Seiten der abbas princeps, Winrich von Kinzweiler, und der Graf von Monschau. Ihnen folgen die geistlichen Diener des Legaten, der Prior Petrus von Rotheim mit den Kapitularen und die Ritter und Junker des Reichsstiftes, alles fürnehme und wackere Reiter, zuvorderst auf reichgeschmückten Schabracken: Klas von der Schwarzenburg, Heinrich von Kruithausen, Gobel von Notum, Odo von Stockum, Vrank von Slekum, Bertram von Binsfeld, Zander van Ketnis, Klas zo Vraisenradt und Bert von der Hütten. Den Beschluß hinter den Junkern macht Johann von Veienhofen, der Schultheiß zu Sankt Cornely.
Am Grenzpfahl hält der Nuntius wartend sein Pferd an. Da reitet sein Kaplan näher und entrollt von den hinteren silbernen Sattelhaken des Rappen eine dicke, zierlich gewirkte Schnur und läßt sie zu beiden Seiten des Tieres herniedergleiten: das Gnadenseil! Wie freudig erregtes Rauschen durchströmt es die harrende Menge: das Gnadenseil! Die Hoffnung der Verstoßenen und Friedlosen! Das ihnen noch einmal die Tore der Heimat, des verbotenen Paradieses öffnet! Unruhig, spähend wandern die Augen; ob einer mit einkommen wird, um Gnade zu heischen. — Über das Gesicht des Fürstabtes huscht ein unwilliges Zucken; wird er nicht jetzt schon genug Sorge und Mühe haben, während der Heiltumstage Ruhe und Frieden aufrechtzuerhalten? Was soll erst werden, wenn mit dem Gnadenseil auch noch solche einkommen, die ohnehin schon wegen schwerer Missetat geächtet sind! Unauffällig reitet er näher: Ob Seine Eminenz nicht unter den obwaltenden Umständen auf das Recht der Gnade verzichten wolle? Übrigens habe er durch einen besonderen Passus den schwersten Übeltätern doch jedes Einkommen untersagt. — Aber der Nuntius scheint nicht gewillt, der Bitte zu willfahren; auf das ragende Kreuz des Mesners hinweisend, erklärt er dem besorgten Fürstabt, daß er an dem alten Recht festhalten müsse, daß bei dem feierlichen Einzuge eines päpstlichen Legaten ein „jeder" dem Kreuz frei folgen dürfe. — Da aber mittlerweile Pfarrer und Mesner sich bereits zum Einzuge geordnet hatten, überreicht er jetzt vor allem Volke dem Fürstabt die Pergamentrolle mit der Ablaßbulle des Papstes, die an leuchtenden Seidenbändern die Siegel Seiner Heiligkeit, Innocenz VI., trägt[1]. Und während der Abt noch sein ungeduldig tänzelndes Pferd zurückdrängt, beginnen mit einem Male die Glocken der Klosterkirche und zu St. Stephan zu läuten, und von den umliegenden Bergen und Waldhöhen donnern die Böller; wenn das neue, seltsame Schießpulver auch teuer ist, es wird nicht daran gespart. — Und nun setzt sich der Zug in Bewegung, um unter dem brausenden Jubelgeschrei Tausender über die sanft abfallenden Hügel zum Kloster an der Inde hinabzusteigen. —

[1] Original heute im Provinzialarchiv zu Düsseldorf.

Digitized by Google

Da ist auch für Reinart von Eynendael die Stunde gekommen, jahrelang herbeigesehnt und nun doch die schwerste seines Lebens. — Mit zuckendem Gesicht bricht er durch die Mauer der Knienden und greift wie ein Ertrinkender nach dem Gnadenseil. Wie verzweifeltes Schluchzen klingt es aus der Qual seines Herzens und seiner Seele, das heischende Wort: Misericordia! — Da geht es wie blutrotes Zucken durch die Schar der Ritter und Junker: Da! Reinart von Eynendael! Er kommt mit ein, um Gnade zu heischen! Und sein früherer Herzbruder und liebster Freund, Loi von Hardenberch, wischt verstohlen mit der schweren Faust über die Augen, als er sieht, was zehn Jahre des Elends aus seinem Waffenbruder gemacht haben. —

Ob man ihm Gnade gewähren wird? Flüsternd gehen ihre Worte und Meinungen. Aber es ist wenig Hoffnung; Herr von Kinzweiler ist ein gar strenger Herr — und wenn der Nuntius wieder ausreitet, wird Reinart von Eynendael ihm wohl folgen müssen. —

Aber jetzt läuten die Glocken, die Böller krachen, und Tausende Mühselige und Beladene sinken in frommen Schauern demütig zu Boden, wenn der Nuntius apostolicus mit segnender Hand an ihnen vorbeireitet. —

An der Einfahrt des Reichsstiftes sind die schweren, eisenbeschlagenen Doppeltore weit geöffnet. Reiter der Hunnschaft zu Sankt Cornely drängen mit lautem Zuruf das freudig erregte Volk zurück. Auf dem Klosterhof, vor der Residenz des Abbas, die außerhalb der Klausur liegt, hält der Zug. Fürsten und Ritter steigen erleichtert aufatmend von den Reittieren und werfen den herbeieilenden Klosterdienern die Zügel zu. Dann schreiten sie dem von zahlreichen Lichtern festlich erleuchteten Aufgange zu, um bei einem fürstlichen Gastmahle die Beschwernisse des Tages zu vergessen. Nur der Prior, Petrus von Rotheim, steht noch mit dem Schultheiß neben dem Pferde des Legaten. In ihrer Nähe Reinart von Eynendael; er hat jetzt das Gnadenseil losgelassen, weil er im Asyl des Klosters ist. Da nimmt Herr von Veienhoven an Stelle des Priors sein kurzes Ritterschwert, trennt ein Ende des Gnadenseils ab und reicht es dem Friedlosen, damit er später ohne Gefahr und Anfechtung das Refugium des Klosters verlassen kann.

Petrus von Rotheim steht jetzt neben Reinart von Eynendael:

Was heischest du?

Die Gnade des Schwertes und der geweihten Erde!

Ich werde dem Abbas dein Begehr vortragen; morgen früh wird dir am Ausgange der Stephanskirche Bescheid werden. Verhaltenes Mitleid dämpft die Worte des Priors: Wenn du aber keine Botschaft erhalten solltest, vergiß nicht, mit dem Legaten wieder rechtzeitig auszuziehen. Nun geh in das Refektorium und laß dir geben, was Brauch ist. Damit wandte er sich bewegt um und ging mit raschen Schritten der festlich erleuchteten Abtswohnung zu. — (Schluß folgt)

*

Digitized by Google

Die Insel des großen Friedens

Von Sitsa Karaiskakis

(Deutsche Übertragung aus dem Neugriechischen von Peter Hein)

DAS Schiff hatte ihn für vieles Geld an den Landungssteg der Insel getragen. Er hatte dem Kapitän gesagt: „Nehmen Sie mich mit, hinaus aufs Meer! Fahren Sie mich an einen Ort des Friedens, an dem man einen großen Schmerz vergessen kann!" Hatte ihm dabei ein pralles Bündel Banknoten auf den Tisch geworfen, und das viele Geld hatte die Augen des Schiffers hell aufblitzen lassen. Noch niemals hatte er eine so große Summe Geldes gesehen. Er hatte augenblicklich das Steuer herumwerfen lassen und die Nase des Schiffes in den Wind gedreht. Nach einer Insel, die wie ein Zauberbild im Meere schwamm. Die er dem Fremden als die Insel des wahren Friedens beschrieb. Der Fremde hatte auf dem Vorderdeck gestanden. Hatte den Bewohnern des Eilands mit dem Hute gewinkt, denn sie waren alle zusammengelaufen, um das Wunder des seltenen Ankömmlings zu bestaunen. Ein Fremder! — Ein Fremder auf ihrer Insel? —

Er summte ein kleines Lied seiner Heimat, als er den Fuß auf die Planken des Steges setzte. Grüßte die barfüßigen Inselbewohner, die sich dort drängten, herzlich, denn das große, ihm so lange unbekannt gebliebene Meer hatte mit seinem Schweigen und seiner stillen Milde seine schmerzenden Gedanken beruhigt und den wehen Kummer seiner Seele leise einschlafen lassen.

Der Schiffer hatte den Inselbewohnern zugeraunt, daß der Fremde sehr viel Geld besitze, und daß es ihm gar nichts zu sein scheine. Nun starrten sie ihn mit hungriger Gier an, und ihre Augen schienen ihn durch und durch bohren zu wollen, als suchten sie nach seinem Golde, mit dem sie ihr elendes Hundeleben ein wenig menschenwürdiger gestalten konnten.

Mit unterwürfigen, kriechenden Bücklingen kamen ein paar von ihnen heran und erwiderten seinen Gruß. „Willkommen, Herr, auf unserer Insel! Wir werden Euch so gut aufzunehmen wissen, wie es einer Person Eures Standes zukommt!" Er verstand ihre Sprache nicht, aber er nickte freundlich. Strich den schmierigen, rotznäsigen Kindern [illegible]tig über das storre Haar und lächelte zu den gaffenden Frauen hinüber.

Sie hielten ihn für einen Narren. Er roch ja nach Lavendelwasser und nicht nach Salzfischen, wie sie. Er trug einen erbsengroßen, blinkenden Edelstein in der Seidenkrawatte und lachte gutmütig.

„Ein Narr!" sprachen darum ihre Augen. „Ein Narr!" höhnten ihre Gebärden. „Ein großer, törichter Narr!" sagte der Austausch ihrer Blicke. Doch — er war ein Narr mit vielem Gelde, und deshalb sprachen sie es nicht offen aus. Deshalb warfen die ungewaschenen Kinder auch nicht mit Steinen nach ihm, wie nach dem Tölpel, dem Vagelis.

Der Fremde hatte sich im Schatten einer breitästigen Platane ins Gras gesetzt. Eine Quelle murmelte an seiner Seite silberstimmige Willkommensgrüße. Sie redete eine aufrichtige, eindeutige Sprache. Er hatte den Rock abgeworfen und breitete die Arme wie zwei Flügel in die blaue Luft. Die barfüßigen Inselbewohner ringsum lachten und stießen sich an. Jetzt waren sie überzeugt, daß er ein Tor war. Wie konnte sich sonst anders ein Mensch zu ihnen hinlegen, sich im Baum-

Digitized by Google

schatten umherwälzen, wenn er soviel Geld in der Brieftasche besaß und einen erbsengroßen Diamanten in der Krawatte trug.
Dazu klopfte er sie freundlich auf die Schultern und redete mit ihnen in einer Weise, wie sie es untereinander niemals taten. Sie waren harte, rohe Menschen. Sie konnten einander um zwei Gerstenkörner umbringen. Ihre Frauen stritten sich um einen Eimer schlechten Brunnenwassers, und ihre Kinder schlugen sich um eine Krabbe, kleiner als das kleinste Fingerglied, die Nasen blutig. Der Fremde aber küßte ihre schmutzige Brut und sagte den ausgemergelten Frauen gütige Worte.
„Vielleicht will er eine von ihnen haben", fragte einer den andern leise, denn die Inselfischer hatten keine Freundlichkeiten für sie. Sie schlugen sie blau oder traten mit den Füßen nach ihnen, denn sie waren ihnen nichts weiter als brauchbare, geduldige Haustiere.
„Ach was", sagte einer; „er ist ein ausgewachsener Narr!"
Ein anderer brachte in einem roten Tuch gedörrte Fische herbei und bot sie ihm zum Kauf an. Der Fremde lachte und gab dem Manne ein Geldstück, das den hundert achen Wert der armseligen Fische ausmachte. Er war aber kein Freund von Klippfischen und stellte sie zur Seite. Erstaunt sahen sie ihn von neuem an. Er war wirklich das Seltsamste, was ihnen bisher begegnet war. Er aber hielt sie für offene Menschen mit aufrichtigem Herzen. Er wollte ihnen darum Freude machen und gab ihnen mit offener Hand. Sie aber lachten wieder verstohlen. „Welch ein Glück, daß er ein solcher Narr ist! Wir werden ihn uns festhalten!" Er nickte ihnen zu, denn er glaubte, daß sie ihm Dank für seine Gaben sagten. Ein Glanz des Glücks und der Freude überzog dabei sein Antlitz.

*

Er war am Strande einem braunen Mädchen begegnet. Sie war nicht bloßfüßig wie alle anderen und hatte weder die häßlichen, knotigen Finger noch die blöden Augen der Inselweiber. Er hatte sie gegrüßt, und sie hatte ihm ihre Hand gereicht. Sie sprach in seiner Sprache. Er fragte sie über die Insel aus. Sie bot ihm dazu ihren Feldstuhl, und der Fremde blickte auf ein Buch, das sie aus der Hand gelegt hatte. Es war ein tiefes, ungewöhnliches Buch, so daß sich seine Augen erstaunt weiteten und seine Finger nach den ihren suchten. Die Fischer standen währenddessen seitab, aber ihre Blicke schienen dem Mädchen zuzurufen, daß er ein Narr wäre.
„Ihr seid Narren!" erwiderte sie in der Sprache der Insel, „wahrhaftige Narren!"
Sie waren zornig, weil sie nicht verstanden, was die beiden miteinander sprachen. Schon immer hatten sie das Mädchen mit argwöhnischen Augen betrachtet. Sie war unter ihnen wie eine Lilie, die im Unrat blüht. Der Fremde sprach mit ihr über vielerlei Dinge, und immer antwortete sie ihm mit schlichter Offenheit. Auch sie war in einer fernen Stadt geboren und aufgewachsen.
Die Fischer stampften mit den Füßen. Wie ärgerlich, nicht zu wissen, was die zwei miteinander sprachen! Vielleicht, daß sie über sie spotteten. Daß sie ihm gar sagte, er solle seine Hand nicht mehr allzu offen halten? Der letzte Gedanke versetzte sie in Wut. Ihre Augen sprühten unter den gefinsterten Brauen Blitze. Er aber erzählte ihr von sich. — Er war aus gutem Hause. War reich, aber eine Enttäuschung in der Liebe und im Leben hatte ihn einsam werden lassen. Er stand mit tränenden Augen, und die Fischer, die jede seiner Gesten verfolgten, waren erstaunt, daß er trotz seines vielen Geldes weinte. „Ein Narr ist er eben!" wiederholten sie überzeugt, „ein großer, törichter Narr!"

Digitized by Google

Da griff der Fremde in die Tasche und reichte dem Mädchen eine Handvoll Geldstücke. Sie entgegnete lächelnd etwas, nahm dann die Münzen mit beiden Händen, hob sie empor und warf sie unter die überraschten Fischer.

Sie stürzten sich in wildem Knäuel darüber. Die schweren Männer traten auf die knochigen Füße der armseligen Kinder und die gekrallten Finger der rasenden Frauen, die sich gierig auf den Boden geworfen hatten. Der Fremde lachte über das eigenartige Bild, und das Mädchen warf einen Blick der Verachtung auf das kreischende Volk. Als sie die letzten Münzen aufgesammelt hatten, blitzte der Wunsch aus ihren Augen, dasselbe Spiel noch einmal wiederholt zu wissen.

„Sehen Sie," sagte der Fremde dem Mädchen, „wie sehr das Geld überall die Menschen in Aufruhr bringt und durcheinanderwirbelt. Aber die Seelen zur Ruhe und zum Frieden zu bringen, das vermag es nicht. Alles macht es unwürdig, alles klein, alles unsicher. Sicherheit ist nur im großen Reich der Liebe!"

*

Es war Nachmittag! Der Fremde war mit dem Mädchen und ein paar Fischern in ein Boot gestiegen, um eine Fahrt nach der jenseitigen Küste des großen Golfs zu unternehmen. Die Sonne sank wie eine große, verglühende, rote Feuerkugel, die keine Strahlen mehr zu verschießen hat. Das Wasser schimmerte wie zartes, rosenfarbenes Kristall. Vom Ufer her wehte verwirrend-süßer Duft blühender Brustbeerbäume, und der kleine Fichtenhain hauchte balsamischen Ruch. Das alles drang tief in die Seele des Fremden. Auch in dem sanften Mädchen, das voller Milde war, fand er etwas, was ihm Ruhe gab. Als er sie bat, ihm ein Lied zu singen, war ihr Gesang das, wonach sich seine Seele sehnte. „Es ist vielleicht doch die Insel des großen Friedens", murmelte er. „Wahrhaftig, es ist die Zaubersee der ewigen Ruhe!" Er war ganz, ganz still. Aus der Wärme aber, mit der er dann zu dem Mädchen sprach und ihr die Hände reichte, schlossen die Fischer, daß er ihr Abschiedsworte sagte und nun wohl weiterziehen wollte.

Sie machten, als sie das Boot zur Heimfahrt wendeten, drohende, finstere Mienen. Sie flüsterten, und das Mädchen, das sie gut verstand, erschauerte, als sie in ihre glühenden Augen blickte. Sie wurde bleich, und ihr Herz schlug wie eine Alarmglocke, die große Not anzeigt. Sie redete mit ihnen in ihrer Sprache. Beschwor sie und drohte ihnen, aber der böse Gedanke war schon geboren. Sie nickten einander mit dem Kopfe zu. Dann traten zwei starke Männer, die auf dem Hinterdeck des Schiffes gesessen hatten, zu dem Fremden. Im selben Augenblicke, als das Mädchen rief: „Mörder! Hütet Euch vor ihnen!" griffen vier stählerne Fäuste nach ihm, der arglos und ahnungslos aufs Meer schaute, durchwühlten seine Taschen und warfen, was sie darin fanden, aufs Deck. Bevor er begriffen hatte, was geschah, hatten sie ein Schiffstau um seine Arme geschlungen und stießen ihn über Bord. Drohend sprang das Mädchen auf. Die Schiffer warfen sich ihr entgegen. Sie aber kämpfte wie eine Mänade, und es war ein so wildes Ringen, daß das Boot kenterte. Die Wellen schlugen zusammen. Kieloben trieb der Kutter im Abendrot. Im mühseligem Schwimmen erreichten die Fischer das Ufer. Brachen erschöpft im Sande zusammen. Schlichen dann zerfetzt und mit leeren Händen in ihre schmutzigen, elenden Hütten. Rauschend schlugen die Wellen an die Klippen. Der Mond dämmerte langsam herauf, und sein bleicher Schein zuckte über das Wasser, wie wenn er höhnisch spottete: „Die Zauberinsel des großen Friedens? Die Insel der großen Ruhe? Hehehe!"

Digitized by Google

Die Mouche

Von Gert Buchheit

UM diese Tage ging das Gerücht, daß Heinrich Heine erkrankt sei. Aber nur wenige wußten darum. Seit Jahren hatte er einen alltäglichen Beruf in dieser Stadt. Er schrieb, dichtete und liebte und schien so einer der ihren, nur wenig stiller und ohne Absonderlichkeit . . .

Im Café Farrère klingen die Gläser. Ein helles, fast erschrockenes Klingen läuft durch den Saal. Mittag ist bereits vorübergefallen, und noch immer sitzen sie beisammen: Enfantin, der Durstige mit dem Herzen für sein Volk, für sein bon peuple de France, Raoul Torrent mit dem brandroten Haar und der Schlächterhand, die so zerbrechliche Frauen malt, Dimitrj Soljeikoff, der Ausgestoßene aus dem Osten, um den Steppengeruch liegt und die Unsicherheit seiner verlorenen Rasse — und die andern, blutjunge noch, voll Mut und Stolz, alte, fast resigniert, Anachronismen, die es nicht vertragen können, daß die Zeit anders will als sie. Aber über allen die Kunst und die Liebe zum Leben.

Die Gläser klingen. Das Rot des Weines bricht sich in tausend Strahlen, und die laufen mit den Augen um die Wette, mit den heißen Augen, die nicht müde geworden sind im Anblick der Erde.

Enfantin spricht, abgehackt wie ein Bildhauer, der Steine bricht, Stück um Stück: „Menschen müßt ihr sein! Nur Menschen, alles verzeihend, damit euch alles verziehen wird, müßt euch erniedrigen um des Nächsten willen, der euer Bruder ist. Draußen in der Morgue, da liegen die Toten: Säufer, Narren, Spieler — Ruinen der Gesellschaft. Eure Moral hat sie getötet!"

Und dann ist Stille. Jäh und lang. Bis einer aufsteht, in die zersplissene Jacke greift und ein paar Blätter herausreißt . . . und liest. Erst langsam, zerbröckelnd, dann in einem Atem, als gälte es, dem Tode zu entlaufen.

Da kauert das Schweigen um jeden Sitz. Steigt die Wände empor, schließt den Lärm der Straße ab, läßt die Hand am Glas erstarren. Die vom Nachbartisch drehen verlegen die Hände, schauen herüber und dann vor sich hin. Es ist etwas über die Menschen gekommen, was mächtiger ist als sie alle, etwas Unsagbares, Großes. Und Troissier liest. Die Minuten verrinnen. Schon stirbt die Dämmerung. Er aber liest, liest Heinrich Heines letzte Worte — die Worte des Fremden an die Welt, an die Menschen, an sein Vaterland, an dem keiner je mit frechem Lästermund so herzenstief gehangen wie er.

Der Türvorhang rauscht. Einmal. Zweimal. Niemand hebt das Auge. Aber ein Schatten steht jetzt im Saal. Ein Mensch. Der Schatten wächst nicht. Er steht groß und unbewegt. Und etwas wie Blumenduft kommt von ihm her. Aus dem Körbchen, das sie am Arme trägt, steigt er auf, legt sich auf Tisch und Wände und auf das Blatt, aus dem der andere vorliest.

Da schweigt Armand Troissier . . . knickt auf den Stuhl und schaut ins Leere. Der Russe stützt den Arm. Es klingt etwas hart. Der Tisch muß einen Sprung haben. Da wacht alles auf. Auch die Frau an der Tür. Ihr Schatten wird größer, und sie sieht ihn. Erschrickt! Denn sie sieht sich selbst, sich und ihre Zukunft. Größer wird diese sein und ein Schatten. Für wen?!

„Heinrich Heine ist krank, ihr Freunde! Er wird nicht lange mehr leben." Der so gesprochen, nimmt den Hut. Und nach ihm die andern. Sie gehen hinaus in

Digitized by Google

den Abend, in die Lichter der Stadt und verlieren sich irgendwo. Keiner sieht die Frau in der Ecke, keiner sieht den Schatten an der Wand. Keiner das Licht, das die gebrochenen Scheiben um goldbraunes Haar werfen wie einen silbernen Schleier . . .
Droben auf dem Montmartre aber in dumpfer Matratzengruft, da liegt spät am Abend einer und eine fremde Frau, die er nie gesehen, hält seine Hände . . . kühlt seine fiebernde Stirn . . . und küßt seinen heißen Mund.

*

Erste Flocken

Waldher wehen erste Flocken,
Die, wie sich besinnend, stocken.
Scheu an kahle Bäume rühren
Und dann wieder weiterspüren.
Plänkler sind es vor der Front
Jenes Heeres am Horizont,
Das den dunklen Himmel säumt
Und von schnellen Siegen träumt.

Wie sie wirbeln, wie sie wandern,
Immer eine nach der andern,
Selbst sich hetzend und gehetzt,
Bis auf einmal wirbelfroh
Schnell verdunkelnd Tor und Turm
Das gewaltige Heeresgros
Jäh entfesselt, hoch im Sturm
Über alle Dächer fetzt.

Von F. Schrönghamer-Heimdal, Passau-Haidenhof

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm Weber als Dichter seiner Zeit

Von P. Benitius Menke, O.F.M.

Fr. W. Webers Stellung zum Kapitalismus und Industrialismus und ihren politischen Auswirkungen

FRIEDRICH Wilhelm Weber war durch seine ganze Bildung, durch seine Reisen und vor allem durch seine Parlamentstätigkeit in Berlin — er war ungefähr 30 Jahre lang Zentrumsabgeordneter — aus der Enge kleinstädtischer Verhältnisse und kleinbürgerlichen Denkens seiner Zeit hinausgewachsen. Durch keine persönlichen Interessen gebunden und nur dem Volke dienend, das ihn in das Parlament gewählt hatte, gewann er einen tiefen Einblick in den sozialen Aufbau der neuen Gesellschaft. Nur mit größter Sorge verfolgte er die folgenschwere Entwicklung, die der neue deutsche Kapitalismus und Industrialismus nahm. Die eigentliche Kraft, die diesen wie jenen großzog, erblickte Weber in dem Geiste des Materialismus, der das gesamte Denken und Streben der Zeit bestimmte.

Philosophischer und praktischer Materialismus gingen einmütig Hand in Hand. Das materialistische Denken in Deutschland ging hauptsächlich von den Medizinern und Naturforschern aus. Das zeigte sich vor allem im Jahre 1854 bei der Göttinger Tagung der Naturforscher, wo Karl Vogt die Alleinherrschaft der mechanischen Weltanschauung proklamierte. Die Ideen der führenden Vertreter des Materialismus (Vogt, Moleschott, Büchner) wurden von den rationalistischen Religionsphilosophen aufgegriffen und auf die Religion übertragen. David Friedrich Strauß wollte Ernst machen mit den Resultaten der modernen Naturforschung. „Er verlangte die Entfernung alles dessen aus der Religion, was sich nicht restlos in Wissen umsetzen läßt." Feuerbach, der „seine Hörer aus Kandidaten des Jenseits zu Kandidaten des Diesseits machen wollte", arbeitete nur mit praktischen Argumenten. Nach ihm ist das Prinzip der Moral und der Religion überhaupt der Glückseligkeitstrieb.

Das waren brauchbare Normen für den Kapitalismus und Industrialismus, der mehr und mehr seine eisernen Fäden wie eine Riesenspinne über ganz Deutschland zog und nach dem Kriege 1870 und 1871 nicht nur einen großen Teil der französischen Milliarden, sondern auch wertvollste Kräfte und Güter des deutschen Volkes aufsog.

Weber kennt die pathologischen Erscheinungen, die der Kapitalismus im freien Spiel der Wirtschaft am sozialen Körper des Volkes schafft. Er weiß, daß, je stärker und übermächtiger die Großindustrie aufwächst, um so mehr der Mittelstand, in dem die eigentliche beharrende Kraft des Volkes liegt, zermürbt wird. Der kleine Mann, der von seinem Geschäft, von seinem Handwerk, seiner Hände Arbeit lebt, kämpft vergebens gegen die Konkurrenz der Großen, gegen die Konkurrenz der Maschine. Es ist ein Kampf gegen Windmühlen, bei dem er langsam zu Grunde geht. Noch mehr: In dem Maße, wie die Industrie in ihrem technischen Aufbau, in ihrer ganzen maschinellen Durchbildung fortschreitet, werden die Arbeiter überflüssig. Die konsequente und gewollte Folge sind Entlassungen. So

Digitized by Google

entstehen die auf jeden Wink der Großindustrie bereiten industriellen Reservearmeen der Arbeitslosen. Da die Arbeitslosen nichts haben und in ihrer Not gern bereit sind, auch für unzureichende Bezahlung zu arbeiten, ermöglichen sie dem Kapitalismus, den Lohn überhaupt niedrigzuhalten. Der Arbeitslohn ist ja für den Unternehmer gleichbedeutend mit Unkosten. Für den Arbeiter aber bedeutet er Brot und Leben. Unser Dichter ist empört über die furchtbare soziale Ungerechtigkeit, auf die er da immer wieder stößt, und trifft sie mit scharfer und bitterer Satire:

„Wenn du den Großen dienst, verzicht' auf Lohn.
Arbeit ist Gnade, die sie dir erzeigen.
Für reich entschädigt halten sie dich schon,
Wenn sie sich rückwärts gegen dich verneigen."

Als Arzt hat Weber einen offenen und geschulten Blick für die gesundheitlichen Schäden, denen der Industriearbeiter bei der primitiven sozialen und speziell hygienischen Arbeiterfürsorge seiner Zeit ausgesetzt war. Um so mehr ist er über den rücksichtslosen Macht- und Goldhunger der Großen empört. Er kann die Mißachtung der Mitmenschen und den alle Schranken überschreitenden Egoismus der Zeit nicht verstehen. Selbst bei den unvernünftigen Tieren vermeint er solch brutales Vorgehen nicht zu finden, wie er es im Leben beobachtet. In „Dreizehnlinden" läßt er Elmar sprechen:

„Und der Erdensohn, um aller
Not ein Übermaß zu schaffen,
Schlag um Schlag auf seinesgleichen
Schwingt er die verruchten Waffen.

Oh, nicht hungerhagre Wölfe,
Die ein krankes Reh gefunden
Und sich balgen um die Beute,
Reißen sich so tiefe Wunden."

Diese Worte gehen an erster Stelle auf den Kampf der Franken mit den Sachsen, in ihrer satirischen Schärfe aber auf den Kulturkampf und auch zugleich bewußt auf die rücksichtslose Macht- und Goldgier der Zeit.

Weber hatte mit klarem Blick im Materialismus den bösen Dämon der Zeit erkannt. Ihm galt sein erbittertster Kampf. Symbol des materialistischen Zeitgeistes war ihm der Uhu, dieser unheimliche Nachtvogel, der blind ist für den hellen Tag, und der nie den blöden Blick zu reinem Lichte und zu reiner Höhe heben kann. Diesen Zeitgeist, dessen Moral wechselt wie die wechselnde Laune des Tages, und der sich selbst das Maß aller Dinge ist, zeichnet er in seiner ganzen Charakterlosigkeit:

„Was wir tun, das ist das Wahre,
Und ihr sollt uns nicht bezichten.
Will's mit der Moral nicht stimmen,
Müßt ihr die Moral berichten."

Der Zeitgeist ist in seinem materialistischen Denken und Streben rein egozentrisch eingestellt. Dieses Streben ist rücksichtslos, mag auch der Nächste mit seinem Glück darüber verderben. Scharf trifft hier die Satire des Dichters, und sie trifft vor allem jene, die in ihrem Egoismus über das Wohl des Nächsten hinwegschreiten und dabei noch den Mantel der Nächstenliebe um ihre Schultern schlagen:

„Iß und beiß die Nebenesser
Ist der Grundsatz, den ich übe,
Und ich lernt ihn bei den Menschen,
Und dort heißt er Nächstenliebe."

Digitized by Google

Der Repräsentant der Zeit und ihrer negierenden Tendenzen ist ein Kind der dunklen Nacht. Für ihn gilt nicht einmal die zweifelnde und schließlich verzweifelnde Frage des Skeptikers, der am wüsten, nächtlichen Meere steht und mit düsteren Lippen vergebens die dunklen Wogen um Lösung der Lebensrätsel bittet:

„Sagt mir, was bedeutet der Mensch?
Woher ist er gekommen? Wo geht er hin?
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?"

Sein Evangelium ist ja das Evangelium des Diesseits, und ihm sind Gold und Macht die höchsten Götter. Für alles Tiefere und Höhere in Wissenschaft, Kunst und Religion oder im weiten Gebiete des Herzens, dem vor allem die Poesie Klang und Stimme verleiht, hat er kein Ohr:

„Laß das Leiern, laß das Klimpern,
Oh, es schafft dir wenig Holdes;
Bessres Klingen, bestes Klingen
Scheint das Klingen mir des Goldes."

Bestes Klingen scheint das Klingen mir des Goldes, das ist die verderbliche Lebensdevise der Zeit. Weber zeichnet die dämonische Macht des Goldes unübertrefflich in seiner Märchenballade „Hans Höllenknecht". Das rote Gold reizt und lockt Hans mit magischer, unwiderstehlicher Gewalt. Er stürmt ihm nach. Er hört nicht auf die Stimme der Liebe, die ihm entgegentritt und hinter ihm still weinend die Hände ringt. Er achtet nicht auf das ernst warnende Kreuz, das am Wege aus Rosen und Schlehen emporragt. „Hans sieht es und will es nicht sehen. — — Er eilt wie getrieben, er rennt wie gebannt in den Wald, in die sausenden Föhren." Er rennt in sein Verderben. Am Golde zerbricht auch das Glück des armen Goliath und Margits, des reichen Bauern Knud Tochter, in deren Schicksal sich das ewig alte und ewig neue tragische Motiv wiederholt:

„Sie konnten zusammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief."

Der Materialismus ist der innere treibende Geist des Kapitalismus und Industrialismus. Der Kapitalismus aber wird seinen Weg gehen. Daran zweifelt der Dichter keinen Augenblick. Daran zweifelt er vor allem nicht, seit die französische Milliardenflut in das Getriebe der Industrie einströmte, um das Räderwerk der deutschen Wirtschaft immer stärker und stärker zu drehen. Es wird ein Weg sein, der zum Verderben führt. Weber zeichnet ihn vor, so kurz, so treffend und sicher, wie es vor ihm in der deutschen Literatur nie geschehen. Er identifiziert den Geist des modernen wirtschaftlichen Liberalismus wieder mit dem Uhu, der in dunkler Felsenspalte seine philosophischen Betrachtungen anstellt und den Schleier von der Zukunft hebt:

„Ich, der Denker, seh' die Zeichen
Großer Zeit, wo meine Lehre
Siegt und herrscht in allen Reichen.

Wenn erst meine Essen schwelen,
Wenn erst meine Schlote rauchen,
Wald an Wald, und Erd' und Himmel
Rings in Dampf und Brodem tauchen;

Wenn erst meine Mühlen mahlen,
Meine Hämmer, wenn sie hämmern,
Wird die Götterdämmrung kommen
Und das Göttliche verdämmern."

Digitized by Google

Heute schon ist „die große Zeit" gekommen, wo der Kapitalismus siegt und herrscht in allen Reichen, wo seine Schlote dicht wie die Bäume des Waldes stehen, und wo an Tausenden von Essen und sprühenden Feuern der Wille zum Leben die sehnigen Arme reckt. Aber es ist eine kalte Melodie, die das sausende Schwungrad singt, und zu der die Walzhämmer im ewigen Einerlei den dröhnenden Takt schlagen. Es fehlt die Seele, denn schon ist auch die Götterdämmerung gekommen, in der das Göttliche verdämmert. Mechanisierung ist die Signatur der Zeit. Künstliche Energie und Maschine bedeuten alles:

„Kohlen sind's, die wir bedürfen,
Dämpfe sind's, die wir gebrauchen;

All der Wust papierner Träume,
Grubenschätze, die vermodern,
Daß sie endlich nützlich werden,
Unterm Kessel laß sie lodern."

Der Mensch selbst, seine Kraft und seine bewußte und überlegte Arbeit sinkt beim produktiven Schaffen mehr und mehr zur Bedeutungslosigkeit hinab. Er wird nicht mehr als Persönlichkeit gewertet. Er ist eine Nummer, eine Zahl, die ein kalter Rechner wie andere Zahlen in sein Wirtschaftsgetriebe einsetzt. Das drückt den Menschen seelisch nieder, nimmt ihm seine Würde und seinen Stolz, nimmt ihm jede Berufsfreude. Daher die dumpfe Seelenlosigkeit, die auf der modernen Wirtschaft und über den Kolonien der Arbeiter liegt. Das Göttliche verdämmert, denn in dem Maße, wie der Materialismus sein Reich ausbreitet und die Massen des Volkes zersetzt, die er in seine harte Fron zieht, schwindet der Glaube, der nichts zu tun hat mit den dunklen Mächten des Diesseits. Statt seiner herrschen die düsteren Zweifelshelden des Skeptizismus:

„Glauben ist das Kind der Feigheit;
Doch beherztere Geschlechter,
Düstre Zweifelshelden, werben
Um des Teufels stolze Töchter."

Des Teufels Töchter aber hat der Dichter schon genannt: Gold und Macht sind es, die neuen Götter der Welt. Unheilvoll sind die Früchte, die aus dieser Verbindung erwachsen. Es ist der religiöse und politische Radikalismus, dem nichts heilig ist, und der nicht haltmacht vor Thron und Altar. Zu gut hat er dem Materialismus gedient, zu gut seine Lehren in sich aufgenommen, zu gut auch verstanden, daß keine Götter dort oben sind. Darum wird er sich, frei von jeder religiösen und sittlichen Bindung, aus der Tiefe erheben und wie einstmals der Sklavenkönig Spartakus die Fahne des Aufruhrs und der Empörung entrollen, um die bestehende Ordnung zu stürzen:

„Weiland rief der Sklavenkönig,
Kämpfend mit den Romuliden:
‚Keine Götter sind dort oben
Und deshalb kein Recht hienieden.'

Und deshalb zu Schutz und Trutze
Brauche jeder seine Waffen;
Und deshalb, ihr Kleingebliebnen,
Habt ihr Recht, euch Recht zu schaffen.

Spartakus, mit Lorbeerreisern
Sei dein Denkerhaupt umwoben;
Deine Freiheitsbotschaft lautet:
Keine Götter sind dort oben!"

Digitized by Google

Wie der Dichter es geschaut, so ist es gekommen und, zum Teil bei uns, furchtbar aber im Reich des Bolschewismus, ist auch sein prophetisches Wort wahr geworden:

„— — — Die Kreuzzerbrecher
Brechen auch die Königskronen,
Und der Rauch verkohlter Tempel
Wirbelt auf verbrannten Thronen."

Spartakus ist aufgestanden. Weber sah ihn kommen, sah ihn aufwachsen als Kind des Kapitalismus, sah ihn, noch klein und gedrückt, um Gerechtigkeit flehen in den Stimmen der vierziger Jahre. Der Materialismus machte ihn unter steigendem wirtschaftlichem Druck stärker und stärker. Im Sozialismus schuf er sich durch seine Propheten und Feldherren Marx, Engels und Lassalle seine neue weltanschauliche Form. Als düster treibende Kraft brach aus der Tiefe und der Not der sozialen Verelendung die Flamme des Hasses empor. Sie schweißte die Entrechteten des vierten Standes zusammen in der Sozialdemokratie. Der Geist, der sie in dieser Zeit beseelte, war der Geist des Klassenkampfes, des Umsturzes, der Verneinung,

„— — — der rote Geist,
Der grimmig seine Schwielen weist,
Und wenn er wächst, die Welt zerschmeißt,"

wie Weber in einem noch ungedruckten Gedichte sagt. Dieser Geist hat seine Zukunft. Er wird die bestehende Ordnung umstürzen, die Königskronen zerbrechen und die Welt beherrschen. So sieht er es kommen. So zeigt er es in einem grandiosen Bilde voll Leben und prophetischer Kraft. Wie ein anderer Jeremias, auf den er sich beruft (Jeremias 8, 22) und in dessen Geist und Sprache er spricht, deckt er warnend und beschwörend die Zukunft auf:

Die Massen erheben sich. „Arge Treiber" haben sie in Bewegung gesetzt. Vor ihnen schwebt die rote Feuerfahne. Zum Dome geht der Zug. Der Altar wird entweiht, und bald liegen Kelch und Buch geschändet am Boden. Wo der Altar nicht mehr heilig, da wanken auch die stärksten Stützen der Throne. Die Hofburg wird gesprengt. Bald steht sie in Rauch und Flammen. Dann tobt die Menge zum Richtshaus und zerschlägt die ehernen Tafeln des Gesetzes, denn „Willkür ist Recht". Weiter wogt der Sturm zum Kaufhaus, und über Seide und Gold stampft der schwere Schritt der Empörer. Drinnen erheben sich klagende Stimmen, aber von draußen wird ihnen höhnende Antwort. Die Saat, die die da drinnen gestreut mit Arglist und Wucher, mit Glaubenshaß und Freiheitsillusionen, „sie schoß in geiles Kraut". Und „Freiheit!" jauchzt die siegestolle Menge in das Friedhofsschweigen, in dem kein helles Lied mehr klingt und keine frohe Glocke läutet —.

Ist das alles leere Phantasie, ein tolles Hirngespinst des Dichters? Vor 1914 hätten wir es vielleicht so genannt. Heute bietet uns Rußland dazu die traurige Illustration, und auch in Deutschland haben wir vieles erlebt, das dem Geschauten nicht unähnlich sieht. Das aber ist nicht die Freiheit, wie der Dichter sie meint, wie er sie erstrebte mit den Besten seiner Zeit in den Kämpfen der vierziger Jahre. Von dieser Freiheit, welche die Völkerwohlfahrt preist und in Haß und Willkür nur die eigene sucht, wendet er sich empört ab. Die wahre Freiheit ist kein Kind der rohen Gewalt, sie

„— — liebt des Ölbaums stillen Schatten,
Bei Kreuz und Linde baut sie gern ihr Dach,
Wo Mühl' und Hammer gehn am lautern Bach,
Und wo die Sense rauscht auf Flur und Matten."

Digitized by Google

Ferdinand Freiligrath sagt in dem Gedichte „Schwarz-rot-gold", in welchem er nach einer deutschen Republik ruft: „Die Freiheit ist die Auktion von dreißig Fürstenhüten". Wohl durch diese Worte beeinflußt, zeichnet Weber in dem Bilde einer Auktion die Zeit, wo die Roten in Deutschland am Ruder sind und gründlich aufräumen mit den „Plundern" der Vergangenheit. Das wahrscheinlich um das Jahr 1876 entstandene Gedicht ist in mancher Beziehung interessant, wenn auch seine dichterischen Qualitäten mäßig sind. Die neuen Herren halten Ausverkauf. Thron und Altar haben sie gestürzt, und so verkaufen sie die Güter der Kirche und die Kronen und Schlösser der Fürsten. Ferner kommt alles unter den Hammer, wofür sie in ihrer materialistischen Welt- und Lebensauffassung kein Verständnis haben, sowie auch alles, was die neue Industrie und Technik überholt hat. Der Ausverkauf geht nicht ab ohne scharfe Satire, welche namentlich die gestürzten Landesfürsten trifft. Da das Gedicht, das heute leider schon in einem Maße Wahrheit geworden ist, wie es der Dichter wohl selbst nicht ahnte, noch nicht veröffentlicht wurde, möge es hier zum Abdruck kommen:

Ausverkauf.

Dieses Jahr ist das Jahr ?,
Und am Ruder sind die Roten.
Horcht, hier werden feilgeboten
Alter Zeiten alte Wunder, reicher Plunder.
Des Kulturkampfs Niederschläge
Stehn und liegen uns im Wege.

Auf der frisch gefegten Tenne
Wird gesondert Korn und Spreue.
Das Verlebte und das Neue
Loszuschlagen sind wir willig, äußerst billig.
Lustig an den Kauf, ihr Brüder,
Solch ein Trödel kommt nicht wieder!

Erstlich Bischofsstäb' und -mützen,
Seit die Träger wir vertrieben,
Sind uns Stock und Hut geblieben,
Feine War', doch jetzt zerbrochen, wurmzer-
Nun, wer bietet? Fünfzig Franken? [stochen.
Fort, du hast dich zu bedanken.

Stumme Glocken öder Kirchen,
Kirchenglocken, die nicht läuten,
Haben nichts mehr zu bedeuten,
Sind sie gleich des besten Schalles und Metal-
Hundertsechzig — siebzig — achtzig. [les.
Weg damit, die Sache macht sich.

Item wohlerhaltner Bücher
Zwanzigtausend schöne Bände,
Schätzenswerte Gegenstände
Bei der Holz- und Kohlenteurung zwecks der
Gratis dem, der etwas böte, [Feurung.
Ganz den Schiller, halb den Goethe.

Gar noch jetzt ein Stapel Bilder.
Einst mit schwerem Gold bezahlte,
So gedruckte wie gemalte
Krautgewächse, Pontifexe, Vieh und Rexe!
Paul Geschäft. Zurück aufs Lager!
Kunst studieren dran die Nager.

Folgt Musik. Ein Ballen Noten
So zum Blasen wie zum Streichen,
Meistersänger und dergleichen.
Heute gilt nur Klopfen, Kirren, Sägenschwirren.
Kein Gebot? Im Sturm verloren
Fliege, was der Wind geboren.

Immer weiter! Schwere Mörser,
Gußstahlrohre aus den Essen
Weiland Friedrich Krupps von Essen.
Nur mit Wasserdampfgeschützen, die nicht
Wird fortan von uns gestritten. [blitzen.
Tausend Franken und zum Dritten.

Hinterlader! Diesen Standpunkt
Hat die Forschung überwunden,
Seit das Bess're wir gefunden
Und den Feind mit Dunst und Düften schnell
Nun, wer kauft die Judenflinten[1], [vergiften.
Sämtlich ladbar nur von hinten?

Altes Eisen, mag es rosten!
Jetzo geht es an die Orden,
Kinderspielzeug längst geworden,
Elefanten, Leu'n und Greife mit dem Schweife.
Nur ein Frank für all die Tiere?
Doch es reicht. Ich gratuliere.

Ferner Eisenbahngerümpel
Wüst und nutzlos, denn wir segeln
Durch die Lüfte trotz den Vögeln.
Kessel, Räder, Schwellen, Scheiter und so wei-
Welch ein Berg geflickter Schienen [ter.
Tausend Franken! Fort mit ihnen!

Item Kronen aller Arten,
Kaiserkronen, Fürstenkronen,
Einst gekauft für Millionen,
Äusserst wohlfeil sind sie heute, drauf, ihr Leute.
Denkt, sie sind von Gottes Gnaden.
Hundert Franken? Fort mit Schaden!

[1] Ein jüdischer Fabrikant namens Loewe hatte schlechte Hinterlader geliefert.

Digitized by Google

Folgen zwanzig stolze Burgen,
Drin die höchsten Herren saßen
Und der Völker Heil vergaßen,
Gähnten, träumten, tranken, aßen übermaßen.
Für die zwanzig schönsten Schlösser
Zwanzig Franken? Niemand besser?

Singertag im Darwinsmonde
Sind wir schlüssig, fortzusetzen
Die Versteig'rung alter Fetzen,
Daß mit Faulem sich das Frische nicht vermische.
Sinnlos wär' es, toll und töricht,
Hüten des Jahrhunderts Kehricht.

Endlich wird es Zeit, zu lüften
Alteuropas Rumpelkammer.
Auf den Dünger, untern Hammer
Die verblichnen Herrlichkeiten früherer Zeiten!
Jüngstes wird fortan geboten,
Denn am Ruder sind wir Roten. — —

Weber sah die kulturellen, religiösen und gesellschaftlichen Schäden, die aus den konstitutiven Elementen des Wirtschafts-Liberalismus erwuchsen. Er sah auch die noch größere Gefahr, die das mündig gewordene Kind des Industrialismus, der radikale Sozialismus, im gegenteiligen Extrem heraufbeschwor. Gleich scharf verurteilt er diesen wie jenen in ihrer modernen, aus dem Geist des Materialismus geborenen Form.

Die Sozialdemokratie wuchs, wie Weber es vorausgesehen, gegen Ende seines Lebens immer bedrohlicher an. Bei Gelegenheit der Wahl, die 1893 stattfand, weist Weber in einem Briefe an Wattendorf auf die „erschreckende Zahl" der gewählten und in Stichwahl kommenden Sozialisten hin und sagt dazu: „Wenn nicht alle Parteien gemeinsam gegen die Reichs- und Gesellschaftsverwüster Front machen, so sinken wir mit Mann und Maus ins rote Meer." Am 24. Juni, dem Tage der Stichwahl, schreibt er dann: „Heute fällt die Entscheidung. Wenn nur alle so klug wären, wie ein Mann gegen die Sozialdemokratie, den gemeinsamen Feind aller, zu stimmen. Aber das Völklein merkt den Teufel nicht, selbst wenn er sie am Kragen hätte." Die damalige Sozialdemokratie war allerdings eine andere als heute. In ihrer radikalen Einstellung trieb sie fast nur oppositionelle und negierende Parteipolitik. Sie stand sogar bei den Anfängen der Sozialpolitik und namentlich beim großen Werk der sozialen Versicherungsgesetzgebung, welche die tatkräftige Unterstützung Webers und des ganzen Zentrums fand, teilnahmslos und skeptisch beiseite.

Ein Führer in der sozialpolitischen Gesetzgebung ist unser Dichter nicht gewesen, auch als Abgeordneter nicht. Aber er hat, was menschlich größer ist, durch Tat und Leben sozial gewirkt. Dieses Wirken war tief religiös verankert. Es vollzog sich im Sinne der Worte, die Christus in der Abschiedsstunde sprach: „Der Herr sei wie der, der dient." In diesem Geiste sagt Weber in seiner Ballade „Hans Höllenknecht", wo er den Fluch des Goldes schildert: „Die Blume des Lebens ist frommer Dienst; Heil denen, die fröhlich ihn üben." Und sein ganzes Dichten und Leben klingt aus in ein auf denselben Ton gestimmtes Lied, das uns anmutet wie ein friedlicher Herbstabend, der sich leise niedersenkt auf des Dichters ländliche Heimat und ihre vom Dienste des Tages ermüdeten prächtigen Menschen:

„Oft hab' ich andre froh gemacht
Und stets an mich zuletzt gedacht.
Ich diente — und mein Lohn ist Frieden."

*

Digitized by Google

Léon Bloy

Von Dr. Waldemar Gurian

I

LÉON Bloy hat oft gesagt, daß er nach seinem Tode berühmt werden würde. Er hat recht behalten. Zwar wurde er schon während seiner letzten Lebensjahre immer bekannter, aber erst heute, da er schon 8 Jahre tot ist, beginnt man seine Bedeutung und seine einzigartige Stellung in Frankreichs jüngster Vergangenheit zu verstehen. Ein literarisches Interesse hat sich seiner bemächtigt, das vielleicht von einem gewissen Snobismus und übersteigerten Ästhetentum nicht ganz frei ist. Eines seiner wichtigsten Werke, *„La femme pauvre"* (*Die arme Frau*), ist in einer Luxusausgabe im Mai 1916 herausgegeben worden, und eine eigene Zeitschrift befaßt sich nur mit seinem Schaffen und seiner Person: *„Cahiers Léon Bloy"*. (Hefte über Léon Bloy, Herausgeber Joseph Bollery.) Neudrucke vergriffener Bücher Bloys werden veranstaltet. So z. B. ist kürzlich bei Stock, Paris, die Sammlung seiner nur von ihm geschriebene Artikel enthaltenden Zeitschrift „Pal" herausgekommen; ein sehr wertvolles Jugendwerk, das Bloy selber nie publiziert hatte, *„Le symbolisme de l'Apparation"* (Symbolismus der Erscheinung), ist von Frau *Jeanne Bloy* Herbst 1925 bei Lemercier, Paris, veröffentlicht worden; bei Stock hat Frau Bloy die einzigartigen wertvollen Briefe Bloys an sie während ihrer Brautzeit herausgegeben (Lettres à sa fiancée), und das baldige Erscheinen der Briefe an seine Patenkinder Jaques Maritain, den führenden französischen Philosophen, und Pierre von den Meer von Walcheren, einen in Holland bekannten Schriftsteller, wird angekündigt.

Man kann auch einige Werke nennen, die sich mit Bloy befassen. *René Martineau* hat die Erinnerungen eines Freundes an Léon Bloy (Librairie de France, Paris) veröffentlicht, und *Adolphe Retté* hat versucht, Léon Bloy zum Objekt eines „Versuches gerechter Kritik" zu machen, leider mit wenig Glück, denn die etwas philiströse Mentalität seines Werkes macht ein Erkennen entscheidender Eigenarten Léon Bloys fast unmöglich. Da Martineaus Buch nur persönliche Erinnerungen enthält, fehlt also bisher ein Werk über Bloy, das sein Schaffen in zureichender Weise deutet und darstellt. Jacques Maritain bemerkt in seiner Einleitung zur erwähnten Luxusausgabe der „Armen Frau", daß er lieber statt eines kurzen Artikels eine „vollständige Studie" geschrieben hätte. Es darf daher die Hoffnung ausgesprochen werden, daß er recht bald die zu ihr notwendige Zeit finden möge.

In Deutschland ist Bloy nicht völlig unbekannt. Bereits 1909 ist im „Hochland" ein größerer Aufsatz über ihn erschienen, der — wie man annehmen kann — Bloy selber unbekannt geblieben ist. Ferner ist in der „Seele" vor einigen Jahren auf den „Pilger des Absoluten" (le pèlerin de l'Absolu) hingewiesen worden, und Hugo Ball erwähnt in seiner „Kritik der deutschen Intelligenz" wie im „Byzantinischen Christentum" einige Werke des großen symbolischen Exegeten. Auch Hermann Platz nennt in seinen „Geistigen Kämpfen im modernen Frankreich" Bloy einige Male.

II

Es ist nicht leicht, Bloy in die französische Literatur- und Geistesgeschichte einzuordnen. Er selber hat in späteren Jahren viele Schriftsteller, die auf ihn in seiner Jugend Eindruck gemacht haben, kritisch beurteilt, und tatsächlich kann

Digitized by Google

man sagen, daß er eigentlich von niemandem seiner Zeitgenossen in entscheidender Weise beeinflußt worden ist, auch nicht von *Barbey d'Aurevilly*, dem in gewissen französischen und deutschen Kreisen zu unrecht als „pervers" verschrienen, großen Kritiker und Erzähler. Allerdings hat Bloy Barbey d'Aurevilly sehr viel zu verdanken; es ist fraglich, ob er ohne die wiederholten Aufmunterungen seitens des Biographen von George Brummel, dem Vorbilde aller Dandys, es jemals gewagt hätte, Bücher zu veröffentlichen. Und auch gewisse eigenartige Bilder, die Bloys Stil auszeichnen, sind unstreitig von Barbey d'Aurevilly beeinflußt. Sachlich wichtiger ist der Einfluß der Restaurationsphilosophie auf Bloy anzusehen, der durch Männer wie den Grafen *Koselly de Lorgues*, den Biographen von Kolumbus, und *Blanc de Saint* vermittelt wurde. Zu dieser Gruppe ist wohl auch der Abbé *Tardif de la Moidrey* zu zählen, der Bloy auf den Weg der symbolischen Exegese gewiesen hat. Mit *Ernest Hello* verband Bloy sein ausgeprägter Eschatologismus und das ständige Warten auf sichtbare göttliche Zeichen. Seinen Geschmack kennzeichnet die Vorliebe für *Carlyle* und *de Maistre* (die allerdings in späteren Jahren nicht mehr so unbedingt wie früher war), für *Villiers de l'Isle Adams* (obgleich er die Beeinflussung des Verfassers durch Hegel klar erkannte), für *Baudelaire* und *Paul Verlaine*, der ihn als ein „génie terrible et charmant" bezeichnete, sich aber später mit ihm verfeindete. Daß Bloy Schriftsteller wie *Bourget*, *A. Daudet*, *Zola*, die Schriftsteller der feinen und großen Bourgeois, haßte, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung.

Bloy gibt seiner Liebe und seinem Haß in allen Büchern, die er geschrieben hat, einen offenen, durch keine Rücksichten eingeschränkten Ausdruck. Und da er in einer ganz anderen Welt lebt als die Zeit, während der er auf Erden weilt, gerät er mit ihr in Konflikt. Er erscheint seinen Zeitgenossen vor allem als Pamphletist und nicht als ein Verkünder übernatürlicher Wirklichkeiten. Erst nach seinem Tode beginnt man Bloys wahre Bedeutung zu erkennen. Man sieht, daß auch seine wildesten Schmähungen nicht persönlichen „Zufällen" entspringen, sondern daß sie tatsächlich nur Anzeichen einer erstaunlichen Fähigkeit sind, hinter allen äußeren Realitäten ihre übernatürliche Symbolik zu schauen.

III

Bloy ist Katholik, und zwar „absoluter Katholik", ohne jede Konzession und jede Einschränkung. Für ihn ist die Übernatur etwas so Selbstverständliches, daß vor ihr alle Natur weicht und verschwindet. Bloy besitzt eine wundervolle Fähigkeit, in jeder Erscheinung ihren übernatürlichen Sinn zu erkennen. Er ist der einzige Napoleonbiograph, welcher es verstanden hat, den großen Kaiser nicht als ein natürliches Genie, sondern als ein Werkzeug in der Hand Gottes darzustellen. Sein Napoleonbuch heißt ganz charakteristisch: „*L'âme de Napoléon*" (Die Seele Napoleons). Und er ist auch der einzige Schriftsteller unserer Tage, der fähig ist, dem Bourgeois einen tödlichen Schlag beizubringen. In seinen Bänden „*Exégèse des lieux communs*" (Exegese der Gemeinplätze) zeigt er, wie der Bourgeois in seinen scheinbar nichtssagenden Plattitüden Abgründe teuflischer Besessenheit enthüllt. Und im „*Sang du Pauvre*" (Blut des Armen) wird mit unwiderstehlicher Klarheit und Nachdrücklichkeit der Satz durchgeführt, daß Christus der Arme ist, und daß infolgedessen die Bourgeois, diese Verächter der Armut, Feinde und Peiniger Christi sind. Und in seinem Buche über die Juden „*Le salut par les juifs*" (Das Heil durch die Juden), dem einzigen Werke, mit dem Bloy nach seinen eigenen Worten ohne Scheu vor Gottes Antlitz treten wollte, wird gezeigt, wie die

Digitized by Google

Juden, welche das lebendige Wort Gottes, Jesus Christus, gekreuzigt haben, gezwungen sind, Jesus bis zum Tage ihrer Bekehrung zu kreuzigen. Sie vollziehen diese Kreuzigung am Symbole Jesu Christi, dem Gelde, das sie von den Armen fernhalten, deren lebenspendende Substanz das Geld ist.

Die symbolische Exegese, welche in allen Schriften Léon Bloys enthalten ist, hat als ihre letzte Quelle die Heilige Schrift. Bloy sieht in der Heiligen Schrift das Buch, welches alle Erscheinungen der Welt und der Geschichte erklärt und deutet. Man muß aber nicht glauben, daß Bloy die Heilige Schrift individualistisch auslege. Er liest sie mit den Augen, welche die Zugehörigkeit zur Kirche verleiht. Und diese Zugehörigkeit hat Bloy sein ganzes Leben lang außerordentlich ernst genommen. Er hörte täglich mindestens eine, öfter drei heilige Messen. Die heilige Kommunion war sein tägliches Brot. Im Gebets- und Sakramentsleben sah er die Betätigung seiner symbolischen Exegese, die er nicht sich selber zu verdanken glaubte, sondern einer Offenbarung Gottes.

IV

Jetzt sind wir an einem sehr schwierigen Punkte angelangt, zu dem aber jeder, der sich mit Léon Bloy auch nur etwas beschäftigt, gelangen muß: Beanspruchte Bloy für sich eine besondere „Offenbarung", die als Ergänzung und Vertiefung der allgemeinen anzusehen ist? Behauptet Bloy von sich, daß er ein Heiliger sei? Die Verwirrung, welche vielfach im Urteil über Bloy herrscht, rührt öfters schon daher, daß man diese beiden Fragen als eine einzige Frage ansieht. Man kann aber nicht sagen, daß jeder Mensch, der — mit Recht oder Unrecht — von sich behauptet, besondere Gnaden im Wissen um göttliche Dinge erhalten zu haben, damit sofort den Anspruch erhebt, ein Heiliger zu sein. Ob er ein Heiliger ist oder nicht, hängt von der Realisierung der Gnadengaben in seinem Leben ab.

Bloy behauptet nun, die besondere Gabe der symbolischen Exegese (und zwar in den Jahren 1878 bis 1880) erhalten zu haben. Er spricht von „einem furchtbaren Geheimnis". Er war zwar sein Leben lang, auch in der Jugend, Katholik; im Scherze pflegte er seinen Mißerfolg bei den französischen Katholiken seiner Zeit darauf zurückzuführen, daß er kein Konvertit sei. Aber das „Geheimnis der symbolischen Exegese" ist ihm erst im Alter von über 30 Jahren — er ist 1846 geboren — enthüllt worden. Dieses „Geheimnis" wäre natürlich sehr skeptisch zu beurteilen, wenn es mit dem Ausspruche aufträte, die kirchlichen Doktrinen zu erweitern oder umzudeuten. Aber dies ist keineswegs der Fall. Bloy unterwirft alles, was er schreibt, dem Urteile der Kirche. Er unterwirft sich in uneingeschränktem Gehorsam dem Urteil des Heiligen Stuhles. Gewiß sind viele seiner Anschauungen auf den ersten Blick hin außerordentlich gewagt — ich denke an sein unbedingtes Eintreten für das sog. Geheimnis von La Salette; aber ich glaube, daß auch viele scheinbar heterodoxe Anschauungen (gewisse Stellen über den Heiligen Geist) sich bei einer eingehenden Analyse als durchaus orthodox erweisen würden. Jedenfalls ist von den zuständigen kirchlichen Behörden keine von Bloys Schriften zensuriert worden, und unstreitig ist in ihnen eine Fülle erstaunlicher Einsichten in die göttliche Symbolik enthalten.

Hat Bloy sich für einen Heiligen gehalten? Diese Frage muß unbedingt verneint werden, denn man darf die große Sehnsucht nach Heiligkeit, die ihn sein Leben lang beherrschte, nicht für den Anspruch ansehen, ein Heiliger zu sein. Bloy gibt zu, geirrt zu haben (und man kann wohl gewisse nationalistische, wenn auch scheinbar theologisch fundierte Entgleisungen Bloys — Sanatisierungen Deutsch-

Digitized by Google

lands z. B. — zu seinen Irrtümern rechnen); er weiß sehr gut, daß er unvollkommen ist. Wenn er sich aber rühmt, sehr viel von sich redet, so redet er von Léon Bloy, dem eine Mission verliehen ist, die er keineswegs eigenen Kräften zu verdanken hat, ja, der er vielleicht gar nicht würdig ist. Und die Tatsache, daß man fast alle seine Schriften als autobiographisch ansehen kann — er hat z. B. von 1892 ab seine Tagebücher in ziemlich regelmäßigen Abständen veröffentlicht —, kann man auch nicht als Beweis dafür anführen, daß er sich als Heiliger ansah; sie sind nur ein Beweis der Tatsache, daß er (wie Maritain es ausgezeichnet formuliert hat) eine angeborene Unfähigkeit besaß, den Menschen in seiner Beschränkung, in der Kontingenz, hic et nunc zu sehen: Alles werde ihm zum Symbol einer erschreckenden, übernatürlichen, himmlischen Realität.

V

Man muß diese angeborene Sehunfähigkeit Bloys für empirische Realitäten beachten, wenn man seine Angriffe auf zeitgenössische Schriftsteller, auf den zeitgenössischen Katholizismus, auf Gestalten aus dem Alltagsleben (Hausbesitzer z. B.) liest. Für Bloy, der völlig in die Welt der göttlichen Symbole versenkt lebt, ist die Berührung mit der kontingenten Welt eine Qual. Besitzt er doch die Gabe, auch da teuflische Abgründe zu sehen, wo das normale Auge nichts merkt, vielleicht sogar etwas Schönes und Gutes zu sehen meint. Mag Bloy auch manche Übertreibung unterlaufen, mag ihm auch manche Kleinigkeit zu bedeutend erscheinen, im allgemeinen hat er doch einen treffsicheren Instinkt bewiesen. Wie ausgezeichnet sind etwa die Artikel über Bourget und Copée, die im Bande „*Les dernières Colonnes de l'Eglise*" (Die letzten Säulen der Kirche) sich finden. Und niemand hat mit einer solch großartigen Klarheit wie Bloy die Erscheinungen der Massenbesessenheit, die im Alltagsleben vorkommen, geschildert. Der Pamphletist Bloy ist nicht Pamphletist aus vitalem Haß oder natürlichen Überlegenheitsgefühlen heraus: Er schleudert seine Pamphlete der Welt ins Angesicht aus Zorn über seine „besudelten Ideale". Und man darf daher nicht aus den außerordentlich scharfen Worten Bloys über den gegenwärtigen französischen Katholizismus schließen, daß er die Kirche haßt: Im Gegenteil, aus Liebe zur Majestät und Göttlichkeit der Kirche ist er über seine katholischen Zeitgenossen empört.

Sehr stark hat Bloy die Tatsache beunruhigt, daß die französischen Katholiken kitschigen Künstlern, Schriftstellern und Dichtern verfallen, während sie die wahren großen Katholiken — *Barbey d'Aurevilly, Ernest Hello* — nicht genügend würdigen, ja, verstoßen. Für Bloy ist die Kunst etwas außerordentlich Hohes. Auf ihr liegt der Glanz überirdischer Symbolik. Der Künstler enthüllt gleichsam die Geheimnisse der Schöpfung. Daher führt die Tatsache, daß die Kunst zu irgendeiner Zwecks- oder Erwerbsangelegenheit erniedrigt wird oder zur Darstellung physiologischer Massenschilderungen (Zola), zu wilden Empörungsausbrüchen bei Bloy.

Bloy hatte das Recht, sich für einen großen Künstler zu halten: Er ist heute allgemein als großer Stilist anerkannt Er ist sicher kein akademischer Stilist. Er liebt Kraftausdrücke und hat eine Neigung zu ungewöhnlichen, aber umso mehr Eindruck machenden Bildern. Aber kein zweiter französischer Schriftsteller der Neuzeit hat Sätze von solch rhetorischer Wucht gebildet wie Bloy. Dabei wird die Rhetorik nie zur hohlen Phrase oder zur Anhäufung von nebulosen Wendungen. Klarheit und Durchsichtigkeit sind gerade Eigenschaften, welche alle Werke aus

Digitized by Google

der Reifezeit Bloys kennzeichnen. Und ihr symbolischer Gehalt, ihre Erfülltheit vom kirchlichen Geiste ist die beste Gewähr für ihre Tiefe.
Wenn man also Bloy als Visionär bezeichnen will, so muß man ihn als einen lateinischen Visionär bezeichnen: Seine Visionen sind nicht Andeutungen der Unendlichkeit, sondern konkrete Symbole des dreieinigen Gottes. Man versteht nicht, wie ein Mensch mit einer derartigen Fülle von Gesichten es in der Welt der dritten französischen Republik hat aushalten können. Ich weiß nicht, ob *Maritain* recht hat, der Bloy als Zeitgenossen Tertullians ansieht — man kann aber jedenfalls sagen, daß Bloy nicht Repräsentant einer schwachgläubigen, bourgeoisen Welt sei, und schon daher ist er eine einzigartige Erscheinung in der französischen Literatur des endenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts.

*

Die Bergpredigt

Er hob die Hand gelassen in das Licht,
Und von den Hügeln fiel ein feiner Glanz
Ins fröstelnde Gefild. Sein Angesicht
Umsonnte sanft ein unversehrter Kranz
Verweinten Laubs, und seines Daseins Sinn
Ward allen wie ein Lied und hielt sie hin.
„O selig sind die Armen im Geist?"
So hub er an die Saat, vom Volk umkreist,
Und um die Schläfen schwoll ihm schattenhaft
Ein scheuer Blutschein wie vom Dornenschaft.
Aufschauernd sahen sie im stummen Flehn
Sein Irdisches in Spuren Lichts vergehn.
„O selig, die ihr sanften Sinnes seid!"
So tönten lind die Worte durch die Luft
Und wehten heimlich wie ein Hauch von Duft
Um ihre welkende Vergänglichkeit.
Er aber lauscht und denkt
Und horcht in sich hinein, und eingesenkt
In das Geheimnis seiner Sendung sinnt
Sein Geist, als er zu preisen sanft beginnt:
„O selig, die da hungern in der Zeit!"
„Die da nur lechzen nach Gerechtigkeit!"
Vor Freuden wie in Flocken hüpft das Licht
Des Himmels um ihr wachsendes Gesicht,
Und sie berühren taumelnd sein Gewand,
Und Wellen Glückes gehn durch ihre Hand.
„O selig sind, die da barmherzig sind!"
So hallt es hell, und ein verhüllter Sinn
Hängt an den Fäden der Verheißung hin.
In ewigen Sekunden säumt des Seins
Umsonnung, und sie sehen seltnen Scheins
Die Heimat ihres Gotts.

Digitized by Google

„O selig sind, die friedlich wie ein Kind!"
„Die reinen Herzens und voll Wahrheit sind!"
So sät er Balsam aus im weisen Sinn
Und schleift verstummt des Mantels Schwingen hin
Wie schwere Steuer, und sein Auge zeigt
Den Glanz unirdischen Gefilds. Tief neigt
Sich alles hin, und schwelgend fällt sein Schein
Um ihres Schweigens Schattensein.
Er hebt die Hand und zwingt sie in die Knie
Und segnend tropft ein Edentau auf sie,
Und all ihr eingetauchtes Nachten weicht,
Nun sie ein Tag in jedem Laut erreicht.
Groß geht er hin, verklärt, kein Mensch ihm gleicht,
Im Unbegrenzten kreist sein Geist herum,
Und alle folgen und verstoßen stumm
Für sein erlauchtes Wort den Trug der Welt,
Die überwunden von der Wahrheit fällt.

Ferdinand Mayer-Eschenbacher

*

Das fromme Kind

Sie faßt mit ihrer jungen scheuen Hand
das bittre Kreuz, aus braunem Holz geschnitzt;
die Wunden zart in Elfenbein geritzt,
den weißen Leib beschaut sie unverwandt.
Sieh nur, wie säuberlich der heil'ge Tand,
die Näglein fein wie zierlich zugespitzt,
und von dem scharfen Dornenkrönlein blitzt
ein schelmisch Licht und flammt vom INRI-band.
„Heiland, ich hab dich lieb." — Schmerzreicher Geist,
dreifaltig Allmacht, weisheitvolle Güte!
Sie spürt nicht, was am Kreuze sterben heißt.
Aber du willst, daß diese Menschenblüte
Dein ewiges Geheimnis, das du weißt,
leidlos als Spielzeug ihrer Liebe hüte.

Siegfried Behn

Digitized by Google

Dichtung und Leben

Auf der Gralwarte. Von Friedrich Markmann

AUF eine *Weihnachtsbücherschau* verzichten wir. Wie sollten wir es praktisch auch damit halten? Alle uns nahestehenden Verlage könnten wir nicht nennen, und es würden sich mit Recht die Übergangenen beklagen. Genau so verhält es sich mit den Dichtern, die vielleicht von uns erwarten, daß wir gerade Weihnachten etwas für sie tun. Ihre Zahl ist zu groß, und wir möchten nicht in die Schuld jener geraten, deren Namen aufzuführen unmöglich wäre. So begnügen wir uns, unsere Leser darauf aufmerksam zu machen, daß ja der ganze Jahrgang eine Weihnachtsbücherschau ist. Blättert man nur ein wenig darin, so wird man die wesentlichen Bücher finden. Nicht nachdrücklich genug aber kann man es sagen, daß man doch nicht wahllos kaufen möge, daß man nicht genugsam die Reklame der Mode verachten könne, und daß man es sich und seiner Bildung schuldig sei, dafür zu sorgen, daß die wenigen Bücher, die man überhaupt liest, nur das Beste vom Besten seien.

*

In der Tagespresse wurde ausführlich von der Eröffnung der *Dichter-Akademie*, das heißt einer *Sektion für Dichtkunst in der Preußischen Akademie der Künste*, berichtet. Der Kultusminister Dr. Becker, Max Liebermann und Thomas Mann haben bei dieser Gelegenheit verheißungsvolle Reden gehalten. An der Spitze der Sektion stehen Dr. Ludwig Fulda, Dr. Arno Holz, Prof. Dr. Thomas Mann und Hermann Stehr, außerdem die beiden wissenschaftlichen Senatoren Geheimrat Burdach und Professor Petersen. Wie gewöhnlich bei Dichtertagungen, so ging es auch hier nicht ab ohne „geniale" Überraschungen. Dichter sind eben Propheten, und der Prophetenzorn von Arno Holz war der Mühe wert. Der alte Kämpe hatte schon vorher in einem offenen Brief in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" seine große Skepsis gegenüber den so plötzlich sich an ihrem mäzenatischen Gönnertum berauschenden Geheimräten und Behörden zum Ausdruck gebracht. Kunst und Nation müssen einander finden, sagte Thomas Mann, und hat das sogar sehr fein formuliert. Man hätte auch sagen können: Preußischer Geheimrat und die Poesie hätten einander bei dieser Gelegenheit umarmt, und Fridericus Rex habe im Hintergrunde die Flöte gespielt. Das Arrangement war vornehm, aber ein unsterblicher Humor schaute überall durch die Kulissen. Da der preußische Staat ein reicher Mann ist, so werden in Zukunft arme Schriftsteller, für die jene Literarische Sektion zu sorgen hat, in einem wahren Goldregen wandeln. In dem preußischen Etat für 1927 ist sogar schon ein Betrag von 3000 Mark für einen Staatspreis vorgesehen. So wie diese 3000 sich zum Millionenetat des genannten Staates verhalten, darf man wohl folgern, so auch der Sinn für Poesie in Preußen zu dem übrigen. Wenn eine kleine Provinzzeitung Preise für Romane ausschreibt, dann pflegt sie doch nicht unter 10 000 Mark zu bleiben. Der neue Mäzenas gedenkt also auf dem etatsmäßigen Wege der deutschen Poesie, die nunmehr den Anschluß an die Nation gefunden hat, im Jahre 1927 3000 Mark zu schenken. 2000 Mark, die Stiftung des literarischen Eduard-Arnold-Preises, wird die Witwe des Verstorbenen ebenfalls der Dichter-Akademie zuführen. Vielleicht findet sich noch ein Amerikaner, der eine Milliarde stiftet, wie denn schon beim Weimarer

Digitized by Google

Schiller ein auswärtiger Mäzen dem in poetischen Dingen immer knauserigen Deutschen zu Hilfe gekommen ist. Der Dichter, dem die 3000 Mark zugehen werden, wird schon ietzt damit rechnen müssen, daß er die Portokosten sowie eine etwaige steuerliche Belastung von vornherein in Abzug zu bringen hat. Herr Dr. Becker meinte, man müsse zu Taten schreiten, und wir wollen auch alles nur nach den Taten beurteilen und zunächst einmal feststellen, daß die erste Tat das Höchstmaß von Knauserigkeit darstellt, das bei derartigen historischen Anlässen je zu Tage getreten. Ich weiß nicht, ob die Dichter von heute so sind, daß sie die goldene Kette aus des Königs Hand ablehnen würden, um sich mit dem Trunke Weins zu begnügen. Es wurden offenbar nur 3000 Mark gewählt, weil man ein solch köstliches Labsal doch nur schwer in den Etat einstellen kann. Übrigens hat der Minister auch dichterischen Nachwuchs versprochen und mit dieser Sorge die Literarische Sektion ausdrücklich betraut. Nun, wir wollen die Absicht loben, im übrigen aber die Dichtung warnen. Arno Holz hatte den richtigen Instinkt, wenn auch nicht die sichere Form auf dem politischen Parkett, wo ja mit ihm nicht zum erstenmal ein Prophet ausgleitet. Möge sich diese Akademie nur von allem, was mit Genialität zu tun hat, möglichst fernhalten. Kinder der Freiheit züchtet man nicht in staatlichen Dichter-Akademien. Die Behörden mögen sich erinnern, daß sie in diesem ganzen Bereich nicht eine herrschende, sondern eine dienende Stellung einzunehmen haben. . . . Ich sehe die Unsterblichen der französischen Akademie lächeln. Der Geist Wilhelm von Humboldts kehrt resigniert in seine Gruft zurück, einer gesegneteren Stunde der Reinkarnation wartend. Das Rührendste bei der ganzen Geschichte ist doch das Scherflein der Witwe, und das Bewundernswerteste der zuchtvolle Ernst von Auguren, die sich bei dieser Eröffnung ins Auge schauten und doch nicht lächelten.

*

Größeres Vertrauen erweckt schon die *Gesellschaft für Deutsches Schrifttum E. V.*, die unter der Leitung des den „Gral"-Lesern wohlbekannten *Franz Alfons Gayda* ins Leben getreten ist. Im Senat ihrer Ehrenmitglieder stehen Namen wie Prof. Dr. Ludwig Freiherr von Pastor, Staatsminister A. Stegerwald, M. d. R., sowie Staatsminister Wallraf, M. d. R., und unter den Vertretern der deutschen Dichtung im Senat finden wir Heinrich Federer, Leo Weismantel und Enrica Freiin von Handel-Mazzetti. Auch die Herausgeber von „Natur und Kultur" und der „Gelben Hefte" sind bei der Sache. Die Kennworte der in dieser Gesellschaft maßgebenden Richtung wären: christlich und deutsch. Politisch hält sie auf strenge Überparteilichkeit und zielt überhaupt wesentlich auf geistige und seelische Haltung. Ein reiches Programm an Vorträgen und Veranstaltungen ist vorgesehen und ergänzt sich durch weitschauende Pläne im Gebiete der Presse. Da in dieser Unternehmung die freie, nur dem Ideal und dem eigenen Volkstum verpflichtete Persönlichkeit den Anstoß gegeben hat und auch weiterhin waltet, da ferner so viele vertrauenerweckende Führer unseres öffentlichen Lebens sich daran beteiligen, und da weiterhin der ganze Geist aufs Positive und aufs Deutsche gerichtet ist, so begrüßen wir freudig diese Gesellschaft, die unter den einmal in Deutschland gegebenen Verhältnissen eine ernst zu nehmende Möglichkeit wahrer Erfolge darstellt. Weitere Auskunft erbitte man sich in Berlin W 30, Martin-Luther-Straße 81, Aufgang I.

*

In Marbach a. N. soll das *Schillerheim deutscher Katholiken* erstehen. Es ist gedacht als Erholungs- und Studienheim für katholische deutsche Studierende,

Digitized by Google

Schriftsteller, Redakteure und Gelehrte, wird eine Kapelle erhalten, die zugleich als heißersehnte Seelsorgestation der dortigen bedürftigen Diasporagemeinde dient, und außerdem Räumlichkeiten zur Veranstaltung von Vorträgen und Kursen. Es ist das Verdienst des Hauptschriftleiters *Dr. Otto Färber*, dieses hochbedeutsame Werk, das den Schaffenden die große Stille bietet und nach und nach alle wissenschaftlichen Hilfsmittel bereitstellen wird, in Gang gebracht zu haben. Möchte sich dort, ähnlich wie im Heimgarten von Neiße, der mit steigendem Erfolg die Bildung einer ganzen Provinz beeinflußt und obendrein Redner und Führer aus allen deutschen Gauen gelegentlich in sich beherbergt, ein Gemeinschaftsleben gestalten, das sich einen einheitlichen Geist schafft und jedem, der kommt, davon mitgibt. Den Aufruf zur Gründung dieses Heimes haben unterzeichnet Weihbischof Dr. Sproll, Rottenburg; Präsident J. Wittemann, Karlsruhe; die Universitätsprofessoren Dr. Nadler und Dr. Kosch sowie Dr. Elmar Schwarz (Budapest) und mit dem Herausgeber des „Gral" noch Prof. Ludwig Brecht, Geistlicher Rat Th. Meyer, Chefredakteur, Studienrat Hans Alfons Dürr. Dem Deutschen *Tiefdruckverlag* in Karlsruhe gebührt bei der Sache eine besondere Anerkennung, denn es handelt sich in Wahrheit um eine Großtat unserer Presse. Wir bitten auch unsere Leser, dieses Werk zu unterstützen. Anschrift: Verein Schillerheim deutscher Katholiken, Karlsruhe I, Postscheckkonto Karlsruhe 1700.

*

Bekanntlich wurde vor einiger Zeit eine *Literarische Sektion der Görres-Gesellschaft* gebildet, deren Leitung Universitätsprofessor Dr. Günther Müller übernommen hat. Bei Herder (Freiburg) kommt nun zum erstenmal dank dieser Bestrebungen ein *„Literaturwissenschaftliches Jahrbuch der Görresgesellschaft"* heraus. Wir begnügen uns an dieser Stelle mit der bloßen Anzeige, indem wir uns weitere Mitteilungen über die Tätigkeit dieser Sektion aufsparen. Natürlich richten sich diese Arbeiten nur an wissenschaftlich Interessierte, denen nun endlich ein Organ geboten ist, das auf streng fachwissenschaftlicher Grundlage die Probleme der Literatur behandelt, wie ein Katholik sie sieht. Damit ist der katholischen Geistigkeit erstmalig eine Gelegenheit geschaffen, die keine von unseren Zeitschriften zu bieten vermochte, nämlich einen fachwissenschaftlichen Einsatz zu machen. Es haben damit alle unsere literarischen Unternehmungen sozusagen eine höchste geistige Instanz über sich, und wir haben die Hoffnung, daß von da aus wenigstens mittelbar stärkste Anregungen ausgehen werden. Uns fehlen die Universitäten, die nun einmal als Quellen geistiger Kraft im Gesamtgefüge der Wissenschaft unentbehrlich sind. Gerade diesem Umstande muß es zugeschrieben werden, wenn es bei uns so schwer hält, die geistige Anarchie zu bändigen. In diesem Jahrbuch besitzen wir nun etwas von Universitätsrang, und wir begrüßen es, wenn schon in diesem ersten Heft Fühlung mit den unmittelbar vorliegenden Zeitproblemen angestrebt wird. Von den Aufsätzen erwähnen wir als für weitere Kreise interessant die Arbeit *„Renaissance und Barock in der deutschen Dichtung"* von *Wilhelm Schulte*, die den Begriff des Barock auf die österreichische und die geistig mit ihr verwandte Dichtung des betreffenden Zeitalters beschränken will, während sie die gleichzeitige, nur äußerlich damit verwandte Richtung in Schlesien und im protestantischen Norden als „Deutsche Proto-Renaissance" bezeichnet. Günther Müller widmet auch dem *Roseliebschen* Werk *„Unsere Liebe Frau von den Sternen"* eine sachliche Würdigung, die den Dichter für manche Unsachlichkeiten, die ihm auf niederem Niveau gesagt wurden, entschädigen mag.

Digitized by Google

„*Literaturwissenschaftliches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft.*" In Verbindung mit Josef Nadler und Leo Wiese herausgegeben von *Günther Müller*. I. Band. Herder, Freiburg i. B. 1926. Gr.-8°. VI und 162 S. Geheftet 6 Mk.

*

Mitte November wird zum zweitenmal „*Das Geistige Europa*", ein internationales Jahrbuch der Kultur, erscheinen, herausgegeben vom Herausgeber des „Gral" und Dr. L. v. d. Mark. Die geistige Annäherung unter den Völkern, ohne die jede andere Form der Annäherung eine Schale ohne Kern bleiben muß, schreitet natürlich, wie alles Große, nur langsam fort. Immer wieder melden sich gewisse nicht mehr rational faßbare Urtriebe, die das Gefühl einer gemeinsamen europäischen Kultur vulkanisch durchbrechen. Einst hatte der Civis Romanus, der römische Bürger, es dahin gebracht, als der Kulturträger nicht nur eines einzelnen Landes, sondern der ganzen im damaligen Imperium Romanum dargestellten bekannten zivilisierten Welt zu gelten. Macht und Philosophie aber erwiesen sich schon damals als zu schwach, um einen solchen Anspruch auf die Dauer stützen zu können, weshalb denn dieses Reich nach und nach wie das Alexanders in seine völkischen Elemente zerfiel. Am besten noch gelang es der mittelalterlichen Kulturidee, das ganze Abendland nicht nur mit einem gemeinsamen Geist, sondern sogar auch noch mit einer gemeinsamen Seele auszustatten. Einzig darum war dieses möglich, weil in dieser Idee eine Religion enthalten war, die alle im Tiefsten ergriff. Mit der Spaltung innerhalb dieser Religion und mit der Verselbständigung der Philosophie brach naturgemäß auch das zusammen, was auf dieser Religion als auf seinem Fundamente stand, nämlich das Abendland. Europa wurde ein Nebeneinander von Nationalstaaten, die mehr und mehr ihr Gemeinsames vergaßen. Es kann nach allen Erfahrungen der Geschichte kein geeinigtes Europa mehr geben, wenn nicht die Einheit in der Religion wieder hergestellt wird, was einen endgültigen Verzicht auf die Kulturidee eines hohlen Weltbürgertums und einer lügnerischen Humanität bedeutet. Die europäische Idee muß stark genug sein, um innerhalb ihrer Grenzen die Triebkraft eines jeden Volkes zur Entfaltung kommen zu lassen. Sie setzt nur jedem Volk als höchstes völkisches Ziel ein übervölkisches. Wir arbeiten in dem „*Geistigen Europa*" frei von allen Illusionen, indem wir aber doch glauben, daß diese Jahresberichte der Kultur aller Länder, jedesmal abgefaßt von den eigenen Söhnen dieser Länder, nach und nach die Gebildeten der verschiedenen Nationen und ihre Bildungsbestrebungen vor allem einander näherbringen werden. Das ist von der Kritik auch anerkannt worden, zum Teil von der katholischen, mehr aber noch von der nichtkatholischen, die diesem Werk eine ganz außerordentliche Aufmerksamkeit und liebevolle Behandlung geschenkt hat.

„*Das Geistige Europa.*" Ein internationales Jahrbuch der Kultur. Herausgegeben von Pater *Friedrich Muckermann, S. J.*, und *Dr. H. van de Mark*. Ferdinand Schöningh, Paderborn 1926. Gr.-8°. 320 S.

*

Vor einiger Zeit erschien das „*Tagebuch der Annette*" von *Helene Christaller* (Friedrich Reinhardt, Basel). Es dauerte nicht lange, bis eine Freundin der Dichterin, die seit über zwanzig Jahren sich mit Annette von Droste-Hülshoff beschäftigt, scharf Protest dagegen erhob, daß erstens hier etwas als Tagebuch geboten werde, was gar kein Tagebuch sei, daß, mit anderen Worten, hier eine objektive Irreführung der meisten Leser stattfinde, und daß zweitens das Bild der Dichterin von der Höhe, die es auch bei den intimsten Kennern ihres Nachlasses bewahrt habe, herabgerissen werde. (Der Artikel ist übrigens nicht von der Freiin von

Digitized by Google

Droste, wie das irrtümlicherweise hier und dort behauptet wurde.) Wir möchten unsere Leser vor diesem Tagebuche warnen, da es sich offensichtlich um ein Machwerk handelt, worin vielleicht etwas von der Seele der Herausgeberin webt, die übrigens katholische Bräuche nicht kennt (vgl. S. 14) und sogar das Datum des Sterbetages falsch angibt, nur wenig aber von der Seele und dem Geiste von Deutschlands größter Dichterin.

*

Das inhaltsreiche „*Ostwartjahrbuch*" bringt Beiträge von Agnes Miegel, Reinhard J. Sorge, Lisa Tetzner, Fritz Walter Bischoff, H. Ch. Kergel, Otto Brües, Hermann Stehr, Ruth Schaumann, Friedrich Schnack, Franz Herwig, Helmut Bartuschek, Jakob Kneip, Otto Heuschele, Paula Grogger, Richard Benz, Max Odoy, Hans Johst, Hans Brandenburg, Heinrich Bachmann, Karl Bernhard Ritter und endlich die Antwort von siebzig zeitgenössischen Dichtern auf eine Anfrage nach dem Verhältnis von Dichtung und Christentum. Gerade dieser letzte Abschnitt stellt ein hochwichtiges Zeitdokument dar, über das wir noch ausführlicher berichten müssen.

„*Ostwartjahrbuch.*" Herausgegeben von *Viktor Kubczak*. Bühnenvolksbund, Breslau 1926. 4°. 200 S.

*

Ohne daß wir uns in eine Diskussion über mancherlei Bedenken, die wir nicht restlos unterdrücken können, hier einlassen möchten, sei nur bemerkt, daß wir zu dem Mitherausgeber Prof. Dr. Hermann Platz das Vertrauen haben, daß er alles nur Mögliche getan hat, um „*Deutsche Kultur*", ein Lesebuch deutscher Art und Kunst für die Oberstufe höherer Schulen, zu einem möglichst objektiven Werk gestalten zu helfen. So empfehlen wir dieses Werk, das jedem Gebildeten einen wundervollen Überblick über die wichtigsten Persönlichkeiten und Wesensäußerungen des deutschen Volkes bietet.

„*Deutsche Kultur.*" Ein Lesebuch von deutscher Art und Kunst für die Oberstufe höherer Schulen. Herausgegeben von *Hans Heinrich Schmidt-Voigt, Prof. Dr. Hermann Platz* und *Martin Havenstein*. Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1925. Gr.-8°. 456 S. Gebunden 7,20 Mk.

*

An die Besprechung der *Neuherausgabe der Storckschen „Literaturgeschichte"* haben sich in den verschiedensten Zeitschriften Auseinandersetzungen geknüpft, die schon durch ihr Erscheinen und teilweise auch durch die Leidenschaftlichkeit ihres Tones beweisen, daß unsere Besprechung ins Schwarze getroffen hat. Wenn sie in der Fassung so scharf war, dann hatte das seine bestimmten Gründe. Die Storcksche „Literaturgeschichte" war ursprünglich in christlich-germanischem Geiste abgefaßt worden. Der Neuherausgeber hat an die Stelle dieses Geistes einen anderen gesetzt, ja, sogar einen diesem feindlichen, ohne daß dies genügend gekennzeichnet wäre. Darin sehe ich eine objektive Verfälschung, auch wenn sie dem Herausgeber subjektiv nicht bewußt war. Dazu kam folgendes: Wurde die Storcksche „Literaturgeschichte" in den Kreisen der Wissenschaft auch nicht so geachtet — Storcks Hauptverdienste liegen auf anderem Gebiete —, so erfreute sie sich doch einer großen Beliebtheit im breiteren Publikum und wohl auch an den Schulen. Auch waren die Katholiken überzeugt, daß ihre Anschauungen hier zum wenigsten niemals verletzt würden, und daß dieses Werk volles Vertrauen verdiene. Diesen Vorzug hat nun meines Erachtens das Buch, wie es jetzt vorliegt, eingebüßt. Da zu vermuten war, daß bei dem empfindlichen Mangel einer unseren Ansprüchen genügenden neueren Literaturgeschichte Lehrer und Erziehungsinstitute sich aus diesem Werke ihre Urteile entnehmen würden, so war es Pflicht, hier ganz kompromißlos aufzuklären.

Digitized by Google

Niemals haben wir katholisch in dieser Zeitschrift so verstanden, als ob katholische Bildung nur mit sogenanntem katholischem Bildungsgut arbeiten dürfe. Im Gegenteil halten wir uns hier an die große katholische Auffassung, die das Gute nimmt, wo immer sie es findet, einerlei, ob es nun von Christen, Juden oder Heiden hervorgebracht ist. Da uns aber die Gnade geschenkt wurde, daß wir in unserer katholischen Glaubens- und Sittenlehre und in dem von ihnen durchleuchteten Naturgesetz objektive Maßstäbe letzter, entscheidender Kritik haben, so glauben wir es nicht nur dem katholischen Publikum, sondern der Menschheit überhaupt schuldig zu sein, nach diesen letzten Maßstäben auch zu werten. Weil alles menschlich Bedeutende in dieser unserer Welt seinen vollen Wert behält, so liegt in dieser Auffassung keinerlei Gefahr für Verengung, wenn nicht die Menschen, die sie anwenden, selber verengt sind. Wir betonen dies mit besonderem Nachdruck, weil neuerdings ein Mann wie *Otto Boelitz* in seinem Buch über die „Bewegungen im deutschen Bildungswesen und die deutsche Bildungseinheit" wieder einmal behauptet, es gehe der Anspruch des Katholizismus darauf hinaus, die Gesamtbildung des heranwachsenden katholischen Staatsbürgers durch rein katholisches Bildungsgut zu bestreiten. Nicht das verurteilen wir, was ja auch im „Gral" ständig geschieht, daß die Gesamtheit des deutschen und allen Kulturgutes dauernd in unseren Gesichtskreis gezogen werde, sondern den Umstand, daß dabei die Einordnung in den Kosmos des ewigen Logos zu wünschen übriglasse. Dieser Arbeit, von der wir glauben, daß sie auf katholischer Seite und auch in großen Teilen unserer Feuilletonpresse viel zu wenig geleistet wird, dürfen wir uns nicht entziehen, so schwer sie ist und so sehr sie auch ein philosophisches, zum Teil sogar theologisches Wissen voraussetzt. Mit Siegfried Behn, der das im „*Hochland*" einmal ausgeführt hat, sind wir nämlich der Meinung, daß das, was man so moderne Geistigkeit nennt, keine harmlose Sache ist. Es verhält sich vielmehr so, daß wir von einem begabten jungen Menschen, der heute an gewisse Universitäten kommt und einige Semester ohne Beeinflussung von anderer Seite ihnen allein überantwortet ist, mit moralischer Sicherheit behaupten dürfen, daß er diesen geistigen Mächten erliegen werde. Wir sind ferner der Überzeugung, daß ein großer Teil unserer studierenden Jugend derartigen Einflüssen heute bereits mehr oder weniger erlegen ist. Darum vertreten wir wohl einerseits stärkste Bearbeitung der neuzeitlichen Gesamtkultur, aber zugleich auch den Grundsatz, daß nur solche dieses wagen, die man als innerlich gereift und gefestigt ansehen darf. Gilt das überall, dann ganz besonders auf dem Gebiete der Literatur, auf dem die schöne Form so manche inhaltliche Gefahr verbirgt und wo sich der Irrtum in so verfänglicher Weise mit der Wahrheit mischt. Aus dem Gesagten ergibt sich, warum wir im Falle Rockenbachs so ernst und, wenn man will, auch so scharf sprechen mußten. In Rußland kam einmal ein Kommunist ins Gefängnis und meinte, als Parteigänger des Kommunismus auf eine mildere Behandlung Anspruch zu haben. Es entgegnete ihm aber der Kommissar: „Eben weil Sie ein Kommunist sind, verdienen Sie nicht nur eine Kugel, sondern zwei."

Betrüblich ist es, wenn in eine solche Angelegenheit persönliches Gehetz hineingetragen wird. Etwas geschah in dieser Richtung auch auf katholischer Seite, worauf ich nicht antworte, weil es tief unter dem Niveau liegt, auf dem über die großen Gegenstände der deutschen Kultur gesprochen werden muß. Ein Freund von mir, von dem ich weiß, daß er auch die Achtung jenes Journalisten hat, schrieb mir dazu: „Wir stehen samt und sonders allein, jeder für sich. Das ist letzten Endes

Digitized by Google

nicht nur betrüblich, sondern das ermöglicht jedem kleinen Revolverjournalisten, wenn er nur will, uns niederzuschießen. . . . Ob jene Jugend, die nun über Sie herfällt, je sich fangen wird und ihre innere Zuchtlosigkeit überwinden wird, scheint mir zweifelhaft. Es ist also alles außer Rand und Band geraten und ohne Zucht und ohne Form. Dagegen könnte nur noch ein ganz enger Bund jener Menschen helfen, die in der Mitte stehen, d. h. zwischen den Alten und zwischen den Jungen, die Generation zwischen 35 und 45. Ob dieser Zusammenschluß erfolgt, ob irgend jemand von uns die Kraft hat, ihn zusammenzubringen, wer kann es wissen und hoffen?" Ich habe keinen Grund, dem Betreffenden zu zürnen, der sich offensichtlich selber mehr geschadet hat als mir. Von einem pathetischen Verzeihen mag ich auch nichts wissen, weil ich wegen solcher Dinge noch nie eine schlaflose Nacht gehabt habe. Ich bin sogar der Meinung, daß dies ein kleines Intermezzo bleibt, möchte aber bitten, wenn es sich schon wiederholt, es wenigstens mit Geist zu tun.

Anders liegen die Dinge bei *Josef Winckler*, der in der „*Schönen Literatur*" einen Artikel gegen Katholizismus, Dogmatismus und ich weiß nicht was alles geschrieben hat, von dem ich mich nur wundere, daß der von mir allzeit sehr verehrte Will Vesper, dem ich nie etwas getan habe, dergleichen drucken konnte, anstatt es weiterzubesorgen an die Redaktion der „Roten Fahne", die von Zeit zu Zeit Artikel bringen muß, die mit Polizeiverboten enden. Josef Winckler möchte ich nur eine kleine Geschichte erzählen, nicht eine Bomberg-Anekdote, sondern eine, die wenigstens wahr ist. Im holsteinischen Lande war vor einiger Zeit ein gewesener Katholik zu irgendeiner einflußreichen Stellung gekommen. Es gab sich nun, daß dieser Herr zu einer Gesellschaft gebeten wurde, in der ausschließlich Protestanten anwesend waren. Nun fing plötzlich der Renegat an, die katholische Kirche zu schmähen, indem er wohl auf ein dröhnendes Echo rechnete. Zunächst entstand eine gewisse Stille, dann ein Unbehagen, und schließlich erhob sich der Nachbar des Scheltenden, um sich einen anderen Platz zu suchen; ja, und dann saß der Herr allein, und dann nahm er Stock und Hut und ging nach Hause. Ich werde nicht aufhören, auch in Winckler die Perle seiner Begabung zu sehen, für die er nicht kann, die ihm aber Pflichten auferlegt. Aber jeder wird es verstehen, wenn man sich mit schäumenden Renegaten erst dann auseinanderzusetzen wünscht, wenn sie wieder normal und ruhig geworden sind. Nur muß noch eben angemerkt werden, was das „Lügenjöppken", wie Josef Winckler sich selber einmal nennt, an objektiven Unwahrheiten berichtet. Ich habe niemals bei „Schwestern der ewigen Anbetung" gewohnt, muß aber gestehen, daß die Geringste von ihnen und ihr heroisches, heiliges Tun mir größer und gewaltiger vor Gott und nützlicher und herrlicher vor den Menschen zu sein scheint als eine ganze Bibliothek zynischer Literatur. Über Thomas Mann haben wir ungefähr das Gegenteil von dem gesagt, was Winckler uns unterstellt. Über das Privatleben eines Dichters ist im „Gral" niemals auch nur eine Silbe geäußert worden, wie Josef Winckler das von uns behauptet. Haben wir von seinem eigenen Charakter gesprochen, so war unserer ganzen Tradition gemäß damit der Charakter gemeint, der und wie er sich in seinen Büchern ausspricht. Auch diesen haben wir so milde behandelt, daß das wichtigste Stück daraus von dem verständigen und menschenfreundlichen Dr. Heilborn in der „*Literatur*" wiedergegeben wurde. Eine klare Linie glaubten wir bei dem Dichter nicht zu finden, und wo sollte sie auch sein, nachdem Josef Winckler auf dem frommen, weißen Pferde katholischer Apokalyptik in die deutsche Lite-

Digitized by Google

ratur eingeritten ist, um dann auf das solidere Streitroß des westfälischen Bomberg überzusatteln. Daß feine vornehme Geistigkeit etwas Stärkeres ist als pumpernickelgenährtes Bardengebrüll, scheint Josef Winckler auch nicht zu wissen. Daß er uns aber einige schöne Rheinlieder gesungen und überhaupt hier und dort in seiner Poesie Wundervolles geschenkt hat, das sei ihm aufrichtig gedankt. Die Horoskopsteller sagen, es herrsche augenblicklich am Himmel eine beunruhigende Konstellation. Auf geniale Geister wirkt das besonders. Warten wir also auch hier auf ein ruhigeres Gestirn.

Maß gehalten hat in seinen Antworten *Dr. Rockenbach*. Er wird inzwischen auch wohl aus verschiedenen Zeitschriften ersehen haben, daß meine Kritik in ihrer Schärfe nicht allein steht. „*Orplid*" hat ganz gewiß im Organismus der katholischen Zeitschriften seine volle Berechtigung. Wenn ich auf den Kern der Rockenbachschen Anschauungen sehe, so ist die Hauptsache davon den „Gral"-Bestrebungen gar nicht fremd. Jugend steht in der Nähe von uns vielleicht noch mehr als in der Nähe von ihm. Ich habe die Hoffnung nicht verloren, daß sachliche Arbeit hier wie dort eine größere Harmonie in der Grundauffasung von selbst zuwege bringen wird. Mir kommen die Tendenzen bei „Orplid" nicht so sehr neu vor, als vielmehr in einem wirklich guten Sinne jugendlich. Sie liegen für mich gewissermaßen weit zurück wie eine Welt, mit der man sich einmal auseinandergesetzt hat und die nun schon lange in eine größere Welt eingegangen ist. Die deutschen Katholiken müssen sich mehr mit Literatur beschäftigen, das ist schon wahr, und jeder, der dazu beiträgt mit dem Idealismus, wie Dr. Rockenbach es tut, der ist insofern zu begrüßen. Aber in der Literatur der Zeit selber stecken Probleme und Fernsichten, die meinem Gefühl nach dort noch nicht einmal geahnt werden. Die Zukunft selber wird das alles enthüllen, und sie schreitet schnell, und ihr eherner Fuß ist gewaltiger als jeder von uns kleinen Menschen, die wir untereinander nicht streiten, sondern uns eher vereinigen sollten, um dem drohenden Verhängnis trotzdem und dennoch den Sieg des Fortschritts und der Idee abzugewinnen.

*

Der Name *Johannes Jörgensen* bezeichnet für mich etwas Lichtes, Weiches und unaussprechlich Mildes. Wenn ich ihn höre, sehe ich vor mir die sanften Hügel der dänischen Inseln, fühle ich etwas von der schmeichelnden Luft, die durch die Buchenwälder des Dyrehave streicht, wo die vielen zahmen Hirsche grasen und glückliches Phäakenvolk sich an friedlichen Waldseen lagert. Dann ist da noch die Brise vom Sund her, und nun kommt eins nach dem anderen, wie es in Jörgensens Gedichten webt, aus denen jemand, der nur das gehackte Dänisch der Hauptstadt gehört hat, erfahren mag, wie musikalisch diese unserem Niederdeutschen und dem Schwedischen verwandte Sprache in ihrer Reinheit klingt. Auch das fällt mir noch ein, daß die jungen Birken in Dänemark, wenn die Sonne des ersten Frühlings sie vergoldete, noch viel zarter und festlicher waren als anderswo, diese jungen Birken, die jungmädchenhaft zu singen schienen, was J. P. Jakobsen in seiner stimmungsvollen Sprache bezaubernd geformt hat. Über den jungen Birken aber stand jener dänische Himmel, der sein Blau mit den Wassern tauschte, das diese idyllischen Inseln umspült und all den schmucken Villen mit den wohlgepflegten Gärten etwas Freies und Frisches gibt. Immer lagen, so ist es mir in der Erinnerung, feine weiße Wolkenschleier, nicht gerade Schäfchen, sondern eher wehende Tücher und lichte Segel, an diesem Himmel, der bei all seiner lachenden Schönheit seine Geheimnisse zu hüten wußte. Noch

Digitized by Google

taucht da eines von den Schifflein auf, die den Sund bevölkern und wie weiße Tauben in die Ferne ziehen. Das Meer aber unter ihnen, so sagte man, sei gefährlich und voll von unberechenbaren Unterströmen. Natürlich gedenke ich auch der hellen Nächte, wie sie in Oehlenschlägers „Aladdin" wehen und in seinem „Johannisnachtspiel", wo überall die lang unterdrückte Romantik mit ihrem Zauber hervorbricht. Eine Strophe von Holger Drachmann sehe ich auch noch wie eine trillernde Lerche in die wunderbare Weite der neuentdeckten Schöpfung emporsteigen, und trillert sie auch nicht die Psalmen Davids, so doch berückend schön. Dieses ganze Land dort hebt sich nun aus den Tiefen der Erinnerung und ein Volk, bei dem man es lernen konnte, wie man die Natur lieben muß und wie man seine Geschichte pflegt. Steht nicht da vor mir das mächtige Standbild des Bischofs Absalon? Nun also, *Mogens Ballin*, ein Künstler durch und durch, dabei mit zwei großen dunklen Augen, die in einem blassen, etwas asketisch verhärmten, von einem ernsten, schwarzen Bart umrahmten Gesicht saßen und von der mystischen Glut seiner Rasse erzählten, dieser Mogens Ballin, den wir aus dem herrlichen Buch *Verkades* von der „Unruhe zu Gott" kennen, er war es, der mir einmal sagte: „Johannes Jörgensen hat Milch in den Adern." Dieser Ballin kannte das Leben und hatte alle Philosophien praktisch erprobt, bis ihm Thomas von Kempis' Weisheit als die höchste von allen erschien. Er hat Johannes Jörgensen, der zuerst in dem Strome schwamm, der damals unter Georg Brandes' Führung die junge Generation mit sich fortriß, auf die katholische Kirche hingewiesen, wie denn Francesco (nämlich Ballin) uns so oft aus des Dichters Werken grüßt. In dem ergreifenden Stück, das wohl den Titel trägt „Der Jüngste Tag", hat Johannes Jörgensen Rechenschaft gehalten über sein Leben, das in dem Problemroman „Unsere Liebe Frau von Dänemark" (übersetzt von Johannes Mayrhofer) uns die wunderbaren Wege der Vorsehung enthüllt, auf denen es geführt wurde. Es kam dann der Tag, wo irgendein Umstand es erforderte, daß ich Johannes Jörgensen, dem damals schon in Frankreich und Deutschland berühmten Dichter, ein Brieflein schreiben mußte. Noch weiß ich genau, wie ich die Antwort vorsichtig öffnete und wie es mich ganz innerlich erfreute, daß er mir schrieb, es habe ihn so sehr die Art erquickt, wie mein Brieflein abgefaßt gewesen sei. Johannes Jörgensen war alles, nur kein Bürokrat, und wenn er nach Deutschland fuhr, dann reiste er dahin „über Berlin", und daß nun mein Brieflein nicht im Amtsstil geschrieben war, sondern, sagen wir einmal, einfach menschlich, das hatte ihm Freude gemacht. Nun fügte es der Zufall oft, daß er morgens auf irgendeine Redaktion fuhr, wo er dann seine vielbewunderten Essays schrieb, während mich der gleiche Zug zur Universität brachte. Das waren sehr schöne Stunden, und noch heute bin ich dem Dichter dafür dankbar. Johannes Jörgensen wurde wegen seiner Heimkehr zur katholischen Kirche viel verlästert und hat auch als Schriftsteller sehr darunter zu leiden gehabt. Aber die Macht seiner Poesie war stärker als aller Haß, und man konnte nicht dauernd einem Dichter zürnen, von dem manche sagten, daß er von allen im Lande das beste Dänisch schreibe. Johannes Jörgensen blieb immer mild und vornehm und hat sich mit ganzer Seele auch der Gemeinschaft gewidmet, der er nun angehörte und die stolz auf ihn war. Nicht immer mag es ihm leicht geworden sein, die deutsche Art, wie sie dem deutschen Missionär dort und den nüchternen Jesuiten im Kolleg naturgemäß eigen war, auch wenn man sich noch so liebevoll in die Kultur des Landes versenkte, in allem zu verstehen. Es kam hinzu, daß Johannes Jörgensen in seiner Kunst sich Frankreich tief ver-

Digitized by Google

pflichtet fühlte, und daß sein Herz wohl überhaupt stärker an Frankreich als an Deutschland hing. Aber solche Gegensätze überbrückte der Glaube, und es ist auch wahr, daß Johannes Jörgensen sich bei seinen deutschen Freunden nicht nur in Dänemark, sondern auch am Rhein und im Süden außerordentlich glücklich gefühlt hat, so daß mir das Zusammensein mit ihm als etwas wundervoll Harmonisches im Gedächtnis lebt. Namentlich sein „Franziskusbuch" warb ihm auch in Deutschland eine treue Gemeinde, die auch viel für ihn tat, während seine Lyrik uns fremder blieb und seine Stimmungsbilder mit ihrem entzückenden lyrischen Geplauder von den meisten bei uns nicht begriffen wurden. Eine erlesene Causerie versteht man in Deutschland ja bis auf den heutigen Tag nicht, und es muß vielleicht noch manche Generation vergehen, bis eine kommt, der die Grazie des Plauderns geschenkt wird.

Der Blitz des Krieges hat in dieser lieblichen Landschaft etwas Kostbares zerschlagen. Seine deutschen Freunde konnten Johannes Jörgensen nicht verstehen, als er Partei zu nehmen schien. Heute begreifen wir eher, aus welcher Mentalität die *„Glocke Rolands"* geschrieben wurde und manches andere, was darauf folgte. Man muß sich erinnern, wie sehr Johannes Jörgensen jene flamischen Städte liebte, die so hart von der Zerstörung des Krieges betroffen wurden. Es war in ihm mehr der Schrei der Menschlichkeit als der Haß gegen ein Volk, und schließlich begraben wir diese traurige Sache in der Erkenntnis, die im östlichen Christentum noch so lebendig ist, daß wir nämlich *alle an allem schuld sind und darum alle einander verzeihen müssen*. Und gründlich wollen wir das tun, so sehr, daß in einer ganz neuen Liebe die alte Liebe wieder erwacht und alte und neue Dankbarkeit die Gaben grüßt, die, unvergänglich an Wert, dieser Dichter auch uns geschenkt hat. Von Assisi, das den dänischen Dichter zum Ehrenbürger ernannt hat, wird sich nun Johannes Jörgensen zum 6. November in die kleine Hafenstadt Svendborg nach Fünen begeben, wo man ihm zum 60. Geburtstage ein prächtiges Fest bereitet. Auch wir bringen ihm einen herzlichen Glückwunsch dar und hoffen noch auf manches tiefe und schöne Wort von ihm, das uns Trost und Kraft sein kann in schwerer Zeit.

*

Prachtvolle Weihnachtsgeschenke sind: *„Der Mensch und die organische Natur"*, von Dr. h. c. E. Wasmann, S. J., und Dr. S. Killermann, mit 1698 Illustrationen und 22 Kunstbeilagen und Farbenbildern, 3. Band des Werkes *„Das Buch der Natur"* (G. J. Manz, Regensburg), Gr.-Lex.-8°. VIII u. 1012 S. Brosch. 36.— Mk., geb. 43.— Mk.

„Staatslexikon der Görres-Gesellschaft", herausgegeben von Hermann Sacher, Herder, Freiburg, 1. Band der fünften, von Grund auf neu bearbeiteten Auflage.

„Pastors Geschichte der Päpste im Zeitalter der katholischen Reformation und Restauration". 10. Band, Sixtus V., Urban VII., Gregor XIV. und Innozenz IX., Herder, Freiburg 1926. Gr.-8°. XXXII u. 666 S. Brosch. 20 Mk., geb. 24. Mk.

„Die Kunst der alten Christen." Von Dr. Wilhelm Neuß. Mit vier Farbtafeln und 24 Abbildungen im Text, alles in hervorragender Ausstattung. Bei Benno Filser, Augsburg 1926. 4°. 155 S. Text. Geb. 40 Mk.

„Der heilige Franziskus." Zum siebenhundertsten Todestag des Heiligen dem Volke gewidmet von Alphons Maria Rathgeber, mit vier farbigen Beilagen, vielen Kunstbildern und Textbildern, Sebaldus-Verlag, Nürnberg 1926. 4°. 244 S. Geb. 20 Mk.

*

Digitized by Google

Neue Romane

Von Hubert de Reuter

Aus einem besonderen Grunde sei es gestattet, zwei Dichter zusammen zu nennen, die man sonst wohl nicht nebeneinanderstellt: *Hermann Sudermann* und *Joseph Georg Oberkofler*. Sie seien nur deshalb gleichzeitig erwähnt und miteinander verglichen, weil beide mit einem Romane die Liebe zu ergründen versuchten. Allerdings hat Sudermann mehr die bestia trionfante vor Augen gehabt, während Oberkofler sich der Liebe reinstes Wesen, ihre unerschütterlichen und immerwährenden Ideen und ihre ewig wiederkehrende Tragik zur Darstellung erkor.

Sudermanns Roman: *Der tolle Professor*, ist ein Schlüsselroman aus der Zeit Bismarcks. Sein Gegenstand ist die Geschichte eines Mannes, der den Namen Sieburth führt. Die Natur dürfte diesem Herzenskind Sudermanns die Fähigkeit in die Wiege gelegt haben, in seinem Fach sowohl als auch im Leben ein genialer Führer zu werden. Doch neben der achtunggebietenden Selbständigkeit seines Geistes, neben dieser alles belächelnden Erhabenheit über herrschende Lehren und Sitten hat Sieburth von Sudermann eine verachtenswerte Wandelbarkeit der Gesinnung, eine zur Selbstvernichtung führende Skepsis und eine über alles triumphierende Sinnlichkeit als Erbe zugesprochen bekommen. Als Lehrer der Philosophie an der Albertina in Königsberg tritt er auf, für den langen und dornenreichen Weg eines Extraordinarius mit der Hoffnung auf den Lehrstuhl Kants ausgerüstet. Doch dieser Hoffnung stehen einerseits die neidvollen Stützen der Weisheit entgegen, anderseits Sieburths Schürzenkult und Dirnendienst. Die Geheimräte Überschlau und Neidlos, die Doktoren Schnellbereit und Spöttlich verwandeln ihr anfängliches Mißtrauen in eisige Feindschaft. Und Sieburths nächtliche Abenteuer und Orgien werden immer bunter und toller, bis der Skandal da ist. Aber siehe da! Sieburth geht von den Liberalen zu den Konservativen über und führt sich mit ihrer Hilfe beim Ministerium in Berlin ein. Nachdem er vor einem Ministerialdirektor, einem geilen Faun, in verschiedenen Nachtkneipen ein Examen in der Ars amandi glänzend bestanden hat, wird er zum Ordentlichen Professor ernannt. (Wenn man in Berlin nur das rechte Verständnis für solche Ehrerbietung amtlichen Stellen gegenüber hätte, dann dürfte Sudermanns Berufung in die Akademie der Dichter nicht mehr lange auf sich warten lassen.)

Nachdem so Sieburth seinen friedfertigen und weisheitstriefenden Kollegen als Ordentlicher auf die Nase gesetzt worden und als würdiger Nachfolger Kants befunden worden ist, wäre ja der Weg zu einem großen Ziele frei. Aber seine „Neigung" zu dem Ewigweiblichen wird immer größer, in Nachtkneipen und Freudenhäusern fließt seine paradoxe Weisheit in immer volleren Strömen, sein Kampf gegen das Unendliche wird immer fanatischer, die Vernichtung seiner Seele und seines Körpers immer schlimmer, bis er sich, krank am Wissen und krank am Leben, mit einem teuflischen Spottgelächter entleibt. Aber auch da ist die Zerstörungswut noch nicht zu Ende. Den beiden einzigen Menschen, die um ihn trauern, der Tochter seiner Wirtin, die sein letzter Trost und zugleich sein letzter Verzicht war, und einem jungen Studenten, dem er viel verdarb, bereitet er den Kummer, sein Lebenswerk: *Die drei Stufen der Ethik* (Sudermannscher Prägung), zu vernichten. Mit diesem erhebenden Bilde schließt der Sudermannsche Bericht.

Digitized by Google

Auffallend an diesem Romane ist, daß nur eine einzige Person mit Namen genannt wird, Überweg, während doch Sudermann früher „die Namen an die Wand zu nageln" in Aussicht stellte. Was er hier nun versäumte, hat ein Jugendfreund von ihm, Dr. L. Levy, nachgeholt. Nach ihm ist also Sieburth gleich Quäbicker, der ehrenwerte Ministerialdirektor soll eine verteufelte Ähnlichkeit mit Althoff haben, der große Hegelianer ist Karl Rosenkranz, der Historiker ist Ludwig Friedländer, Professor Hildebrand und seine Eheliebste sind niemand anders als Felix Dahn und seine Frau Therese, eine geborene Freiin von Droste-Hülshoff. Dr. Levy weiß es sich nicht recht zu erklären, warum Sudermann auch jetzt noch die Namen verschweigt, und doch ist der Grund zu ersichtlich: Sudermann wollte allen Beteiligten und ihren Angehörigen die Pflicht des Dankes erlassen, der ihm für die Verteilung so erlesener Rollen zweifellos zusteht.

Ein ehrliches, in dem Bewußtsein der vollsten Verantwortung abgegebenes Urteil über den Roman Sudermanns kann nur besagen, daß kein Kunstwerk, sondern ein Chaos entstanden ist. Es ist freilich nicht zu bestreiten, daß die Bismarcksche Zeit richtig erfaßt und treffend dargestellt worden ist. Auch ist das akademische Leben in manchen Zügen, vor allem in der akademischen Freiheit und in der Neidlosigkeit der Geisteskaste, geschickt wiedergegeben worden. Schließlich wird es auch jeder zugeben, daß manche Gestalten anschaulich, glaubhaft und blutvoll hingestellt worden sind, namentlich das Dreigestirn der Schicksalsschwestern. Aber trotz alledem steht man vor der Tatsache, daß Sudermanns Roman wohl ein Motiv und ein Thema, aber keine Idee besitzt, keine Idee, zu der sich doch jede lebendige Kunst bekennen muß, wodurch erst jede Kunst echt und bejahend wird. Vielleicht hat ihm die Frage von Geist und Eros vorgeschwebt, aber diese große Spannung wird an einem Menschen gezeigt, der mit seinem triebhaften Sehnen nach dem weiblichen Wesen, mit seinem freiwilligen Tode (der aber nicht freiwillig, sondern die Folge eines krankhaften Zustandes ist), der mit allen Verkettungen von Blindheit, Skepsis und Ironie fast einen klinischen Fall darstellt. Dazu wird diese große Frage in Freudenhäusern und in üblem Bordelljargon erledigt.

Selbst wenn man alles übersähe, was gerechterweise Tadel verdiente: die Unmöglichkeiten von so vielem an den Taten, an dem Denken und an der Weisheit Siebuths (was selbst durch Eide nicht glaubwürdig gemacht werden könnte), die als Füllsel herausfallenden Jonglierkünste mit allen Arten der Philosophie, die üble Stellung der katholischen Kirche, die unangenehme Rolle, die ein entgleister Vertreter von ihr spielt, das gänzliche Fehlen von Würde, Ernst und Sitte — wenn man dies alles übersehen könnte, selbst dann blieb der Sudermannsche Roman zu gering an Kunst und Wert (für ihr Fehlen allerdings mit glimmendem Stoff gefüllt), als daß er uns über die Leidenschaften erheben und durch die Gnade der Kunst erlösen könnte. Keine sittliche Größe, keine Überwindung, keine Gnade der letzten Erkenntnis führt in das Reich der Freiheit hinüber.

Wie groß und rein ist dagegen das Bild der geistigen Welt, das *Oberkofler* in seinem Roman: *Sebastian und Leidlieb*, niedergelegt hat. Dieser Roman ist, kurz gesagt, die mit den einfachsten Mitteln gestaltete Tragik der immer wiederkehrenden Liebe. Aber diese Liebe ist von der hohen Warte einer ewig klaren Weltanschauung und Metaphysik aus gesehen. Und weil sich so in diesem Buche die höchste Kultur des Geistes und der Seele offenbart, hat dieser Roman für unsere Zeit des Zusammenbruchs der Kultur die größte Bedeutung. Auf den ersten Blick könnte

Digitized by Google

man zu der Ansicht kommen, *Sebastian und Leidlieb* sei ein historischer Roman; denn er spielt im 14. Jahrhundert, über seiner Handlung liegt noch die Herrlichkeit des Minnesanges, und seine Sprache hat noch den Glanz und den Reichtum vergangener Zeiten. Aber das ist nur Gewandung, darunter sich eine leidgeübte Seele verbirgt.

Sebastian, ein zweiter Parzival, wird von seinem Vater an den Brixener Hof geschickt, um dort Waffe und Recht handhaben zu lernen. Bei Minnesang und Frauendienst vergißt er bald seiner Heimat. Durch die Schande einer verbotenen Liebe bricht er seines Vaters Herz, knickt er Leidliebs, einer Heldin des Magdtums, engelreine Seele. Nach Jahren edler Fehde freit Sebastian Agnes, eine reine Magd und viel liebe Frau. Doch in seinem Herzen weist er ihr den Platz zu, der Gott gebührt. Erst nachdem er auch sie verloren und seiner Herrschaft entsagt hat, da „stellt ihn Gott". Als er die Tragödie seines eigenen Lebens dichtend nachgestaltet, da ereilt ihn der *Hound of Heaven*. Sebastian erkennt die Eitelkeit seines Treibens und ahnt den großen Beweger aller Schicksale. Leidlieb holt ihn auf den verwaisten Valbenstein heim. Zwar folgt er ihrem Rufe, aber er verzichtet auf den Bund mit ihr, weil er sich ihrer reinen Seele für unwert hält. Auch ist sein Lauf vollendet: seine Heimat ist in Gefahr, und bei dem Versuche, das Kirchlein zu retten, wird er von seinen Trümmern begraben.

Dieser Sebastian ist keine blasse historische Gestalt, sondern ein Parzival der Gegenwart. Die Entwicklung dieses Charakters ist mit höchster Glaubwürdigkeit bezwingend gestaltet worden, allerdings nur bis zu der Umkehr. Dieser letzten größten Steigerung war die Dichterkraft Oberkoflers noch nicht vollkommen gewachsen. Nach der Vollendung dieses Weges bei Sebastian hörte man lieber nichts mehr von der Pilgerfahrt nach Jerusalem. Ist die Gnade der letzten Erkenntnis vollkommen, wenn sie nicht neben dem Glauben und der Liebe die Heimat umfaßt? Berührt es nicht unangenehm, daß Leidlieb, die Höhe ihrer Entsagung verlassend, sich noch mit verspäteten Eheplänen trägt? Fehlt es der Exposition nicht etwas an Straffheit und Klarheit? Nur ungern weist man auf diese kleinen Mängel an dem sonst vollendeten Werk hin. Oberkofler schildert nicht und wirkt nicht publizistisch, sondern er gestaltet seine Idee, hart, nackt, unverhüllt. Mit ungewöhnlicher Kraft des Wortes und der Fassung sind diese Gestalten hingestellt, die Männer breit und kräftig, die Frauen lieblich und zart. Als Hintergrund der kraftvoll bewegten Handlung ragt die grandiose Welt der Tiroler Berge auf, und den Urgrund des geistigen Reiches bildet eine Lebens- und Weltanschauung, deren Forderungen wieder Imperative werden müßten:

„Wer der Kreaturen gebraucht nit als einer Gabe Gottes, der ist ein Tor. Denn die Schöpfung ist nicht der Schöpfer. Wer eigene Not und eigenes Leid nit hinnimmt als eine Himmelsleiter, sondern es auftürmt als einen Trutzbau gegen den Herre Gott, der bleibt ein Friedloser. Wer nach Elend und Schuld nackt und bloß und durch sich selber betrogen dasteht und nit erkennt, daß ihn der Herr Gott so lange gehetzt hat, bis er sich ihm hat stellen müssen, der ist ein Vermaledeiter."

Sudermann, Hermann: „Der tolle Professor". Ein Roman aus der Zeit Bismarcks. Cotta, Stuttgart 1926. 8°. 642 S. Gebunden 8,50 und 12 Mk.

Oberkofler, Joseph Georg: „Sebastian und Leidlieb". Ein Roman. Tyrolia, Innsbruck 1926. 8°. 487 S. Gebunden 6,50 Mk.

*

Digitized by Google

Koreanische Volkspoesie

Gesang beim Reispflanzen

Von P. Andreas Eckardt, O.S.B., Paltoku-Yēnki, Manchuria

Es besteht ein eigentümlicher Gegensatz zwischen der freudig lachenden Natur Koreas mit seinem hellen Sonnenschein und seiner Blütenfülle, seinem blauen Himmel und seinen grünen Bergen auf der einen Seite und zwischen der Wehmut und dem jammervollen Moll der koreanischen Seele, wie sie sich im Leben und in der Poesie auswirkt.

Korea kennt Spiel und Scherz, aber das freudige Lachen aus Kinderherzen kennt es nicht. Armut und Elend und nicht zuletzt die Trostlosigkeit der Heidenseele sind schuld an diesem leidvollen Zustand.

Der Koreaner hat Ideale; aber sie liegen zum Teil weit zurück in den unmöglichen Zeitaltern der Vergangenheit; es sind Träume nach einem verlorenen Paradies, oder die Gier nach Speise und Genuß, wenn man dies als „Ideal" bezeichnen darf. Ein bestimmter Augpunkt im Horizont fehlt der koreanischen Seele. Friedlos, freudlos lebt das Volk dahin, Tag für Tag, an die Scholle gebunden.

Hat das Volk eine Poesie? Ja und nein! Außer einzelnen Versuchen epischer Art ist bis heute verhältnismäßig wenig bekanntgeworden.

Und doch singt das koreanische Volk gerne. Es ist ein Naturvolk, und die Natur liebt die Tonkunst. Die schönsten Melodien hat der Mensch der vernunftlosen Natur abgelauscht: das Rauschen der Wasser und Dröhnen der Donner, das Jubilieren der Amsel und Lerche und Quaken der Frösche und Kröten haben selbst die Naturvölker in ihre Sprache und Poesie aufgenommen.

In erster Linie kommt die Gesangfreudigkeit der Koreaner bei der gemeinsamen Arbeit zur Geltung. Werden Lasten befördert oder wird Reis gepflanzt, wird das Feld gejätet oder der Baugrund festgestampft, dann schallt auch in Korea weithin der eintönige und doch nicht unmelodische Gesang. Mit kräftiger Stimme singt der Vorsänger, der die Rolle des „fahrenden Sängers" übernimmt, das Thema, der arbeitende Chor antwortet mit den Schlußworten des Vorsängers oder einem bekannten Refrain oder einem jodelnden Ausruf. Die Melodie als solche ist kräftig und schön und verliert selbst bei zwanzig- und mehrfacher Wiederholung nicht an Eindruck. Auch die Natur liebt ja die Wiederholung derselben Melodien.

Die Vorsänger sind oft richtige Dichter. Rhythmus und Versbau macht ihnen wenig Schwierigkeiten. Der logisch fortschreitende Ideengang fehlt dagegen den Gesängen oft: es sind improvisierte Gedichte. Gleichwohl verdient die Art und Weise, wie diese Vorsänger ihre Sprache meistern, wahre Bewunderung.

*

Im nachfolgenden gebe ich einen koreanischen Gesang wieder, es ist das „Lied vom gelben Frühling", wie es beim Reispflanzen gesungen wird. Ich habe mir den Gesang schon vor vielen Jahren aufnotiert, habe ihn seither wiederholt gehört, aber immer wieder in anderen Worten. Selbst bei der Korrektur der Worte, wenn ich den Vorsänger bat, diesen oder jenen Passus etwas langsamer zu wiederholen, änderte der Mann die Worte, so daß es sehr schwer wurde, ein genaues Wortbild zu erhalten.

In der Übersetzung ist der koreanische Rhythmus beibehalten, die Reihenfolge der Worte innerhalb je vier Zeilen mußte aber manchmal vertauscht werden. Der

Digitized by Google

Name „Gelber Frühling" (nurun pom) ist eigentümlich. Manche denken dabei an den gelben Sonnenschein, andere an das gelbe Aussehen der Felder, auf denen im Vorfrühling noch die Stoppeln und Wurzeln der Herbsternte stehen, denken an das vertrocknete Gras und den gelben Schlamm, an die kahlen, von Schnee entblößten Felder und Berge, die dem Lande im Vorfrühling ein gelbes, trauriges Aussehen verleihen. Der Gesang lautet:

Vorsänger:
Tief von Hügeln umrahmt[1]
liegt drei Matschiki[2] groß
ein kleines und rundliches Feld,
dem trockenen Seegrunde[3] gleich.
Chor:
yoho — — —, yoho — — —, oyo — — —[4]!
Vorsänger:
Schnurgerade wie „eins"[5]
ziehen die Linie wir;
und gleich dem Charakter von „Mund"[6]
so schwingen wir uns im Geviert.
Chor:
yoho — — —, yoho — — —, oyo — — —!
Vorsänger:
Glühend brennet die Sonn'
nieder auf Nacken und Stirn;
die Füße im lehmigen Schlamm
arbeiten wir rüstig voran.
Chor:
yoho — — —, yoho — — —, oyo — — —!
Vorsänger:
Mühsam pflanzen wir an
harrend vielfacher Frucht.
doch ist unsre Arbeit getan,
möcht' wissen, wer all davon ißt[7]!
Chor:
yoho — — —, yoho — — —, oyo — — —!
Vorsänger:
Laßt uns dankbaren Sinns
nähren alternde Leut'[8],
es sollen in reichlicher Meng'
erhalten die Frauen an Frucht.
Chor:
yoho — — —, yoho — — —, oyo — — —!
Vorsänger:
Laßt uns mit Eifer und Fleiß
sorgen für Säugling und Kind,
dann werden im Alter auch wir
die Hilfe der Kinder erfahr'n
Chor:
yoho — — —, yoho — — —, oyo — — —!
Vorsänger:
„Hanal"[9] schuf Menschen und Tier,
Muttergleich sorget die „Da"[10],
mit Fittichen decket uns wohl
das liebliche Himmelsgezelt.
Chor:
yoho — — —, yoho — — —, oyo — — —!
Vorsänger:
Sillong[11] hat uns gelehrt
pflanzen das harrende Feld;
Herr Suin[12] gab Feuer und Herd,
so blühten zum Volk wir heran.
Chor:
yoho — — —, yoho — — —, oyo — — —!
Vorsänger:
Kammgezähn reißet die Egg'
handtief schlammigen Grund
heraus, wie Moktschim[13] so groß,
und kämmt ihn wie seidenen Bund.
Chor:
yoho — — —, yoho — — —, oyo — — —!
Vorsänger:
Und ein klebriger Ball
deckt die Setzlinge ein[14]. — — —
„Möcht wissen, für wen wir gepflanzt
und wem wir den Löffel gefüllt!"
Chor:
yoho — — —, yoho — — —, oyo — — —!
Vorsänger:
Arm wie wir selbst ist das Feld,
spärlich nur fließet das Naß;
kein Laub von der „Takwanhöh'[15]"
kommt nieder als düngende Kraft.
Chor:
yoho — — —, yoho — — —, oyo — — —!
Vorsänger:
Fein ist das Feld von Herrn Pak[16]:
Reisfeld, ein Somtjiki[17] groß,
und hundertmal trugen den Dung
die Stiere[18] auf vier Morgen Feld.
Chor:
yoho — — —, yoho — — —, oyo — — —!
Vorsänger:
Gleichwohl hat Sorgen Herr Pak:
Häscher sind ihm auf der Spur.
Gefangen — man ruft nicht nach Recht,
man preßt ihm den Reis aus der Brust[19]!
Chor:
yoho — — —, yoho — — —, oyo — — —!
Vorsänger:
Ähnlich erging's auch Herrn Tschö
Geizig war er und reich — — —,
drum trägt er heute den Block[20]
und sitzet in dunklem Verließ.
Chor:
yoho — — —, yoho — — —, oyo — — —!
Vorsänger:
Kim war noch Kind, trug den Zopf[21],
starben die Eltern ihm weg.
Man zeiht ihn Verletzung des „hyo"[22]
und hält ihn in dumpfem Verwahr.

Digitized by Google

Chor:

yoho — — —, yoho — — —, oyo — — —!

Vorsänger:

Stolz nennt sich Mandarin Tjung
„Vater des Volkes" — — — der Schuft!
Verlängert die Ohren[23] bei klingendem Geld,
für Recht und Gesetz ist er taub

Chor:

yoho — — —, yoho — — —, oyo — — —!

Vorsänger:

Hört, Kameraden, mich an,
Ist eure Arbeit getan,
habt ihr genug Speise und Trank,
habt Kleidung ihr und etwas Geld,

Chor:

yoho — — —, yoho — — —, oyo — — —!

Vorsänger:

Nichts legt zurück für die Welt[24]!
Spielt, trinkt, genießet die Zeit!
Von Räubern erfüllt sind die Zelt',
Dein Reichtum bringt dir nur Leid!

Chor:

yoho — — —, yoho — — —, oyo — — —

Zur Erklärung des Liedes einige Bemerkungen:

[1] Korea ist ein gebirgiges Land. Man rechnet die Reisfelder in Gebirgstälern wegen ständiger Bewässerung zu den besten.

[2] Mal und Som sind koreanische Getreidemaße. Ein Mal entspricht etwa unserem Scheffel. Zehn Mal geben ein Som. Matjiki ist eine Fläche, auf der etwa ein kleines Scheffel Reis angepflanzt wird, Somtjiki dementsprechend.

[3] Der Reis wird in Wasser gepflanzt. Im Frühjahr sind die sonst nassen Reisfelder trocken und nur mit Stoppeln und Schlamm bedeckt.

[4] Die Melodie für diesen Chorgesang ist im Sechsachtel-Takt etwa folgende: fefa . . / fefa . d/f . .

[5] Die koreanisch-chinesische Zahl 1 ist ein wagerechter Strich: —.

[6] Das koreanisch-chinesische Schriftzeichen für Mund ist ein □. Das Reisfeld ist von kleinen Wällen umzogen. Von den oberhalb gelegenen Feldern fließt das Wasser langsam in die tiefer gelegenen herab. Es werden deswegen ringsum „im Geviert" sorgfältig Gräben zur Regulierung der Wasserzufuhr gezogen.

[7] Sinn: *Wir* müssen die Arbeit tun, und die Mandarine und Yangpan, d. h. die Nichtstuer, die Volksaussauger essen davon! Der ganze Gesang zeugt von einem gewissen Grimm gegen die Mißwirtschaft der Mandarine, durch deren Schuld zum großen Teil das Land ruiniert wurde.

[8] Alternde Leute, in erster Linie die alternden Eltern. Die Kindespflicht gegen die Eltern steht an erster Stelle in der Moral Ostasiens.

[9] „Hanal" ist personifizierter Himmel, Hanallim = Gott. Gleichwohl verstehen die heidnischen Koreaner oft unter Hanallim keinen persönlichen Gott, sondern die Naturkräfte, die nach ihrer Ansicht von Ewigkeit her in der Natur herrschen und alles erfüllen.

[10] „Da" = Erde. Sonne (= Himmel) und Erde spielen in der Philosophie des Ostens seit Jahrtausenden eine ungeheuer große Rolle. (Vgl. De Groot, Universismus, S. 141, 187 u. a., Zottoli, S. J., Cursus litteraturae Sinicae Vol, 3. p, 603.)

[11] Sillong ist der zweite der fünf sagenhaften Gesetzgeber und Kaiser des alten China (2838—2648 v. Chr.). Ihm wird der Ursprung der Medizin und der Landwirtschaft zugeschrieben.

[12] Suin, gleichfalls legendäre Persönlichkeit, hat der Menschheit das Feuer gegeben. Er wird in China und Korea als Patron der Kochkunst verehrt.

[13] Moktschim = Holzstütze. Die Koreaner schlafen auf dem Boden und haben als Kopfpolster oft einen harten hölzernen Klotz. In besseren Familien ist dieser Moktschim geschnitzt oder mit Perlmuttereinlagen kunstvoll verziert.

[14] Der Reis wird zuerst auf einem kleinen, besonderen Felde gepflanzt, dann die

Digitized by Google

Setzlinge einzeln auf das eigentliche Reisfeld im Abstand von etwa einem Fuß in den schlammigen Boden gesteckt und mit einem Erdknödel fest eingebettet.

[15] Ta-kwan-Höhe = Regierungsgrundstück. Sinn: Die Mandarine haben Holz und Laub genug, das arme Volk hat nichts und erhält nichts.

[16] Pak, Tschö, Kim und Tschung sind koreanische Familiennamen. Im ganzen gibt es etwa 100—150 solcher Stammnamen, daher der Ausdruck: Päksong = Hundert-Namen-Volk.

[17] Somtjiki siehe oben unter [2].

[18] Fast alle Lasten werden von Stieren befördert, Ochsen gibt es nicht.

[19] Reis steht hier bildlich für Reisertrag, Geld. Der oft fälschlich Angeklagte wird gefoltert (Brust!) und muß sein Leben für oft schweres Lösegeld loskaufen. Daher hat niemand Lust, zu sparen.

[20] Block = Halsblock, wie ihn die Verbrecher tragen. Ein schweres, 2—3 m langes Brett, in der Mitte mit Öffnung für den Hals.

[21] Die Kinder, auch Knaben, trugen bis zur Verheiratung den Zopf. Durch den Schulbesuch kommt jetzt diese Sitte immer mehr ab.

[22] hyo = hyoto, „kindliche Ehrfurcht, Verehrung der Eltern". (Vgl. des Verfassers: Konfutseverehrung in Korea in Hist.-Pol. Blätter, Bd. 153, S. 416 ff.) Dem kleinen Kinde sind die Eltern bereits weggestorben, gleichwohl wirft man dem alten Manne „Verletzung der kindlichen Pietät" vor. Im Lied ist diese Stelle ironisch.

[23] Die Ohren verlängern = genau auf etwas hören, hat hier den Nebensinn von „bestechlich" sein.

[24] Der Ausgang des Liedes verrät die epikuräische Denkart des koreanischen Volkes: „Es hat keinen Zweck, etwas aufzusparen; es wird uns doch von den schlechten Mandarinen weggenommen, darum benützen wir die Güter dieser Welt!" (Vgl. „Der Gral", 1924, S. 105, Koreanische Poesie: Gaudeamus igitur!)

*

Via sacra

IN dem Weihnachtshefte des vergangenen Jahres haben wir die nach Form und Inhalt so leicht nicht zu übertreffenden Bücher der Vita sacra und Ars sacra geziemend gerühmt. Heute können wir mit höchstem Lobe auf eine Reihe neuer Bücher hinweisen.

Augustinus spricht in dem 2. Bande *„Des religiösen Lebens"* über das soziale Wesen des Christentums, über das unsichtbare Reich der Guten, das trotz aller sichtbaren Schranken in der Gemeinschaft der Gnade und des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung besteht.

Bermhard von Clairvaux erzählt in seinem *„Myrrhenberge"* von dem schweren, aber heilsamen Wege, an dem alles ein Vorwärts, ein Hinauf, ein Hinüber in die Ewigkeit ist.

Über das Leben der Seele und über innerliches Christentum spricht *„Meister Eckehart"* in dem Auszug seines religiösen Systems, den Otto Karrer angefertigt hat.

„Sankt Franziskus, der seraphische Wandersmann" verrät mit seinen Gedanken über das irdische und himmlische Gut, daß die Kirche mit dem größten Rechte seit 700 Jahren ratend auf ihn hinweist: Ihm gehet nach! Er zeigt den rechten Weg. Doch daß dieser Weg — er möge zu Gott führen, wie er wolle — ein königlicher

Digitized by Google

Weg des Kreuzes sei, das besagen am besten die Aufzeichnungen *Clemens Brentanos*, *„Das bittere Leiden unseres Herrn Jesu Christi"*, die er nach den Angaben der seligen *Anna Katharina Emmerick* niederschrieb.

„Priester des Herrn" nennt sich ein Büchlein *Georg Heidingsfelders*, das die wertvollsten Gedanken und Aphorismen *J. M. Sailers* über den Priester enthält. Mit seiner Forderung: der Priester muß mehr wissen, muß mehr tun wollen, muß mehr leiden können — stellt es gerade heute eine Mahnung von letztem und größtem Ernste dar.

„Der mystische Strom" (von Paulus bis Thomas von Aquin), der erste der drei Bände der Textgeschichte der Mystik, herausgegeben von *Otto Karrer*, bringt eine vorzügliche Auswahl mystischer Texte in klassischer Übertragung. Nach kurzen Geschichten über die Rollen der einzelnen Gestalten und Gruppen und über ihre überpersönliche providentielle Bedeutung erhebt ein ganzer Chor großer Mystiker seine Stimme über das Verhältnis des Göttlichen und Menschlichen in der Brust des Frommen und über den frohen Untergang der christlichen Seele in Go t.

Bei allen Büchern des Müllerschen Verlages verdienen die äußere Ausstattung und der Schmuck mit auserlesenen Bildern in Kupfertiefdruck ganz besonders Lob und Anerkennung. Vortrefflicher Geschmack und geschickte Hände haben diese Dokumente des Geistes und der Frömmigkeit auch rein äußerlich zu kleinen Kunstwerken gemacht.

Augustinus: **„*Das religiöse Leben*". Gesammelte Texte mit einer Einleitung von *Otto Karrer*. 2. Teil: Gemeinschaft. Kl.-8°. 235 S. Mit 10 Bildern in Kupfertiefdruck. Geschenkband 4,60 Mk.**

Bernhard von Clairvaux: **„*Der Myrrhenberg*". Herausgegeben von *Dr. Schuck*. Kl.-8°. 232 S. Mit 13 Bildern. Geschenkband 4,80 Mk.**

„*Meister Eckehart spricht*". Gesammelte Texte von *Otto Karrer*. Kl.-8°. 159 S. Mit 11 Bildern. Halbleinen 3,60 Mk.

„*Sankt Franziskus, der seraphische Wandersmann*". Von *Dr. Johannes Schuck*. Kl.-8°. 129 S. Mit 15 Bildern. Geschenkband 3,60 Mk.

„*Der königliche Weg des Kreuzes*". Nach den Betrachtungen der gottseligen Anna Katharina Emmerick. Herausgegeben von *Dr. Schuck*. Kl.-8°. 199 S. Mit 23 Bildern. Geschenkband 3,60 Mk.

Johann Michael Sailer: **„*Priester des Herrn*". Texte über Priesterbildung, Priesterleben und Priesterwirken. Ausgewählt und eingeleitet von *Georg Heidingsfelder*. Kl.-8°. 221 S. Mit 11 Bildern. Ganzleinen 6 Mk.**

Otto Karrer: Der mystische Strom. **Von Paulus bis Thomas von Aquin. 8°. 456 S. Mit 17 Bildern. Geschenkband 6,80 Mk.**

*

Der Mann aus Java

Ein kleines Erlebnis. Von Johannes Mayrhofer

VOR einiger Zeit saß ich in Berlin in einem sehr netten Hotel (Nähe der Linden) beim Morgenkaffee. Zwei Tische weiter frühstückte ein Herr, der alsbald meine Aufmerksamkeit erregte. Ich würde ihm unrecht tun, wollte ich ihn als Neger bezeichnen. Aber braun war er, gründlich braun. Wie ich später erfuhr, war die schöne Insel Java seine Heimat.

Im übrigen war er durchaus ein Gent, tipptopp nach dem dernier cri de Paris gekleidet. Das Taschentüchlein schaute ihm ungemein elegant aus der linken Brusttasche.

Der Herr Ober schätzte diesen Gast außerordentlich. In tiefer Ehrfurcht neigte er seine lange befrackte Gestalt vor dem andächtig und mit Hingebung sein Frühstück Genießenden. Er erkundigte sich freundlich nach dem Befinden des exoti-

Digitized by Google

schen Gastes und fragte interessiert: „Wo hat es Ihnen denn besser gefallen, in Paris oder hier? .. Was werden Sie heute unternehmen? .. Wollen Sie ins Theater? Kann Ihnen sehr die Charell-Revue empfehlen. Großes Schauspielhaus."
Nun konnte man füglich eine Begründung erwarten. Warum gefiel dem Herrn Ober diese Revue so sehr? Er bezog doch sicherlich keine Tantiemen von der Aufführung und keine Prozente für gütige Empfehlung.
Vielleicht war es der Inhalt des Stückes. Oder der künstlerische Aufbau. Sancta simplicitas! Inhalt und Aufbau!
Ich muß immer an einen blasierten bleichen Jüngling denken, der mir einmal in einer Abendgesellschaft bei Richard Moritz Meyer begegnete. Es fiel in der Unterhaltung das Wort „Philosophie". Und der bleiche Jüngling schaute verwundert auf und äußerte: „Philosophie? Hat denn nicht seit Nietzsche der Aphorismus die Philosophie überwunden?" So möchte auch ich jetzt sagen: „Drama? Sind Sie der einzige Fremdling in Jerusalem? Hat denn nicht die Revue das Drama überwunden?" Inhalt und Aufbau? Um Gottes Willen, wir gehen doch nicht mehr bei dem verflossenen Herrn Friedrich von Schiller in die Schule, dessen wunderbar sich bauende dramatische Architektur noch vor zwanzig Jahren unser Entzücken war.
Eine Revue braucht keinen Inhalt, und wenn kein Inhalt da ist, kann man natürlich auch keinen aufbauen.
Eine Revue ist eine Idee, die eigentlich keine Idee ist, sondern nur ein haltbarer Bindfaden, an dem man zwanzig, dreißig, vierzig oder, besser noch, achtundvierzig Bilder aufhängen kann, die verteufelt wenig miteinander zu tun haben.
Aber vielleicht imponierte dem Herrn Ober die Musik, die einschmeichelnde Vertonung. Nein, auch das nicht.
Er hatte nur ein Wort der Begründung, ein monumentales Wort, das ganze Stöße von Rezensionen ersetzen konnte.
„Eine wunderbare Ausstellung von Menschenfleisch." — —
Und der Mann aus Java begriff. Er hörte auf, sich mit seiner Buttersemmel zu beschäftigen, der Honig tropfte auf das feine Porzellantellerchen, und ein breites, nachdenkliches Grinsen verzog seinen Mund.
Was dachte der Mann aus Java?
Fand er die Empfehlung des Herrn Ober begründet? Nahm er sich vor, zum Großen Schauspielhaus zu wallen und fünf oder auch acht Mark anzulegen für diesen „ästhetischen" Genuß?
Oder dachte er an weltverlorene Täler und Schluchten im fernen Asien, zu denen europäische Missionare Religion, Kultur und Unterhöschen bringen? Und wunderte er sich, daß er nun mit einem Mal in der Stadt der Intelligenz an der Spree die Entdeckung machte, daß man sich hier anscheinend wieder zum Urwald zurückentwickelt?
Ich weiß es nicht. Aber der Herr Ober hatte jedenfalls recht. Er war zum mindesten ehrlicher als gewisse Kulturschwätzer, die so tun, als ob der Kunstwert immer in umgekehrter Proportion zur Bekleidung der Schauspielerinnen stehen müsse, und die ein wahres Janitscharengeheul anstimmen, wenn auch nur am Horizont das Wölklein eines *zukünftigen* Gesetzes zum Schutze der Jugend vor Schmutz und Schund aufsteigt.
So inhaltsreiche Erlebnisse kann man in Berlin schon haben, wenn man knapp aufgestanden ist und sich die erste Tasse von seinem duftigen Morgenkaffee einschenkt.

Digitized by Google

Zu unserer Kunstbeilage

Von Dr. Gert Buchheit

Nicht so gewaltig und groß gestaltend wie das Jahrhundert der sagenberühmten Brüder van Eck, die mit einer schöpferischen Leidenschaft ohnegleichen in das noch uneroberte Reich der sinnlichen Wirklichkeit eindrangen, war das Geschlecht neben und nach ihnen. Noch war die Renaissance der großen Form nicht gekommen, noch wirkte die hoheitsvoll kühle Naturtreue der Eck mehr als Einsprache gegen mittelalterliche Verklärtheit denn als siegreiche Lebensbejahung, die die Geister beherrscht und sie zwingt, ihr Eigenstes, Persönliches für immer zurückzustellen. Das religiöse Empfinden beherrschte die Gemüter, und der Ausdruck überempfindsamer Seelen wird die schwingende, fast grüblerische Linie. Sie will, realistisch gefaßt und von keinem Ethos beirrt, einzig geben, was das Menschenauge sieht, will kühl und scharf Figuren und Landschaften umschreiben, aber selbst in ihren nüchternsten Bewegungen zittert noch der Abglanz eines Himmels, in dem ringsum strahlend und vernehmlich fordernd eine göttliche Macht waltet.

Ausdruck solcher Richtung ist uns heute neben dem namenlosen Meister von Flémalle der fromme Günstling der Medicäer, Rogier van der Weyden (1400—1463), den die Chroniken den „portraiteur de la ville" (gemeint ist Brüssel) nennen. Sein Hauptwerk ist das berühmte Triptychon in München, das in der „Anbetung der drei Könige" liebevolle Vertiefung ins Einzelne, Realisierung der plastischen Erscheinung und eine nicht geringe Fähigkeit, Wirklichkeitsraum und gemalten Raum zu illusionistischer Einheit zu verbinden, bezeugt. Lebt in den Frühwerken Rogiers die Linie lediglich als Ausdrucksmittel starker Gefühle, die zur Sentimentalität werden in den verhärmten Typen magerer Gesichter, in den eindeutigen Gesten dürrer Gestalten, so lassen die nach seiner Romfahrt entstandenen Schöpfungen, der Dreikönigs- und Bladolinaltar, das Prinzip gesteigerter konzentrischer Gruppenbildung, scharfer Tiefenfluchten und weitgehender Stofflichkeit in Figur und Gewand erkennen. Das Weihnachtsbild, das sich aus einer Wochenstubenszene im Laufe der Jahrhunderte zur „Anbetung des göttlichen Kindes" durch Maria und Joseph, durch die Hirten und Könige erweitert hat, wird zum repräsentativen, ganz unlyrischen Ikon, das die Ewigkeitsschauer der feierlich-hieratischen Frühkunst nur noch von fern in den hartumrissenen Formen ahnen läßt. Der Fortschritt in der Naturauffassung wird zum Rückschritt in der überindividuellen Symbolhaftigkeit, die jedes mittelalterliche Bildwerk über alle Bereiche des Profanen ins Kultische erhebt. Der Kompromiß zwischen Gottesinbrunst und Erdensinn, zwischen Tradition und persönlichem Künstlertum trägt jetzt Figur und Detail, Baum, Haus und Tier und läßt diese exakt und wie mit der Laubsäge gearbeitet erscheinen. Denn das realistische Streben, noch unsicher und ängstlich, muß die echten Formen der Erscheinungswelt Stück um Stück, Zug um Zug der Kunst erreichbar machen. Um so bewundernswerter ist die erquickende Herzlichkeit reiner Naturfreude, wie sie im lockigen Pagen, in der Figur des jungen Königs und selbst in der subtilen, pikant-frischen Landschaft im Hintergrund (so verkehrt auch die Perspektive ist) zum Ausdruck kommt.

Neue Bücher

Literaturwissenschaft

Klee, Gotthold: „*Deutsche Literaturgeschichte*". Herausgegeben und fortgeführt von Dr. Willi Scheel. 24. Auflage. Hesse & Becker, Leipzig 1926. 8°. 249 S. Geb. 2.— Mk.

Röhl, Hans: „*Abriß der deutschen Dichtung*". (Für die oberen Klassen höherer Lehranstalten entwicklungsgeschichtlich dargestellt.) 3. verbesserte Auflage. B. G. Teubner, Leipzig 1925. 8°. 166 S. Geb. 3.— Mk.

Röhl, Hans: „*Geschichte der deutschen Dichtung*". 5., vielfach verbesserte Auflage. B. G. Teubner, Leipzig 1926. Gr.-8°. 363 S.

Leyen, Friedrich von der: „*Geschichte der deutschen Dichtung*". F. Bruckmann, München 1926. Gr.-8°. 131 S. Geh. 4.— Mk., geb. 5.— und 6.— Mk.

Die von Dr. Willi Scheel fortgeführte Kleesche Literaturgeschichte erfreut sich großer Beliebtheit und galt einst als die modernste aller Schulliteraturgeschichten. Verbesserungen wurden angebracht, ohne daß jedoch der Geist der neueren Literaturgeschichtsschreibung am Ganzen weitergestaltet hätte. Auch die „Geschichte der deutschen Dichtung" von Hans Röhl leistet gute Dienste für Schulen und als Nachschlagewerk, eignet sich auch als Lesebuch um so eher, als sie zu tieferem Verständnis der Werke unserer Literatur anleitet. Einzelne

Digitized by Google

Kapitel wurden ganz neu umgearbeitet, ohne daß aber auch hier das Wehen eines neuen Geistes gespürt würde. Zu der „Geschichte der deutschen Dichtung" gehört als kurzes Nachschlagewerk der sehr brauchbare „Abriß der deutschen Dichtung" von demselben Verfasser. Die „Geschichte der deutschen Dichtung" von Friedrich von der Leyen darf man mit besonderer Freude begrüßen. Es ist darin kernhaft deutscher Geist und doch das große Wehen abendländischen Empfindens. Mittelalter, Romantik und österreichische Dichtung erscheinen neu belichtet und mit Wohlwollen und Toleranz dargestellt. In dem ganzen Buch ist Frische, Eigenart und Forderung aus dem lebendigen Geist der Gegenwart. *F. M.*

Lindner, Tilly: „Die Alpenschilderung bei den deutschen Dichtern und Erzählern". Ein Beitrag zur Literaturgeschichte der Alpendichtung. Illustrierte Wochenschrift „Hochvogel". Josef Kösel und Friedrich Pustet, Kempten o. J. 8°. 75 S.

Ohne Vollständigkeit zu beabsichtigen und zu erreichen, ist diese Untersuchung ein Grundstein zu einer Literaturgeschichte der Alpendichtung. Der Versuch, hier angeregt und angebahnt zu haben, ist anziehend und verdienstlich. *Dr. Oskar Lorenzoni.*

Werner, Heinz: „Die Ursprünge der Lyrik". Eine entwicklungspsychologische Untersuchung. E. Reinhardt, München. Gr.-8°. 243 S. 5.— Mk. Wenn man die Einleitung Werners liest, ist man nicht gerade erfreut von dem Buch; denn gleich die ersten Sätze sind logische Turnkünste in der Sprache, die das Lesen schwermachen. Mehr einfache Tätigkeitsworte als solche Menge von Fremd- und Hauptwörtern würden dem Verständnis mehr entgegenkommen. Auch wissenschaftliche Bücher müssen die Sprachform pflegen. Doch glücklicherweise liest sich das Buch leichter, je mehr man darin vordringt. Das Werk, aus strenger Forschung hervorgegangen, ist ein Entwicklungsprozeß der Lyrik. Eines über die Anfänge der Dramatik stellt Werner in Aussicht. Dem schöpferischen Geist der Lyrik geht der Verfasser mit feinem Spürsinn nach und wirft manches Licht auf das Gefühlsleben primitiver Völker. Das Literaturverzeichnis von 555 Werken und Abhandlungen ist eine Fundgrube. *Dr. Maus.*

Kunst

Corinth, Lovis: „Selbstbiographie". S. Hirzel, Leipzig 1926. Mit 22 schwarzen und 4 farbigen Bildnissen. Geheftet 25.— Mk., in Ganzleinen 30.— Mk. und in Ganzleder als numerierte Vorzugsausgabe 150.— Mk.

Die ersten Aufzeichnungen über Corinths Leben entstanden um 1912. Vorher schilderte er in einem Roman, in dem er sich den Namen Franz Stiemer zulegte, Stücke seines Lebens. Einzelne Bruchteile seiner Biographie wurden schon zu Lebzeiten gedruckt. Nun ist noch eine Biographie erschienen, die erst nach seinem Tode veröffentlicht werden durfte. Diese Bekenntnisse reichen bis in die letzten Wochen seines Daseins. Die letzte Eintragung stammt vom 25. Mai 1925 (am 17. Juli 1925 ist er in Zandvoort in Holland gestorben). Selten hat ein bildender Künstler über sich so gerne geschrieben und sich selbst auch so oft gezeichnet und gemalt. Diese letzten Bekenntnisse hat nun Charlotte Berend-Corinth nahezu unverändert herausgegeben. Alle wichtigen Daten seines Lebens sind hier vom Künstler noch selbst angegeben worden. Wer nach ästhetischen Auseinandersetzungen sucht, wird nicht ganz auf seine Rechnung kommen. Dafür ist dieser Band aber reich an Bemerkungen über die Verhältnisse im deutschen, besonders im Berliner Kunstleben und über die Ereignisse des Krieges und der Revolution. Impulsiv wie er als Maler gewesen ist, war er auch, wenn er die Feder zur Hand nahm. Einen besonderen Wert bekommt dieser Band durch die vielen Selbstbildnisse, die zum größten Teile zum erstenmal veröffentlicht sind. Ihre Anordnung geht mit dem betreffenden Abschnitt des Textes zusammen und illustriert auf diese Weise die Worte. So steht Geschriebenes und Gezeichnetes als interessantes Gegenstück nebeneinander. Das ergreifendste dieser Selbstporträts ist das letzte, entstanden Ende Mai 1925. Es zeigt nur einen blutenden Kopf, dessen Stirne eine Dornenkrone trägt. Darunter steht: „O Haupt voll Blut und Wunden, voll Schmerz und voller Hohn". Wollte Corinth das Fazit seines Lebens damit verewigen? *Dr. Bruno Binder.*

„Die Kreuzzüge in den Bildern von Gustav Doré." Mit einer geschichtlichen Einführung und Bildererklärungen von Andreas Busch. Joseph Müller, München. 4°. 100 Vollbilder in feinstem Kupfertiefdruck. In Leinen 12,50 Mk.

Die Kreuzzüge verdienen es, in dem Bewußtsein der Menschheit weiterzuleben und immer wieder beleuchtet zu werden. Diesem Ziele dient diese Wiedergabe der Bilder Gustav Dorés, die dieser große Zeichner mit einer grenzenlosen Erfindungsgabe von ihnen entwarf. Die einführenden Texte sowie die Erklärungen zu den einzelnen Tafeln gestatten ein ahnendes Erfassen der Kreuzzugsbewegung. Die Ausstattung dieses Werkes ist — wie bei der ganzen Reihe der „Tiefdruckbücher" — prachtvoll. *K. L.*

Luckenbach, Hermann und Ortwin: „Geschichte der deutschen Kunst". R. Oldenbourg, München und Berlin 1926. 4°. VII und 503 S. 572 Abbildungen, 80 Tafeln in Schwarzdruck, 6 farbigen Tafeln. Geb. 18,50 Mk.

Digitized by Google

Nicht so sehr für die Hand des Fachmannes (für den hat Dehio gearbeitet) als für den Laien ist dieser vom Verlag sehr nett ausgestattete Band geschrieben worden. Besonders kann er beim Selbststudium zur Einführung in die Kenntnis der bedeutenden Kunstwerke und ihrer Schöpfer herangezogen werden. Mit Beiseitelassung der Einzelheiten ist der Entwicklungsgang der deutschen Kunst in seinen großen Zügen festgelegt. Gute Abbildungen vermitteln eine Anschauung der wichtigsten Werke der Architektur, Malerei, Graphik und Plastik. Die österreichische Gotik, noch mehr die österreichische Barockkunst, wäre in diesem Zusammenhang etwas mehr zu berücksichtigen gewesen. Das kann bei einer Neuauflage leicht nachgeholt werden. Das Buch wird sich zweifellos bewähren und kann bestens empfohlen werden.

Dr. Bruno Binder.

Michelangelo: „Die Decke der sixtinischen Kapelle". Mit einer Einleitung von Richard Hoffmann. 28 Abbildungen auf schwerstem Kunstdruckpapier. 32 Seiten Text auf blütenweißem, stärkstem Werkdruckpapier. Format 24 : 32 cm. Dr. Benno Filsers Verlag, Augsburg 1925. Geb. in elegantem Ganzleinen 8 Mk.

Dieses Werk bietet Wiedergaben von Originalphotographien P. Andersens in Rom, und zwar in einer so hervorragend technischen Ausführung, wie sie wohl kein Werk über die Sixtina aufzuweisen hat. Die Aufnahmen selbst aber sind, zumal wenn man die Schwierigkeit ihrer Herstellung bei der großen Höhe der Kapelle und den gewölbten Grundflächen in Betracht zieht, Meisterwerke der photographischen Kunst, hervorragend geeignet, Michelangelo an ihnen zu studieren. Hoffmanns begleitender Text erleichtert dieses Studium, denn er ist durchsichtig, klar und einfach, und vor allem unterschiebt der Verfasser dem Meister seine eigenen Meinungen nicht, sondern läßt sein Werk selber sprechen. Manchem Romfahrer, dem es an Zeit gebrach, Michelangelos Meisterwerk eingehend zu betrachten, hat Hoffmann durch seine Veröffentlichung eine kostbare Gabe der Erinnerung gereicht. — Nur einen Wunsch hätten wir noch, den nämlich, daß Verfasser und Verlag uns einmal den ganzen Freskenzyklus Michelangelos und sein letztes Gericht in gleich guter Aufmachung bringen möchten. *F. W.*

Ollendorf, Oscar: „Liebe in der Malerei". Neue Beiträge zur Psychologie der großen Meister. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig 1926. Gr.-8°. 358 S. und 33 Tafeln. 18.— Mk.

Büchern mit derartigen Titeln trete ich mit großer Vorsicht entgegen, denn wie kaum anderswo ist hier der Platz für schrankenloses, unkritisches und unwissenschaftliches Ästhetisieren und Vordrängen der eigenen Ansicht.

Ollendorfs umfangreiche Arbeit gehört erfreulicherweise nicht zu dieser Gruppe, ja, sogar der Fachmann wird Wertvolles darin finden, denn der Autor betrachtet sein Thema nicht nur von hoher, wissenschaftlich gut fundierter Warte, sondern stützt seine Behauptungen auch durch Hinweise auf die zeitgenössische Gesellschaft und Literatur. Unter „Liebe" versteht Ollendorf zum Glück nicht nur die sexuelle Form, sondern jede ethische Regung liebevoller Art, die Gott oder einen Menschen zum Ziel hat. Dadurch erweitert sich der Kreis der Betrachtung ganz außerordentlich, und das Buch bekommt eine, gerade in unserer Zeit begrüßenswerte ideale Färbung. Selbstverständlich kann der Verfasser der Darstellung der fleischlichen Liebe, wie sie in den Werken von Correggio und Tizian klassisch Ausdruck fand, nicht aus dem Wege gehen. Aber die Erörterungen sind dann in so feinsinniger und wissenschaftlich einwandfreier Weise gehalten, daß sich auch das Heikelste leicht und anstandsvoll sagen läßt und sich wertvolle, stilkritische Beobachtungen ergeben.

Das Buch enthält zuerst ein allgemeines Kapitel über die Darstellung des Liebesausdruckes, und dann werden von den Großmeistern besonders Michelangelo, Raffael, Tizian, Correggio, Dürer und Rembrandt ausführlich behandelt. Ein besonders wertvolles Kapitel zieht kunstgeschichtliche Betrachtungen von 1787 bis 1907 über vier Gestalten Correggios in Vergleich. Die 33 Lichtdrucktafeln sind zum größten Teil vorzüglich.

Prof. E. Schaffran, Wien.

Romane

Von *Marika Stjernstedt*, der schwedischen Sigrid Undset, ist bei Herder & Co., Freiburg i. Br., der Roman erschienen: *„Lie von Sneckenström".* Dieser Roman, der das tragische Geschick einer katholischen Familie im protestantischen Schweden künstlerisch einwandfrei und menschlich rein darstellt, ist der einzige schwedische Roman mit katholischem Gehalte. (8°. IV u. 316 S., geb. 5,20 Mk.)

•

Feuchtwanger, Lion: „Die häßliche Herzogin Maultasch". Roman. Gustav Kiepenheuer, Verlag, Potsdam. Okt. 1926. 309 S.

Aus der Geschichte Tirols hat Lion Feuchtwanger eine Frauengestalt herausgegriffen, Margarete, die Tochter König Heinrichs von Böhmen, des Grafen von Tirol und Herzogs von Kärnten, als unmündiges Kind dem unmündigen Johann von Luxemburg, in zweiter, illegitimer Ehe Ludwig von Bayern vermählt, um als Relief um diese Gestalt ein Gemälde der verwickelten inner- und außerpolitischen Geschehnisse und Verhältnisse Tirols und seiner Grenzstaaten aufzurollen. Erotik und historisches Kostüm geschickt zu einer Einheit zusammengeschmolzen finden wir in diesem Gemälde, das fesselnd im dramatisch gesteigerten

Digitized by Google

Aufbau der Handlung, stufenweise berückend ist. Mitunter ergeben sich aus erzwungen scheinenden Steigerungen im Rhythmus Schwülstigkeiten. Das Schicksal der Heldin, ob ihrer Häßlichkeit „Maultasch" benannt, vielverheißend beginnend, indem äußere Häßlichkeit einen Ausgleich gefunden zu haben scheint in der Zartheit der Seele und in ungewöhnlichem Verstand, ausartend jedoch in den trivialen, gemeinen Rivalitätskampf zwischen Frauenhäßlichkeit und Frauenschönheit, hinterläßt nur einen Eindruck des Abscheus und des Grauens. Gier, Sinnlichkeit, Bestialität, Lug und Trug, das sind die einzigen Züge, die der Dichter dem Geist des Mittelalters abzulauschen weiß. Jene Kräfte der Vergangenheit aber, deren Ewigkeitswerte Gegenwärtiges und Zukünftiges beleben und stärken, vermag er nicht zu erfassen. *Ch. Demmig.*

Jungnickel, Max: „*Lichter im Wind*". Roman. Adolf Sponholtz, G. m. b. H., Hannover 1926. 8°. 235 S.

„Lichter im Wind" nennt Jungnickel jene, seiner Gestaltungskunst ganz eigenen Menschen, die, wie Märchenwesen aus Lyrik, Romantik, Seide, Sehnsucht, Hingebung gewoben, wie einer Scheinwelt angehörend, immer wie auf Wolken schweben, immer wie auf ein Wunder warten; Menschen, die mit ihrer kleinen Flamme den großen Wald, Leuchtfeuer in allen Seelen entzünden möchten, religiös im tiefsten Herzen, mit starken Innenkräften, aber zu zart, ohne Tatkraft, zerbrechen sie am Leben, wie Emilie, die kleine Schauspielerin, die mit einem Kasten voll Edelsteinen in die Welt auszog, und der Flieger Herdegen, der in den Himmel fliegen wollte. Nur der Dichter Johannes Pfingsten, wie sie am Leben bettelarm geworden, findet sich zu den Quellen wahrhaftigen Reichtums zurück, kommt zur Ruhe im Dorf, unter den Menschen, die, einfältigdumm, nichts verstehen, nichts tun als hinterm Pflug hergehen und den Gedanken von Gott zu Ende denken. Der Zauber, der von diesem Buch so voll märchenhafter Poesie und reiner, tiefer Gläubigkeiten ausgeht, wird noch verstärkt durch den Hauch des Selbsterlebten, Selbstersühlten, den es atmet. *M. L.*

Ljeskow, N.: „*Die Domherren*". Ein Roman. Hesse & Becker, Leipzig 1926. 8°. 458 S., geb. 4,50 Mk.

Dieser Roman, das offenkundige Hauptwerk Ljeskows, ist zweifellos keine Leistung, die mit den großen Erfüllungen bei Dostojewski, Gogol, Tolstoi oder Gontscharow verglichen werden soll. Dazu ist Ljeskow gleichsam nicht einseitig genug. Er hat nicht den bestürzenden Drang ins bedingungslos Extreme, diese ganz gespannte Allmacht der psychologischen Eindringlichkeit Dostojewskis, oder jene weitgreifende soziologische Objektivität Gogols oder die maßlose Versunkenheit, die starre Gewalt, durch die Gontscharow und Tolstoi so wesentlich werden. Die Art Ljeskows ist eher wie eine *Synthese* dieser vielen Möglichkeiten, eine Synthese, die ein wenig nachgibt, ein wenig das Niveau nach unten drückt, die aber eben durch die Vereinbarung vieler Vorzüge am Ende ganz ausgezeichnet viel erreicht. Sein Stil ist fraglos bedeutend. Er ist gleicherweise fähig zu großzügiger Lineatur wie zu minutiöser Feinarbeit. Er ist zugleich herb und süß, plastisch und malerisch. Die klare Fassung weiter Strukturen gerät fast ebenso gut wie die zarte, sanfte, melodiöse Ausfüllung der Details. Fast darf man sagen, daß er, ästhetisch gewertet, alles vermag. Er kann beschreiben, grob, in weiten Zügen, er kann skizzieren, sehr fein und sehr spitz und sehr liebenswürdig. Aber er kann auch vertiefen, sich leidenschaftlicher gerieren als nahezu jeder Prominente des lyrischen Fachs. Und zu alledem hat er eine prachtvolle Art des Humors. Es ist bewundernswert, wie unbedingt er zum Lachen verpflichten kann. Dies allein würde genügen, ihn mit großen Ausdrücken zu loben und zu versichern, daß man schon sehr viel geleistet hat, wenn man eine Charakterzeichnung zuwege brachte wie etwa die des Diakons Achilla oder die andere des seltsamen Zwerges, der seine Herrin so erstaunlich liebt. *Dr. Jost Terhaar.*

Löwenstein: „*Das Schwabenfräulein*". Ein Minneroman. Verlagsanstalt Tyrolia A. G., Innsbruck-Wien, München o. J. 8°. 286 S., 4 Mk.

Elftes Jahrhundert, Ritterzeit, Minneleben: eine Welt des Absoluten, statt des Relativen, der hemmungslosen Konsequenz in allen Regungen der Seele. Ob wirklich in diesen ritterlichen Köpfen noch soviel Heidenglaube spukte, bleibe dahingestellt. Der Held, ein Lehnsmann des Erzbischofs von Salzburg, wird der Idolatrie angeklagt, und siehe da, es zeigt sich, daß der Verfasser keinen großen Wert darauf legt, ihm ein christliches Leumundszeugnis zu verschaffen. Im Gegenteil, er läßt ihm Wodan bei Nacht erscheinen, Elbenspuk am See darf ihn verwirren, ja, er hängt ihm einen heidnischen Talismann um, den er zwar nicht im Turnier, wo es gegen den Eid wäre, aber sonst trägt und zu schätzen weiß! Ich möchte nicht annehmen, daß der Dichter so modern ist, daß er selbst die Hände zu Wodan und Saxnoth aufhebt, auffallend ist aber mindestens, wie gern er die Erscheinungen der germanischen Heidenzeit zur Verbrämung seiner Märe verwendet. Den Schluß bildet ein Walkürenritt der treuen Geliebten mit dem toten Helden auf dem Sattel „nach Walhall". Soll man das ernst nehmen? Der Träger des Gegenspiels, der schwarze Haunsperg, ist immerhin ein Mann, und das vielbegehrte Schwabenfräulein nicht zu sentimental. Der Naturrahmen umspannt Hochgebirge, deutsche Stadt und Morgenland. — Der Druck des Romans ist sehr angenehm. *Dr. Toni Weber.*

Sesselmann, Celida: „*Die Moorhexe*". Roman

Digitized by Google

aus dem reichsstädtischen Lindau. Parcus & Co., München 1925. 8°. 166 S.

Dieser Heimatroman aus Lindaus Geschichte führt in die Zeit der Reformation. Ein Mädchen, das aus Liebesgram äußerlich immer tiefer sinkt, sich innerlich aber rein bewahrt (wie macht man doch das?), das im Frauenhaus lebt, dann mit ihrem Kind, von den Verwandten verstoßen, im Moor ein Genovevadasein führt, wird schließlich als Hexe verbrannt. Eine Reihe historisch bekannter Persönlichkeiten mit manchem kulturhistorischen Detail wird herangezogen, dennoch aber will die Zeit nicht recht lebendig werden. Vielleicht ist die Stilmischung daran schuld, die eine gezwungen naiv-antiquarische Art mit modernsten Floskeln vermengt, Elemente von Lagerlöf und der Handel-Mazzetti durcheinanderbraut. Wieder Vergangenheit von der Gegenwart aus gesehen, keine objektive Erzählung, sondern gewollt subjektive Durchbeachtung. Bös ist das eingestreute Latein: S. 140: „Da Inquisitam also verstocket ist . . .", S. 148: „Der . . . einen surcubi umfängt . . .". Auch das ältere Deutsch ist zuweilen falsch. Im ganzen ist das Buch für einfache Leser zu anspruchsvoll und für anspruchsvolle nicht entsprechend. *Prof. Moritz Enzinger.*

Steinmüller, Paul: „Der Weg nach Heilisoe". Roman. Greiner & Pfeiffer, Stuttgart 1926. 8°. 243 S., geb. 7.— Mk.

Mit Spannung verfolgt man in diesem Roman das Schicksal der Jahrhunderte alten Familie Treß, deren Träger dem Mammon erliegt, während Jörg und Güldenfey, die jüngsten Sprossen, den rettenden Weg nach Heilisoe finden. Ein echter Steinmüller, wenn er auch gegenüber seinen kleinen, feinen Gaben über abstrakt geistige Werte etwas enttäuscht. Allzu eng scheint mir der Blick dieses Idealisten, um die rechte Schilderung der Inflation zu treffen, die er mit all ihren verheerenden Folgen einer ihm zweifellos unsympathischen Republik zur Last legt und einigen Einzelnen. Trägt die Schuld daran nicht der verlorene — unter dem alten Regime verlorene — Krieg? Ob es das größte Unglück für Kinder ist, wenn Kaiserbilder in der Schule anderem Wandschmuck Platz machen müssen? Warum so einseitig? —

Was das Buch aber wertvoll macht, das ist das Aufgerütteltwerden im Wirrwar der tosenden Zeit. Steinmüller ist ein Rufer, der unbeirrt die schwersten Anklagen gegen den Tanz ums Goldene Kalb, gegen Götzendienst und Geldgier, gegen die „totgeschlagenen Gewissen und ihre Mörder" vorbringt und Wege weist zur Rettung. „Ich will Deutschland helfen! Deutscher Geist unter der verknöchernden Faust des Mammons? Wer beide kennt, sagt: Das ist undenkbar! Jedoch — ich will dem deutschen Menschen wieder zu seiner Seele verhelfen. — Nicht da beginnt der Weg nach Heilisoe, wo der Mensch nach Geld, Ehre oder Herrschaft strebt, sondern dort, wo tief im Menschen der erste Laut der Sehnsucht nach dem Ewigen anklingt." *A. Steppuhn.*

Muschler, Reinhold Conrad: „Der Weg ohne Ziel". Ein Nachtbuch. Roman. Verlag von Wilh. Grunow, Leipzig o. J. 8°. 659 S. Geh. 6.50 Mk., geb. 10.— Mk.

Ein junger Mensch aus mondäner Künstlerfamilie — selbst Mediziner, Forscher, Dichter und bildender Künstler — beschreibt in stiller, lauschender Nachtstunde die Tragik seines 36jährigen Lebens. So entsteht eine erschütternde Tragödie aus dem Dualismus des Suchens und Nichtfindens einerseits und des Bestaunt- und Beneidetwerdens andrerseits. Wer dieses Buch beginnt, ruht nicht, bis er es zu Ende gelesen, so unheimlich glüht Eros in den Zeilen, so berauscht das Hohelied auf des Schöpfers Meisterwerk, das Weib, gespielt auf goldener Harfe, so pulst das Erleben an den Schlagadern der europäischen Kultur, so ergreift die Sehnsucht nach den Städten des Orients, nach den Oasen und Eilanden der Wüste. Wer es aber zu Ende liest, sehe zu, daß er nicht den Glauben an das Ziel seines Lebensweges verliere! Ein Dutzend Menschen werfen das Leben von sich, andere verlieren den Verstand, wieder andere .... na, man nehme und lese, aber nur, wenn man selbst ein ruhiger, gefestigter Lebenskünstler ist. *Dr. Bruno Knauff.*

Presber, Rudolf: „Haus Ithaka". Roman. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1926. 8°. 490 S. In Leinen geb. 7.— Mk.

Herzerfrischend und belebend wirkt dieses Buch mit seinem köstlichen Humor, wie er nur einem Rudolf Presber eigen ist. Wundervoll versteht es der Dichter, feinste Ironie, oft ein wenig boshaft, nie aber verletzend, mit echter Herzenswärme und Menschenliebe zu vereinen, heiterste Situationen und Bilder und ernste Lebensfragen, lachende, lächerliche, groteske Typen und stille, ernste Gestalten durcheinanderzumischen. Ein kleiner Ostsee-Badeort in sonnendurchgluteter reizvoller Natur, dessen Mittelpunkt das Künstleridyll „Haus Ithaka", ist der Schauplatz der anspruchslosen und doch fesselnd und abwechslungsreich gestalteten Handlung: Das Wiedersehen eines am Ausklang seines reichbewegten Lebens stehenden Künstlers mit seiner halberblühten Tochter, einer frischen, modernen Amerikanerin, auf deren Besitz er im selben Moment verzichten muß zugunsten ihres eigenen Liebesglückes. Ohne auf tiefste Probleme eingehen zu wollen, bietet dieses Buch voll Frohsinn und Lebensweisheit doch auch dem ernsten Leser Anregung zum Nachsinnen. *Ch. Demmig.*

Weber, Peter: „Der Brudermord". Roman aus der Schicksalszeit der großen deutschen Bauernrevolution 1525. Gebrüder Paetel, Berlin-Leipzig 1926. 8°. 446 S. Geh. 5 Mk., Ganzl. 7.— Mk.

Dieses großangelegte Gemälde der mächtigen

Digitized by Google

Bauernbewegung des 16. Jahrhunderts zeigt mit seinem historischen Realismus und volkspädagogischen Pathos das Bestreben, in der Darstellung der realistisch getreuen Vergangenheit unseres Volkes die Gegenwart, ihre Geschehnisse und Aufgaben an dieser Vergangenheit zu messen. Mit feinem Verständnis für die Psyche des Volkes, aller seiner Klassen und Stände — in bezug auf die Geistlichkeit ist die Objektivität des Verfassers vielleicht nicht immer ganz gewahrt — und mit ehrlichem ethischem Willen hat eine reichbegabte Dichterkraft lebendig und eindrucksvoll jenen ungeheuren Aufruhr einer langgeknechteten, langgährenden Volksschicht gestaltet, in dem manche Deutung gesucht und gefunden werden kann für heutige Geschehnisse, Verhältnisse, Probleme. *Ch. D.*

Märchenbücher

Andersen, H. Chr.: „Märchen und Geschichten". Mit 20 schwarzweiß- und mehrfarbigen Bildern in Offsetdruck nach Aquarellen von Professor Georg Walter Rößner. Hermann Schaffstein, Köln 1926. 4°. 434 S. In Halbleinen 9.50 Mk., in Ganzleinen 10.50 Mk.

Diese Sammlung der Andersenschen Märchen ist ein Abdruck der von Andersen selbst herausgegebenen deutschen Sammlung seiner Märchen, die hier zweckmäßig zu Reihen zusammengestellt und in ihrer Gestalt und Sprache sorgfältig geprüft und verbessert worden sind. Nur jene Märchen haben hier Aufnahme gefunden, in denen dem Dichter die Gestaltung seiner Idee vollständig gelungen ist, wo er die stille Einfalt und die klare Schlichtheit des Volksmärchens so getroffen hat, daß sie fast den romantischen Glanz der Grimmschen Märchen erreichen und fast würdig sind, zeit- und namenloses Volksgut zu werden. Ganz in dem Sinne dieser ernsten und heiteren Geschichten, die Tiere, Blumen und Menschen zu einer Urversammlung bestellen, sind die auserlesenen Bilder von Professor Rößner. Dieser Band Andersenscher Märchen und Geschichten dürfte zusammen mit den Grimmschen Märchen, die auch bei Schaffstein erschienen sind, eines der schönsten Weihnachtsgeschenke für die deutsche Jugend sein.

Brenner, Heinz: „Märchen". I. B. Hohenester, München 1926. Gr.-8°. 31 S. 2,20 Mk.

Die erste Annäherung zweier junger Menschenkinder in einer so feinen, märchenhaft verklärten Form, in einer so zarten Sprache, daß man sich unwillkürlich traumverloren der Erinnerung an der ersten Liebe goldne Zeit hingibt.

Busch, Gertrud: „Wundersame Dinge". Märchen. Hermann Schaffstein, Köln 1926. 8°. 220 S. Leinwand 5.50 Mk.

Das sind Märchen für die Tage, da es in der Seele des Menschen Frühling wird, da Knospen sich zu Blumen entfalten und gar wundersame Dinge im jungen Menschenkinde vor sich gehen. Gertrud Busch hat die Stimmung des reifenden Mädchens und des 14jährigen Knaben vorzüglich erfaßt und weiß ihr schwärmerisches Suchen und Sehnen in einer feinen, zarten Sprache wiederklingen zu lassen.

Eisgruber, Tilde: „Von Pechvögeln und Glückspilzen". Eine Sammlung der schönsten Märchen mit farbigen Bildern von Tilde Eisgruber. Thienemann, Stuttgart 1926. Gr.-8°. 80 S. Halbl. 2.— Mk.

Das Buch enthält die Märchen vom Rumpelstilzchen, Dornröschen, von Hänsel und Gretel, vom gestiefelten Kater usw., kurz, die klassische Lektüre der ersten Schuljahre. Hummel weiß so fein zu erzählen, und Tilde Eisgruber hat so reizende, farbenfrohe Bilder dazu gemalt, daß man jedes Kind bemitleiden möchte, dem dieses Buch auf dem Gabentisch fehlte.

Gnauck-Kühne, Elisabeth: „Goldene Früchte aus dem Märchenland". Mit 45 Illustrationen von Franz Stassen. 16.—22. Tausend. G. A. v. Halem, Bremen 1927. 8°. 125 S. Geb. 4.80 Mk.

Ein treffliches Märchenbuch wie so manche andere, und doch von den anderen verschieden durch einen besonders feinen Zug. Frau Gnauck-Kühne läßt Wildbach und Dornbusch, Kirschbaum, Tanne und Distel, Adler und Nachtigall, den Abenteurer Toim und den schwarzen Peter tiefernste oder frohe, mitunter schalkhafte Antworten sagen auf tausend Fragen, mit denen Kinder Erwachsene bis aufs Blut peinigen können. Darin und in den quellklaren Bildern Stassens liegt der hohe Wert dieses Buches, dem etwas von der hochgemuten Seele einer edlen Frau innewohnt.

Gebr. Grimm: „Kinder- und Hausmärchen". Mit 22 schwarzweiß- und 4 mehrfarbigen Bildern in Offsetdruck nach Aquarellen von Professor Georg Walter Rößner. Hermann Schaffstein, Köln 1926. 4°. 344 S. In Halbleinen 7.50 Mk., in Ganzleinen 8.50 Mk.

Es ist das unvergängliche Verdienst der Gebrüder Grimm, 200 der schönsten Märchen aufgezeichnet zu haben. Der Verleger Hermann Schaffstein, der dem *guten Buche der Jugend* seine größte Sorge schenkt, hat von ihnen 77 zu einer neuen Sammlung Grimmscher Märchen zusammengestellt und nach Gruppen fein säuberlich geordnet. Zu diesen innigen und schlichten, lustigen und traurigen Geschichten der Menschheit hat Professor Rößuer Bilder kindlicher Einfalt und schelmischen Humors, grübelnder Sehnsucht und sehnenden Leides gemalt. Wer seinen Kindern eine wirkliche Weihnachtsfreude durch ein wahr-

Digitized by Google

haft gutes Buch zu machen gedenkt, der wähle dieses! Denn nirgendwo offenbart sich die Schönheit und die Kindlichkeit der tiefen deutschen Seele so wie in seinen Märchen, in denen Liebe und Treue leuchten, Sitte und Schönheit triumphieren, Ausdauer und Beharrlichkeit zum Ziele führen, wo Frohsinn und Scherz versöhnen und wo das ganze Leben verklärt wird durch den Glauben an die große Güte der Welt.

Kiesgen, Laurenz: „Der Märchenvogel". Ein Buch neuer Märchen und Mären. Mit 20 Bildern von Rolf Winkler. 7. u. 8. Aufl. 16.—19. Taus. Herder, Freiburg i. Br. Gr.-8°. VI u. 186 S. Geb. in Leinw. 4,50 Mk.

Immer, wenn Weihnachten kommt und Kinderaugen vor dem Christbaum sich selig weiten, erwacht auch die Liebe zu all den schönen Geschichten, die nur in Märchen leben. In ihnen lebt so recht der Himmel der Kinder, voll Glück und übersprudelnder, weltvergessener Seligkeit. Aus dieser Welt kommt Kiesgens „Märchenvogel" und plauscht und zwitschert übermütig „alte Weisheit" in neuen Weisen, hebt auch wohl den Finger und gibt jung und alt ernste, nachdenkliche Lehren, und Rolf Winkler malt Bilder dazu von Kobolden und Zwergen, die Berge und Wälder bevölkern. Selbst der „Große Dichter" bekommt seine Lektion und Frau Kritik, die „Dame mit dem anmaßenden Gebaren", nicht minder. Aber trotzdem kann die Kritik das Buch nur recht warm empfehlen.

Trebitsch-Stein, Marianne: „Irische Märchen". Von Königen, Holden, Riesen und Ungeheuern. Mit sechs vierfarbigen Vollbildern von Erwin und Berte. Rikola-Verlag, Wien 1926. Gr.-8°. 128 S. Halbl. 8.— S., 5.— Mk.

Ganz anders als die Welt des Märchenvogels! Von Königen, Helden und Ungeheuern ist hier die Rede, vom Kampf der Menschen mit ihren Leidenschaften, die sich in Schlangen, Hunden und anderem Ungetier verkörpern. Das Heimtückische, Gewaltige, das in der frühesten Erinnerung des Irenvolkes lebt, hat hier seinen Niederschlag gefunden.

In der *staatlichen Kunstgewerbeschule in München* sind die beiden Grimmschen Märchen „Rumpelstilzchen" und „Die goldene Gans" von *Marianne Finkh*, mit der Hand gesetzt, auf feinstem Büttenpapier abgedruckt und mit Bildern verziert, in feinster Ausstattung erschienen. Von den äußerst empfehlenswerten Büchlein sind nur 40 Exemplare erschienen.

Dr. Bruno Knauff.

Jugendbücher

„Deutsche Jugendbücher." Verlag von Hermann Hilger, Berlin-Leipzig.

Unserer Schuljugend bereitet der Dürerbund eine besondere Freude durch die Herausgabe der „Deutschen Jugendbücherei". Endlich ist also ein Mittel gefunden, um der Verbreitung der Schmutz- und Schundliteratur wirksam entgegenzutreten. In Heftchen von ca. 30 bis 40 Seiten (8°) wird das Beste unserer Klassiker der Jugend zugänglich gemacht. Die Sammlung hat es bisher schon bis auf Nr. 258 gebracht und wird fortgesetzt. Bei der Auswahl ist offenbar kein anderes Prinzip bestimmend gewesen als: das Beste ist gerade gut genug. Da ist Theodor Storm mit seinen Erzählungen „Aus dem Brauhaus" und „Lena Wies" (235), Friedrich Hebbel erzählt seine „Jugend" (224), Theodor Krausbauer die Kindergeschichte „Hanspeter und Mareile" (Nr. 237). Herzhafte Buben werden an Heinrich Brammers „Halligsturm" oder an der Kreuzzuggeschichte „Juniperus" von Scheffel (Nr. 226) Gefallen finden, während Mädchen sich lieber in die Geschichte von Karl Emil Franzos „Das Kind der Sühne" (Nr. 222) vertiefen werden. Hexen- und Teufelgeschichten enthält Nr. 236, „Ruhelose Seelen", von Johannes Jegerlehner. Allerliebst sind die in Nr. 231 zusammengestellten „Kinderlegenden" der Gebrüder Grimm und die „Spottmärchen von Torheit und Einsicht" als erste Lektüre unserer 7—8jährigen recht geeignet (Nr. 232). In Clara Viebigs herben Dorfgeschichten (Nr. 234) erlebt unsere Stadtjugend wieder ihre Ferientage auf dem Lande. Daß allerdings Wilhelm Schmidtbonn mit seinen „Rheinischen Leuten" dem jungen Volk etwas zu bieten hat, möchte ich bezweifeln (Nr. 233). Glücklicher ist dagegen Hans Reinicke in der Auswahl „Märkische Sagen" (Nr. 215). Schließlich seien noch einige Klassiker erwähnt, deren Lektüre schon eine gewisse Reife des jungen Lesers voraussetzt: zwei von Gustav Freytag: „Karl der Große" (Nr. 238) und „Aus dem Staate Friedrichs des Großen" (Nr. 230), ferner „Der arme Spielmann" von Grillparzer (Nr. 229) und endlich das Doppelheft „Mozart auf der Reise nach Prag" von Eduard Mörike (Nr. 227, 228).

Sind die Hefte auch in erster Linie für den Schulgebrauch gedacht, so ist der Text eines jeden durch Fußnoten unseren Jugendlichen so mundgerecht gemacht, daß man sie ebenso warm als Heimlektüre empfehlen kann. Die farbigen Umschlagbilder, hergestellt von ersten Künstlern, wie Prof. Arth. Kampf, Prof. Ernst Liebermann, Prof. Hans Bohrdt, Prof. Jul. Diez u. a., verleihen den Heftchen nicht nur einen besonderen Reiz, sondern eignen sich auch vorzüglich zur Läuterung des Geschmacks.

„Aus dem Wunderlande der Tiere." Mit 12

Digitized by Google

Vollbildern von Hans Warns. Gottlob Koezle, Wernigerode (Harz) 1926. 8°. 32 S.
Diese prachtvollen Tiergeschichten sind alle frisch und munter erzählt, doch so, daß alles Lehrhafte durch poetische Stimmungen und Einblicke ganz unaufdringlich ist.

Batzer, Maria: „Müslin". Eine Mäusegeschichte. Mit Bildern von Bruno Grimmer. Herder, Freiburg i. Br. 1926. Kl.-8°. 81 S. Geb. 1,80 Mk.
Diese frohe und frische Tiergeschichte ist nicht nur eine einfache Fabel von der Kirchenmaus, Feldmaus und Schloßmaus, sondern ist eine ganz prächtige Darstellung des Lebens mit seinen sozialen und religiösen Gegensätzen, aber ganz schlicht in der Sprache und im Geiste des Kindes erzählt.

Freytag, Gustav: „Das Nest der Zaunkönige". Schaffstein, Köln o. J. 8°. 311 S. Ganzl. 7,50 Mk.
Buntbewegt ist die Handlung in dieser Geschichte aus dem beginnenden elften Jahrhundert: Jagd in den herrlichen Wäldern zwischen Main und Fulda, Zucht in ernsten Klosterschulen, Belagerung von Burgen, Raub eines Burgfräuleins usw. Was das Buch aber für unsere heranwachsende Jugend besonders wertvoll macht, ist der gerade, ritterliche Sinn, der diese Zaunkönige, die sechs Söhne einer hohen, edlen Frau, beseelt. Heinrich Reifferscheid hat diesen charakteristischen Zug dieser Zeit in einem entzückenden Titelbild sehr gut festgehalten.

Kälin, Karl: „Der Sieger auf Futuna". Eine geschichtliche Erzählung aus Zentral-Ozeanien. Mit vier Bildern. Herder, Freiburg i. Br. 1926. 8°. VI und 96 S. Geb. 1,70 Mk.
Auch dieser Geschichte werden Buben und Mädchen gerne lauschen, die auf die Inseln des Stillen Ozeans und unter die Wilden der Insel Futuna und in die Zeit führt, als das Blut des Maristenmissionars Peter Chanell zum Tau für die junge Christensaat wurde.

Metzler, Rudolfina: „Kleine Leute". Geschichten aus dem Kinderleben. Mit Bildern von Bruno Grimmer. Herder, Freiburg i. Br. 1926. Kl.-8°. 78 S. Geb. 1,80 Mk.
Diese erquickenden Geschichten, in denen so viel beobachtet, gelächelt und gelehrt wird, bereiten jedem kleinen Leser viele Freude, während sie dem großen Wege zum Verständnis der Kinderseele weisen.

Otto, Josef Albert: „Der Fischer von Karange". Eine Erzählung aus der Zeit der ostafrikanischen Sklavenjagden. Mit vier Bildern. Herder, Freiburg i. Br. 1926. 8°. VI und 98 S. Geb. 1.70 Mk.
Mit Freude wird die Jugend nach diesem Buche greifen, das die leichtbeschwingten Seelen in die Steppen und in die Wälder Deutsch-Ostafrikas zu jener Zeit führt, da die katholischen Missionare und die deutschen Kolonialtruppen die gequälten Negervölker von Sklaventum und Menschenhandel befreiten.

Raff, Helene: „Laurins Rosengarten". Sagen und Geschichten aus Tirol. Mit 4 farb. Bildern. Thienemann, Stuttgart 1926. 8°. 80 S. Halbl. 2.— Mk.
Unter Thiemanns illustrierten Zweimarkbüchern hat „Laurins Rosengarten" eine besondere Mission. Was unsere Schuljugend immer wieder lesen und hören möchte: die Sagen von Zauberern und Hexen, hat Helene Raff mit feinem Sinn für das phantasiebeschwingte Kindergemüt zusammengestellt. Aber der Zug urdeutschen Volkstums, der den ganzen Sagenkreis wie herbe Bergluft durchweht, bestärkt auch Erwachsene erneut in der Liebe zu Tirol und zu seinem heute viel erduldenden Volke.

Roer, Victoria: „Blauhöschen und Rotröckchen". Eine lustige Luftballongeschichte. Herder, Freiburg i. Br. 1926. Gr.-8°. 64 S. Geb. 3.— Mk.
Diese lustige Geschichte, die so manchen Blick in das Leben des fahrenden Volkes und vor allem in das Herz der Kinder tun läßt, ist nach seinem Geiste und nach seiner Sprache ein echtes Kinderbuch. *Lr. Keulers.*

Thiel, Johannes und Matthießen, Wilhelm: „Karlemann und Flederwisch". 8 Tafeln und 15 farbige Bilder. Herder, Freiburg i. B. 1926. Quer-4°. VI und 72 S. Geb. 6.50 Mk.
Dieses Kinderbuch hat als Übergang vom Bilderzum Geschichtenbuch ganz besondere Bedeutung. Wilhelm Matthießen hat aus seiner Träumerseele diese Geschichte sprudeln lassen, die Nähe und Weite, Wahres und Erdichtetes, Märchen und Abenteuer so froh und leicht miteinander verbindet. Und Johannes Thiel malte seine einfachen, aber frischen und leuchtenden Bilder dazu, die die romantischen Gestalten aus dem Land des Märchens aufs Papier zaubern. Der Dichter und der Maler kennen die Seele des Kindes, die nichts mehr liebt als glückliche Heiterkeit und lachende Freude.

Kleine Anzeigen

Rabits, Michael: „Kentaurenschlacht". Ins Deutsche übertragen von Stefan I. Klein, mit einer Einbandzeichnung von Rafaello Busoni, J. M. Spaeth, Berlin 1926. 8°. 258 S. In Leinen 5.— Mk.
In diesem Buche, dessen Stoffe der Göttersage, den unchristlichen Legenden und altungarischen Überlieferungen entnommen sind, gibt der ungarische Dichter, einer der genialsten von heute, Zeugnis von der ungeheuren Viel-

Digitized by Google

seitigkeit und dem buntfarbigen Reichtum seiner Kunst, die alle Saiten eines rein ästhetischen Schaffens, zarteste Mystik, rührende Herzenseinfalt, demütige Gläubigkeit, wildeste, schwüle Erotik erklingen läßt, indem sie versucht, Götter, Helden, Natur, Kosmos, in wundersamen Visionen erschaut, zu vermenschlichen. *Ch. D.*

Boie, Margarete: „Moiken Peter Ohm". Ein Roman. H. F. Steinkopf, Stuttgart 1926. 8°. 285 S. Geb. 6,— Mk.

Dieser Roman schildert das tragische Geschick eines Sylter Mädchens in seiner vergehenden Liebe zu einem Unwürdigen, den es erst sterbend wiedersieht. Umrahmt ist die etwas dürftige Handlung von einem reichen Kranz alter Sitten und Gebräuche der Inselbewohner im vorigen Jahrhundert, mit denen die Verfasserin sehr vertraut ist. *Dr. R.*

Thieß, Frank: „Das Tor zur Welt". Roman. Im Verlag von I. Engelhorns Nachf., Stuttgart 1926. 8°. 352 S. Ganzl. 6,50 Mk., Halbled. 9,50 Mk.

Man sollte den Titel dieses Buches in Anführungszeichen setzen, denn jungen Menschen, die wie die Gymnasiasten und „höheren Töchter" in diesem Roman durch das Tor zur Welt schreiten, wird die Welt „ein Tor zu tausend Wüsten, stumm und kalt". Nicht die Jugend, auf die der Reif in der Frühlingsnacht fiel, ist unsere Jugend. *Dr. Bruno Knauff.*

•

Chesterton, G. K.: „Der Mann, der zu viel wußte". Musarion-Verlag, München 1925. 8°. 483 S.

Chesterton hebt die Detektivgeschichte ins Geistige empor. Sie ist für ihn der Rahmen, in dem er die Hintergründe der großen englischen Gesellschaft und der ersten Kreise des Landes zeichnet. Horne Fisher, eine Hamletnatur, sagt von sich: „Ich bin der Mann, der zu viel weiß, um irgend etwas zu wissen, oder zumindest, um irgend etwas zu tun... Ich meine nicht speziell über Irland. Ich meine, über England. Ich meine, über die ganze Art, wie wir regiert werden, und vielleicht über die einzige Art, wie wir regiert werden können." Das Bemerkenswerte an Chestertons Darstellung ist am Ende weniger die paradoxe Führung der Handlung als die ethische Stellungnahme zu dem „Right or wrong, my country". Horne Fisher kennt die moralischen Abgründe, die sich hinter der Passade der hohen englischen Gesellschaft und Politik auftun, aber er bemüht sich gar nicht, sie öffentlich aufzudecken, ja, er tut sein möglichstes, um Skandale, die gewisse Persönlichkeiten aufs schwerste kompromittieren würden, zu verhüten. Er schweigt zu den schlimmsten Verbrechen, die allerdings, wenn sie gesühnt werden sollten, das ganze Leben des Staates erschüttern würden. Mit müder Ironie weist Horne Fisher alle hierauf abzielenden Äußerungen seines weniger weltkundigen Freundes Harold March zurück. Und doch rafft sich dieser lässige Mann schließlich auf, als das Vaterland in Gefahr ist, und wendet unter Einsatz seines Lebens drohenden Verrat von ihm ab. Will Chesterton ein ethisches „Laissez faire" predigen oder eine grausame Satire auf den englischen Volkscharakter schreiben? Ein Wegwerfen der moralischen Prinzipien dürfen wir allerdings bei ihm wohl nicht erwarten, aber daß er gewisse Züge englischer Heuchelei gemeint hat, das dürfte namentlich aus den Worten hervorgehen, die er dem irischen Prinzen Michael in den Mund legt: „Du Hund! So bist du das Bild englischer Redlichkeit, wie ich das der irischen Tragödie bin! Du, der du hergekommen bist, um mich zu töten, watend durch das Blut deiner Brüder..." *H. Hinrichs.*

Flaubert, Gustave: „Herodias". Erzählung. Aus dem Französischen von Ernst Sander. Reclams Universalbibliothek Nr. 6640. Geh. 0.40 Mk., geb. 0.80 Mk.

Flaubert, der gewaltige Sprachkünstler des Realismus, hat hier ein Werk von feinster stilistischer Wirkung geschaffen. Es ist ein Bild der an Übersättigung zugrunde gehenden Antike, dekadent und voll Sinnentaumel. Jochanaans Prophetenstimme tönt hinein wie ein unterirdisches Rollen und kündet den nahenden Untergang einer todgeweihten Kultur. *H. H.*

Ohnesseit, Wilhelm: „Unter der Fahne schwarz-weiß-rot". Gebr. Paetel, Berlin-Leipzig 1926. 8°. 194 S. Geh. 3,— Mk., geb. 6,— Mk.

Der Verfasser, der unter der Regierung Wilhelms II. das Amt eines kaiserlichen Generalkonsuls bekleidete, gibt in diesem Buche ein lebendig und fesselnd geschriebenes Bild seines Werdegangs und seiner aktiven Anteilnahme an unserer Vorkriegsdiplomatie. Er schildert aus eigener Anschauung die Verhältnisse des Ostens, vornehmlich Rußlands und Rumäniens. Aus seiner Darstellung der russischen Zustände wird dem Leser deutlich, wie diese mit innerer Notwendigkeit zu dem heutigen russischen Regierungssysteme hinführen mußten. Es verdient besondere Hervorhebung, daß der Verfasser von den Leistungen des Auslanddeutschtums sehr hoch denkt und sich für dessen Belange warm einsetzt. In dieser Beziehung erfüllt das Buch eine Mission. *W. G.*

Reimmichl: Lustige Bücher. „Der Fexpeter". 8°. 160 S. *„Der Kreuzkasper".* 8°. 278 S. *„Der Nant".* 8°. 160 S. *„Die Geschichte eines bösen Buben".* 8°. 163 S. Sämtlich im Tyrolia-Verlag.

Man fragt sich unwillkürlich, ob dieser Reimmichl selbst glücklich durch seine Flegeljahre gekommen sei; denn wer solche Streiche ausdenkt, muß tatsächlich den Schelm des Sech-

Digitized by Google

zehnjährigen noch im Nacken haben. Man kann diesen bösen Buben, dem Fexpeter, dem Kreuzkaspar und erst recht dem Nant, der unbedingt ein Geistlicher hat werden wollen, nicht gram sein, trotz des Unheils, das sie allenthalben anrichten. „Ein lustiger Mensch ist allemal ein guter Mensch", sagt der Nant und dürfte damit die Lebensauffassung Reimmichls am besten getroffen haben: goldener, durch nichts zu trübender Optimismus. *Dr. Bruno Knauff.*

Stevenson, R. L.: „Das Flaschenteufelchen". Eine Erzählung. Mit Holzschnitten von Hans Alexander Müller. Insel-Verlag, Leipzig 1925. 8°. 60 S.

Stevenson ist einer der interessantesten englischen Schriftsteller des 19. Jahrhunderts. Sein bester Roman: „Die Schatzinsel", ist bereits in mehreren deutschen Ausgaben erschienen. Die Erzählung „Das Flaschenteufelchen" gibt einen ausgezeichneten Einblick in die Art, wie Stevenson seelisches Erleben mit einer exotisch bizarren Handlung zu vereinigen weiß. Das zugrunde liegende Motiv kehrt ja häufig wieder, erhält aber durch den eigenartigen Rahmen einer fremden Landschaft neue Reize. Die beigegebenen Holzschnitte passen sich dem Geiste der Erzählung vorzüglich an. *H. H.*

Stevenson, Robert Louis: „Dr. Jekyll und Mr. Hyde". Aus dem Englischen übertragen von Curt Thesing. Reclam, Leipzig (Universalbibliothek Nr. 6649/50). Preis geh. —,80 Mk., geb. 1,20 Mk.

Stevenson ist unübertroffen in der Art, wie er eine stofflich abenteuerreiche Handlung mit psychologischer Tiefe zu verbinden weiß. In diesem Falle handelt es sich um die Entdeckung eines Präparates, das die zwei Naturen, die in jeder Brust wohnen, zur Trennung und Selbständigkeit bringt, und zwar so, daß auch die körperliche Gestalt entsprechend mitverändert wird. Erst gegen Ende lüftet sich das Geheimnis, das mit einer fast unerträglichen Spannung auf uns lastet. Gleichzeitig wird die moralische Fundierung dieser seltsamen Geschehnisse immer wieder herausgestellt, so daß die logische und psychologische Durchführung des Ganzen eine gleichermaßen erstaunliche Einheit bilden. *H. H.*

„Das Volksbuch von den Lalenbürgern." (Schildbürgerbuch.) Nach der ältesten Ausgabe von 1597 erneuert, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Karl Pannier. Reclam, Leipzig. (Reclams Universalbibliothek Nr. 6642/6643.) Geh. —,80 Mk., geb. 1,20 Mk.

Die köstlichen Streiche der Schildbürger sind in der ältesten Form manchmal etwas derber und kräftiger als in der landläufigen Fassung, in der sie heute verbreitet sind. Der Bearbeiter der vorliegenden Ausgabe hat sich bemüht, diese urwüchsige Gestalten des Verfassers des ersten Schildbürgerbuches in der neuhochdeutschen Sprachform nachempfinden zu lassen, und das ist ihm ausgezeichnet gelungen. Die Einleitung orientiert in ausreichender Weise über das Verhältnis der verschiedenen Ausgaben und ihre gegenseitige Abhängigkeit.

H. H.

Kalenderschau

Wenn man die Kalender auf das kommende Jahr einer kritischen Betrachtung unterzieht, dann wird man nicht an alle Kalender einen gleichen Maßstab anlegen dürfen. Man muß sie vielmehr werten nach den Zielen, die die Herausgeber sich gesteckt hatten, und sich fragen, ob das Geleistete dem jeweils beabsichtigten Zwecke dienlich ist oder nicht.

Den höchsten Maßstab der Kritik legt man bei einem Abreißkalender wie z. B. dem *„Dürerkalender"* (Dürer-Verlag, Berlin-Zehlendorf, 3 Mk.) an. Er bietet auf 110 Bild- und 114 Textseiten edle Schätze aus dem deutschen Kulturleben seit 1000 Jahren. Beethoven und Pestalozzi sind in diesem Jahre ganz besonders berücksichtigt. Die traditionellen Züge des besinnlichen deutschen Geistes: Religiosität, Innerlichkeit, Heimatliebe, Naturversonnenheit finden hier einen wohlgepflegten Ausdruck. Ganz anders ist es bei dem in technischer Beziehung ähnlich angelegten *„Greifenkalender"* (Greifen-Verlag, Rudolstadt i. Th., 3 Mk.). Er bringt 54 Schwarzweißblätter und 53 Seiten mit zeitgenössischer Dichtung. Hier schaut uns das Gesicht der modernen Zeit entgegen. Es ist ein Querschnitt durch das Streben, Ringen und Können einer jungen Künstler- und Dichtergeneration. Zwar kann ich mir denken, daß nicht jeder mit jedem Bild aus diesem Jahrbuche sich befreunden wird oder es jeweils acht Tage lang geduldig an der Wand seines Heimes sehen mag, aber man wird auch in dieser Kunst, der vielfach die geläuterte Form noch fehlt, eine wunderbar herbe, der Zeitseele entsprossene Schöpferkraft entdecken. Diesen beiden Abreißkalendern zum mindesten gleich in der Güte und Vornehmheit der drucktechnischen Ausstattung wie in der musterhaften Auswahl der Bildschätze steht ein Abreißkalender religiösen Inhalts: *„Werke der Meister zum Jahr des Herrn 1927"* (Emil Fink, Stuttgart), der jetzt zum zweiten Male erscheint. Er enthält Bilder aus der religiösen Kunst des 14. und 15. Jahrhunderts in einer Auswahl von 12 Vierfarbendrucken und 41 Einfarbendrucken. Der Herausgeber, Dr. H. Getzeny, hat zu jedem Bild einen schlichten Begleittext geschrieben, der der Art dieses innigen mittelalterlichen Glaubenslebens völlig entsprechend ist. Durch die Einheit von

Digitized by Google

Wort und Bild ist hier ein Werk geschaffen, das Gebildete und Ungebildete gleichermaßen religiös ergreift und im innersten Herzen einen tiefen Nachhall weckt. Die Katholiken haben diesem Werke gegenüber, das mit großer Mühe und vielen Kosten geschaffen wurde, auch eine gewisse Verpflichtung. Im letzten Jahre wurde die Erfahrung gemacht, daß dieser ausgesprochen katholische Kalender in protestantischen Kreisen viel stärkeren Anklang und Absatz fand als in katholischen. Ist es nicht bedauerlich, daß durch die jahrzehntelange Geschmacksverbildung infolge von Schund und süßlichem Kitsch unser katholisches Volk das Verständnis für jede Kunst verloren hat, die ursprünglich sein eigenstes Besitztum gewesen ist? Mit diesem Kalender ist eine Arbeit geleistet worden, die für unsere religiöse Volksbildung von großer Bedeutung ist.

An die zweite Stelle hinter jene Kalender, die den hohen Gütern der Religion und der Kultur einen besonderen Vorrang einräumen, werden wir die Heimatkalender setzen. Aber wir müssen hier leider eine Scheidung vornehmen. Ein Heimatkalender muß volkstümlich, muß aus dem Leben und den Anschauungen des Volkes herausgewachsen sein. Eine künstlich von oben her aufgedrängte Heimatpflege ist ebenso abwegig wie ein „Heimatkalender", der nicht durch echte Volkstümlichkeit den Anschluß an die Kraftquellen des Heimatgefühles findet. Diese schlichte Liebe zum heimatlichen Boden finden wir in zwei Kalendern, die wir mit besonderer Freude begrüßen, weil sie aus der abgetretenen deutschen Ostmark stammen, im „*Katholischen Kalender für Danzig und Pommerellen*" (Westpreußischer Verlag, Danzig), der in einer anspruchslosen Fassung auf echt katholisch-heimatlicher Grundlage aufgebaut ist, und in dem vom Verband der deutschen Katholiken in Polen herausgegebenen „*Katholischen Volkskalender*" (Kurier, Kattowitz), der uns in seinen zahlreichen, gediegenen Beiträgen, besonders in dem Jahresbericht des Verbandes deutscher Katholiken in Polen beweist, daß unsere deutschen und katholischen Brüder im Osten trotz aller Bedrängnisse und Schikanierungen der deutschen, katholischen Kultur und Gesinnungsart unerschütterlich treubleiben. Auf einem hohen Niveau steht der „*Kalender der Waldstätte*" (Heß, Engelberg-Basel, 1,50 Fr.). Wie sollte man auch von einem Kalender, der mit einer Erzählung von Heinrich Federer anhebt, nicht etwas Vorzügliches erwarten? Eine Note volkstümlicher ist der „*Kalender für das Trierer Land*" (Paulinus-Druckerei, Trier, 1 Mk.). Weniger geschickt zusammengestellt ist dagegen der „*Heimatkalender für das westfälische Volk*" (Wittekind-Verlag, Bielefeld, 1,30 Mk.). Hier merkt man etwas zu viel von jener intellektuellen Art, die den Zugang zu den Tiefen der Volksseele nicht zu finden vermag und sich vielleicht auch nicht einmal rechte Mühe dazu gibt.

Eine dritte Gruppe von Kalendern bilden jene, die von gewissen Organisationen, religiösen Genossenschaften usw. zur Verbreitung ihrer Ideen herausgegeben werden. Aber wenn hier nicht ein ganz besonders tüchtiger „Kalendermann" an der Arbeit ist, so ist nur allzu leicht die Gefahr der Verflachung und des Kitschigwerdens gegeben. Wir verzeichnen hier den vorzüglich durchdachten und ausgestatteten „*Caritaskalender*" (Caritas-Verlag, Freiburg i. Br., 1 Mk.) sowie den „*Schulbrüderkalender*" (Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Villingen, Baden, 0,75 Mk.).

Manche Heiligen genießen im Volke eine solche Verehrung, daß besondere Kalender „für alle Freunde und Gönner" des Heiligen, wie es auf dem Titelblatt des „*Glöckleinskalenders*" (Tyrolia, Innsbruck-Wien-München, 0,80 Mk.) heißt, geschrieben und gekauft werden. Beim hl. Franziskus lag das ja in diesem Jahre besonders nahe. Außerdem liegt uns noch vor der „*Theresienkalender*" (Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Villingen, 0,60 Mk.) und der „*Maria-Hilf-Kalender*" (Alphonsus-Buchhandlung, Münster i. W., 0,60 Mk.).

Schließlich die Kalender für die kleinen Leute. Maria Domanig gibt unter dem Titel „*Ein frohes Jahr*" (Tyrolia, Innsbruck, 0,60 Mk.) eine Art poesieveredelten Notizkalender heraus. Bei derselben Verlagsanstalt erschien der „*Schutzengelkalender für Kinder*" (0,40 Mk.). Schließlich sei noch der „*Kalender für kleine Leute*" (Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Villingen, Baden, 0,50 Mk.) erwähnt, der mit recht herzigen Bilderchen ausgestattet ist.

Stimmen aus dem Auslande

Nachdem *Henri Massis* bereits vor einigen Jahren in seinen „*Jugements*" die Äußerung wagte, daß *Paul Claudel*, dieser größte katholische Symbolist, der sich zum Apostel des Glaubens machte und als solcher den Individualismus verdamme, selbst das Opfer eines ästhetischen Individualismus geworden sei, unternimmt auch *Joseph Tonquédec* in den „*Études*" von dem gleichen Gesichtspunkt aus eine Würdigung des Dichters als eines Kunsttheoretikers. Er weist auf das schon im Jahre 1904 erschienene theoretische Werk Claudels hin: „*Art poétique*", eine fast philosophische Abhandlung, die der Dichter selbst auch heute noch oft als den Kern seines Werkes bezeichnet. Uneingeschränkt erkennt Tonquédec die Erhabenheit, die Objektivität, die Schlichtheit und Offenmütigkeit der von Claudel verfochtenen Anschauungen und Grundsätze an,

Digitized by Google

wie er sie z. B. in folgenden Sätzen niedergelegt hat: „Die Gegenstände der Poesie sind nicht, wie man so oft glaubt, Träume, Illusionen, Ideen, sondern die heilige Realität, die ein für alle Male gegeben worden ist und in die wir hineingestellt worden sind. Es ist das All der sichtbaren Dinge, zu dem der Glaube das der unsichtbaren hinzufügt. Es ist das Werk Gottes, das den unerschöpflichen Inhalt der Erzählungen und Gesänge des größten Dichters wie des armseligsten Vögleins bildet." Da Claudel nun bei der Entwicklung des Grundsatzes: „Alle Poesie muß katholisch sein, wenn sie überhaupt sein soll", so weit ging, in einer Kritik der Vergangenheit über die Literatur von vier Jahrhunderten folgendermaßen ein Jüngstes Gericht abzuhalten: „Katholische Erfindungskraft und Empfindsamkeit sind in vier Jahrhunderten dank dem Triumph der rein heidnischen Literatur, deren Korruption wir heute in ihrer Vollendung erleben, vertrocknet, die ganze Darstellung der Welt, wie wir sie seit vier Jahrhunderten in Künsten, Wissenschaften, Politik und Philosophie haben, ist vollkommen heidnisch" (Brief an Jaques Rivière), so glaubt sich Tonquédec berechtigt, ein solches Urteil als einen extravaganten Bannfluch zu bezeichnen, eine Kühnheit der Verkürzung, die schon an Karikatur grenzt. Er spricht einem Mann, der sich Franzose und Christ nennt, das Recht ab, neben dem, was man zu jeder Zeit an „Heidnischem" finden mag, das zu vergessen, was wahre Religion, wahres Christentum ist.

*

Die „*Fortnightly Review*" bringt durch die Veröffentlichung von bisher unbekannten Briefen neue Einblicke in das Leben der Frau von Staël, deren Werke zwar heute fast ganz vergessen sind, deren Bedeutung aber in der Geschichte der Literatur bestehen bleiben wird, schon wegen der Rolle, die sie in der Entwicklung der Ideen spielte. In das Leben dieser Frau, der bekanntlich ein wahres Seelenglück versagt blieb, einmal infolge der von einer ehrgeizigen Mutter erzwungenen Ehe, anderseits wegen ihres allzu bewußten Suchens nach einem solchen Glück, stellt dieser Briefwechsel neben die drei Männer, von denen jeder als der einzig geliebte galt, einen vierten: den Hauptmann Maurice O'Donnell, einen österreichischen Grafen von irischer Abstammung, dessen Familie jetzt die 79 von Madame de Staël an ihn gerichteten Briefe der Öffentlichkeit übergeben hat. Diese Briefe, die eine Erklärung und Ergänzung sind zu dem, was aus Wiener Polizeiakten andeutungsweise schon vorlag, werfen kein allzu schönes Licht auf die durch ihren Geist weltberühmte Frau und ihr Verhältnis zu dem 14 Jahre jüngeren Mann, zu dem sie nach flüchtiger Bekanntschaft in Venedig und anschließendem förmlichem Briefwechsel in Wien in intimen Verkehr trat. Eifersucht, Leidenschaft, Mütterlichkeit, abwechselnd mit dem Verlangen, ihn für hohe Ideen zu begeistern, sprechen aus den Briefen dieser Zeit, die sie in seiner Nähe verharrte, trotz schlechter Aufnahme durch die Wiener Gesellschaft und strengster polizeilicher Bewachung. Wir können ihnen auch den Plan einer Heirat entnehmen, ohne mit Sicherheit feststellen zu dürfen, von wem dieser Plan ausging. Nach der Trennung werden die Briefe immer leidenschaftlicher, drängender, eifersuchtsvoller, je mehr wohl in den seinen die Kühle zunahm, bis er ihr schließlich kurz und schroff seinen Entschluß zum Bruch mitteilte, worin ihn auch heißeste Beschwörungen nicht mehr wankend machen konnten. Eine Erklärung hierfür ist in einem von der Polizei aufgefangenen Liebesbrief der Frau von Staël an Benjamin Constant zu suchen, den sie am Abend der Trennung von Wien an diesen richtete, und der wohl dem Grafen hinterbracht wurde.

*

Bei einem Vergleich *Bernhard Shaws* mit *Molière* in der „*Nineteenth Century*" glaubt *Emile Cammaerts* den englischen Dramatiker mit Recht an die Seite des großen französischen Komödienschreibers stellen zu dürfen. Er geht sogar so weit, die Möglichkeit, ja, die Wahrscheinlichkeit auszusprechen, daß die Zukunft Shaw als den größten Komödienschreiber nach Molière bezeichnen wird. Er versucht klarzulegen, daß die Verwandtschaft zwischen beiden tiefer ist, als ein oberflächlicher Vergleich z. B. in bezug auf Stoff, Gestalten, Sprache ergibt, nämlich in der Natur ihrer Kunst und in dem wahren Wesen ihrer Charakterkomödien. Selbst wenn Shaw nie eine Zeile französischer Klassik gelesen hätte, würde er die gleiche Stellung wie Molière zur Welt und zur Gesellschaft haben. Denn als großer Schreiber der Charakterkomödie befaßt er sich im wesentlichen mit der Darstellung der Heuchelei und dem Herunterreißen aller Masken. Wie bei Molière steht die Schärfe seines Angriffs im Verhältnis zu dem Einfluß des Berufs der von ihm gestalteten Charaktere.

Einer soeben erfolgten Herausgabe der „*Teufel*" von *Tolstoi* ist die Anmerkung beigefügt worden, daß die Sowjetregierung eine Herausgabe sämtlicher unveröffentlichter Manuskripte Tolstois, bestehend aus 100 Bänden, beabsichtige. Die „*Quaterly Review*" entrüstet sich über dieses Vorhaben, da sie in der Veröffentlichung von Schriften, die ein Dichter mit Absicht unterdrückte, „ein schweres Verbrechen, schlimmer als Mord" sieht.

Die „*American Review of Reviews*" macht ihre Leser darauf aufmerksam, daß sie, um den heutigen Zeitgeist zu begreifen, nicht erst nötig hätten, den Inhalt der Zeitungen zu studieren. Es genüge, zu verfolgen, wie der Raum für Be-

Digitized by Google

richte über Radio, Sport und Film in dem gleichen Maße zunehme, wie der für andere nationale Interessen abnehme. Oder man vergleiche nur, so wird weiter geraten, die in den illustrierten Wochenschriften und auf der Filmleinwand erschienenen Bilder von dem Empfang der „Kanalüberschwimmerin" durch die 100 oooköpfige Menge New Yorks mit denen, die den Empfang der aus dem Weltkrieg heimkehrenden amerikanischen Truppen zeigen. Man wird bei diesen Bildern, zwischen denen ein Zeitraum von 8 Jahren liegt, keinen andern Unterschied finden können als den, daß der Gegenstand der Begeisterung ein anderer ist.

*

Die „*Nouvelle Revue*" bemerkt sehr richtig in einer Betrachtung der italienischen Literatur der Gegenwart, in der sie auch die reichlich und stark vertretenen exzentrischen Strömungen bewertet: „In der Literatur einer jeden Nation gibt es ‚Exzentrische'. Sie sind durchaus nicht so nutzlos, auch nicht so gefährlich für die Zukunft der Kunst, wie man allgemein glaubt. Oft geben sie ein neues Kunstverfahren an, seltener eine originelle Art des Empfindens, am häufigsten aber diejenigen Wege, die man nicht einschlagen soll."

*

Der amerikanische Romanschriftsteller *James Branch Cabell*, dessen Dichtungen ein flammender Protest gegen den Realismus in der Literatur sind, macht darüber die folgenden Bemerkungen, um seinen Versuch zu rechtfertigen, der Einbildungskraft, der Phantasie, der Romantik, der Erdichtung im amerikanischen Roman wieder zu ihrem Recht zu verhelfen: „Man behauptet, daß jede Literatur, die dieser Bezeichnung würdig sein will, ‚Wirklichkeit' sein muß und nur sie darstellen darf, ohne etwas hinzuzufügen. Aber damit wird die Wirklichkeit einer ihrer Hauptcharakterzüge entkleidet, nämlich der Neigung, das tiefe Bedürfnis, sich anders aufzufassen, als sie in Wirklichkeit ist. Nichts zu erfassen, nichts darzustellen als nackte Tatsachen in einer Welt, wo alles ‚Gemütsbewegung' ist, heißt das realistisch, wissenschaftlich sein? Die kleinsten Trivialitäten unseres alltäglichen Lebens, so der Empfang eines Briefes, das Menu eines Diners, lösen Gemütsbewegungen aus. Wäre es nicht so, dann wäre es nicht wirklich. Und was im Leben gilt, sollte für die Literatur nicht gelten? Alle Realisten bemühen sich, uns methodisch, kalt die Tatsachen des aktuellen Lebens von dem Standpunkt des Verstandes aus darzustellen. Solche Tatsachen gibt es gar nicht. Der literarische Realismus steht im Widerspruch mit der Wirklichkeit. Indem er sich bemüht, unsere Zeitgenossen so darzustellen, ‚wie sie wirklich sind', gleicht er nicht im entferntesten dem aktuellen Leben, das viel barmherziger mit den Menschen umgeht." Cabell selbst will im Roman einen Standpunkt vertreten, der das Dasein mit tiefem Mißtrauen betrachtet, wie eine äußerst banale, wertlose Angelegenheit. Wenn er in seiner Flucht vor der Realität vielleicht auch nicht den rechten Weg einschlägt — seine Helden erleiden alle in ihrer Flucht in das Empfinden, den Traum, romantischen Bankrott —, so ist eine Revolte gegen die Tyrannei eines übersteigerten Realismus und Puritanismus nicht ganz unberechtigt.

*

Eine tiefgreifende, wenn auch unausgesprochene Mahnung tönt aus einer Rede *Benedetto Croces* über „*die deutsche Kultur im Zeitalter des Risorgimento*". Ausgehend von jenem Dichter und Literaten, der sein ganzes Leben lang die „tedeschi" verabscheute, aber eine Reise nach Deutschland unternahm, um „zum Kosmopolitismus des Kopfes zu gelangen, da das Herz ja dem Patriotismus gehöre", spricht Croce von der segensreichen Wirkung des deutschen Einflusses, die jeder empfände, der die Geschichte von Italiens Vergangenheit vorurteilslos verfolge. „Indem diese Kultur unsere beste Tradition neu belebte, uns in unserm Streben nach Modernisierung und Aufstieg zu vollem, europäischem Leben unterstützte, unserer Dichtung frischeres, freieres Blut zuführte, ohne ihrer Originalität zu schaden, ja, selbst durch ihre Mängel, Kleinkrämerei und Haarspalterei, als notwendige Zucht für den italienischen Geist nicht ohne Nutzen blieb, wurde jener Kosmopolitismus des Kopfes verwirklicht, der ja auch nicht ohne Beziehung zum Patriotismus des Herzens blieb, weil er diesen veredelte, ihm etwas Ritterliches gab, das im Kampf mit dem Gegner nur den Körper verwunden wollte, ohne die Seele zu kränken." Die Frage, warum heute diese Kombination von Kosmopolitismus und Patriotismus vergessen ist, und zwar nicht nur in Italien, läßt der Redner offen.

Ch. D.

Verantwortlicher Herausgeber: Friedrich Muckermann. S. J., Münster i. W., Königstraße 36a / Schriftleiter: Josef Hachmann, Münster i. W. / Für Ausland und Rezensionswesen: Joseph Schmitz / Anschrift der Schriftleitung: Münster i. W., Königstraße 36a

Für unverlangt eingereichte Beiträge keine rechtl. Haftung / Nachdruck aller Beiträge nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet

Digitized by Google

Bech, Joseph: „*Alarm*". Ein Kulturroman aus der Gegenwart. Paulus-Verlag, Kaiserslautern 1926. Gr.-8°. 327 S.

Bichlmair, Georg: „*Okkultismus und Seelsorge*". Tyrolia, Innsbruck 1926. 8°. 129 S. 2 Mk.

Binding, Rudolf: „*Reitvorschrift für eine Geliebte*". Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 1926. 8°. 67 S. Geb. 4 Mk.

Bittrich, Max: „*Der Sünder*". Die Beichte einer großen Liebe. Deutsche Landbuchhandlung, Berlin 1926. Gr.-8°. 66 S.

Blackert, Ernst: „*Mein Freund ist der Wald*". Gedichte. Dioskuren-Verlag, Wiesbaden 1926. 8°. 51 S.

Blunck, Hans Friedrich: „*Kampf der Gestirne*". Roman. Eugen Diederichs, Jena 1926. 8°. 273 S. Brosch. 5,50 Mk., Leinen 8 Mk.

Bonin, Elsa v.: „*Borwin Lüdekings Kampf mit Gott*". Roman. J. G. Cottas Nachf., Stuttgart o. J. 8°. 299 S. Leinen 6,50 Mk.

Brandenburg, Hans: „*Pankraz der Hirtenbub*". (Volksausgabe.) H. Haessel, Leipzig o. J. Gr.-8°. 162 S. Bro. 3,30 Mk., Ganzl. 5,80 Mk.

Brües, Otto: „*Gedichte*". Bühnenvolksbundverlag, Berlin 1926. Kl.-8°. 234 S. Bro. 2,70 Mk.

Brust, Alfred: „*Die verlorene Stadt*". Ein Roman. Horen-Verlag, Berlin 1926. 8°. 376 S. Geb. 7,50 Mk.

Dehmel, Richard: „*Bekenntnisse*". S. Fischer, Berlin 1926. 8°. 204 S. Br. 6 Mk., geb. 7,50 Mk.

Didring, Ernst: „*Inseln des Sturms*". Roman. Georg Westermann, Braunschweig 1926. 8°. 335 S.

Falk, Minna: „*Ehe*". Roman. J. F. Steinkopf, Stuttgart 1926. Kl.-8°. 150 S. Geb. 3 Mk.

Flaubert, Gustav: „*Die Erziehung des Herzens*". Roman. Paul List, Leipzig o. J. Kl.-8°. 656 S. Geb. 7,50 Mk.

Fleuron, Svend: „*Sigurd Torleifsons Pferde*". Roman. Eugen Diedrichs, Jena 1926. 8°. 223 S. Br. 5 Mk., Leinen 8 Mk.

France, Anatole: „*Das Leben der hl. Johanna*". J. M. Spaeth, Berlin 1926. 8°. 480 S. Br. 10 Mk., geb. 12,50 Mk.

Friedländer, Max J.: „*Der Holzschnitt*". Walter de Gruyter & Co., Berlin 1926. 8°. 230 S.

Gotthelf, Jeremias: „*Kleinere Erzählungen*". 3. Band. Eugen Rentsch, München 1926. 8°. 372 S. Geb. 3,80 und 5 Mk.

Gottschall, Margarete von: „*Nach Ostland wollen wir reiten!*" Ferdinand Schöningh, Paderborn 1924. 8°. 338 S. Geb. 6 Mk.

Gottschall, Margarete von: „*Vom Erdenwallen unseres Herrn*". Willi Bosch, Breyell o. J. 8°. 68 S.

Heinen, A.: „*Feierabende*". Plaudereien mit jungen Staatsbürgern. Volksvereins-Verlag, M.-Gladbach 1927. 8°. 231 S. Bro. 4,50, Mk., geb. 5,60 Mk.

Heiseler, Henry von: „*Die drei Engel*". Gedichte. Ernst Heimeran, München 1926. 8°. 117 S.

Hellinghaus, O.: „*Die kirchlichen Hymnen und Sequenzen*". Volksvereins-Verlag, M.-Gladbach 1926. Kl.-8°. 545 S. Pappbd. 4 Mk., Leinen 5 Mk.

Jacobi, Gerhard: „*Was sind Psychopathen und wie ist ihnen zu helfen?*" Carl Marhold, Halle 1926. Gr.-8°. 43 S. Geh. 2,50 Mk.

Kaser, Peter: „*Der schwarze Graf*". Schauspiel. Anton Heidelmann, Bonn o. J. 8°. 76 S. Geh. 2,75 Mk.

Killermann, Sebastian und *Wasmann, Erich:* „*Das Buch der Natur*". 3. Bd.: „Der Mensch und die organische Natur." G. J. Manz, München o. J. 4°. 1012 S., brosch. 36.—, geb. 45.—.

Kiß, Edmund: „*Der Weg aus der Nacht*". Roman. Broschek & Co., Hamburg 1926. 8°. 189 S.

Kohne, Gustav: „*Jugendsehnen*", „*Mannesstreben*", „*Heldenleben*". Scharnhorstromane. 8°. 353, 342 und 331 S. Geh. je 3,50 Mk., geb. je 6 Mk. Als Trilogie in einer Kassette in Ganzl. 18 Mk.

Krische, Paul: „*Das Rätsel der Mutterrechtsgesellschaft*". Georg Müller, München 1927. Gr.-8°. 256 S. Geh. 7 Mk., Leinen 10 Mk.

Kurz, Isolde: „*Meine Mutter*". Rainer Wunderlich, Tübingen o. J. 8°. 83 S. Kart. 2, 80 Mk., geb. 3,80 Mk.

Landor, A. H.: „*Der wilde Landor*". Biographie. F. A. Brockhaus, Leipzig 1926. Gr.-8°. 391 S.

Lindemann, Kurt: „*Heliand*". Sonnenwende-Verlag, Leipzig o. J. Kl.-8°. 63 S.

Menker, Paul: „*Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte*". 2. Band, 2. Lieferung. Walter de Gruyter, Berlin 1926. Gr.-8°. 160 S. Geh. 3,50 Mk.

Meyer-Eckhardt, Viktor: „*Die Gemme*". Novellen. Eugen Diedrichs, Jena 1926. 8°. 180 S. Br. 4,50 Mk., Leinen 6,50 Mk.

Michels, Thomas und *Athanasius Wintersig:* „*Heilige Gabe*". Begleitworte zum Offertorium. Sankt-Augustinus-Verlag, Berlin 1927. Gr.-8°. 247 S.

Müller-Freienfels, Richard: „*Psychologie und Soziologie der modernen Kunst*". Carl Marhold, Halle 1926. Gr.-8°. 377—430 S. Geh. 1,80 M.

Nüdling, Ludwig: „*Für junge Herren*". Kindergedichte. Volksvereins-Verlag 1926. Kl.-8°. 80 S. Geb. 1,20 Mk.

Ohlmeier, Theophil: „*Nie und nimmer wieder Krieg*". Franz Borgmeyer, Hildesheim 1926. Kl.-8°. 142 S. Kart. 1 Mk.

Ohlmeier, Theophil: „*So wirst du reich*". Franz Borgmeyer, Hildesheim o. J. Kl.-8°. 165 S. Kart. 1,20 Mk., Ganzl. 1,70 Mk.

Pagès, Helene: „*Rodrigo, der Schiffsjunge*

Digitized by Google

des großen Kolumbus". Benziger & Co., Einsiedeln o. J. 8°. 240 S.

Ponten, Joseph: „Die letzte Reise". Otto Quitzow, Berlin 1926. 8°. 71 S. Geb. 4,80 Mk.

Preltwitz, Gertrud: „Sonne über Deutschland". Roman. Maien-Verlag, Oberhof i. Th. o. J. 8°. 276 S. Kart. 6 Mk., Leinen 8 Mk.

Rathgeber, Alfons Maria: „Der heilige Franziskus". Zum 700. Todestag des Heiligen dem Volke gewidmet. Mit 4 farb. Beilagen, vielen Kunstdruckbildern und Textbildern. Sebaldus-Verlag, Nürnberg 1926. 4°. 244 S.

Roegner, Martha: „MutterHannigsFreunde". Tiergeschichten. Andreas Perthes, Stuttgart 1926. 8°. 172 S.

Rolland, Romain: „Musiker von Ehedem". Georg Müller, München 1927. 4°. 470 S. Geh. 6 Mk., geb. 10 Mk.

Rose, Felicitas: „Die Erbschmiede". Roman. Bong & Co., Berlin 1926. 8°. 318 S. Ganzl. 6,50 Mk.

Saitschick, Robert: „Schicksal und Erlösung". Ernst Hofmann & Co., Darmstadt 1927. 8°. 241 S.

Schneider, Maria: „Hölderlins Schicksalsweg". Roman. Bong & Co., Stuttgart 1926. Kl.-8°. 362 S. Geb. 7 Mk.

Scholz, Wilhelm von: „Perpetua". Der Roman der Schwestern Breitenschnitt. Horen-Verlag, Berlin 1926. 8°. 550 S. Br. 5,50 Mk., geb. 8 Mk.

Schröer, Gustav: „Von Leuten, die mir begegneten". Urquell-Verlag, Mühlhausen i. Th. o. J. Kl.-8°. 78 S. Geb. 1 Mk.

Schuhmacher, W.: „Christus, unser König". J. P. Bachem, Köln o. J. 8°. 62 S. Geh. 1,80 Mk.

Stehr, Hermann: „Der Geigenmacher". Eine Geschichte. Horen-Verlag, Berlin 1926. 8°. 165 S. Brosch. 3 Mk., geb. 5 Mk.

Strasser, Emil Emanuel: „Neuere holländische Baukunst". Führer-Verlag, M.-Gladbach 1926. Gr.-8°. 32 S. Text. 32 Abbildungen. Geb. 4 Mk.

Strigl, Anton: „Der Weg des Denkenden zur Wahrheit". Mayer & Co., Wien 1926. 8°. 159 S.

Unger, Hellmuth: „Wunder um Beatrice". Theodor Weicher, Leipzig 1926. 8°. 53 S.

Wanke, Georg: „Psychoanalyse". Carl Marhold, Halle a. d. S. o. J. Gr.-8°. 248 S. Geh. 6,70 Mk., Ganzl. 8,50 Mk.

Waser, Maria: „Wege zu Hodler". Rascher & Cie., Zürich und Leipzig 1927. 8°. 95 S. Brosch. 3,80 Mk.

Wundt, Theodor: „Das Diadem". Ideale und Illusionen. Ein Höhenroman. I. bis 5. Tausend. Bong, Berlin 1926. 8°. 290 S. 7 Mk.

Wurmbach, Adolf: „Franziskus oder Das Spiel von der Liebe Gottes bei den Menschen". Callwey, München 1926. 8°. 106 S. Geh. 1,50 Mk., geb. 2,50 Mk.

Zweig, Stefan: „Verwirrung der Gefühle". Drei Novellen. Inselverlag, Leipzig 1927. 8°. 274 S.

In Frankreich der große Bucherfolg des Jahres. 70 000 Exemplare wurden in wenigen Monaten verkauft.

Emile Baumann

Der heilige Paulus

Aus dem Französischen übertragen von *M. A. von Godin*

Geheftet Mk. 4.50, in Ganzleinen Mk. 6.50

Mit dichterischer Schaffensgabe hat Baumann die reckenhafte Gestalt des Völkerapostels dargestellt und zugleich eine Zeitschilderung voller Leben und dramatischer Geschehnisse gegeben: die vom römischen Imperium unterdrückten, in ihrem nationalen Stolz aufbegehrenden Juden, das verfallene Weltreich der Römer, die ursprüngliche Macht der barbarischen Heiden und die Welt des jungen Christentums.

Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet, K.G. München

UNSERE NEUEN ROMANE

Die Eingeengten
Großstadt-Roman von Franz Herwig. Geheftet Mk. 6.—, in Leinen Mk. 8.—.

Die gefrorene Melodie
Roman von Karl Linzen. Geheftet Mk. 6—, in Leinen Mk. 8.—.

Das Blutzeugnis
Roman von E. v. Handel-Mazzetti. Dritter Teil der Karl-Sand-Trilogie. Geheftet Mk. 7.50, in Leinen Mk. 9.50.

Die Braut des Alexius
Novelle von Peter Dörfler. Geheftet Mk. 1.50, kartoniert Mk. 2.—, in Leinen Mk. 2.80.

Der Gang zur Liebe
Ein Buch von Städten, Kirchen und Heiligen von Emmy Hennings. Geheftet Mk. 4.50, in Leinen Mk. 6.50.

Vogel Wunderlich
Roman von Heinrich Luhmann. Geheftet Mk. 3.20, in Leinen Mk. 5.—.

VERLAG KÖSEL & PUSTET, K.G. MÜNCHEN

Digitized by Google

Wertvolle Weihnachtsgeschenke

Das Weihnachtsbuch

Eine Sammlung von Gedichten aus alter und neuer Zeit. Von Peter Mauel. 8°. 240 Seiten. Gebunden Mk. 6.—

Zu den reichen Schätzen der mittelhochdeutschen Literatur, die Karl Simrocks Sammelfleiß der Vergessenheit entriß und durch dichterische Erneuerung in Sprache und Versbau uns wieder aneignete, gehört dieses Buch, das 1859 zu Elberfeld in 1. und 1865 zu Leipzig in 2. Auflage erschien. Weihnachtslieder neuerer Dichter ergänzen es zu einer kulturhistorischen Darstellung der Christfeier in den verschiedenen Jahrhunderten. Eine edle Gabe für den Weihnachtstisch.

Annette von Droste-Hülshoff in der Schweiz

Von P. Otmar Scheiwiller O. S. B. 272 Seiten. 8°. Broschiert Mk. 6.— Gebunden Mk. 7.—

Ein fast vergessenes, wenigstens stark vernachlässigtes Kapitel im Leben und Schaffen von Deutschlands größten Dichtern! Aber ein ungemein interessantes und aufschlußreiches Kapitel, das uns einen Einblick gewährt in das geheimste Wesen ihrer Persönlichkeit, gerade weil ihr die Schweiz stets eine Fremde blieb. Es handelt sich im wesentlichen um den Aufenthalt der Dichterin in Schloß Epishausen im Thurgau. „Der Schloßherr, der berühmte Germanist Joseph Freiherr von Laßberg, sein Freundes- und Bekanntenkreis wird auf Grund besonderer Schweizer Quellen eindringlich geschildert. Wie fügt sich die Dichterin, die mit ihrer Mutter am 11. August 1835 zum Besuch des Schwagers und der Schwester hier eintraf und bis in den Sommer des folgenden Jahres verweilte, in diesem Milieu benahm und wie es ihr behagte, wie sie Familiensorgen und -pflichten trug und teilte, wie sie sich zu den Leuten verschiedenen Schlages stellte, die sie hier kennenlernte, wie auch die Poesie nicht leer ausging, wie sich ihr schroffes Urteil über die damaligen Zustände im Schweizerland und die folgende politische Entwicklung (Sonderbundskrieg) erklärt — das alles kommt in höchst lebendiger Form zur Sprache."

Prof. Dr. Eduard Arens, Aachen, „Kölnische Volkszeitung", 8. Oktober 1922.

Der Spiegel

Parabeln, Sentenzen und Gedichte. Von Robert Stäger. 100 Seiten. Kl.-8°. Gebunden 3.—

Die kleinen Kabinettstücke verraten den fein abwägenden und sorgfältig feilenden Schriftsteller, der auch die Stoffe mit seltenem Geschick zu wählen versteht und mit großer Abwechslung durchsetzt. Jedes Kapitel ist ein neues geistiges Erlebnis, das die Gedankenwelt des Lesers immer wieder auf den seelisch tiefen Gehalt des Buches zurücklenkt. Diese Anziehungskraft findet ihre Erklärung im Goldgrund der Poesie, die Blatt für Blatt ihre Zauberfäden aushängt, um Herz und Gemüt in ihre märchenschönen Netze einzuspinnen. Im Einklang mit dem künstlerischen Genuß steht der veredelnde Einfluß, den das Buch zu üben weiß. Auf dem Wege angenehmster Unterhaltung und ohne Beimischung moralisierender Töne ziehen doch die menschlichen Verkehrtheiten, die närrischen Zeitübel und ihre bösen Folgen greifbar plastisch in den Sehkreis, z. B. der Egoismus, die Liederlichkeit, die Überhebung, der Wissenschaftsdünkel, die blinde Glückshascherei, das Phlegma mit den verpaßten Gelegenheiten usw. Als vollgereifte schriftstellerische Frucht darf dieses treffliche und zeitgemäße Buch unter keinem Weihnachtstisch fehlen.

Verlagsanstalt Benziger & Co. A. G., Einsiedeln
Waldshut, Köln, Straßburg i. E.

Durch alle Buchhandlungen.

Digitized by Google

Neue Bücher für Vereins-Bibliotheken

Über dem Alltag

Lesungen für das christliche Volk von **Josef Klassen.** 300 Seiten in Halbleinen gebunden Mk. 4.50. Der Verfasser hat sich zum Ziel gesetzt, die Menschen aus den vielfachen Nöten und niederzwingenden Einflüssen des Alltagslebens hinauszuretten, sie emporzuführen zu einem Leben höherer Weltanschauung. Das Buch ist für ernste Menschen, die eine seelische Bereicherung für sich und andere erstreben, von höchstem Wert.

Das Herz des Gottmenschen im Weltenplane

Eine Begründung der Herz-Jesu-Verehrung für Freund und Feind. Von **Dr. P. J. M. Pörtzgen.** Vierte verb. Aufl. von Prof. Dr. Ketter. 208 Seiten. Preis in Ganzleinen geb. Mk. 4.50. Bezeichnend für den hohen Wert dieses Buches ist die Tatsache, daß es gegenwärtig seine vierte Auflage erlebt. Aber dieses Buches Wert ist in der Tat so überragend, daß man immer wieder begeistert ist von den darin enthaltenen Schätzen.

Trierer Kulturkampfpriester

Auswahl einiger markanter Priestergestalten aus den Zeiten des preußischen Kulturkampfes. Nach authentischen Berichten mit einem kurzen Leben des seligen Bischofs Matth. Eberhard und einer Einleitung herausgegeben von **Karl Kammer,** Geistlicher Rat. 163 Seiten, in Halbleinen geb., mit zwei Bildern des sel. Bischofs Matthias Eberhard und buntem Deckelaufdruck Mk. 4.50.

Der hl. Ambrosius und seine Zeit

Von **Dr. Richard Wirtz.** Illustriert, 175 Seiten, gebunden Mk. 3.50. „Möge das verdienstvolle, schön ausgestattete Buch, das auch gut gewählte Proben aus den Schriften des heiligen Ambrosius enthält, viele veranlassen, sich eingehender mit dem Leben dieses großen Heiligen zu befassen, dem unsere Heimat so vieles zu verdanken hat."
Prof. Dr. Ketter.

Der heil. Augustinus

von Prof. Dr. **Ludwig Wattendorf.** Der Verfasser gibt in diesem umfangreichen Werke ein getreues, auf genauester Kenntnis der Orts- und Zeitverhältnisse beruhendes Lebensbild des großen Heiligen. Was das Buch so besonders anziehend macht, das ist die Art, wie der Verfasser das allmähliche Loslringen der seelischen Größe des heiligen Augustinus von den Fesseln menschlicher Willensbeschränkung schildert. Preis gebunden Mk. 3.80.

Ausgewählte Werke

von **P. L. von Hammerstein,** S. J. (Billige Volksausgabe.) **Sonn- und Festtagslesungen.** 512 Seiten, gebunden Mk. 3.50. **Begründung des Glaubens.** I. Teil: Gottesbeweise und moderner Atheismus. 216 Seiten, gebunden Mk. 2.50. II. Teil: Das Christentum und seine Gegner. 392 Seiten, gebunden Mk. 2.80. III. Teil: Katholizismus und Protestantismus. 480 Seiten, gebunden Mk. 3.50. **Charakterbilder aus dem Leben der Kirche.** 584 Seiten, gebunden Mk. 3.50.

Römische Bilder

Von **Dr. Otto Lück.** In Ganzleinen gebunden Mk. 4.—. Ein Buch von höchstem literarischem Wert. Römisches Volksleben, römische Geschichte und Romantik erstehen vor den Augen des Lesers in farbigen, glutvollen Bildern. Die wundervollen poetischen Stimmungsgehalte machen das Buch für jeden Leser, vor allem auch für den Kenner der römischen Landschaft, zu einem Erlebnis.

Das Moselland

Ein Heimatbuch von **Richard Wirtz.** 359 Seiten, reich illustriert, in Leinen gebunden Mk. 7.50. Ein geradezu mustergültiges Heimatbuch. Wer in sonnigen Tagen die Mosel hinabgleitet, kann sich keinen besseren Führer wünschen. Ein köstliches, anheimelndes Buch, das den Manen der heimgegangenen Väter des Moselgaus geweiht ist. Sein Inhalt ist eine stete Quelle der Freude für alt und jung.

Wir drei

Wohlgestückte und gebundene Moselgeschichten von **Ludwig Mathar.** Mit acht Originallithographien von Kunstmaler Hanns Sprung. In Ganzleinen gebunden Mk. 4.—. Das Buch ist ein literarischer Volltreffer. Nur einem Dichter von ganz besonderer Begabung gelingen solche Zeitgemälde. Kraft der Darstellung verbindet sich mit genauester Kenntnis der moselländischen Geschichte.

Verstaubte Schätze

Aus älteren Schriften gesammelt und herausgegeben von Domvikar **Willibrord Schlagg.** Bisher erschienen: **Drei Kapitel aus Judas der Erzschelm.** 120 Seiten, gebunden Mk. 1.50. **Etwas für alle.** 150 Seiten. Mit 10 Kupferstichen, gebunden Mk. 1.80. **Parabeln.** Aus den Schriften des Bischofs Joh. Michael Sailer von Regensburg. 78 Seiten, gebunden Mk. 1.30. **„Aus Urzeittagen."** Aus den Predigten des Bischofs Eberhard von Trier. 92 Seiten, Mk. 1.50.

Die Herbergsmagd

Novellen von **Marga Thomé.** 148 Seiten, in prachtvollem Ganzleinenband mit Goldaufdruck und künstlerischem Titelbild Mk. 3.50. Manche schöne Gabe hat uns diese in der Einsamkeit ihrer Moselberge lebende und schaffende Dichterin schon geschenkt. Und wenn sie sich damit auch nicht einen Namen erworben hat, den die Reklame über die Welt schreit, so weht doch der Name Marga Thomé eine ganz eigene Behaglichkeit ins Herz hinein.

Atlantis Trust Company

Ein Roman aus dem Jahre 2030 von **Heinrich Tiaden.** 270 Seiten, in Halbleinen gebunden Mk. 3.—. Ein schwärmerisches Gaukelbild über die Entstehung und den Untergang eines neuen Weltteils um das Jahr 2000 herum, nicht schlecht gesehen und ganz gut geschildert. Das Buch ist eine einwandfreie Unterhaltungslektüre der erdachten Zukunftserfolge deutschen Forschergeistes.

Verlag der Paulinus-Druckerei GmbH., Trier

Digitized by Google

Mitteilungen über wertvolle Neuerscheinungen

Keller, Paul, **Marie Heinrich, Roman.** 1.—20. Aufl. Leinwand, auf schwerem, holzfreiem Papier RM. 7.—

Der neue Roman weist alle Vorzüge Kellerscher Erzählungskunst auf: den Reichtum der Erfindungsgabe, die Wärme und Innigkeit der Darstellung, den Duft der heimatlichen Scholle, die Kraft der Lebensbejahung und die Ursprünglichkeit des Humors. Mit beiden Füßen steht Keller in „Marie Heinrich" wieder auf dem Boden seiner schlesischen Heimat. Der Grundton des Buches ist wohl ernst, aber von jenem köstlichen, herzbezwingenden Humor durchsonnt, der Kellers beste Heimatbücher auszeichnet. Sind doch seine Leute Schlesier, die, wie bekannt, in allen Lebenslagen unerschütterlichen Gleichmut bewahren, und denen ihr Erbgut an gesundem Humor auf eigene und fremde Kosten nie verlorengeht. Die Hauptsache aber ist, daß aus jeder Zeile dieses schönen Romans eine Welt von Güte und Schönheit spricht und die sieghafte Kraft der Lebensbejahung. Die „Marie Heinrich" ist ein Buch vom Kampf und Sieg über alles Niederdrückende und Zermürbende und deswegen so recht ein Buch für unsere Zeit.

Brausewetter, Artur, **Und hätte der Liebe nicht. Ein Zeitroman.** 1.—10. Aufl. Leinwand, auf starkem, holzfreiem Papier. RM. 6.80.

In allen Werken Brausewetters bildet die tiefe, echte Menschenliebe das Leitmotiv, in keinem aber ist dies Motiv mächtiger als in diesem seinem jüngsten Werke. „Und hätte der Liebe nicht . . ." ist das Werk eines Dichters, der sich als Sachwalter eines Höheren fühlt und mit gütiger Hand uns die Brücke der Liebe zu einer besseren Zukunft baut. Das Ganze ist ein starkes Werk voll innerer Wahrhaftigkeit, ein Zeitroman im besten Sinne des Wortes, den man all denen in die Hand geben möchte, die sich hinaussehnen aus dem trüben Dunkel der Gegenwart und den Weg nicht kennen, der gen Morgen führt.

Poehlmann, Olga, **Hans Kleberg. Roman aus dem Nürnberg Albrecht Dürers.** Mit 5 Porträts nach Federzeichnungen. 1.—4. Auflage. Leinwand RM. 5.—.

Hans Kleberg ist zweifellos einer der markantesten Männer aus dem alten Nürnberg. Seine Gestalt blieb seinen Zeitgenossen so unverständlich, daß sie ihn, den streitbaren Kämpfer und ernsten Denker, der er in Wirklichkeit war, mit allerhand übler Nachrede verfolgten. Die Geschichte allein ist unzureichend, sein Bild zu umreißen; nur mit den Mitteln und Grundsätzen der modernen Psychologie war es möglich, diese überaus anziehende Gestalt lebendig und lebenswahr zu gestalten. So ist Olga Poehlmanns Buch kein historischer Roman schlechthin, sondern ein stark empfundener Wirklichkeitsroman aus vergangenen Tagen, der uns den ganzen Zauber der alten Zeit miterleben läßt.

Gail, Otto, Willi, **Der Stein vom Mond. Ein kosmischer Roman.** 1.—6. Auflage. Leinwand RM. 6.40.

Otto Gails kosmischer Roman ist voll phantastischer Abenteuerlichkeit. Er verbindet das versunkene Atlantis mit der Venus, zu der kühne Forscher in vervollkommneten Raketenraumschiffen vordringen. Das Buch ist eine Fortsetzung von Gails erstem Roman „Der Schuß ins All", der großes Aufsehen erregt hat. Wissenschaftlich beruht der „Stein vom Mond" auf Hörbigers Welteistheorie.

Früher erschienene Bücher in guter Ausstattung

die sich zu Geschenken eignen:

Gustav Renker, **Der teuflische Torwart. Roman aus den Kärntner Bergen.** Auf holzfreiem Papier in schönem Leinband RM. 6.50.

Anna Hilaria v. Eckhel, **Nanni Gschaftlhuber. Ein Wiener Roman.** Auf holzfr. Papier in schönem Leinenband RM. 6.50.

Das Wien Franz Grillparzers atmet in diesem Buche, das Wien, wo die Luft so lind, die Frauen so schön, wo die Straußschen Walzer so verlockend klingen, das Wien, in dem man schwärmt von Bach und Beethoven, und Schubert und Schumann, jenes glückliche Wien.
Und Alice Freiin von Gaudy schreibt: Wer recht von Herzen lachen will und zugleich innere Erhebung sucht, der lese Nanni Gschaftlhuber, die zum Reizendsten gehört, was deutsche Fabulierkunst geschaffen.

Anna Hilaria v. Eckhel, **Rings um ein Streichquartett.** Mit Buchschmuck von Elisabeth Fuchs. In enzianblauem Leinenband auf holzfreiem Papier RM. 5.40.

Heiter, rein und von quellfrisch sprudelnder Leichtigkeit ist dieser Roman. Durch das ganze Buch klingt jener enzianblaue, tiefberuhigende Ton, den der Pfarrer Waldlechner seiner kostbaren, klangschönen Amati entlockt. Wie Geigenton und Glockenklang ist dieses harmonisch liebenswürdige Buch.

Digitized by Google

der Gral

Monatsschrift für schöne Literatur

In Verbindung mit Dr. K. E. Lusser, Dr. L. van de Mark u. Dr. Friedr. Schreyvogl
herausgegeben von Friedrich Muckermann S. J.

Inhalt

Zu Franz Werfels „Paulus". Von Friedrich Muckermann, S. J. / Wie Ritter Reinart von Eynendael zu St. Cornely Gnade fand. Eine Heiltumsgeschichte aus dem 14. Jahrhundert. Von Heinrich Capellmann / Weltgrund. Gedicht von Ernst Kederer / Die Flucht aus Venedig. Von Hermann Hall / Stille. Gedicht von Wulf Bley / Maria Theresias letztes Gebet. Von Erich Korningen / Ave, vita. Skizze von Betty Schneider / Strindberg und sein Weltbild. Von Dr. Karl Möhlig / Auf der Gralwarte. Von Friedrich Muckermann, S. J. / Schwester Hadewych. Ein Beitrag zur abendländischen Mystik. Von Hans Sturm / Das alte Manuskript. Gedicht von Kurt Matthies / Theater und Drama. Von Dr. Lorenz Kjerbüll-Petersen / Der Erzähler Hans Franck. Von Dr. Wilhelm Meridies / Filmeuropa — Filmamerika. Von Paul A. Schmitz / Zu unserer Kunstbeilage. Von Dr. Gert Buchheit / Neue Bücher / Kleine Anzeigen / Stimmen des Auslandes / Kunstbeilage: Auguste Rodin: Johannes der Täufer

21. Jahrgang **heft 4** Januar 1927

Fredebeul & Koenen • Verlag • Essen

Ehrw. Schwester Edmunda Döhling

Digitized by Google

Deutsches Volkstum

Monatsschrift für das deutsche Geistesleben / Herausgeber Wilhelm Stapel und Albrecht Erich Günther

Das „Deutsche Volkstum" erfaßt das deutsche Leben als eine innere Einheit: Staat, Wirtschaft, Gesellschaft, Kunst, Dichtung, Religion werden in ihm betrachtet als Ausprägung einer bestimmten seelischen Art, die sich nicht anders als mit dem Wort „deutsch" bezeichnen läßt, weil sie eben die deutsche Sonderart ist. Ihm sind die Traditionen der deutschen Geschichte weder Rückständigkeiten noch unwandelbare Vorschriften, sondern die Sprache, in der die deutsche Seele zum heutigen Geschlechte spricht, nicht von dem, was gewesen, sondern von dem, was immer ist: von den deutschen Werten. Darum ist das „Deutsche Volkstum", weil es eigenwüchsig und frei von allem Einfluß der Parteiinteressen und Modeströmungen in unbefangener Ehrlichkeit für die deutschen Werte eintritt, zu einer Kampfzeitschrift geworden, die Mannhaftigkeit und Tapferkeit des Herzens, einen festen nationalen Willen und selbständiges Urteil auch von ihren Lesern fordert. Zur Teilnahme an diesem Kampfe rufen wir alle auf, die den deutschen Willen in sich lebendig fühlen und sich der Verantwortlichkeit bewußt sind, welche ihnen ihr Deutschtum auferlegt. — Das „Deutsche Volkstum" kostet einzeln RM. 1.50, vierteljährlich RM. 4.— / Probehefte unberechnet.

Hanseatische Verlagsanstalt
Abteilung Fu / Hamburg 36

Digitized by Google

Der Gral
Monatsschrift für schöne Literatur
Einundzwanzigster Jahrgang Heft 4 Essen, im Januar 1927

Zu Franz Werfels „Paulus"

Von Friedrich Muckermann, S. J.

Im vierten Bild seiner jüngsten dramatischen Arbeit läßt Franz Werfel Gamaliel zu Paulus sprechen: „Nicht wahr, mein Kind, wir haben eine Sache zu schlichten zwischen Israel und Israel?" Paulus antwortet: „Zwischen Israel und Israel, Rabbanu!" Gamaliel aber fährt fort: „Und sie ist wichtiger als die Reiche dieser Welt!" Was Paulus bestätigt: „Mächtiger als das Reich dieser Welt, Rabbanu!" ... Man darf die Tatsache wohl feiern, daß einer der anerkanntesten Dichter der Gegenwart über den hundert und tausend Fragen einer in alle Not und in alle Zweifel verstrickten Menschheit wieder die eine Frage sieht, die eine notwendige, die Heilsfrage; daß er über dem rasenden Wechsel von Umwälzungen und Bewegungen wieder die Fülle der Zeiten schaut, wo sich in den ungeheuren Flügeln der beiden Testamente aller Menschen und aller Geschichte Schicksal wendet. Der größte Gottesgedanke über das Los der Menschheit, der sich je mit unendlicher Liebe zu unserem Ahnen und Glauben herabgesenkt hat, leuchtet hier auf, leuchtet mächtig in unser Jahrhundert, stellt sich vor das Publikum der Bühnen unserer großen Städte und erscheint auf einem Gipfelpunkt unserer Literatur.

Franz Werfel war sich der Schwere seiner Verantwortung bewußt, als er den „Paulus" schrieb: „Mit bangem Gefühl übergebe ich der Öffentlichkeit dieses Drama ... Denn nichts Geringeres will dargestellt werden als der entscheidende Augenblick, in dem das Christentum sich loslöst von seiner Mutterwelt." Es muß anerkannt werden, daß sich der Dichter tief vor der Geschichte beugt, und daß er mit Ehrfurcht von seinen Quellen spricht: „Ein losgelassenes Fabulieren in solch reiner Sphäre hasse ich als eine Unzucht, und jede poetische Freiheit ohne strenge Begründung erschienen mir als unkünstlerischer und verletzender Leichtsinn. Denn um was für Menschen geht es, um welchen Ernst, um welche ewige Tragkraft des Geschehens!" Freilich wird man seine Ausführungen über das Verhältnis von Religion und Geschichte nicht in jeder Hinsicht gutheißen können. Nach Franz Werfel sind beide unversöhnliche Gegensätze, „denn Geschichte rationalisiert den Augenblick des göttlichen Wunders, der im Beginn jeder Stiftung steht." Aber Geschichte hat doch nicht zu rationalisieren, sondern zunächst Tatsachen zu berichten, deren tiefere Deutung sie anderen Wissenschaften überlassen mag. Übrigens richtet sich die Spitze der Werfelschen Ausführungen gegen eben

Digitized by Google

diesen Mißbrauch der Geschichte, die das Wunder darum leugnet, weil sie mit geheimen Voraussetzungen arbeitet. Franz Werfel bemerkt in dem seiner Dichtung angefügten Argument: „Darum zeigen alle Werke zum Beispiel, in denen die Existenz Christi kritisch geleugnet wird, den erregten Ton unsicheren Scharfsinns und dilettantischer Naseweisheit. Und noch keinem Atheismus ist es gelungen, den falschen Schulbubentrotz eines schlechten Gewissens zu überwinden." Rund gesagt, hat Franz Werfel die Tragödie des Judentums schreiben wollen, und das unter dem Leitwort: „Wie der Traum die tiefere Rekonstruktion des persönlichen Lebens, ist die Tragödie die tiefere Rekonstruktion des Weltgeschehens." In sechs Bildern zieht an uns „die große tragische Stunde des Judentums" vorüber. Man denke dabei nicht so sehr an Bilder von plastischer Formung als an solche von dramatischer Wucht. Es ist wirklich alles Geschehen ins Spiel der menschlichen Leidenschaften übertragen, und auch das Wunder offenbart sich im Schauen und Handeln der Menschen. Dichter, die die Welt des Glaubens darstellen, geraten nicht selten in die Gefahr, den griechischen Deus ex machina auf dem Umwege über die christliche Vorsehung wieder einzuführen. Solcher Versuchung ist Werfel nicht erlegen, und so hat er uns denn ein wirkliches Drama geschenkt. Scharf gezeichnete Charaktere offenbaren die verschiedenen Welten, die hier zusammenstoßen: Es ist da Marullus, der Römer, der Diplomat, der absolute Skeptiker einer dekadenten Kultur: „Ich halte den Himmel für einen leeren Abgrund zu unseren Häupten, darein der Philosoph mit einer frechen Traurigkeit blicken soll." Es ist da Frisius, der Germane, der treue, tapfere Soldat und Befehlshaber, zugleich ein Gläubiger. Er sagt dem Römer: „Warum verachtest du dieses Volk? Ist es nicht ein Wunder in unserer Zeit der Schlächter und Fresser, daß ein Volk lebt, das nichts kennt als seine heulende Leidenschaft für die Gottheit?" Es sind da die jüdischen Hohenpriester, so verschieden voneinander und doch so gleich in ihrer unbedingten Hingabe an die Thora, das heilige Gesetz. Unter den Jüngeren erblicken wir Hitzköpfe, Verschwörer und Verführte. Es ist da selbstverständlich auch noch allerlei an Soldaten und Volk, aber man fühlt, daß in allen diesen Charakteren die Idee wichtiger ist als das Lebensvolle ihres Ausdrucks. Was die Idee aber selber betrifft, so wird deutlich, daß es hier nicht um ein Ringen zwischen dem militärischen Rom, dem schmeichlerischen Hellas und der politischen Selbständigkeit Jerusalems geht. Vielmehr ordnen sich alle diese kleineren Spiele irdischer Faktoren in ein großes göttliches Spiel hinein. Ein Dichter, den religiöse Urerlebnisse geschüttelt haben müssen, weiß es greifbar zu machen, daß all das gewichtige, oft prahlerische und überschlaue Tun der Philosophen, Militärs und Politiker gar nichts bedeutet gegenüber der großen geschichtlichen Stunde, der sie zu dienen haben, daß aber die Tiefe dieser geschichtlichen Stunde eine religiöse ist, geht es doch um die Thora, das heilige Gesetz der Väter. Von Römern, Griechen oder Aufrührern wird diese heilige Thora nicht gefällt werden, solange sie in sich gesichert steht, das heißt, solange sie getragen wird vom unbedingten Glauben eherner Männer. Da tritt das Christentum auf den Plan. Es bleibt in Petrus und Jakobus und in der Gemeinde der Judenchristen noch vorsichtig unter dem Fittich der Thora. Aber Paulus will volle Klarheit. Paulus stellt bewußt die neue Liebe über das alte Gesetz. Eine geistige, eine religiöse Macht tritt auf und rüttelt an den Fundamenten der Überlieferung. Erst ist es wie fernes Gewitterrollen. Dann schlagen die Blitze ein, und schließlich ist die ganze Szene ein wilder Kampf, in dem Menschen widereinander

Digitized by Google

stehen, gerüstet mit dem Panzer ihres Gottes. Es kommt zu der überwältigenden Auseinandersetzung zwischen Gamaliel, dem größten und letzten Juden, und Paulus, dem größten und „ersten" Christen. Paulus spricht: „Gott helfe mir jetzt, Rabbanu, daß du verstehst, was keiner versteht. Sieh, nicht lange bin ich ein Kind der Sorglosigkeit gewesen. Denn früh schon schärften sie mir die Thora ein. Da war die Welt erfüllt von flammenden Gesetzesengeln, die alle Wege belagerten. Und all ihre Schwerter loderten gegen mich, tausend und aber tausend! Ich peitschte meinen Leib, das Gesetz zu erfüllen! Aber wehe, was vermag dieses fiebernd traumgierige Fleisch aus Adams Vermächtnis! Nichts, nichts! Ich fastete, schlief nicht, schrie zu Gott in den Nächten! Aber die Verbote lockten, die Sünde wuchs zur Todsünde, und ich versank in ihr. So hing täglich und stündlich mein Todesurteil über mir. Welcher Mensch vermöchte sein Todesurteil zu lieben!? Höre, Rabbanu! Die Thora erlöste mich nicht, sie verfluchte mich nur, zu wissen, daß ich sündigte! Und wie mich, so Israel!" Gamaliel, der milde Mann, der freundliche Lehrer, der gerechte, der tolerante, der humane Mensch, kommt Paulus weit entgegen. Er anerkennt die Wurzel der Liebe auch im Gesetz. Er verurteilt den Mord an Christus, der nur das eine Verbrechen begangen habe, daß er zu früh gekommen: „Denn auch das Licht ist schuldig, wenn es für schwache Augen zu grell ist. Sehr gefährlich hat Jehoschua das Gesetz erhellt. Und dazu war es zu früh." Für Paulus aber ist alles dieses nicht genug. Christus hat mehr getan, als das Gesetz „erhellt". Er hat ein neues Leben geschenkt: „Als ich der alte Schaul war, stand zwischen mir und den Geschöpfen tote, schwarze Luft, Einsamkeit! Tod hieß der zweite Name der Welt. Tod alles Lächeln, aller Duft der Erde, höhnischer stinkender Tod! Und jetzt? Warum ist die Einsamkeit gefallen? Was ist die starke, jauchzende Liebe in mir?! Woher die Ewigkeit im Herzen, die alle Angst und Verwesung verbrennt?! Verwandlung!! Ich sage dir, kein Hälmchen wächst unverwandelt mehr. Und auch du bist verwandelt, mein Herr! Denn mitten im Reiche Gottes leben wir und wissen's nicht." Gamaliel aber kann dieses neue Leben nicht verstehen, das in seiner vom Gesetze befreiten Liebe die Gefahr der Anarchie enthält; er kann nicht lassen vom Glauben an die Notwendigkeit „der heiligen Bindung der Menschen". Groß reckt sich plötzlich empor die Frage: War er Gott? . . . Gamaliel: „Schaul! Um dein- und meinetwillen sag: „Er war ein Mensch!" Paulus darauf: „Wie kann ich's! Aus uns Menschen kommt die Erneuerung nicht!" Gamaliel dagegen: „Aus uns Menschen kommt sie allein!" Das Ergreifende geschieht, daß Gamaliel zum Opfermesser greift, um die Thora an Paulus zu rächen. Da dringt von draußen das Gemurmel der Psalmen herein, und vom Tempel tönt ein Posaunenstoß lang und gepreßt herüber. Aus tiefster Verzweiflung ruft der Greis in die stumme Einsamkeit seine Frage: „Wer ist Jesus von Nazareth?" . . . Ein langer Posaunenstoß und dann eine große, regungslose Stille Gamaliel ist plötzlich wie verfallen: „Ich weiß die Wahrheit nicht mehr. Geh!" Und so versinkt die „Abendsonne Israels", nachdem sie das Christentum letzten Endes doch noch gesegnet mit dem Segen der Chohanin.

Man sieht, wie in der ganzen Auffassung der Dinge die christliche Linie wohl gefunden werden kann, muß man auch hinzufügen, daß manche Unklarheit geblieben ist. So wird das Wort Thora nicht frei von jedem Doppelsinn. Setzt man es nämlich gleich mit Gesetz überhaupt, so bildet es natürlich nicht den geraden Gegensatz zum neuen Leben, wird doch in diesem neuen Leben kein Jota vom Gesetze zerstört. Nur das Zeremonialgesetz, das positive also, die Waschungen,

Digitized by Google

Segnungen, Riten und Opfer, haben im Neuen Bunde ihre lebenspendende Kraft verloren. Wenn also Gamaliel die heilige Bindung nicht missen will, wenn er mit der Aufhebung des Gesetzes die Anarchie kommen sieht, so hat er ganz recht, und der geschichtliche Paulus würde das zu allerletzt bestritten haben. Auch sonst ist der geschichtliche Paulus kein solcher Ekstatiker gewesen wie hier im Drama, hat sich freilich oft auf sein Damaskuserlebnis berufen, aber doch auch wieder in ganz rationeller Weise die Wahrheit des Christentums auf die Wirklichkeit des Auferstehungswunders gestellt. Der Gegensatz zwischen Paulus und den übrigen Aposteln war kein Gegensatz der Lehre — hat doch Petrus in Antiochien sich auch nicht an das Zeremonialgesetz gebunden gefühlt —, sondern mehr ein Gegensatz des Temperamentes. Hier fehlt es also nicht an allerlei Unstimmigkeiten, die aber doch die Durchschlagskraft des Hauptmotivs bestehen lassen.

Hat der Dichter in dieser seiner dramatischen Legende seine eigene Stellung zum Christentum näher bestimmt? Wie Oskar Katann in einem sehr lehrreichen Aufsatz über Franz Werfel im „Neuen Reich" darlegt, entbehrte bisher seine Weltanschauung der klaren, gedanklichen Linie. Auch das vorliegende Stück gibt keine vollkommen befriedigende Antwort. Es liegt der Nachdruck ganz auf der Gestalt Gamaliels. Gegenüber dem Licht des neuen Tages, das gegen Ende heraufdämmert, wirkt ungleich stärker der gewaltige Abend eines welthistorischen Unterganges. In seinen Lichtern und Schatten wächst der alte Rabbi zu übermenschlicher Größe. Die Kraft und die Erinnerung von Jahrtausenden scheinen in ihm noch einmal lebendig zu werden, in ihm als dem Symbol eines ganzen Geschlechtes, das in seinem Tempel und seinem Jerusalem, ähnlich wie der Römer in Rom, das Herz der Welt sah, die ewige Stadt, eine steinerne Unvergänglichkeit. Das ist wohl alles groß geschaut, aber es verrät zunächst nichts über Werfels Stellung zum Christentum. Ausdrücklich verwahrt sich der Dichter dagegen, daß es ihm um religiöse Bekenntnisse gehe: „Es werden nicht Anschauungen, Bekenntnisse, Lehren, Dogmen, Glaubensstufen aneinander gemessen, verklärt und verworfen. Nichts anderes wird hier gezeigt als die große, tragische Stunde des Judentums." Will man wissen, wie tiefer Glaube über Paulus schreibt, dann lese man zum Vergleich etwa die Einleitung aus *Emile Baumanns* soeben in deutscher Übersetzung erschienenem Buch *„Der heilige Paulus"* (Kösel-Pustet). Und doch liegt etwas Anheimelndes in dem Werfelschen Paulus. Er wird mit Liebe gezeichnet, wie auch Petrus und Jakobus sich sympathisch darstellen. Das Christentum wird in seinem Grundverhältnis zum Alten Bunde richtig gesehen. Bleibt das Wort Verwandlung bei einem Dichter, dem die Idee der Reinkarnation nicht fremd ist, auch schillernd, so bekommt es doch durch den Zusammenhang die ganze Schärfe des Begriffes von der Paulinischen „neuen Schöpfung". Vielleicht ist es Franz Werfel bei seinen Christusstudien ähnlich ergangen wie Gamaliel. Vielleicht ringt er eben mit der Frage: Wer ist Jesus von Nazareth? Des Dichters letztes Wort in diesem Stück ist das Wort des Simon Petrus, der in den Tumult des Unterganges, wo Petronius sich anschickt, das Standbild des göttlichen Cäsar Caligula im Tempel zu errichten, wo der wilde Empörungsschrei des Volkes zum höhnisch lächelnden Römer empordringt, und wo dann in plötzlicher Totenstille der Leichnam Gamaliels über die Stätte des Grauens getragen wird, hineinruft: „Der letzte Gerechte gefallen! Antichrist erschienen! Alle Verheißung erfüllt! Geht nach Hause! Die Stunde des Christus ist da!"

*

Digitized by Google

Wie Ritter Reinart von Eynendael zu St. Cornely Gnade fand

Eine Heiltumsgeschichte aus dem 14. Jahrhundert / Von Heinrich Capellmann

III

IM Rittersaal der Abtei saß Fürstabt Winrich von Kinzweiler beim Festmahl. Es war ein Schmaus, wie der Abt ihn sonst nur zweimal im Jahr, zu Beginn des Frühlings und des Herbstes, halten mußte, wenn der Herr von Monschau mit seinen Förstern in der Abtei seinen Conreit[1] hielt. Eine prächtige, bunte, schillernde Versammlung füllte den weiten Saal; außer den hohen Gästen der Prior mit den Kapitularen, die zahlreichen Ritter des Stifts, der Leutpriester zu St. Stephan mit seinem Kaplan und der Schultheiß zu St. Cornely mit den edlen und unedlen Schöffen des abteilichen Kammergerichts. Goldene Halsketten und reichverzierte Pektorale glitzerten über der blumengeschmückten Tafel. Der rötliche Schein der zahlreichen Wachslichter auf den kupfergeschmiedeten Kandelabern brach sich in dem blinkenden Rüstzeug der Ritter und vermählte sich mit den Farben der Festgewänder, die vom leuchtenden Kardinalsrot bis zum tiefsten Schwarz der Kapitulare wechselten. — Ohne Unterlaß trugen die Klosterdiener jetzt auf: Quarttöpfe voll Wein und irdene Krüge für das schäumende Bier und kleine zierliche Becher für den köstlichen Met. Und dann Schüssel auf Schüssel: Rinder- und Schweinefleisch, Hechte und Forellen aus den abteilichen Fischteichen, vielerlei Geflügel, frisches Obst in silbernen Schalen. Und dann Schwarzwildziemer, Rehkeulen, Lammsköpfe und schließlich Gewürze in hornegeschnittenen Konfektbüchsen. Währenddes aber beritten zwei der Junker, denen die Gäste ihre Schwerter zur Aufbewahrung übergeben hatten, die abteilichen Ställe und Krippen und sahen nach, ob auch den Reittieren der Gäste nichts mangele. —

Der feurige Wein und vor allem der starke Met lösten allmählich die Zungen; selbst die Ritter, die bisher der gelehrten Herren wegen vorsichtig und wortkarg gewesen waren, wurden gesprächig: Clas von der Eich erzählte den Aufhorchenden von seiner letzten Fahrt nach Aachen, und wie man just zu der Zeit dort ein zwölfjähriges Mädchen als Hexe verbrannt habe; wäre eine kuriose Sach gewesen; das Kind habe sechs Jahre im Turm an einer Kette gelegen und sei nur deshalb dazumalen nicht mit seiner Mutter verbrannt worden, weil der Rat geurteilt habe, ein Kind dürfe nicht vor seinem zwölften Jahre als Hexe justifiziert werden. So habe man es denn solange aufgespart. — Das Gespräch wurde jetzt allgemeiner und lebhafter; denn es entstand ein hitziger Disput darüber, ob es doch nicht besser sei, noch zu versuchen, solch jugendliche Hexenbrut den Klauen des Teufels zu entreißen. — Da man aber nun solcher Art doch einmal bei den malefizigen Hexen und den Untaten des Incubus angekommen war, so nahm der Schöffe Thill von Zent Gangolf die Gelegenheit wahr, seinen Nachbarn, Loi von Hardenberch, der als ein kluger und gelehrter Herr galt, um ein Mittel gegen den ††† zu bitten, der ihn in Stall und Haus nächtlicherweise oft übel traktiere. —

[1] Conreit war der Lehnsschmaus, den die Vasallen ihrem Herrn gaben.
Der Abt, obwohl höheren Ranges, war dem Herrn von Monschau in gewissem Sinne wegen verschiedener Gerechtsamen am Reichswald lehnspflichtig.

Digitized by Google

Herr von Hardenberch schüttelte überlegend und nachdenklich sein massiges Haupt, und nachdem er sich noch nach den näheren Umständen erkundigt hatte, empfahl er ihm leise, einen neuen Kochtopf aus durchsichtigem Ton zu nehmen, je eine Unze aromatischen Zimt, Kubebenpfeffer, großen und kleinen Kardamon, Ingwer, langen Pfeffer, Storaxharz, Majoran und Aloeholz hineinzutun und diese Ingredienzien mit drei Pfund halbgeklärtem Weingeist zu vermengen, den Topf dann auf heiße Asche zu setzen, damit der Räucherduft aufsteigen könne; er werde dann nichts mehr zu leiden haben. — Thill von Zent Gangolf war glücklich; trotzdem die Namen der vielen Ingredienzien seinem schweren Kopf viel zu schaffen machten, stieß er doch auf guten Erfolg mit seinem Nachbar dankbar an. —

Auch am oberen Ende der Tafel waren die hohen Gäste jetzt in angeregtem Gespräch, aber die dünne feine Stimme des Fürstabtes war nur den Nächstsitzenden vernehmbar. Nicht ohne Bitterkeit führte er Klage über die gottlosen und armseligen Zeiten, und wie es immer schwerer werde, das Regiment gegenüber den widerspenstigen und aufsässigen Ritter- und Lehnsleuten in der Hand zu halten. Durch Pest, Mißernte und die kriegerischen Zeitläufte seien die Einkünfte des Stifts immer mehr versiegt. Besonders die Räubereien und Zollhändel unter König Adolf von Nassau seien dem Stift zum Unheil geworden; denn als sein Vorgänger versucht habe, im Streite Gerhards VI. mit der Freien Stadt Aachen durch Anschluß an den Grafen von Jülich wenigstens von einer Seite Schutz zu finden, seien die erbosten Aachener über Kloster und Kirche hergefallen und hätten alles geplündert und verbrannt, wobei viele Kapitulare durch Kampf und Feuer zu Tode gekommen seien. Zwar habe Herzog Johann von Brabant und späterhin auch Seine Römische Majestät die Stadt zu voller Restitution verurteilt, aber vom Urteil bis zur Erfüllung sei bekanntlich ein weiter Weg, und er wisse nicht, wie er die große Schuldenlast, die der Neubau von Kirche und Kloster verursacht habe, werde abtragen können. Sein Vorgänger habe es dadurch versucht, daß er die alten Renten, Zehnten und Pächte in voller Höhe der Gerechtsamen wieder habe erheben lassen, aber das sei ihm auch zum Unheil geworden; denn ein Zornmütiger habe ihn deshalb als einen Bedrücker erschlagen. — So setze er nun alle Hoffnung auf die milden Gaben der Heiltumsfahrt; denn obwohl die sämtlichen Einkünfte dieser Tage zur mensa abbatialis gehörten, habe er doch vor, die gesamten Opfer für Kirche und Kloster zu verwenden. —

Die hohen Gäste hatten schweigend zugehört. Auf dem zufriedenen Gesicht des Herrn von Monschau aber lag ein verstecktes, zweifelndes Lächeln; im Hinblick auf das herrliche Festmahl schien er die großen Besorgnisse des Fürstabtes durchaus nicht zu teilen. Vielleicht wollte der kluge Abbas nur den hohen Legaten hinsichtlich eines etwa zu fordernden Opfers nachsichtig stimmen. — Winrich von Kinzweiler sah die zweifelnden Erwägungen seines Freundes; lächelnd bemerkte er jetzt noch, daß es ihm nicht einmal würde möglich gewesen sein, dieses Festmahl zu halten, wenn der Konvent ihm nicht auf die Einkünfte der Heiltumsfahrt hin schon einen Vorschuß bewilligt hätte, und — dabei wandte er sich dem Herrn von Monschau zu — wenn er nicht angenommen hätte, daß einer seiner Gäste sich durch weitherzige Auslegung der abteilichen Gerechtsame am Reichswalde rekompensieren würde — was der Herr von Monschau denn auch lachend versprach. —

Es ging schon hart auf die Mitternacht zu, als die Gäste aufbrachen. — Am Mar-

Digitized by Google

morkamin des leeren Festsaales standen nur noch der Abt, der Prior und der Schultheiß. Von den Anstrengungen des Tages ermüdet und in ernstem Nachdenken über die Worte des Priors stützte der Abbas sich schwer auf den kunstvoll behauenen Sims. Petrus von Rotheim hatte ihm trotz der späten Stunde die Gnadebitte Reinart von Eynendaels vorgetragen, weil der Nuntius im Gespräche hatte verlauten lassen, daß er schon morgen nach der Zeigung wieder gen Aachen auszureiten gedenke. Nachdenklich ließ der Abt die feinen, goldenen Glieder seiner Halskette durch die weißen Finger gleiten; sollte er zürnen, sollte er den ersten Regungen seines Herzens nachgeben, um in heftigen Worten auf die Meintat des Mörders zurückzukommen! Fragend wandte er sich zu Prior und Schultheiß:

Durfte er den begnadigen, der einen Abbas erschlagen — und nur deshalb, weil der aus Geldnot für Kloster und Kirche das verlangt hatte, was ihm von Rechtens wegen seit alters her an Zehnten, Renten und Pächten zustand! Und er — der Nachfolger — sollte dem Mörder den schwersten Teil der Strafe erlassen, ihm die Gnade des Schwertes und der geweihten Erde geben! — Was war hier Gnade? Was war Schwachheit? Stand nicht die Strafe des Rades auf diese Felonie! — Aber war er nicht auch ein Diener Gottes, ein Knecht dessen, der gesagt hatte, daß man siebenzigmal siebenmal vergeben müsse, um desselben Geistes zu sein wie der Meister! — Gewiß, wenn er nur Abbas wäre, es soll ihm verziehen sein. — Aber seine Pflichten als Herr, als Princeps, als weltlicher Fürst und oberster Richter! Durfte er da den Spruch der Schöffen umstoßen, die Reinart von Eynendael für schuldig befunden und seine Meintat allen kund und zu wissen getan hatten als eine unsühnbare Schuld, von Zeugen beschworen bei gestabten Eiden! — Durfte er ihn nun begnaden, trotz des feierlichen Bannspruchs, der an seinem Hoftor gehangen und den man von der Kanzel verkündet! — Der ihn für ewig seiner Heimat und seines Landes verwies — für hundert Jahre und einen Tag. —

Erregt wandte sich der greise Abt zu Herrn von Veienhoven:

Herr Schultheiß, Ihr habt mit das Urteil geschöpft, Ihr sollt auch mit urteilen, ob ihm Gnade werden soll oder nicht. Sprecht freimütig! Ihr wißt, er heischt das Schwert und die geweihte Erde!

Herr von Veienhoven fuhr sich mit der runzeligen Hand über das wetterharte Gesicht, und nach einer Weile stummen Überlegens sagte er:

Herr Fürstabt! Der Herr Prior hat sein Recht getan, daß er für einen als Fürsprech geredet, der das Asylrecht des Klosters genommen. Aber ich als Schultheiß kann es nicht für gut finden, einen zu begnaden, der der Mörder eines Fürstabtes ist, und der, obwohl er mit dem Nuntius zu Recht eingekommen ist, dadurch doch dem Ansehen des abteilichen Kämmereigerichts und der Autorität des Fürstabtes schweren Abbruch getan hat. Ich spreche nicht aus Widersinn gegen die Ritter, obwohl ihr Dünkel und ihr ungerechtes Feilschen um die kleinste Abgabe uns so viel zu schaffen macht; ich will hier auch nur als Richter sprechen, der den wohlerwogenen Beschluß der Schöffen in seinem Recht belassen will. Und wenn ich bitte, ihm die Gnade zu verweigern, so geschieht es nicht um des Friedlosen willen, der gewißlich in zehn Jahren des Elends schon schwer gebüßet hat, sondern um all derer willen, die damals seiner Tat zugejubelt haben und auch heute noch wieder bereit sein würden, das Feuer unter der Asche anzublasen, weil sie leichtlich unsere Gnade als Schwäche und Furcht auslegen würden. — Und doch ist es fern von mir, seinen Tod zu fordern, Herr Abt, lasset ihn rechtzeitig wissen,

Digitized by Google

wann der Legat wieder ausreitet — so erspart er uns eine harte Pflicht und der Ritterschaft einen schimpflichen Tod. —
Winrich von Kinzweiler wandte sich zu dem Sprechenden: Herr Schultheiß, Eure Rede ist hart, aber wahr, und so schwer es Euch gewesen sein mag, diese Worte zu sprechen, so hart ist es mir auch, den Friedlosen wieder ohne Gnade ins Elend schicken zu müssen; aber das, was unser Kämmereigericht als Recht geschöpft und als unsühnbare Schuld allen kund und zu wissen getan, soll bestehen bleiben. —
Dann wandte er sich zu Petrus von Rotheim:
Herr Prior, saget dem Ritter, daß ihm die Gnade verwehret sei, daß aber der Abt ihm seine Fehltat vergibt und ihn um des Heiltums willen vom Fluche des Bannes und aller Schuld freispricht, daß er ihn aber als Fürst und oberster Richter des Reichsstifts von Rechtens wegen wieder des Landes und seiner Heimat verweisen muß. — — —

IV

Es war noch früh am Tag, als die Herolde des Abtes im Morgenrot auf der Galerie der Kirche den ersten Tag des Heiltums verkündeten. Ihre kupfernen Trompeten leuchteten wie Gold im Scheine des jungen Lichts, und der starke Schall zerriß die schweren Morgennebel, die noch um die spitzgiebeligen Häuser des Tales zu St. Cornely wallten. Von den steilabfallenden Hängen des Kirchbergs hallte das lustige Geschmetter über Kloster und Gassen bis zu den gegenüberliegenden Grachten und schuf überall Leben und Bewegung. Über der Pechnase des stark bewehrten Stephansturms zog der Glöckner jetzt die Standarte des Fürstabtes hoch, daß sie lustig im frischen Morgenwind flatterte.
Höher und höher steigt die Sonne. — Glockenklang von der Höhe, Glockenklang aus dem Tal. — Auf der Galerie der Klosterkirche, hinter dem aufleuchtenden steinernen Blumengerank wandeln behäbig die ersten Kapitulare; aus der luftigen Höhe sehen sie zu, wie die Prozessionen in der Ferne auftauchen oder aber auch sich vor dem Orte sammeln, um dem prunkvoll feierlichen Opfer beizuwohnen. Auf allen Wegen zieht es jetzt heran, in allen Grachten Menschen, die zum Reichsstift heruntersteigen: Freie Bauern in dunklen Tuchröcken, Hörige in orangeroten oder graugrünen groben Leinenkitteln, Rosenkranz betende Frauen, die holzgeschnitzte Heiligenstatuen mit sich führen, Geißler, deren Augen in selbstquälerischer Lust entbrannt sind, Pestfahrer hinter verblichenen Fahnen, Büßer, die den rechten Arm an schweren Eisenketten, die um ihren Leib geschlungen sind, festgeschmiedet tragen, alte Mönche, deren Rücken gebeugt ist, als trügen sie die Sünden der ganzen Welt, und dazwischen fremde Kleriker in gelben, silberbestickten Stolen. —
Am Eingang der Kirche staut sich die singende und betende Menge; denn schmal ist die Pforte: ausgehöhlte Baumstämme, die an eisernen Ketten liegen, engen den Zugang. In ihren klaffenden Spalten verschwinden die Opfergaben: Kupfer- und Weißpfennige, Gold und Silber, Geschmeide und Edelsteine, wie im Bauche eines Molochs[1]. Zwei Mönche bewachen die ungefügen Schatzkästen; ihre Gesichter sind wie Erz, und ihre Hände stecken unbeweglich in den weiten Falten ihrer schwarzen Ärmel. —
Dem Indetal folgend, nähert sich jetzt auch ein fürstlicher Zug; die Herren von

[1] Die mit den Heiligtumsfahrten einkommenden Opfergaben gehörten zur mensa abbatialis; um 1700 schätzte man die Einkünfte aus einer Heiligtumsfahrt auf etwa 4000 Taler!

Digitized by Google

Schönforst mit ihrem Gefolge. Ihre kostbaren, mit Fehpelz gefütterten Samtmäntel leuchten in der Sonne, und wenn der Wind sie aufbläht, sieht man an grünen, ledernen Leibgurten die Stahlgriffe ihrer Levantinerklingen, die mit Kupfer und Elfenbein ausgelegt sind. An den golddurchwirkten Baretten aber wehen Straußenfedern, deren Gewicht zweihundertfach mit Gold aufgewogen worden ist. — Neben ihnen reiten die Edeldamen. Kleinodienbesetzte Reifen schmücken ihre weißen Stirnen, und über dem schweren Brokat ihrer langfallenden Gewänder tragen sie an gekreuzten Gurten Wappenschilder auf den runden Brüsten. Hinter ihnen, mit frohen Gesichtern, Pagen in roten Mänteln, den Degen am Hosenlatz. Voran dem ganzen Zuge aber ziehen Flöte blasende Spielleute in weißen Pelzwämsern. —

Im Pannacker[1], dem weiten Lagerplatz an der Inde, rüsten sich jetzt auch die einheimischen Händler und das marktfahrende Volk. Ungeduldig harren sie des Augenblicks, da sich das Heer der Pilger nach den feierlichen Ämtern in Kloster- und Pfarrkirche wie ein wogender Strom über Gassen und Markt ergießen wird. — Endlich öffnen sich die Tore der Kirchen; schier ohne Unterlaß quillt es hervor; Menschen — Menschen — selbst von der Höhe der Bergkirche strömt es jetzt wie überschäumende Flut über die zahlreichen Steintreppen der Fußfälle herunter in Gassen und Straßen. — Da wird es auf dem weiten Markt im Pannacker lebendig; Händler und Possenreißer suchen die Leute durch Geschrei und Hornrufe anzulocken. Gaukler balancieren kristallene Krüge, arabische Armbänder, vergiftete Dolche und seidene Schärpen. Ein Lübecker Jude hält Reliquien feil: Federn aus dem Flügel des Erzengels Gabriel, eine Sprosse der Jakobsleiter und ägyptische Finsternis in tönernen Krüglein. Daneben sind die Stände der ehrlichen Verkäufer; an hohen, schräg vorstehenden Latten baumeln Musterstücke ihrer Waren: vielerlei dunkle Tuche und buntes Leinen, billiges irdenes Geschirr und zierliche Raerener Töpferwaren, kunstvolle Beschläge für Türen und Truhen und herrliche, gehämmerte Messingstücke der Kupferambachten von Aachen und St. Cornely. — Dazwischen bieten andere Händler den Bauern ihre „Ochsenzungen" an, lederne Flaschen, die mit Branntwein gefüllt sind — staunend, schreiend, feilschend drängt sich das Volk. —

Auf der Bastei des Stephansturmes steht einsam Reinart von Eynendael. Nach zehn Jahren des Elends und der Verbannung schweifen seine Augen jetzt zum ersten Male wieder von der Höhe der Bergkirche über die Herrlichkeiten seiner Heimat, die in sommerlichem Glanze zu seinen Füßen liegt. — Wie ein silbernes Band schlängelt sich die Inde durch das glückliche Tal. Sonnenkringel tanzen auf ihren blauklaren Wassern. Wo die Hänge nahe an ihre Ufer herandrängen, klimmt duftig goldenes Weinlaub an den Kalksteinmauern der Terrassen empor, bis auf den Höhen wettergebeugte Obstbäume ihre fruchtschwangeren Äste schützend darüber senken. — Weit dehnen sich da die üppiggrünen Benden, darüber zerstreut die zahlreichen Lehns- und Rittergüter, fest, stark und trutzig — wie graue, steinerne Riesenkronen lagern sie auf den Berghöhen. —

Inmitten all dieser Schönheit aber, im Tale, das Kloster des heiligen Benedikt — in weitem Umkreis besäumt von schmucken Reihen hoher, spitzgiebeliger Häuser. Weite, wohlgepflegte Gärten schließen es ein, in denen, vom Strahle der Mittagssonne getroffen, fremde Blumen, Blüten und Früchte glühen und leuchten. Dazwischen der silberne Strahl eines Springbrunnens, dessen Wasser sich im Niederfallen in Tausende glitzernde Edelsteine auflöst. —

[1] Dort lagen die abteilichen Pannhäuser (Brauhäuser).

Digitized by Google

In stummer Glückseligkeit trinken seine Augen die Herrlichkeiten der Heimat. Seine Hände sind gefalten wie in heiliger Andacht:
Ob man es ihm noch einmal öffnen wird — das verlorene Paradies! Da legt sich sanft eine Hand auf seine Schulter; Petrus von Rotheim steht hinter ihm:
Reinart von Eynendael, ich habe dem Abt deine Gnadenbitte vorgetragen. —
Auf dem Gesicht des Geächteten zeigen sich heiße, rote Flecken; seine Augen hängen wie im Fieber an den Lippen des Priors. —
Reinart, der Abt vergibt dir deine heißblütige Tat, und er nimmt den Fluch von dir, auf daß du wieder im Frieden der Kirche seist — aber die Gnade, die du von ihm als Fürst und Richter heischest, kann er dir nicht gewähren. — Damit aber dir ein schimpflicher Tod und ihm eine harte Pflicht erspart sei, so läßt er dir raten, heute nachmittag rechtzeitig wieder mit auszuziehen, wenn der Nuntius gegen Aachen reitet. —
Wie dumpfe Verzweiflung legte es sich um die Schläfen des Friedlosen: Also kein Erbarmen, keine Gnade — nur den schimpflichsten Tod in der Heimat oder das Elend! — Seine schmalen Finger krampfen sich schmerzhaft in die Quadern der Brüstung, als müsse er sich in den Grund seiner Heimat festkrallen. — —
Heißer, tiefer Groll steht noch einmal in ihm auf:

Herr Prior, dann werde ich mir selbst geben, was der Abbas mir verwehrt — ich werde im Refugium dieser Kirche als Gefangener des Fürstabtes bleiben, bis ich sterbe, hier — auf geweihter Erde und ohne die Schmach des Galgens —, denn weil er ein Richter ist, der niemals das Recht beugt, wird er auch niemals zulassen, daß das Asyl dieser Kirche gebrochen wird. —

Mit schmerzlichen Blicken maß Petrus von Rotheim den Zornmütigen, und das Mitleid, das aus den Augen des greisen Mönches sprach, sprang wie ein Funke in die Seele des Unglücklichen; demütig, wie nur ein Verworfener die Hand ausstrecken kann, griff er nach der Rechten des Priors:
Verzeiht, Herr von Rotheim, daß ich so heftig sprach; Ihr habt sicher für mich um Gnade gebeten, und ich danke Euch. —
Aber dann war es mit seiner Kraft vorbei; er warf die Arme über die Brüstung und vergrub das hagere Gesicht in die Hände. — —
Als Reinart von Eynendael, wie aus einem wüsten Traum erwachend, den Kopf hob, läuteten über ihm und von der Klosterkirche herauf die Glocken; die Zeit der Zeigung des Heiltums war gekommen. Durch die engen und winkligen Straßen zu St. Cornely brandete und wogte das Volk. Wie das Surren und Summen eines ungeheuren Bienenschwarms stieg die verhaltene Erregung dieser langsam flutenden Menschenmenge aus der Tiefe empor. Ein Meer von Pilgern säumte die Umgebung der Klosterkirche, füllte die Fenster und Erker der Häuser und stieg selbst bis zu den flachen Dächern und den rebenbepflanzten Terrassen der weiter abliegenden Gärten empor.
Tiefe Stille lagert plötzlich über den Harrenden; denn auf der Galerie der Kirche erscheint ein Kapitular mit mehreren Mesnern, um als Beginn der feierlichen Zeigung zuerst die offene Schuld zu beten. Reinart von Eynendael erschrickt, als er ihn erkennt; es ist Petrus von Rotheim. — Warum wendet der greise Prior jetzt betend sein Haupt zur Berghöhe hin, jetzt, da er die Worte demütiger Selbstanklage spricht: mea culpa — mea culpa — mea maxima culpa! — Hat er ihn gesehen? Ihn, den Geächteten, hier auf der einsamen Höhe der Bastei? Hat auch das Volk ihn erkannt? Denn in tausendfacher Anklage steigt es jetzt wie ein ein-

Digitized by Google

ziger Schrei zu der Höhe empor: mea maxima culpa! — Und dann beten sie noch alle für den Papst und den Kaiser und die gnädigen Herren und insbesondere für den Fürstabt: auf daß Gott ihm die Kraft verleihe, den Frieden im Lande und auf der Straße mit starker Hand zu erhalten — so zu erhalten, wie er vor Gott verpflichtet sei. — Und mit einem Male ist es dem Geächteten, als richteten sich tausend Augen aus der Tiefe auf ihn, der diesen Frieden frevelhaft gebrochen hat. — Wie einer, dem zum ersten Male vielhundertfach die Schmach seiner unsühnbaren Schuld entgegengeschleudert wird, so taumelt er einige Schritte zurück in der Erkenntnis seiner Tat. — —

Von der Tiefe herauf gellen Hörner und Trompeten; denn auf der Galerie der Klosterkirche bewegt sich jetzt ein feierlicher Zug: Mönche eröffnen ihn mit Kreuzen, brennenden Wachsfackeln und Kerzen. Goldene und silberne Weihrauchfässer und Weihwasserkessel glänzen in der Sonne. Prälaten und Kapitulare folgen in kostbaren, bestickten Gewändern, endlich, hinter ihnen, der Nuntius apostolicus, der in den erhobenen Händen einen runden, lanzenförmigen, mit reinem Golde überzogenen Stab trägt, an dem das höchste der Heiltümer mit seidenen Schnüren befestigt ist: jener feine, durchsichtige Schleier, der auf dem Antlitze des Erlösers lag, da er im Grabe ruhte. — Langsam bewegen sie sich bis zum ersten Durchbruch der Galerie. Eine Stimme, wie aus der Höhe des Sinai, hallt über das schweigende, schauernde Volk:

„Man soll euch zeigen das heilige Schweißtuch und zartes Kleid, in göttlicher, heiliger Schrift genannt Sudarium Domini, das unserm Herrn Jesu in dem Grab auf sein gebenedeites Angesicht gelegt ist, welches heilige Tuch der Apostel Petrus an einem Orte des Grabes zusammengewickelt und von den anderen Kleidern abgesondert hat gefunden zu einem gewissen Anzeigen, daß Christus, unser Heiland, von den Toten wäre aufgestanden." —

Und nun entrollt der Nuntius es und hebt den goldenen Stab über die Balustrade, um es allem Volke zu zeigen. — Da ist es, als müsse der Boden erzittern von dem lauten Schall der Hörner und Trompeten und den himmelstürmenden Rufen der Männer und Frauen, die auf ihre Knie fallen und um Barmherzigkeit flehen[1]. — Auch Reinart von Eynendael ist demütig zu Boden gesunken; seine Hände sind in brünstiger Verehrung gegen die Brust gepreßt: Das Heiltum! — Der kostbare Gral! — der aus dem Grabe des Erlösers wieder mit auferstanden ist, um ihm den Weg zu zeigen — den einzigen, der seine Schuld tilgen kann —, der auch ihn nach den Qualen des zwifels zur saelde führen wird — —.

Über den Freithof schallen harte Schritte; ein Mann in dunklem Tuchrock nähert sich rasch dem Knienden: es ist Odo von Binsfeld, der Schwarzhaarige. Vorsichtig späht er, ob keine Horcher in der Nähe sind, dann tritt er auf den Einsamen zu:

Reinart, ich bin gekommen, dir Rettung zu bringen!

Über das Gesicht des Geächteten huscht ein abwehrendes, beinahe feindliches Lächeln:

Du! — Du willst mir Rettung bringen? — Dich sollte der Abbas geschickt haben!

Kein Abt schickt mich, Reinart, was haben wir den Herrn noch dafür nötig. — Aber die Ritterschaft des Reichsstifts hat mir aufgetragen, zu dir zu kommen. — Sie weiß, daß der Abt dir die Gnade verwehret hat, und sie hat beschlossen, in

[1] Tagebuch des Metzer Bürgers Philipp von Vigneulles: 1510: Da hätte man meinen sollen, die ganze Erde zittere von dem lauten Schall der Hörner und dem Rufen der Männer und Frauen, die „Barmherzigkeit" schreien, und es ist niemand da, dem nicht die Haare zu Berge stehen und die Tränen in die Augen treten.

Digitized by Google

dieser Not für dich einzustehen, wie auch du damals unsere Rechte verteidigt hast. — Höre: Du sollst zuvörderst mit mir zu Clais von Vraisenraidt reiten — er hat den festesten Hof und gilt dem Abt bis jetzt als unser Führer — er wird deshalb nicht wagen, dich dort angreifen zu lassen. —

Und dann —!

Dann werden wir einmütig von ihm deine Begnadigung heischen. —

Und wenn er sie verweigert?

Über das Gesicht des Schwarzhaarigen lief ein böses Lachen:

Dann wirst du als unser Führer von ihm fordern, was wir vorher nur geheischt haben: Freiheit und Heimat und dein Haus und dein Land — und was er von deinen Gütern geerntet hat, soll er dir zehnfach ersetzen. — Reinart, sieh drüben die Schneppenburg, die er hat zerfallen lassen, sieh dort deine Äcker und die Benden, auf denen jetzt das abteiliche Vieh weidet — wir werden nicht eher rasten, bis alles wieder dein ist. —

Und wenn er auch das verweigern wird?

Haha, dann werden wir ihm zeigen, daß die Zeit seiner Allmacht für immer vorbei ist: keinen Zehnten mehr, keine Renten, keine Pächte, nicht ein Mued Hafer mehr, und wenn selbst Aachener und Nordmänner ihn bedrängten, es soll sich keine Faust für ihn regen. —

Seine Stimme sank zum Flüstern:

Reinart, was haben wir ihn noch nötig, deinen Feind und unseren Bedrücker, warum sollten wir uns nicht auch zusammenschließen wie die Ritter vom Löwen- und Georgsbund und die Schlegler, die in Franken und Schwaben und am Rhein sich von der Bedrückung durch die Fürsten und Städte freigemacht haben — und wer könnte dabei anders unser Führer sein als du, der schon vor zehn Jahren den Stolz eines Übermütigen gebrochen hat. — Aber nun komm; wir haben keine Zeit zu verlieren; die Zeigung geht schon zu Ende, und der Legat wird bald wieder ausreiten — am Tore wartet mein Knecht mit den Pferden. —

Reinart von Eynendael blieb stumm und unbeweglich; nur seine Brust hob und senkte sich in keuchenden Stößen:

Der Versucher! — Der Versucher! — Der ihm von der Zinne des Tempels noch einmal die Herrlichkeiten seiner Heimat wies: dies alles will ich dir geben — wenn du unseren Göttern opferst: den dunklen Geistern des Hasses und der Empörung und der Hoffart und des Stolzes, der sich geknechtet und bedrückt wähnt, weil er eine starke Hand über sich fühlt — und er soll nun ihr Führer sein, um die Kraft des Krummstabes zu brechen — auf daß sie frei würden und ledig jeder Pflicht — keinem mehr dienstbar als ihren eignen, verzehrenden Süchten. —

Dunkel wurde es vor den Augen des Geächteten; es war ihm, als senke sich eine schwere, unheilschwangere Wolke über das friedliche Tal, eine Wolke voll von Unfriede, Blut und Brand.

Ein Schauer packte ihn; wie giftiges Gewürm schüttelte er die Versuchung von sich:

Odo von Binsfeld, die Freiheit, die du mir bietest, kann ich nicht annehmen; ich würde höriger sein als ein Knecht — denn es gibt keine größere Unfreiheit, als Führer einer Empörung zu sein — und dann: ihr sucht eine Kraft abzuschütteln, die euch in Wirklichkeit stark und frei gemacht hat, und ihr sucht eine Freiheit, die euch zur Knechtschaft werden wird. —

Digitized by Google

Ein zorniges Lachen ging über das Gesicht des schwarzen Ritters:
Vor zehn Jahren dachtest du anders. —
Odo, es ist heute mein einziger Trost, daß ich damals die Schwere meiner Meintat nicht erkannt habe — aber jetzt sehe ich klar — jetzt, da die Ritterschaft mich zu ihrem Haupt und Führer machen will. —
Seine zuckenden Hände suchten das Gnadenseil, das wie ein Talisman an seinem Lendengurt hing:
Sieh, Odo, wie ich mit diesem Gnadenseil das Recht des freien Auszuges von mir werfe, so weise ich auch jene Freiheit zurück, die du im Namen der Ritterschaft mir bietest: Führer und Knecht eurer Empörung zu sein. — Und sage ihnen, daß ich erkannt habe, daß auch der schimpflichste Tod für mich nur eine schwache Sühne sein kann für jenes verheerende Feuer, das meine Meintat entzündet hat — — und er schleuderte das Gnadenseil über die Bastei in die Tiefe. —
Es ging schon auf den Abend zu, als der Nuntius apostolicus mit seinem Gefolge den Grenzen des Reichsstiftes zuritt. — Wie eine letzte Versuchung leuchteten von der Höhe des Nerscheider Hofes her die Silberbeschläge des Saumzeuges seines Rappen. — Aber der Einsame auf der Höhe der Bergkirche achtete dessen nicht mehr; ein heiliger Friede erfüllte ihn — eine Geborgenheit, wie sie nur einer nach schwerer Krankheit in dem Gedanken finden kann, daß er nun, nachdem das Fieber sich selbst bis zur Asche in seinem Körper verzehrt hat, endlich frei sein wird. —
Als Reinart von Eynendael sich umwandte, sah er am Tore des Freithofes zwei abteiliche Häscher. —
Da verließ er das Asyl der Kirche und begab sich freiwillig in die Gewalt seiner Richter. —

V

Der letzte Tag des Heiltums war gekommen. In den Straßen zu St. Cornely drängten sich die Scharen der zum Aufbruch gerüsteten Pilger, um noch als letztes jenem feierlichen Aufzuge beizuwohnen, der die Gnadenzeit wieder für sieben Jahre beschließen sollte.
Wartend säumte das Volk die engen Wege; aber eine seltsame Ungeduld und Erregung zitterte über den Harrenden; denn wie geheimes Wissen sprang noch eine andere Erwartung von Mund zu Mund: heute noch, gleich nach der Zeigung, wird man ihn zum Galgen führen — den Meintäter — den Fluchwürdigen — der einen Fürstabt erschlagen hat. — Seit einer Stunde schon stand der Henkerskarren vor dem stark bewachten Torturm der Abtei. — Zwar verkündete das Urteil an den Türen der Kirche, daß er erst nach den Tagen des Heiltums sollte gerichtet werden, aber nun schienen die Herren des Kämmereigerichts plötzlich anders beschlossen zu haben — wollten sie etwa vor allem Volke ein Beispiel strenger Gerechtigkeit aufrichten, die selbst vor der Bestrafung eines Ritterbürtigen nicht zurückschreckte! Vielleicht aber auch war Gefahr im Anzuge von seiten der Ritterschaft, die mit Gewalt verhindern wollte, daß einer der Ihrigen den schimpflichen Tod des Galgens erleiden sollte — flüsternd gingen die Meinungen von Mund zu Mund — keiner wußte es, aber wie die Ahnung einer dunklen Gefahr, irgendeines besonderen Ereignisses lag es über den Harrenden. —
Von den Türmen der Kirchen senkte sich zum letzten Male Feiergeläut über das Tal, als die Prozession mit den Heiltümern das Portal der Kirche verließ. — Kapitulare tragen die heiligen Gewänder. Als erster schreitet an Stelle des Abtes Petrus

Digitized by Google

von Rotheim. Die zitternden Hände des greisen Priors halten das kostbarste der Heiltümer: das Schweißtuch des Heilands, von dem frommer Pilgerglaube berichtet, daß es alle Krankheiten heilen könne. — Ihm folgen zwei andere Kapitulare mit dem Schürztuch und dem Grabtuch des Erlösers. Singend und betend durchzieht die schier endlose Prozession den menschenerfüllten Ort. — Da — auf der Höhe des Klosterweges ein seltsamer, überraschender Anblick: Bewaffnete Reiter der Hunnschaft von St. Cornely werden sichtbar; an ihrer Spitze reitet Herr von Veienhofen, hinter ihnen auf dem von Wachen umgebenen Henkerskarren ein Verurteilter in langem, schwarzem Kleid: Reinart von Eynendael, der Mörder — der Fluchwürdige. — Fiebernd drängt sich das Volk; Flüche schwirren, erregte Hände suchen schon nach Steinen. — Aber warum führen sie ihn schon zur Richtstätte, jetzt, da man das Heiltum durch die Straßen trägt? — Ist Gefahr im Anzuge, höchste Gefahr? Oder ist schon irgendeine böse List der Ritterschaft geglückt, die nun vielleicht versuchen wird, den Mörder im Gedränge der menschenerfüllten Straße zu befreien? — Wilde Erregung bewegt die fiebernden Scharen. — Langsam kommt der Zug des Verurteilten näher. — In der Mitte des Ortes, da, wo Häuserreihen und Klostergarten die Straße fest begrenzen, muß er mit dem Heiltum zusammentreffen, dem feierlichen Umgang ausweichen und halten. — Wie einem unabwendbaren Verhängnis sieht das Volk dem Schauspiel zu. — Totenstille — atemlose Spannung — scheu spähen furchtsame Augen in die winkligen Seitengassen, als müsse nun von irgendwoher ein Zug stark bewaffneter Reiter hervorbrechen, um den Gefangenen zu befreien — aber alles bleibt ruhig; denn Odo von Binsfeld hat insgeheim bereits seine Freunde im starken Hofe des Gobel von Notum versammelt, um den Verurteilten in dem Hohlweg, kurz vor der Richtstätte, zu befreien. —

In harten Stößen rattert der Karren über das holprige Pflaster zwischen die Häuserreihen. Hunderte Lippen öffnen sich schon, um dem Gefangenen Fluch und Schande ins Gesicht zu schleudern — aber jetzt, da man ihn vorüberfährt, schließen sie sich: Dieser hagere Asket im schwarzen Richtkleid ein Mörder! — Dessen todblasses Gesicht schon den heiligen Frieden der Ewigkeit zurückstrahlt! Und der nur noch darauf zu warten scheint, daß man ihm flucht und ihn schmäht, auf daß seine Sühne auch vollkommen sei. —

Herr von Veienhofen gibt ein Zeichen; der Zug hält. Fest an die Klostermauer gedrängt steht der Karren mit dem Verurteilten. Eine gewaltige Erregung brandet durch das Volk, als sich nun die Träger der Heiltümer dem wartenden Zuge nähern, und plötzlich steigt es viel tausendfach gegen Himmel, stärker und immer stärker: Misericordia! — Misericordia! — Denn mit einem Male fällt es allen wie Schuppen von den Augen, und auch Herr von Veienhofen weiß jetzt, weshalb ihm der Abt so unerwartet den Befehl schickte, sofort mit dem Verurteilten auszufahren: Ein Gottesurteil sollte entscheiden; die Stimme des Volkes und die Macht des Heiltums! Darum hat er ihn jetzt allen vorgestellt: Sehet, welch ein Mensch! — Und nun hallt es ohne Unterlaß durch die wilderregte Menge: Barmherzigkeit! Barmherzigkeit! — Da ist es Petrus von Rotheim, als zucke das kostbare Heiltum in seiner Hand — der heilige Gral — der die Kraft hat, vom Siechtum des Leibes und der Seele zu erlösen — und dem Gewalt gegeben ist, den vom Tode zu erretten, der das Glück hat, auf der Fahrt zur Richtstätte den Weg des Heiltums zu kreuzen. — Und der tausendfache Schrei des Volkes ist das Urteil Gottes. —

Langsam verläßt der Greis den feierlichen Zug und, das Heiltum emporhebend,

Digitized by Google

tritt er auf den Gefesselten zu und berührt damit sein Haupt und die zitternden Lippen, auf daß er frei sei. —
Reinart von Eynendael ist auf die Knie gesunken; erschauernd fühlt er, wie der kostbare Schleier kühl und erlösend seine brennende Stirn streift, und daß man seine gefesselten Hände löst — und er hört noch die gütigen Worte des Priors, der ihn in der Kraft des Heiltums freispricht von aller Schuld und aller Sühne. —
Totenblässe überzieht sein Gesicht; in überirdischem Glanze leuchten seine Augen: die Erlösung! — die Erlösung! — — — —
Dann sinkt er langsam zu Boden. —

— —

In der Klosterkirche ruht Ritter Reinart von Eynendael auf der Totenbahre — zu seinen Häupten ein Kreuz und in den erstarrten Händen das Schwert — weil er durch die Kraft des Heiltums noch im Sterben Gnade gefunden zu St. Cornely.

*

Weltgrund

Wie tief, geheimnisvoll
liegt doch die Welt verhüllt
in allen Dingen. Wer
erfaßt es geisterfüllt?

Aus jedem Worte, das
der Alltag offen spricht,
erschließt sich mannigfach
der Grund von Nacht und Licht.

Urwesen lagern hier
erblutend, todessatt,
luststürmend, kampferprobt,
empört und lebensmatt.

Der Friede und der Sturm
des Willens stehn im Streit.
Ich bin im Strom, der rauscht
und nach dem Meere schreit.

Ernst Kederer

Digitized by Google

Die Flucht aus Venedig

Von Hermann Hall

DAS Werk war vollendet. Daß aber die Götter vor den Erfolg den Schweiß gesetzt, die alte Wahrheit mußte Scheffel bis zur Erschöpfung seiner Kräfte an sich erfahren. Nun saß er im Ruhestuhl, ermattet und dennoch beglückt, und betrachtete mit zufriedenem Blick sein Buch, den roten Leinenband mit dem Bildnis eines schreibenden Mönches im Gerank der Goldpressung. Er öffnete es, ließ die Blätter knisternd durch die Finger gleiten und verweilte zuletzt beim Titelblatt. „Fahr' wohl, geliebter Ekkehard," dachte er, „mach' deinem Vater Ehre draußen in derWelt, er hat es um dich verdient!" Er legte das Buch auf das runde Tischchen neben sich, lehnte sich in die weichen Polster zurück und schloß die Augen. Sein bartloses Gesicht mit der von blonden Haaren umrahmten hohen Stirn, den dunklen Brauen und der entschieden geformten Nase war sehr blaß, und in seltsam schroffem Gegensatz zu dem gerundeten Kinn und dem weichgeschnittenen Mund, dessen Lippen zuweilen zuckten, zog sich eine scharfe Furche beiderseits durch die Wange. Es war, als ob der Ruhende schlummre. Da klopfte es an die Tür. Er fuhr jäh empor. Ein zierlicher Herr trat herein: Aus dem Kragen seiner grünen Samtjoppe wippten die langen Enden des großgeknoteten, dunkeln Halstuches, die schwarzen Strümpfe verliefen in Schnabelschuhen mit glänzenden Schnallen. Mit hurtigen Schritten ging er auf Scheffel zu, der erst etwas verstört blickte und dann zögernd sagte: „Sind Sie's wirklich?" Der andre lachte hell, ergriff Scheffels Hand, und während er sie schüttelte, sprudelte er übermütig hervor: „Mit Verlaub, Herr Doktor! Anselm Feuerbach, wie er leibt und lebt!" Er warf seinen schwarzen Filz mit der ungewöhnlich breiten Krempe auf den Tisch, rüttelte hierauf Scheffel bei den Schultern und rief: „Freuen Sie sich nicht? Italien! Ich kann kaum mehr schlafen vor Erregung." Seine Augen leuchteten. Scheffel sah gerührt in das Gesicht des Freundes und dachte: „Wie verklärt doch die Freude des Menschen Antlitz, und ist es gar edel geprägt wie dies, so wird es zum Götterbild!" Aber er sagte nur: „Beneidenswerter!" Dann saßen sie sich gegenüber, und wiederum nahm Feuerbach das Wort: „Was gilt mir noch alle Mißgunst! Nun soll ich Tizians Assunta kopieren! Ich fühle es, Italien wird mich großmachen." Scheffel erwiderte gedämpft: „Ich habe vor drei Jahren in Albano den Traum meines Lebens begraben." — „Warum wollten Sie durchaus Maler werden, da Sie Dichter sind?" — „Ja, so ist der Mensch! Er wähnt sich Herr seines Schicksals und ist nichts als dessen Spielball. Doch genug! Auch ich werde froh, wenn ich an die Reise denke. Ausspannen — bei Gott! ich habe es nötig! Freilich, schon locken neue Pläne. Tizians Gestalt winkt mir, will gebannt sein!" — „Und nach des Tages Mühe in einer venezianischen Gondel zu fahren!" unterbrach ihn Feuerbach begeistert, „sagen Sie nichts mehr, lieber Freund! Wir sind trotz allem Glückskinder!" — — — —

Die Freunde waren in den ersten Tagen ihres Aufenthaltes von den Wundern Venedigs berauscht und dachten nicht an Arbeit. Sie lustwandelten auf dem Markusplatz, der, begrenzt durch die ragenden Bauten der Prokurazien mit ihren schier endlosen Fensterfluchten, überdacht von einem Himmel aus strahlend blauer Seide, wie ein Festsaal wirkte, und streuten unter das munter umhertrip-

Digitized by Google

pelnde Taubenvolk Maiskörner; sie verloren sich ehrfürchtig erschauernd in der Markuskirche, wo in gedämpftem Golde alle Wände leuchteten und zuweilen geheimnisvolle Schatten darüberhuschten; sie fuhren in der Barke durch den Großen Kanal, umplätschert von den Wellen, während zu beiden Seiten die Paläste schwermütig vorüberzogen mit ihren feierlichen Fassaden, trauernde Zeugen versunkener Herrlichkeit. Bald jedoch mahnte das Pflichtgefühl die beiden Künstler an ihre besondre Aufgabe, und so begab sich der Maler in die Akademie der Schönen Künste und stellte seine Staffelei auf vor Tizians Assunta, der Dichter hingegen ging in die Bibliothek. Sie trafen sich fortan nur noch beim Abendessen in einem kleinen Speisehaus, wo der dienstbeflissene Kellner stets an demselben Tischchen die Plätze für sie bereithielt.

Scheffel machte bei seinen Forschungsarbeiten eine merkwürdige Erfahrung. Wurden ihm damals bei seinen Ekkehardstudien mit zunehmender Vertiefung die Gestalten immer lebendiger, daß er sie schließlich körperhaft nahe fühlte, so verharrten die Menschen der Renaissance in einer solch kühlen Entfernung, daß ihn manchmal fröstelte. Das Lächeln eines fröhlichen Antlitzes blieb Maske, der Schmerz eines Leidenden Grimasse. Warf der Vornehme heute im Taumel eines rauschenden Festes dem Bettler ein blinkendes Goldstück in den Hut, morgen peitschte er seinen Sklaven zu Tode. Tizian malte Madonnen, aber der Taugenichts Aretino war sein vertrauter Freund. Wo weilte die fühlende Seele? Ach, nur die Laune beherrschte das Leben jener Zeit!

Scheffel verbarg Feuerbach, der, von Tizians Farben entzückt, des Bewunderns nicht müde wurde, die ernüchternde Erkenntnis und verschwieg ihm auch seine sich stetig steigernde Arbeitsunlust, sowie die Befürchtung, er könne unnütz die Tage vergeuden. Von dem trotzigen Ehrgeiz erfüllt, den widerspenstigen Stoff um jeden Preis zu meistern, nahm er sich desto straffer in Zucht, und eines Morgens, in aller Frühe schon, begann er mit der Gestaltung der ersten Begegnung zwischen Tizian und Aretino. Er hatte den Tisch ans offene Fenster gerückt, erfrischend strömte die kühle Luft herein. Wenn er den Kopf hob, sah er den schlanken Glockenturm von Giorgo Maggiore und dahinter, silbrig flimmernd, die Lagune. Er arbeitete ein paar Stunden, schrieb, sorglich die Worte wägend, die rhythmisch dahinfließenden Sätze und war beglückt wie seit langem nicht mehr durch das frohschwingende Gefühl leichten Gelingens. Nun jedoch kam die Hemmung: War es eine geheime Seelenverwandtschaft, die Tizian mit Aretino verband? Oder fesselten unbewußte feindliche Mächte den gefeierten Künstler an den verschlagenen Possenreißer, Trunkenbold und Erpresser, um ihn zugrunde zu richten? Der schauende Blick wurde getrübt, die Gestalten wichen zurück und verschwammen, zuletzt flossen Tizians und Aretinos Gesichtszüge ineinander über, und jetzt grinste den Dichter ein rot aufgedunsenes Matrosengesicht an mit entzündeten Augen, einer knollig verdickten Nase und einem geifernden Mund, wie er es kürzlich in einer schmutzigen Kneipe gesehen. Lange starrte er hinein, von Ekel erfüllt, aber doch seltsam angezogen. Endlich riß er sich los, erhob sich mit einem Ruck und ging hastig im Zimmer auf und ab; sein Blut pochte ungestüm in den Schläfen. Der erste klare Gedanke, den er wieder zu fassen vermochte, war: Ich kann nicht weiterarbeiten. Er verwahrte die Niederschrift im Koffer, ergriff den Hut und verließ das Haus.

Ziellos ging er eine Weile dahin, bis er sich in einer engen Gasse verlor. Die Sonne brannte auf das schadhafte Pflaster hernieder, ein übler Geruch von Moder, heißem

Digitized by Google

Staub und faulenden Küchenabfällen im Rinnstein hing mit den unbeweglichen Dunstschwaden in der Luft. Die Häuser mit feuchten Flecken im abbröckelnden Verputz und blinden Fenstern, die gleich erloschenen Augen starrten, lagen wie ausgestorben. Da kamen aus einem verwitterten Torbogen, einen kahlen Sarg tragend, zwei Gestalten in schwarzen Kutten, spitzen, steilen Kapuzen und mit vermummten Gesichtern, überquerten langsam mit vorgebeugtem, schwankendem Oberkörper die Gasse und stiegen die schmale Brückentreppe hinab. Nachher sah Scheffel auf dem kleinen Kanal die von einem Ruderer geführte Barke mit dem Sarg dahingleiten, und die Vermummten kauerten darauf wie wachhaltende absonderliche Vögel. Benommen strich sich der Dichter über die Stirn. Was war das? Ein Spuk am hellen Tag? Er wandte sich zum Gehen. Nun stolzierte mit hallendem Schritt im würdevollen Dreispitzhut, glitzernde Tressen am Waffenrock und breite, knallrote Streifen an der Hose, ein Karabiniere daher, blank wie aus einer Spielzeugschachtel. „Unanfechtbare Wirklichkeit!" dachte Scheffel ernüchtert. „Er wird Bescheid geben können!" Er fragte nach dem Weg zum Markusplatz. Trotz genauer Auskunft verirrte er sich im Gewinkel der Gäßchen, und als er ihn endlich erreicht hatte, zitterten ihm die Knie, und der Schweiß rann ihm von der Stirn.
Im sengenden Sonnenbrand widerstrahlten die Fliesen des Bodens atembeklemmende Gluthitze und schmerzhaft blendendes Licht. Scheffel betrat ein Café unter den Wandelgängen. Ein hagerer Kellner schlurfte heran, und der Dichter blickte, während er Eis bestellte, mit geheimem Grauen in ein hohlwangiges Gesicht mit tiefumschatteten, flackernden Augen. Nur ein paar Gäste waren anwesend, dicke Italiener, die sich träge in die roten Plüschsofas lehnten und schläfrig in den Rauch ihrer Zigaretten blinzelten. Allmählich füllten sich die Plätze, die Lichter flammten auf, und Musik erklang: Schmelzende Geigenmelodien schwebten über schmeichelnden Cellotönen, und kecke Klavierläufe perlten munter darein. Flinke Kellner schleppten silbrig glänzende Platten, beladen mit Kaffeekännchen, Fruchteiskelchen und Torten. Plötzlich stürzte der Hagere mit dumpfem Aufschlag zu Boden, das fallende Geschirr klirrte und klapperte. Er lag vor Scheffels Tischchen auf dem Gesicht mit krampfartig zuckenden Gliedern, und seine Frackschöße waren auseinandergefallen wie gebrochene Flügel. Unter schrillen Schreckensrufen sprangen die Gäste auf und umringten ihn, der Wirt kam bestürzt herbei und rief entrüstet, alle Vorsicht vergessend: „Sagt' ich's nicht, daß er mir das Geschäft verderben wird!" Zwei Kellner eilten ihrem Kameraden zu Hilfe und trugen ihn fort. Scheffel, blitzartig von dem Gedanken durchzuckt: „Armer Teufel — so mußte es kommen!" hastete ins Freie. „Was geht hier in Venedig vor?" fragte er sich verwirrt, während die heutigen Erlebnisse unwahrscheinlich in ihm nachklangen. In seinem Zimmer angelangt, streckte er sich müde auf die Ottomane, und bald sank er in schweren Schlaf mit beängstigendem Traum: Er sollte auf Geheiß eines Karabiniere mit gezücktem Säbel einen Toten, der am Weg lag, in die Barke schaffen; aber dieser haftete bleischwer am Boden. Er erwachte erst bei einbrechender Dämmerung. Ein brennender Durst quälte ihn. Gierig aß er ein paar Orangen; dann ging er zum Landungsplatz. Hier setzte er sich ermattet auf eine Bank und horchte lange auf das vertraute Anschlagen des stark bewegten Wassers. Es war Flutzeit, und so war das tiefe Atemholen des nie rastenden Meeres auch in den Wellenschlägen der Lagune zu spüren. Mittlerweile hatte die blaue Nacht sachte ihren Schleier gebreitet. Der einsame Dichter stand jetzt auf der Dammtreppe, das Mondlicht rieselte silbern hernieder und

Digitized by Google

legte sich zitternd auf die unruhige Wasserfläche. Da drang eine weiche Stimme an sein Ohr: „Eine Gondelfahrt, mein Herr, eine Gondelfahrt in der schönen Nacht!" Ein Gondolier hatte seine Barke angelegt. Wie unter einem Zwange folgte Scheffel der Einladung. Kaum hörbar stieß der Fährmann ab, und nun schwamm die Barke unter leise plätschernden Ruderschlägen hinaus in die lockende Weite der Lagune.

Mit einem Male glitt eine Gondel vorüber, beladen mit einem Sarg. Ihr folgte, ebenso befrachtet, eine zweite, eine dritte, immer wieder eine, und zuletzt war es ein Schwarm. Die schaukelnden Fahrzeuge mit ihren hellebardenartig geformten Schnäbeln glichen wunderlichen Fabeltieren, aus geheimnisvoller Tiefe emporgetaucht, und die schwarz ragenden Fährmannsgestalten schienen unzertrennlich mit ihnen verwachsen. Scheffels Blicke folgten traumhaft dem gespenstischen Schauspiel, kalte Schauer überliefen ihn. Er wandte sich zum Gondolier, zeigte vor sich hin, tonlos und ihm selbst fremd kamen die Worte hervor: „Was soll das?" Der Angesprochene starrte ihn entsetzt an und erwiderte heiser: „Die Fahrt nach San Michele, der Friedhofinsel!" Da war es Scheffel, als ob ein dunkler Vorhang jäh vor seinen Augen zerrisse, und in grellem Licht stand die fürchterliche Wahrheit vor ihm: Venedig verseucht! Mit entschiedener Handbewegung bedeutete er dem Fährmann, ans Ufer zu steuern. Wie gehetzt lief er nun in Feuerbachs Wohnung. Er stürmte über die Treppe und riß die Tür auf. Der Maler saß am Tisch, vor einem kaum berührten Glas Wein. Sein Gesicht war bleich und eingefallen, die Augen glühten. „Sind Sie krank?" fragte Scheffel erregt. „Sie sehen aus wie ein Gespenst!" Feuerbach musterte flüchtig den Freund und entgegnete mit mattem Lächeln: „So bin ich just Ihr Spiegelbild!" Scheffel stutzte einen Augenblick, dann sagte er: „Möglich!" Der Maler entzündete mechanisch eine Zigarette, tat ein paar Züge und sagte hierauf: „Abreisen — das einzig Vernünftige!" — „Sie wissen Bescheid?" — „Und wüßt' ich nicht: Unwürdig bin ich der Madonna! Während ich mich heute mühte, ihr Antlitz zu malen, stürzte ich in einem plötzlichen Schwächeanfall von der Staffelei." Scheffel, der unterdessen Platz genommen, senkte den Blick und sprach mit hohler Stimme: „Nichts läßt sich ertrotzen! Venedigs Seele ist tot, kein Gott wird sie mehr erwecken. Und da ich mich unterfing, im Staub vermoderter Geschlechter zu wühlen, erhob sich aus den Tiefen der dem Untergang geweihten Stadt drohend das Haupt des Todes in seiner widerlichsten Gestalt. Fliehen wir, bevor es zu spät ist!" — — —

*

Stille

Bangest du, Seele, über die Stille,
die dich umlauert?
Übe dich in Geduld, mein Wille!
Warte! Es dauert
nur eine karge, gemessene Frist,
nur einen Bruchteil der Ewigkeit,
bis du, vom göttlichen Wunsche gefreit,
Wirkung bist!

Wulf Bley

Digitized by Google

Maria Theresias letztes Gebet

Von Erich Korningen

DER Erstickungsanfall war vorbeigegangen. Die Kaiserin begann wieder freier zu atmen.

„Lieber Störk," sagte sie, „wie lange kann es noch dauern?"

Der Arzt fühlte den Puls.

„Noch etliche Stunden."

Die Kaiserin hob sich mühsam vom Lehnstuhl, blickte über das Glacis und die Vorstädte, zu den herbstlich flimmernden Höhen des Wiener Waldes, der im weiten Bogen die Landschaft umschloß, als wollte er sie noch einmal umarmen, ehe er Abschied von Sonne und Wärme nahm.

Sterben . . .

Wann war sie zum erstenmal zur Erkenntnis des Todes gekommen? „Wann war es?" sagte sie laut.

Der Arzt blickte sie fragend an. Sie machte eine abwehrende Bewegung und sagte bittend:

„Laß Er mich allein, ich muß jetzt ganz allein sein, ganz allein."

Die müde Frau preßte in einer Rückerinnerung die Hände zusammen. Klar und deutlich stand ihr alles vor Augen. Es war nach dem ersten preußischen Einfall in Schlesien gewesen, als sie vor Feinden nicht gewußt hatte, ob sie einen ruhigen Ort zur Niederkunft finden werde. Ein Augenblick hatte damals genügt, um sie erkennen zu lassen, daß sie niemand habe, der ihr den Weg weisen könne, daß sie nur ihrer inneren Stimme folgen dürfe und nicht den Räten, nicht den Heerführern. Auch nicht dem Gatten, den sie liebte, den sie bisher immer im stolzen Herrentum gesehen hatte, und der nun von Verhandlungen, Unterwerfung und Flucht sprach, ohne zu ahnen, daß hinter ihrer klaren Stirne, hinter ihren noch immer mädchenhaft blauen Augen, die er scherzend Minervaaugen nannte, der übermächtige Wille stand, nur einem Ziele entgegenzugehen: dem Kampfe mit dem Feind, wenn es sein müsse, auch ohne Waffen, nur mit der Macht des Rechtes. Sie hatte an jenem Tage wortlos die Unterredung abgebrochen, sich in einer verhängten Sänfte in die Stefanskirche tragen lassen, um zunächst zu beten, daß sie noch weiterhin lieben und vertrauen könne, dann war sie immer tiefer in einen Kampf mit der Seele ihres fernen Gegners versunken. Sie hatte mit ihm gerungen, als säße er vor ihr, als erklänge in ihrer unmittelbaren Nähe dieses spöttische Wortgeklirr, das sie aus den Erzählungen ihres Mannes kannte, diese Verachtung der Menschen und Welt, diese Freude an niederknüppelnder Gewalt, die sie den König noch mehr hassen ließ.

Beim Verlassen der Kirche war sie vor dem Eisengitter einer dämmernden Kapelle stehengeblieben und hatte in einen Raum geblickt, der von einer unendlichen Abgeschlossenheit erfüllt war, aus der traumhaft ein goldenes Wappen hervorleuchtete. Da hatte sie ein Schauer erfaßt. Der unten lag, hieß einstens Eugenio von Savoy. Noch tönte das Lied von ihm zu den Häusern, riß die Menschen zusammen, stieß sie vor die Tore, wenn sie dem Schauspiele der vorbeimarschierenden Weißröcke und blitzenden Degen zusehen wollten. Aber er selbst war unwiderbringlich verstummt, lag in der Wölbung einer undurchdringlichen Nacht, während wenige Schritte weiter Wagen fuhren, Scherzworte flogen und nächtlings

Digitized by Google

Weinfröhliche lärmten. In jenem Augenblicke hatte die Kaiserin zum ersten Male die Brandung der Ewigkeit wahrgenommen. Und nun sollte auch sie von dieser im Weingold vergehender Sonnentage erglänzenden Landschaft hinübergehen. Die Hände der Kaiserin preßten sich an die Lehne des Stuhles. Noch einmal forschte sie nach dem Zweck ihres Daseins. War es nicht ihre Aufgabe gewesen, die köstlichsten Güter des Deutschen, Rechtlichkeit und Güte, zu bewahren? Hatte sie sich als ein ausdauernder Hüter bewährt?

Wiederum mußte sie des Tages gedenken, da durch die preußische Ungebundenheit sich wider sie ein Sturm erhoben hatte, der den märkischen Sand zu einem Wirbel aufsteigen ließ, der alles Licht vom Himmel zu nehmen schien, jede Billigkeit verdunkelte, bis es ihm gelungen war, sich aus diesem sinnwidrigen Staate von Kiefern, Exerzierplätzen und Riesengardisten hinauszuarbeiten und in ackerfrohes Bergland einzufallen, um sich dort mit fruchtbarer Erde zu vermengen und endlich blühender Freude teilhaftig zu werden. Hatte sie aber standgehalten? Hatte sie es verhindert, daß der König und seine russische Freundin immer heftiger neue Gewalttaten entfachten? Konnte es geleugnet werden, daß dieser neue, alle Grenzen sprengende Geist auch in ihrem eigenen Sohne lebte, der sich überall glücklicher fühlte als daheim, der wie ein Fiebernder fremde Lande durchraste, über Althergebrachtes spöttelte? War dieser Geist nicht Sieger über sie? Eigene Worte gellten ihr in den Ohren: „Bedenk' der Fürst, daß wir um ein elend Stück von Polen und Moldau unsere ganze Reputation in die Schanz' schlagen!" Und doch hatte sie sich das Plazet zur Teilung Polens erzwingen lassen, hatte es geduldet, daß ein lebendiger Staat auseinandergerissen wurde, wie man früher Verbrecher durch Pferde zerriß.

Die Kaiserin suchte die Zukunft zu durchdringen. Wenn dem Fürsten des Reiches, der die deutsche Einheit mißachtet hatte, Triumphbogen errichtet werden, was kann man noch von dem einzelnen erwarten, vom Bürger, vom Bauer? Werden nicht Zeiten kommen, die alle Greuel des Faustrechtes wiederbringen, vertausendfacht durch die Zahl der Menschen, durch die Leidenschaften der ins Maßlose angewachsenen Bestie? Ein kalter Schauer schüttelte Maria Theresia. Sie erkannte es klar. Ihre Aufgabe war, ein Damm gegen die Gewalt zu sein. Nun erkannte sie, daß sie diese Bestimmung nicht erfüllt habe. Gewalt, Gewalt und wiederum nichts als Gewalt.

Wird aber der, dem diese Gewalt Lebenszweck wurde, am Ende seines Daseins nicht auch erkennen, daß er gefehlt habe? Wie wird es aber dann um seine Sterbestunde bestellt sein? Wird er auch dann noch den Übermütigen spielen? War er wirklich ganz verhärtet? Man hatte ihr einstens berichtet, daß er nach dem Hubertusburger Frieden heimlich in Berlin eingefahren sei, um einen feierlichen Empfang zu vermeiden. Ganz unerwartet war er in die Schloßkapelle eingetreten, hinter sich die Offiziere, steif, stolz und goldstrotzend. Nach den ersten Tönen des Tedeum ließ alle ein gepeinigtes Aufstöhnen zusammenfahren. Die aufrechte Gestalt des Königs, die in der ersten Bank zu sehen gewesen war, hatte sich verkrümmt, der Kopf lag auf dem bloßen Holze, und durch das Orgelspiel drang das Schluchzen eines Einsamen.

War in dem ungläubigen Philosophen von Sanssouci damals das angstbeklemmende Gefühl rege geworden, sich oft gegen etwas Ungeheures, Gewaltiges, unbeschreiblich Großes verstoßen zu haben?

Die Kaiserin schloß die Augen. Sie fühlte, daß sie die Glücklichere war, weil sie

Digitized by Google

Liebe und Kinder zurückließ, Töchter, die immer tränenvoll an das Grab der Mutter schreiten würden, einen Sohn, von dem sie wußte, daß auch er sich vor seinem Tod zur Wahrheit der alten Phaetonsage bekennen werde, die die Unzulänglichkeit und Vermessenheit aller menschlichen Herrschaft verkündete.
Aber dem einsamen Mann droben im Norden blühte keine Zärtlichkeit. Hunde waren es, an die er sich in nebligen Stunden schmiegte, denen er noch den letzten Rest von Wärme gab, der in seinem Herzen lebte. Kein Weib war um ihn, keine Söhne, nur bezahlte Diener und ein ungeduldiger Erbe.
Da fühlte die Kaiserin, daß sie auf Erden nur noch eine Pflicht habe, dem alten Gegner, ohne daß er es je erfahren sollte, auf dem Wege beizustehen, den er nach ihr schreiten werde. Mit ihrer letzten Kraft ging sie zum Betstuhl und flehte, während ihr die Tränen hinabliefen, daß der Allmächtige Friedrich dem Großen, König von Preußen, in der letzten Stunde seines Daseins so gnädig sein möge, wie sie es für sich selbst erbitte. Dann wurde es ganz ruhig in ihr.
Noch einmal stand sie auf, öffnete die Tür und sah um den erstgeborenen Sohn, ihre Kinder, die in der Welt Erzherzoge und Erzherzoginnen hießen, ernst mit rotgeränderten Lidern, Furcht und Trauer in den Augen. Da wurde sie wieder Mutter und breitete die Arme aus . . .

*

Durch die großen Fenster von Sanssouci drang die rötliche Morgensonne, glitzerte im Schnitzwerk der Bibliothek und in den Goldbuchstaben der Lederbände. Das laute Bellen eines Windspiels zerriß die Stille. Der König erwachte aus einem bösen Traum: Am Grabe seiner Eltern war er unter ein Pferd geraten, hatte etwas Weißes, Gestaltähnliches, in sich Zergehendes gesehen. Er erhob sich, trat in das Vorzimmer, das Kerzenstümpchen nur spärlich beleuchteten. Der wachhabende Kammerlakai war eingeschlafen. Der König weckte ihn. Der Mann schnellte empor, sah erschreckt in das zahnlose Adlergesicht des Fürsten, stammelte einiges, doch der König ging wortlos zurück, setzte sich ungekämmt und ungewaschen vor den Schreibtisch, von dem Empfinden überwältigt, daß nun etwas Neues, Antrieb und Saft Gebendes kommen müßte, wenn er nicht wie ein vertrockneter Lehmklumpen auseinanderfallen sollte.
Sporenklirren ertönte.
Stafetten aus Wien!
Meldung vom Tod der Kaiserin!
Die runzelige Greisenhand fiel über die Depesche her, die verblaßten Lippen murmelten:
„Alle sterben vor mir, alle, nur ich bleibe zurück, ganz allein, einsam."
In der geöffneten Tür zeigte sich Le Catt. Er hatte eine Reihe von Büchern und Schriften, doch der König winkte ihm ab, er wollte nicht hören, er wollte nur zu dem einzigen Menschen sprechen, in dessen Adern noch der Rhythmus seiner Zeit pulste, zu d'Alembert. Er hieß den Vorleser niedersetzen und diktierte ihm:
„Die Kaiserin ist tot. Ich habe mit ihr Kriege geführt, bin aber nie ihr Feind gewesen."
Fast tonlos hatten diese Worte geklungen. Das unbewegte, zeitlose, über allem Menschlichen stehende Antlitz des Königs schien sich in Unsichtbares einzubohren.
„Sie hat auch der Würde, die sie bekleidete, Ehre gemacht und ihrem Geschlecht, dessen Letzte und Größte sie war."
Der König hielt inne, denn er fühlte den Flug seines Geistes niedergehen. Unsicher

Digitized by Google

schrieb er unter die letzte Zeile das gewohnte: Frederic. Sein Blick irrte wie hilfesuchend umher, blieb auf dem Gesuche des Leutnants von Schmettow haften, der um die allerhöchste Bewilligung bat, die Jungfer Anna Dorothea Sorgenfrei aus Küstrin zu heiraten. Das graue Papier raschelte unter den dürren Fingern des Königs, flog als gestaltlose Masse auf den Boden, wurde zum Spiel der Hunde. Der Schimmer einer Freude kam über den König. Noch war er Friedrich. Und er wußte es: „Bis zum letzten Atemzuge bleibe ich Friedrich." Seine Stimme erdröhnte mit der Eindringlichkeit des Taubgewordenen:
„Apothekertöchter seyn keine Bräute für meyne Offiziere. Junker muß Junker bleiben! Ruft mir den Kriegsminister."

*

Ave, vita

Skizze von Betty Schneider

IN Angst und zitternder Not erwartet und in tiefstem Elend geboren als Frucht sündhaften Rausches . . .
. . . in lichtlosen Kellerwinkeln mit vor Nässe triefenden Wänden aufgewachsen, ohne Liebe und doch nach Liebe weinend in den einsamen Stunden schweigender Nächte . . .
. . . mit Haß erfüllt, den die Qual des Nichtverstandenseins gebar . . . und aus der sinnverwirrenden Glut des Hasses heraus zum Mörder derer werdend, die ihm das Dasein gab . . .
. . . und nun in dumpfer, vergitterter Kerkerzelle wartend auf das Letzte, den sühnenden Tod — —
Das war Jörg Notfrieds Leben.

*

Leben — — — ?
Ein bitteres Lächeln schneidet um Jörg Notfrieds fahlen Mund . . .
Nein, nicht das *Leben*, eine Sklavenkette war es von Elend und Not und Dunkelheit, die erbarmungslos auf ihm lastete, denn sie war ihm angeschmiedet . . .
. . . sie war sein Erbe, das er schleppen mußte durch den schreienden Jammer seiner Tage, durch dumpfe Qualen der trostlosen Nächte . . .

*

Jörg Notfried wartet auf den Tod.
Auf — den — Tod?
Nein!
Seines Todes Stunde wird die lastenden Ketten sprengen, wird ihm Licht bringen und Freiheit und Erlöstsein von Schuld und Leidenschaft, wird den Fluch seines unseligen Erbes von ihm nehmen . . .
Sein *Tod* bringt ihm *Leben*!

*

Jörg Notfried wartet — auf — den — Tod — — —

*

Ein Armsünderglücklein weint. . .
Weit, weit breitet Jörg Notfried seine Arme aus . . .
Und dieses ist sein Sterbegebet:
„Sei gegrüßt, Leben!"

Digitized by Google

Strindberg und sein Weltbild

Von Dr. Karl Möhlig

SEIT mehr als einem Jahrzehnt müht sich die Strindberg-Forschung, die Persönlichkeit des Dichters zu fassen, dessen Werke bei dem einen Kopfschütteln, bei dem anderen Grauen, beim dritten Bewunderung auslösen, aber die doch in irgendeiner Weise zur Stellungnahme herausfordern, sei es nun zur Bejahung oder zur Verneinung.

Freilich ist es schwer, eine Persönlichkeit zu erfassen, da wir dieselbe nicht schauen, sondern nur erschließen können. Und Strindbergs Persönlichkeit bietet besonders viele Schwierigkeiten, da der Dichter keine klare, einfache Weltanschauung hatte, etwa wie Dante, ja, nicht einmal eine klare Entwicklungslinie wie Goethe. Er birgt der Widersprüche eine Menge in sich. Die geistige Kurve seines Lebens scheint im Zickzack zu verlaufen.

Kein Wunder, daß da die Meinungen der Strindberg-Forscher über die Persönlichkeit des Dichters weit auseinandergehen. Eßwein sieht in ihm einen Mann, der sich bis zur Mitte seines Lebens geistig fortentwickelte, dann aber einer senilen Degeneration anheimfiel, die ihn alles Frühere widerrufen ließ. Für Diebold und Eulenberg ist er der Revolutionär, der Bolschewist, welcher in den Kulturgarten der Gegenwart eingebrochen ist und alles zerstören will. Max Fischer dagegen versetzt Strindberg unter die großen religiösen Geister der Gegenwart. Für ihn ist er der Schrittmacher des neuerwachenden Glaubensgefühls, einer der Überwinder des Materialismus. Leopold von Wiese möchte in Strindberg den Soziologen werten, der sich mit dem Kulturproblem der Gegenwart, vor allem mit dem Problem Mann —Weib auseinandersetzt, während Marcus in ihm schlechthin den Dichter, Schleich das Genie erblicken will.

So schwankt das Bild des Dichters, von Zu- und Abneigung getragen. Während die einen in ihm den großen Menschen, den Künstler, den tiefsinnigen Gelehrten erblicken, sehen andere in ihm einen Dilettanten, einen Schaumschläger, welcher durch seine Werke blüfft. Auch Nils Erdmann, der letzte Biograph Strindbergs, der das denkbar umfangreichste Material zusammengetragen hat, gelangt nicht zu einer vollen Anerkennung des Dichters. Zwar steht er in Achtung vor dem Lebenskämpfer und der Fülle seiner Probleme. Aber andererseits sieht er in ihm den Sonderling, dessen Weltanschauung und dessen Lebensgestaltung ihm durchweg fremd bleiben. Nils Erdmann und Strindberg sind zu verschiedene Naturen, als daß eine Überbrückung der Gegensätze oder gar ein Verstehen möglich wäre.

Alle Darstellungen der Persönlichkeit Strindbergs leiden somit meines Erachtens an Einseitigkeit. Sie fassen Züge aus dem Charakterbilde des Dichters, aber keineswegs die gesamte Persönlichkeit. So bleibt denn bei jeder Darstellung ein irrationaler Rest übrig, der nicht in das Porträt des Dichters aufgehen will. Gerade bei Erdmann tritt dies offensichtlich in Erscheinung. Er will die Persönlichkeit Strindbergs von Einflüssen ableiten, welche von Kierkegaard, Ibsen und Rousseau ausgehen. Aber keine der großen Dichtungen Strindbergs, z. B. „Damaskus", „Traumspiel" und „Ostern", kann aus solcher Einstellung erklärt werden. Wenn man an Beeinflussung denkt, so müßte man hier vor allem an Huysmans, Péladan und Svedenbourg denken, zumal uns der Dichter selbst

Digitized by Google

auf diese Fährte führt. Und weiterhin wäre auch an den Einfluß des Katholizismus auf die Weltanschauung des Dichters zu denken. (Vergl. mein Buch: „Strindberg und der Katholizismus", Bergland-Verlag, Elberfeld.)

Wie müssen wir uns nun das Seelenleben des Dichters vorstellen, wenn wir seine Werke als die Auswirkung desselben ansehen und als Ausdruck seines Seelenlebens auffassen? — Wie wird die Psyche des Dichters zu verstehen sein, soweit man sie überhaupt auf der Grundlage von Lebensdaten und der Werke rekonstruieren kann?

Jeder wird zugeben, daß Strindberg ein heller Kopf war. Er besaß ein umfassendes Wissen, und es war nicht einseitig auf einzelne Disziplinen und Fachwissenschaften beschränkt, sondern erstreckte sich über alle Gebiete der Kultur.

Er interessierte sich ebensosehr für moderne und alte Sprachen, für Keilinschriften und selbst für das Chinesische wie für Physik, Chemie, Astronomie und Mathematik. Er dachte ebensoviel über religiöse Probleme wie über Kunst, Sozialwissenschaft, Gesellschaftsreform und Philosophie nach. Überall offenbarte er originelle Ideen. Ob er dabei seiner Zeit vorauseilte und ahnend Neues geschaut hat, oder ob es sich bloß um eigenartige Geisteseinstellung und Auffassung handelt, das kann erst die Wissenschaft der Zukunft beurteilen. Die Gegenwart steht hier seinen Gedankengängen vorläufig noch ablehnend gegenüber, vor allem, was seine Anschauungen in Biologie, Chemie und Astronomie betrifft. Aber in einzelnen Fällen hat sich doch schon erwiesen, daß er weiter dachte als seine Zeitgenossen. Seine Versuche, z. B. Gold zu machen, waren von der Naturwissenschaft der neunziger Jahre als unsinnig verworfen worden. Heute jedoch werden sie kaum eine Ablehnung zu befürchten haben, und Raoul Francé hat manche seiner biologischen Hypothesen neuerdings aufgegriffen.

Aber Strindberg war auch eine sensible Natur. Seine schwachen Nerven machten ihn ungemein empfindlich gegen den geringsten Tadel. Vorwürfe und Mahnungen, ja, selbst Ratschläge konnte er nicht ertragen. Er war mißtrauisch und witterte überall einen Hinterhalt. Kein Wunder, daß er bei einer solchen Einstellung kaum mit jemand dauernd in Kontakt bleiben konnte. Hätte er starke Nerven gehabt, so wäre ihm gewiß manche Torheit erspart geblieben, unter der er zeitlebens litt, die er aber nicht überwinden konnte.

So aber mußten die Leiden und Übel unserer Zeit, welche mehr als in früheren Kulturperioden den einzelnen drücken, besonders schwer auf ihm lasten. Zu seinem Unglück, so könnte man sagen, war er zu scharfsichtig, um nicht überall das Wurmstichige zu entdecken und die Schäden der Kultur herauszufinden. Es gelang ihm nicht, das Krankhafte und Verbesserungsbedürftige zu übersehen. Kein Wunder, daß er da die heiteren Züge des Daseins viel zu wenig beachtete, so gerne er es auch wollte, und daß er einer pessimistischen Lebensauffassung huldigte.

Zwar nicht durchweg, ab und zu, zumal in einigen seiner besten Werke, schwingt er sich zu einer heiteren Lebensbejahung auf, und wenn wir das Leben des Dichters verfolgen, finden wir, daß diese Werke dann entstanden, wenn er in stiller Einsamkeit, fern von dem Getriebe des geschäftigen Alltags, ein beschauliches Dasein führte.

In der Einsamkeit nämlich fühlte sich Strindberg am glücklichsten. Hier wurde er nicht durch die tragischen Lebenszüge immer wieder erregt und herausgefordert. Deshalb auch seine Vorliebe für das Klosterleben, das durchaus nicht allein, ja, nicht einmal zum größten Teil, einem religiösen Gedanken entsprang.

Digitized by Google

Die schwachen, übermäßig feinfühligen Nerven bei sonst kräftiger Konstitution bedingten das Handeln des Dichters ungemein. Sie halfen auch seine Weltanschauung formen. Durch sie kam ein ungestümer, ungezügelter Drang über ihn, der oft den schwachen Willen niederrang.

Naturgemäß fühlt jeder Mensch in sich einen Drang nach Glück, der ihn die Leiden fliehen läßt. Aber bei Strindberg tritt dieser Glücksdrang oft orkanartig auf und wirft zuweilen rücksichtslos alle Hemmnisse über Bord. Mit aller Macht erstrebt er ein Ziel. Wenn er aber sieht, daß das Erwünschte und Erreichte die Erwartungen weit hinter sich läßt, folgt eine Enttäuschung, unter der er dann schwer leidet. Gerade sein Glücksdrang überhäufte ihn in seinem Leben mit ungemein vielen Beschwerden. Gewiß entgeht das seinem hellen Verstande keineswegs, aber immer wieder läßt er sich, trotz besserer Einsicht, zu Hoffnungen, Wünschen und Begierden verleiten, um dann wieder, von der Erfahrung gewitzigt, in schroffster Abkehr von jedem Wunsche sich der Askese zu überantworten. Er verfällt in das andere Extrem, in übertriebene Selbstpeinigung. Er wird Asket, ohne eigentlich in seinem Innern dazu veranlagt zu sein. Strindberg gehört zu jenen Fürchterlichen, von denen Zarathustra sagt, daß sie das Raubtier in sich herumtragen und keine Wahl haben, es sei denn zwischen Lust oder Selbstzerfleischung.

Der Glücksdrang zog Strindberg auch zur Frau hin. Zeitlebens war er kein Weiberfeind, wie eine oberflächliche Seelenanalyse des Dichters lange Zeit festzustellen glaubte. Im Gegenteil, ein unwiderstehlicher Hang brachte ihn immer wieder zum Weibe. Aber er findet die sexuellen Freuden bald schal. Es beschämt ihn, hier der Natur hörig zu sein. Sein Geist empfindet es als Sklaverei und wendet sich dann mit Haß und Verachtung von dem soeben angebeteten Götzen ab.

Es wäre jedoch falsch, das Leben des Dichters für unsittlich zu halten. Man darf nicht glauben, daß er ein Lüstling gewesen sei. Strindberg unterlag der Fleischeslust nicht mehr und nicht weniger als ein Durchschnittsmensch. Nur daß der Letztere sein Triebleben entschuldigt und beschönigt, Strindberg dagegen strenge mit sich ins Gericht geht, weil er sich von der Triebfessel freimachen will. Er litt schmerzlich unter dem Triebe; denn er bewahrte aus der Zeit der Kindheit ein feines Gewissen für moralisches Recht und Sittlichkeit. Nie fiel er ins Gemeine, und wenn er auch zeitweise strauchelte, so blieb er niemals im Sumpfe stecken.

Er klagt sich freiwillig seiner Sünden und Schwächen an, wie das nur ein großer Mann zu tun wagt. Er ist dabei freilich nicht frei von Übertreibungen. Es wäre darum gefehlt, ihm aus seinen eigenen Anschuldigungen einen Strick drehen zu wollen, wie Erdmann zu tun geneigt ist. Der ungestüme Glücksdrang bedingte ihn mannigfach, aber er hinderte ihn letzten Endes nicht am Aufstieg in das Reich der Freiheit und der Werte.

Daß er sich durchrang, liegt vor allem an seiner metaphysischen Natur. Er war ein Mann, der in den Problemen bohrte, sich nicht mit den Erscheinungen des Alltags begnügte, sondern über sie hinausstieß. Er sah in der Dingwelt einen geheimnisvollen Vorhang, welcher uns von dem Wesen der Welt trennt. Und gerade das Wesen des Kosmos wollte er kennenlernen. Ein faustischer Drang zog ihn zum Urgrunde der Dinge hin. Er suchte Erklärung hinter Erklärung. Aber er war letzten Endes doch zu klug, um nicht die problematische Grundlage alles Wissens zu durchschauen. Das Forschen war für ihn deshalb mit Qualen verbunden. Aber andererseits war es doch für ihn die Quelle seiner lautersten Freu-

Digitized by Google

den, seines besten Glückes. Er besaß die seltene Kraft, die weltanschaulichen Probleme konkret zu schauen, sie in eine Handlung zu formen, welche das Wesenhafte markant und klar herausholt. Er war unerreicht in der Gabe, die kosmische Seite des Lebens in Symbolen wiedergeben zu können. Er besaß eine staunenswerte Hellsicht, war in etwa Mystiker, wenn wir darunter einen Menschen verstehen, welcher in ahnendem Staunen die unlösbaren Probleme der Welt zu erraten vermag.

Manches verbindet ihn hierin mit Svedenbourg, mit Plato und Sokrates. Wie letzterer glaubte auch Strindberg fest an seine Hellsicht, an seinen Daimon und hielt ihn für etwas Göttliches. Mit gewissem Recht! Auch wir stehen staunend vor seiner Gestaltungskraft. In origineller Weise zog er dort Fäden, fand dort Zusammenhänge, wo man sie kaum zu vermuten wagt. Er durchsetzte alles mit seiner großartigen Phantasie, die manchmal geradezu visionären Charakter annahm, die ihn aber auch häufig in lächerlichen Aberglauben zu verstricken drohte. Die guten und schlechten Seiten seines Daimons offenbaren sich am deutlichsten bei dem Kernproblem seiner Weltanschauung, bei der Darlegung der Zusammenhänge zwischen „Schuld und Sühne". Zur Zeit der „Inferno-Krise" glaubt er hier Beziehungen zu finden, die uns wie Ausgeburten des Wahnsinns anmuten. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß auch hier oft unter Verzerrungen und Phantasmen die Beobachtungen und Kombinationen eines scharfen, wissenschaftlich geschulten Geistes stehen.

Neben dem „Schuld-Sühne"-Problem, das auch die Behandlung von Freud und Leid auf metaphysischer Grundlage in sich schließt, ist es vor allem das Todesproblem, das ihn immer wieder beschäftigt. Nicht ohne Erschütterung liest man, wie er sich zeitlebens müht, das Wesen des Todes zu ergründen, wie er dessen Mysterium immer wieder umkreist, ihn bald als Zerfall, bald als Anfang des Neuen oder als Übergang ansieht. Gerade die letztere Anschauung, welche ihn in die Nähe des Buddhismus bringt, nimmt mit den Jahren an Wahrscheinlichkeit für ihn zu. In ergreifenden Sterbeszenen behandelt er immer wieder das Problem, und in den letzten Jahren seines Lebens klingt durch seine Schriften eine gewisse, mit Furcht untermischte Neugierde vor dem Todesgeheimnis, das zu lösen ihm im Tode bevorsteht.

Aber Strindberg war nicht nur ein Metaphysiker, sondern auch ein ethischer Mensch, ein Mann, dem auch in schwachen Stunden das Rechtsgefühl nicht abging. Gewiß, in seiner naturalistischen Zeit suchte er manchmal seine Schwächen zu bemänteln, ja, in Berufung auf seine Natur deren Berechtigung zu erweisen. Aber solche Sophismen hielten auf die Dauer seinem unverdorbenen Wertgefühl nicht stand, und manches scharfe Wort findet er im späteren Leben, um seine eigenen Verirrungen zu brandmarken.

Gar zu gern möchten viele in Strindberg einen Egoisten sehen. Aber dies ist nicht gerechtfertigt. Wer aufmerksam seine Werke studiert, der wird überall ein warmes Mitgefühl für den Mitmenschen herauslesen. Strindberg schreit auf beim Anblick des Unrechtes, das er überall in der Welt zu finden glaubt. Seiner Natur gemäß vergrößert er allerdings das Schlechte, das sich tatsächlich vorfindet, und so ist es zu verstehen, daß er zeitweise die ganze Kultur als Produkt von Heuchelei und Gemeinheit ansieht. Er schleudert heftige Anklagen gegen die Mitwelt, ja, manchmal auch gegen den Weltenschöpfer, den er in trüben Stunden für die Unvollkommenheiten der Schöpfung verantwortlich zu machen wagt. Wie ein

Digitized by Google

Aufschrei aus gequälter Brust klingt eine seelische Dissonanz durch seine Werke. Niemals konnte er sich mit den vorhandenen Welt- und Zeitübeln resigniert abfinden. Immer wieder bäumte er sich auf gegen das Unvollkommene und gegen das Unrecht. Daß er es nicht ändern, nicht gleich einem Zeus im Zorne seine Blitze schleudern und Sünde und Unvollkommenheit vertilgen kann, bereitet ihm offensichtlich Qual, läßt ihn nie zu heiterem Lebensgenusse kommen.

Aus dieser eigenartigen Geisteseinstellung ist auch sein Verhalten seinen Mitmenschen gegenüber zu erklären. Gleich einem Dante wettert er gegen die Zeitübel des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts. Ja, mit dem großen Florentiner hat er auch das Maßlose in der leidenschaftlichen Polemik gemein. Beide kennen die Irrungen, Schwächen und Laster ihrer Mitmenschen genau, und beide wettern in rücksichtsloser Weise gegen dieselben. So verschieden sie auch in ihrer Weltanschauung sind, darin sind beide gleich, daß sie mit ihren Schriften einen bessernden Einfluß auf die Zeit ausüben möchten. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß beiden manche Irrtümer unterliefen und daß ihre Anklagen häufig einer kritischen Betrachtung nicht standzuhalten vermögen.

Zumal Strindberg, der manchmal leichtgläubig, naiv vertrauensselig und dann wieder äußerst mißtrauisch war, kämpft oft gegen Windmühlen. Er konnte gar zu wenig über wahre und vermeintliche Schwächen hinwegsehen, und das sollten vor allem seine näheren Bekannten und Verwandten erfahren, mit denen er häufig aneinandergeriet. Aber finden wir Ähnliches nicht auch bei den anderen Geistesheroen, etwa bei einem Michelangelo, einem Beethoven? Sie alle sahen die Idealwelt stärker und anschaulicher als der Durchschnittsmensch. So mußten sie den Kontrast zur Realwelt um so stärker empfinden. Die Menschen mußten sie enttäuschen. Jeder große Mann birgt gar zu häufig in seinem Innern eine Qual, die aus der Dissonanz des Lebens herrührt. Und gerade aus der Überbrückung jener Zwiespältigkeit steigen die großen Werke auf, die aus dem Schmerze geboren werden.

Strindberg litt besonders stark unter den Übeln des Lebens, und aus dieser Einstellung entspringt auch seine Skepsis. Diese bezieht sich neben der Einsicht in die Unerfüllbarkeit der Gerechtigkeits- und Wertforderungen auf die Unlösbarkeit aller großen metaphysischen Probleme. Manche Straße ist er auf seinem langen Lebenswege gegangen, um den Schleier von dem Weltenrätsel zu lüften. Mit Verstandesschärfe hat er die Ideen der großen Philosophen in sich aufgenommen. Aber er muß schließlich schmerzlich bekennen, daß jeder von ihnen von seinem Standpunkte aus recht habe, daß aber keiner zum Kernproblem vorgestoßen sei. Die große Wahrheitsburg, welche die Philosophen von allen Seiten mit ihren Systemen berannt haben, trotzt nach wie vor jeder Eroberung. Ja, die Vorwerke, welche Plato, der hellste unter den Philosophen, bereits innehatte, mußten in der Folgezeit wieder geräumt werden, um erst in unseren Tagen wieder mühsam zurückerobert zu werden. Unter der Philosophie sieht er deshalb ein zweckloses Auffluten und Abebben von Ideen. Ja, lange vor Nicolai-Hartmann hat er erkannt, daß das Rationale, das Begreifliche nur ein kleiner Ausschnitt aus dem Meer des Unendlichen, aus dem Unbegreiflichen ist, das wir nie mit dem Fahrzeuge des Geistes durchfahren können.

Nur einen Weg gibt es, wie er glaubt, um der Wahrheit nahezukommen: den des Glaubens. Je mehr er forscht, um so mehr findet er, daß sich durch bloße Verstandesarbeit die Distanz zu der Wahrheit vergrößert, daß man ihr mit

Digitized by Google

Geistesschärfe nicht näher kommt. Mit zwanzig Jahren, so meint er, glaubt man alle Probleme der Welt gelöst, mit dreißig sinnt man darüber nach, und mit vierzig findet man, daß sie unlösbar sind. Zu diesem Agnostizismus gesellt sich bei ihm noch die Einsicht in die Minderwertigkeit aller Lustgefühle. Die Welt ist für ihn ein wirkliches Jammertal, ein düsterer Kerker, und das einzige Licht, das in die Dunkelheit fällt, strahlt von der Religion aus. Außer ihr ist alles eitel. „Ehre ist nur Schein, Gold welkes Laub, und Frauen sind berauschende Getränke." Trost liefert nur der Glaube. „Bete, aber arbeite, leide, aber hoffe," so meint er in seinem „Blaubuch", „richte das eine Auge auf die Erde, das andere auf die Sterne. Das Leben ist eine Fußwanderung, kein Heim, keine Station. Suche die Wahrheit, denn die gibt es, aber nur an der einen Stelle, bei dem einen, der selber der Weg, die Wahrheit und das Leben ist."

Strindberg ist also eine durchaus religiöse Natur, wie dies schon vor einem Jahrzehnt Max Fischer richtig erkannt hat. Aber Strindbergs Religion ist keine freudige kindliche Hingabe an die Gottheit, wie sie den heiteren und naiven Menschen beherrscht. Strindbergs Frömmigkeit wurzelt in seinem Pessimismus. Er wendet sich, unbefriedigt von der Welt, wie so mancher es schon vor ihm getan hatte, dem Göttlichen zu. Den Gottesglauben selbst hat er eigentlich niemals verloren, wenn er sich auch zeitweise im Titanentrotze von dem Schöpfer abwandte und einem postulatorischen Atheismus huldigte, wie neuerdings Max Scheler. Strindberg glaubte zu einer Zeit seines Lebens durch den Gottesgedanken in seiner Entwicklung und in seinem Glücksdrange behindert zu sein und schob ihn brüsk beiseite. Aber die Fügungen seines Lebens, in denen er sich für Sünden bestraft, für gute Taten belohnt glaubte, brachten ihn bald wieder zur Unterwerfung unter die Gottheit. Das Mysterium der Gottheit hatte hierdurch für ihn etwas Furchterregendes, aber doch gleichzeitig wieder etwas Anziehendes, Versöhnendes an sich.

Dies tritt vor allem im „Damaskus"-Drama zutage, in welchem sich der Konflikt auf dem Gegensatze von Sünder und Gottheit aufbaut. Wir haben also hier eine Problemstellung, die an Calderon gemahnt, und in der Tat steht der moderne Schwede dem mittelalterlich denkenden Spanier näher als dem Engländer Shakespeare. Dieser ist der Welt zugewandt, nicht unreligiös, aber unmystisch. Jene beiden durchbrechen — wenigstens in ihren besten Werken — das Gegebene, Sinnfällige. Sie bauen ihre Dramen nicht auf der Relation Mensch — Mitmensch, sondern auf der des Menschen zur Gottheit auf. Sie sind spekulativ, ja, Mystiker, wenn auch verschiedener Färbung.

Freilich ist auch der Unterschied zwischen Calderon und Strindberg nicht unerheblich. Jener ist Gotthaber, dieser Gottsucher, selbst dann noch, nachdem er den Weg zur christlichen Religion zurückgefunden hat, denn der „frohen Botschaft" ist er niemals von Herzen froh geworden.

Der Weg der Bekehrung war für Strindberg ein Hinflüchten in eine Oase, in welcher die Stürme des Lebens sich weniger heftig fühlbar machen. Es war ein Ergreifen des einzigen Rettungsankers gegen die Leiden der Welt. Gewiß ist dies ein tragischer Glaube. Strindbergs Auffassung ist insofern pragmatisch, als bei ihm der Lebenswert der Religion ungemein stark betont wird. Diese erweist ihre Wahrheit nicht durch logische Schlüsse, sondern durch die Erfahrung. Sie ist Lebensbedürfnis, was nur derjenige verkennt, der im geschäftigen Alltagsbetrieb einer lärmenden Welt entartet ist. Strindbergs Christentum ist demnach welt-

Digitized by Google

flüchtig. Das tritt in vielen seiner Dramen zutage. Es ist aber auch magisch, das heißt, es enthält jenes geheimnisvolle Etwas, welches das Leben erträglich macht, und birgt wunderbare Kräfte in sich, deren wir uns im Gebete teilhaftig zu machen imstande sind. So erhält sein Glaube eine mirakulose Färbung, die manchmal ins Abergläubische geht, im Grunde genommen jedoch als echtes Christentum angesprochen werden darf.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Strindberg in der Entwicklung seiner Ideen dem Katholizismus sehr nahe gekommen ist, wenn er denselben auch niemals als den rettenden Friedenshafen erreicht hat. Der Berührungspunkte mit demselben finden sich viele. Schon früh in seiner Jugend wurde seine künstlerische Phantasie durch die mittelalterliche Romantik stark angezogen, später stand er bewundernd als Soziologe vor dem Gebäude der katholischen Einheit. Wenn eine Religion für die Masse notwendig sei, meinte er schon in seiner glaubenslosen Zeit, so müsse es der Katholizismus sein, die einzige Religion, die nach seiner Ansicht die Menge zu organisieren und durch Poesie zu begeistern verstände. Später fand sein ethischer Sinn in ihren Lehren von Schuld und Sühne, von der Werktätigkeit usw. Züge, welche er aus eigener Beobachtung bestätigen zu können glaubte. In den Heiligenlegenden, die er eingehend studierte, traf er auf Menschen, denen er sich geistig und seelisch verwandt fühlte, da sie gleich ihm durch Not und Zweifel und Stürme in den Friedenshafen der Religion sich gerettet hatten. Vor allem war das Mönchtum für ihn der Ausdruck einer Weltflucht, welche er selbst in sich fühlte. Häufig klingen deshalb seine Werke in eine Verherrlichung des Klostergedankens aus.

Kein Wunder, daß er in dem Katholizismus auch die wahre Religion zu erblicken geneigt ist. Ein durchgehender Zug in der geistigen Entwickelung der Menschheit schien ihm dafür zu sprechen, wie er in der „Welthistorischen (Christlichen) Trilogie" dargelegt hat. Hier betrachtet er die Menschheitsgeschichte nach ebenso eigenartigen wie interessanten Gesichtspunkten. Das Altertum scheint ihm bis zur Blüte des Römerreiches die Entwickelung des *Macht*gedankens darzustellen. Andererseits sieht er durch die griechische Philosophie und die jüdische Religion hindurch eine Entwickelung des *ethischen* Gedankens. Beide Entwicklungslinien dienen aber nur dazu, um vereinigt die erhabene Gestalt des Gottmenschen in der Erfüllung seiner Weltmission zu unterstützen. Christus benutzt Israel und Rom gleicherweise, um auf ihnen, als Fundament, sein neues Reich zu gründen. Nach des Heilandes Tode geht seine Mission auf die Apostel und die Nachfolger Petri, die Päpste, über. So schließt diese Trilogie mit einer Verherrlichung des Papsttums ab.

Es könnte befremden, daß Strindberg trotzdem nicht zur katholischen Kirche übertrat. Die Dogmen machten ihm sicherlich keine Schwierigkeiten. „Man muß sie unbesehen hinunterschlucken," so betont er, „dann werden sie erst wirksam." Erdmann möchte in seinem Strindbergbuch hierin ein skeptisches Verhalten dem Kirchenglauben gegenüber erblicken. Mit Unrecht, wie mir scheint, denn Strindberg will damit nur besagen, daß mit rationalen Gründen den Dogmen nicht beizukommen ist. Sie sind nicht zu begreifen. Was aber nicht auffällig ist oder gegen sie spricht, weil eben letzten Endes nichts zu begreifen ist.

Hätte Strindberg im Süden gelebt, unter katholischen Menschen, so wäre er sicherlich auch katholisch geworden. Während seines Aufenthaltes in Belgien und Frankreich wollte er ja wiederholt in ein Kloster eintreten. Aber im Norden, wo

Digitized by Google

er die letzten Jahre seines Lebens zubrachte, verloren diese Wünsche allmählich ihre fordernde Kraft. Wenn er auch nach wie vor im Katholizismus *die* Religion sah, so glaubte er jetzt, daß auch der Protestantismus eine Aufgabe zu erfüllen habe, nämlich die negative Reinigung der Kirche zu bewirken. So schien es ihm denn billig und recht, Protestant zu bleiben, um auf diese Weise eine negative Aufgabe an der Kirche zu erfüllen. „Jeder soll", so meint er, „in der Religion seiner Väter beharren." Aber er hält es an der Zeit, daß nun die christlichen Konfessionen ihre Sonderaufgabe für erledigt ansehen, und daß sie über die augenblickliche Trennung hinaus eine Wiedervereinigung mit der Mutterkirche erstreben.

In weiter Ferne sieht er auch schon die religiöse Spannung überbrückt und das Christentum als eine einzige Gemeinschaft. Hier berührt sich seine Gedankenwelt eng mit der Friedrich Wilhelm Försters, wenn auch letzterer viel tiefer das Problem behandelt hat als der Dichter Strindberg.

Gerade in der religiösen Ansicht tritt das Zwiespältige und Unsichere im Wesen Strindbergs scharf hervor. Wie der moderne Mensch überhaupt, so besaß er nicht die Kraft, ein fertiges, großes Weltanschauungsgebäude zu errichten. Mit Lord Byron und Eugen Sue hat er den Lebensschmerz gemeinsam. Gleich ihnen nahm er die Leiden nicht mit stoischer Unempfindlichkeit, noch mit der heiteren Miene des Epikuräers hin. Kein Wille bändigte bei allen dreien die Impulse des Gefühls. In Zwiespalt zwischen Trieb und Wille wankten sie dahin, mit allen Symptomen der Dekadenz behaftet.

Aber gerade die Art seines Verhaltens gegenüber den Zeitkrankheiten macht uns Strindberg sympathisch. Er geht gegen dieselben an. Er nimmt den Kampf mit dem Zeitgeist mutig auf und sucht einen Ausweg aus der Sackgasse, in welche die Kultur gelaufen ist. So wird er zum Repräsentanten des modernen Menschen, der sich zum Neuen und Besseren durchzukämpfen sucht. Strindberg ist der Typ des modernen Denkers, nicht jener Prägung, wie ihn Michelangelo am Mediceer-Grab plastisch dargestellt hat, der mit ruhiger Gelassenheit sinnt, auch nicht der Art, wie ihn Rodin verkörpert, ganz vom Irdischen befangen, sondern wie ihn Lehmbruck sieht. Strindberg ist der Mensch, der von der Erde in den Himmel aufwächst, noch unsicher tastend und in fieberhafter Wandlung begriffen. Er ist der typische Vertreter der Intelligenz des zwanzigsten Jahrhunderts, jener Generation, welche, enttäuscht vom Mechanismus und zerschlagen vom Materialismus, eine religiöse Erneuerung anstrebt, ohne dieselbe jedoch schon erreichen zu können. Gerade Strindberg zeigt uns aber auch, wie schwer es ist, ohne religiöse Gemeinschaft, einzig und allein auf sich selbst angewiesen, den Aufstieg zu unternehmen. Strindberg betrachtet sich in seinem „Damaskus-Drama" als die Stimme des Rufenden in der Wüste, als einen Mahner zur Kulturerneuerung, als einen Prediger der geistigen Wiedergeburt. Und hierin hat er seine Aufgabe und Bedeutung völlig umrissen. Irrgänge sind ihm, wie er selbst gesteht, auf seinem Läuterungswege nicht erspart geblieben. Aber immer wieder ging er „zum Kreuzwege" zurück, um von ihm aus den Aufstieg von neuem zu beginnen. Es ist unbestreitbar Strindbergs Verdienst, daß er die Welt aufgerüttelt hat, und wenn einst, in einer Kulturerneuerung, große Dichter und Denker der gesundeten Menschheit beschert sind, dann wird man auch sicher einen Lorbeerkranz für denjenigen flechten, der in unserer Zeit „zum Auszuge aus Ägypten", dem Lande des Fleisches, aufgerufen hat, und der, gleich einem Moses, das Gelobte Land von ferne sah, es aber nicht mehr betreten durfte.

Digitized by Google

Dichtung und Leben

auf der Grabworte. Von Friedrich Markmann

GEGEN das sogenannte Schundgesetz hatten sich eine Reihe von Mitgliedern der neuen Dichterakademie mit einer Erklärung gewandt, die von der Bedrohung der Geistesfreiheit und von der Würde der Kunst sprach. Auch sonst hatten sich, von den Redaktionen der großen Blätter aufgefordert, eine Reihe von Vertretern der geistigen und kulturellen Interessen unseres Volkes an der Erörterung der Gesetzesvorlage beteiligt. Aber siehe da, es zeigte sich etwas sehr Merkwürdiges. Die Männer des Geistes und die „prominenten" Vertreter der Dichtkunst wurden nicht ernst genommen, weder von den Volksvertretern noch auch, was bedenklicher ist, vom Volke selber. Die Art, wie man über so viele Äußerungen von Männern, die doch teilweise in sehr breiten gebildeten Schichten einen bedeutenden Namen haben, einfach zur Tagesordnung überging, muß geradezu verblüffen. Wenn etwa die Gilde der Schornsteinfeger oder die vereinigten Brauereien protestiert hätten, so wäre der Erfolg zweifellos größer gewesen. Solche Dinge beleuchten blitzartig unsere ganze Lage. Wie immer man über die Vertreter des Geisteslebens im einzelnen denken mag, es handelte sich doch eben um eine an sich höchst bedeutende Gruppe, die im Namen des Geistes sprach. Diese Tatsache bleibt bestehen, auch wenn man bei diesem oder jenem eine mehr oder weniger nachweisbare Beeinflussung durch das Schundkapital annehmen will. In nüchternen Worten: *Der Geist ist in Deutschland machtlos.* Die Dichter der Nation werden von der Volksvertretung für Charlatane gehalten. Hat es Sinn, dagegen zu protestieren? Nicht das ist wichtig, sondern vielmehr die in diesem Falle brennend gewordene Frage: Wie kommt es, daß das Volk Schillers und Goethes die Stimmen seiner Dichter so wenig achtet? Zweifellos vor allem daher, daß ein harmonisches gegenseitiges Verhältnis zwischen Dichter und Volk nicht mehr besteht. Worin hat aber nun dies wieder seinen Grund? Von einer Reihe von Umständen natürlich abgesehen, wesentlich darin, daß unsere Dichter nicht mehr der sprechende Mund des Volkes sind. Nun ist es heute beliebt, zu sagen, daß eben keine Gemeinschaft mehr vorhanden sei, daß sich infolgedessen alles immer mehr in Gruppen und Gemeinden auflöse und der Dichter eben nicht mehr Organ der Gemeinschaft sein könne. Es wäre aber wohl gut, dieses Gemeinschaftsgerede von utopischen Überforderungen zu befreien und die Gemeinschaft der Menschen nicht so sehr in einem bunten Durcheinander aller Stände und Kreise zu sehen, das sich in einer neuen Menschheit selig zusammenfindet, um an den langen Tischen der großen Volksküche mit immer neuem Appetit die Gerichte von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zu verspeisen. Vielmehr genügt es zum Begriff der Volksgemeinschaft vollkommen, wenn in der naturhaften und gottgewollten Verschiedenheit der einzelnen Stände nur die gleichen Grundlagen der Sitte und der Religion zu Tage treten. Diese Grundlagen liegen so tief im Gemüte des Volkes, daß sie daraus gar nicht entfernt werden können. Ein Dichter, in dessen Werk, sei es im übrigen noch so persönlich oder gar originell, diese ewigen Werte aufleuchten, ein solcher Dichter spricht das Wort des Volkes, und er allein spricht es. Wer aber über die persönlichen Interessantheiten, witzigen Einfälle, geistreichen Gespräche und packenden Bilder

Digitized by Google

hinaus nichts zu bieten weiß, dem wird das Volk gleichgültig gegenüberstehen. Wie nun jene Rundfrage an siebzig führende Schriftsteller im „Ostwartjahrbuch" und die darauf erfolgten Antworten gezeigt haben, fehlt es dem weitaus überwiegenden Teil unserer sogenannten Großen an jeder Klarheit im Religiösen und an jeder sicheren Orientierung im Sittlichen. Ist es ein Wunder, wenn das Volk, das in Zeiten wie heute mit einem letzten feinsten Instinkt auf das eine Notwendige wartet, kein Verständnis zeigt für eine Dichtkunst, die von tausend und Millionen Dingen etwas weiß und die fähig ist, aus jedem Skandal eine feingeschliffene Novelle zu formen, die aber im wesentlichen keine Führerworte mehr spricht? Man wird sich für gute Unterhaltung bei dem einen oder anderen bedanken, aber ernst nehmen wird man sie nicht. Der deutsche Geist hat die Fühlung verloren mit dem tiefsten Empfinden des Volksgemütes, und das macht ihn schwach und leer in einer Stunde, wo er alle Kräfte sammeln müßte zu großer Entscheidung. Im übrigen waren sich doch Schriftsteller, Kritiker, Pädagogen, Politiker und das ganze Volk darüber einig, daß gegen die ständig anwachsende Schmutzliteratur etwas geschehen müsse, und daß der Staat verpflichtet sei, wenigstens die Öffentlichkeit so sauber wie möglich zu halten. Es wird jetzt alles darauf ankommen, den vielen Reden wirkliche Taten folgen zu lassen, und da möchte ich an ein Beispiel erinnern, das, wenn ich recht unterrichtet bin, in vorbildlicher Weise die *Stadt Köln* gegeben hat. Es haben dort die städtischen Behörden, schon insofern sie Vermieter zahlreicher Kioske, Lesehallen und ähnlicher Einrichtungen sind, die Gelegenheit wahrgenommen, gleich bei der Abschließung von Mietverträgen bestimmte Bedingungen hinzuzufügen. In ähnlicher Weise könnten große Betriebe, wie etwa die Eisenbahn, vorangehen! Wie leicht wäre es, einfach auf der Grundlage geschäftlicher Kontrakte den gröbsten Schmutz, der nicht selten an den Bahnhöfen feilgeboten wird, fernzuhalten. Es gibt so viel Edles und auch noch Reines in der Literatur der Gegenwart, daß man die Lücken sehr leicht schließen könnte. Behörden ist es nicht möglich, Gewissen zu kommandieren, wohl aber können sie die öffentlichen Straßen sauber halten, und dazu wird jeder Freund der Kunst und der deutschen Seele willig seine helfende Hand reichen. Darüber hinaus aber sollte das neue Gesetz vor allem den Erfolg haben, daß die Arbeit für das gute Buch und für die guten Zeitschriften wachse und daß die Beschäftigung der Pädagogen mit literarischen Fragen zunehme.

*

Ein merkwürdiges Buch hat uns *M. J. Breme* in den *„Bekenntnissen eines Kindes"* geschenkt. Als Vierzehnjährige hatte die kleine Margarethe bereits begonnen, ein Tagebuch zu führen, das sie dann getreulich bis zu ihrem tragischen Tode in ihrem siebzehnten Lebensjahre fortführte. Margarethe ist Proletarierkind, Tochter eines Schuhmachers. Aber es war etwas Außergewöhnliches an ihr, schon in ihrer äußeren Erscheinung. Slawisches Blut hat einen starken Einschlag gegeben und einen geheimnisvoll auf das andere Geschlecht wirkenden Reiz. Auch die Liebe zur Musik und eine bei Gelegenheit seltsam hervorbrechende wunderbare Anlage zum Tanze sind das Erbe östlichen Blutes. Ein unerklärlicher Drang treibt sie immerfort zur Niederschrift ihrer Erlebnisse, und es gibt vielleicht kein Buch, in dem man das Wachsen einer Dichterseele und ihrer formenden Kräfte so Stufe um Stufe beobachten könnte, als diese Bekenntnisse, die ganze Seiten und Einzel-

Digitized by Google

stücke — erinnert sei an die Erlebnisse in dem rätselhaften vornehmen Hause und etwa an „Lottis Ankunft" — von unzweifelhafter Genialität enthalten. Freilich achtet man auf diese Dinge erst bei der zweiten Lesung, während die erste einen schon stofflich ganz gefangennimmt. Margarethe hat ein weiches Herz und läßt sich früh von einer Freundin bereden, sie nach Berlin zu begleiten, wo sie zwar fünf Wochen tapfer kämpft und ihre Reinheit bewahrt, aber doch eben den Eindruck erweckt hat, etwas zu sein wie jene vielen, die sich dort wegwerfen. Für immer wird sich die Verleumdung an den Schein dieser Schuld heften, und jedes Glück wird dadurch künftig in Frage gestellt. So erhält das ganze Buch, so lose die Einzelheiten auch miteinander verbunden sein mögen, die tiefere Einheit eines Schicksalskampfes, in den ein unschuldiges Mädchen, zart, begnadet und liebreizend, teils durch die Anlage ihres Charakters, teils durch das Erbe ihres Blutes und vor allem durch die Zufälle des Lebens selber verstrickt wird. Indem Margarethe, deren Leben sich, alles in allem, fast immer im Elternhause abspielt, vielfach mit reicheren Leuten und besseren Ständen in Berührung kommt, bildet der wichtigste Teil ihrer Erlebnisse einen höchst lebenswahren Beitrag zur sozialen Frage. Viel absichtsloser, als das meist in gewollten Kunstwerken der Fall ist, wird hier die Halbwelt und die vornehme Welt geschildert und zum großen Teil auch verurteilt. Dabei fehlt dann doch jede Einseitigkeit eines vorausgesetzten Programms, und es bietet sich ein Bild des Lebens, das immerfort den Weizen neben dem Unkraut zeigt. Am ergreifendsten sind die Stellen, wo das junge unverdorbene Geschöpf den Fragen des an ihrer Tugend zweifelnden Untersuchungsrichters und der Polizei ausgesetzt wird. Hier blutet einem förmlich das Herz, wenn man Zeuge von Prozessen sein muß, die in so erschreckender Weise die Roheit und pädagogische Unfähigkeit von staatlicher Justiz und Fürsorge offenbaren. Statt „Vom Leben getötet" könnte der Titel des Buches auch heißen: „Von der Justiz getötet". Wenn in dem Buch ein Verbrechen ist, dann vor allem dieses, das so unverstehend, lieblos und gemein eine eben sich erschließende wundervolle Blüte brutal in der Knospe zertritt. Am 1. Juni 1924 ist Margarethe gestorben, aber ihre Erinnerungen werden weiterleben. Noch besonders möchten wir hervorheben, daß dieses Buch, wie der Verlag es ausdrückt, „auf Anregung von hoher kirchlicher Seite", offenbar gegen allerhand Hindernisse, veröffentlicht wurde. Man erhebt nicht selten den Vorwurf, als werde jeder Realismus in der Darstellung sittlicher Zustände von den Vertretern der Kirche prüde abgelehnt. Es sind nun in diesem Buche Schilderungen, die denen in Franz Herwigs „Eingeengten" nichts nachgeben. Und doch hat sich die Kirche hinter dieses Buch gestellt. Es ist eben kein Wort darin, das, aus lüsterner Absicht kommend, lüsterne Zwecke suchte, sondern es gilt hier in aller Ursprünglichkeit das Wort, daß dem Reinen alles rein ist. Ferner haben sich hiermit kirchliche Stellen ein schönes Zeugnis ausgestellt, was den Mut zur Wahrheit angeht. Diese Bekenntnisse sind ja in ihrer schlichten Kindlichkeit eine ungeheure schreiende Anklage gegen so manche Verhältnisse in Staat und Justiz. Möchten doch gerade die Vertreter der Beamtenschaft, die irgendwie mit Fürsorge zu tun haben, zu diesem Büchlein greifen, das übrigens jedem denkenden und fühlenden Menschen zu einem unvergeßlichen Erlebnis werden dürfte. Der Herausgeberin müssen wir für ihre klugen einleitenden Worte sowie für die aufgewandte Mühe und den Mut zur Verantwortung sowie für die ebenso taktvolle wie tadellose Ausführung des Ganzen herzlichst danken.

Digitized by Google

„*Vom Leben getötet.*" Bekenntnisse eines Kindes. Herausgegeben von M. J. Breme. Herder, Freiburg i. Br. 1926. 8°. IV und 234 S. Geb. in Leinwand 3,80 Mk.

*

„*Neue Sachlichkeit*" nennt *Karl Sternheim* sein jüngstes Lustspiel. Warum nicht „Alte Blasiertheit"? Gab es doch dergleichen, wie gelegentlich angemerkt wird, bereits bei Stendhal vor hundert Jahren. Ob das Stück mit seinen Massivitäten im Badeanzug aufführbar ist, stehe dahin. Aber es kann schon sein, daß die Zöglinge des Herrn Siebenstern in Uznach mancherlei moderner weiblicher Jugend aufs Haar gleichen. Sie werden erzogen nach der Natur. Was ist Natur? Jedenfalls keine Hemmung. Ein Stück aus einem Dialog zwischen Schülerinnen und Direktor:

Maud: Ich liebe im Grunde meinen verspotteten alten Herrn. Eine süße Puppe, das bemooste Haupt!

Vane: Meine Mutter in ihrem tollen Barock ist eine Nummer für sich.

Thylla: Schmachvoll benahm ich mich gegen meinen bescheiden, doch sauber gebildeten Erzeuger. Bereue! Eheu!

Siebenstern: Schickt ihnen statt ewig einzulösender Pfandscheine, die langweilig werden, einen zutraulichen Brief.

Alle: Das tun wir heute noch.

Siebenstern: Die werden staunen. Kinderliebe! Vergessene Vokabel.

Also Natur gegen Tradition, wozu man mädchenhafte Scham, sittliche Vorurteile und dergleichen Artikel aus dem eisernen Erziehungsbestand der früheren Menschheit rechnen mag . . . Es kommt Zuwachs ins Naturpensionat, Mathilde aus Lüneburg und Klaus, der Sohn des Herrn Direktors. Sie noch unverdorben, eben aus Lüneburg, er des Vaters „Steigerung und Meisterwerk".

Siebenstern: Ein schöner Bursche bist du geworden.

Klaus: Das sagt allenthalben die Weiblichkeit auch.

Siebenstern: Hast du Distanz zu ihr?

Klaus: Dem Typ von heute gegenüber ist Enthaltsamkeit zu üben nicht schwer. Auch zu denen von Uznach ist Distanz zu halten nicht schwer, obwohl es an brutalen Angriffen nicht fehlt. Aber Mathilde, die hat noch etwas an sich und in sich. Andresen, einer der Lehrer der Anstalt, sagt schon bald über die beiden, daß sie ihn, den ernüchterten Schulmeister, zu der Hoffnung verführten, „es sei doch wieder Sommernachtstraum Zauberflöte, eine Geschichte von Jean Paul mit ihnen möglich". Klaus begegnet Mathilde, die er vorläufig auch für eine fortgeschrittene Jüngerin der neuen Sachlichkeit halten muß, mit seinen Vorwürfen: „Daß der Mann Schurke sein kann, ist für das repräsentative Frauenzimmer kein Grund, ihm nachzuahmen. Der Mann, Fräulein, hat auf anderen Gebieten hehre Eigenschaften genug bewiesen, vor denen ich in Ewigkeit den Hut ziehe. Was vermochte Sie um Gottes willen, sich so zu verramschen, jedem Kommis ohne Wahl und Bedenken um den ungewaschenen Hals zu fallen, vor dem sich Lamiel bekreuzte? Was glauben Sie, fängt das Durchschnittsmännchen überhaupt mit Ihrer Augen Glanz, Haaren, Pracht solchen Halses, solcher Glieder an? (Brüllt): Was Sie glauben? Schämen Sie sich! Wissen Sie, daß ich das Bedürfnis, Novalis' himmlische Verse an Sie zu richten, hätte, und Sie machen sowas? Verlottern klassisch von Stufe zu Stufe? Wollen Sie die männliche Seele, die auf Erden nur noch über des Mädchens makellose Reinheit zu jauchzen hat, tödlich verletzen; ihr das lotende Senkblei zerbrechen?"

Digitized by Google

Es offenbart sich nun in dieser peinvoll-komischen Szene, daß Mathilde die Augen nicht niederzuschlagen braucht, wenn ein Anbeter mit den Versen des Novalis kommt. Sie allein, die vor neuer Sachlichkeit in Lüneburg gründlich behütete, vermag noch einen Mann zu entzücken, und Klaus ist so überrascht, daß er die Tatsache eines unverdorbenen jungen Mädchens Anno 1926 kurzweg „Weltgeschichte" nennt. Das Erlebnis dieser beiden, das in seiner zauberhaften Schönheit sogleich ähnliche Erlebnisse bei allen anderen weckt, bedeutet natürlich das Ende von Uznach, das Andresen mit dem schwachen Trost vergoldet: „Durch unsere Exzesse der Affektation erzwangen wir den großen Gegenstoß empörter Natur." Karl Sternheim bleibt auch noch bei Novalisversen kühl bis ans Herz hinan. Aber das fühlt man wohl, daß selbst einem Skeptiker und gelegentlichen Zyniker die Welt der neuen Sachlichkeit zum wenigsten unsterblich langweilig geworden ist. Also wird eine Platte Novalis eingeschaltet. Das Schlagwort der neuen Sachlichkeit wird einem anderen Raum machen. Stoß und Gegenstoß, anders geht's nicht mehr in der Kultur der Boxerzeit. Zu ernst darf man's nicht nehmen, und doch sagt Karl Sternheim einiges in diesem Lustspiel, das manchem manches zu denken geben könnte.

Sternheim, Carl: „*Die Schule von Uznach oder Neue Sachlichkeit*". Lustspiel. Paul Zsolnay, Verlag, Berlin 1926. Gr.-8°. 95 S.

*

Albert Steffens Büchlein über „*Die Krisis im Leben des Künstlers*" sei deshalb hier erwähnt, weil es einen starken Versuch bedeutet, Rudolf Steiner und seine Anthroposophie in die literarische Betrachtung einzuführen. Sämtliche Aufsätze über einzelne Dichter, wie etwa Jeremias Gotthelf, Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer, Karl Spitteler, sind selbständig, interessant und sinnig. In der Hauptarbeit, dem ersten Stück nämlich, wird die Aufgabe der Zeit dahin gedeutet, „das Denken und Fühlen und Wollen zu einem richtigen Zusammenklang im Selbstbewußtsein zu bringen". Es wird dann, wenn es erlaubt ist, recht komplizierte Gedankengänge auf eine kurze Formel zu bringen, die Goethesche Entelechie vorsichtig in den Steinerschen Lichtkern umgebildet. Das Endergebnis, so ideal es sich ausnimmt, liegt allerdings dem Christentum nicht näher als Goethe ohne Steiner. Im Gegenteil wird die Autonomie des Menschen nur noch höher gesteigert, die Selbsterlösung noch nachdrücklicher gefordert und selbstverständlich auch die Lehre von der ewigen Wiederkehr erneut verkündigt. Alles, was gegen die Steinersche Anthroposophie sich sagen läßt, gilt natürlich auch hier, und man bedauert es geradezu, daß ein so kluger Kopf mit so trefflichen Urteilen über Zeit und Menschen allzu wehrlos dem anthroposophischen Utopismus erliegt.

Steffen, Albert: „*Die Krisis im Leben des Künstlers*". Grethlein & Co., Verlag Seldwyla, Zürich-Leipzig 1925. 8°. 148 S.

*

Aus einem Brief von irgendwoher: „Theater, also der *neue Hauptmann* war ein glatter Reinfall bei uns. Ich begreife die Wiener nicht, die dem Dichter Ovationen gebracht haben. Außerdem war das Ganze wieder einmal eine scheußliche Geldangelegenheit. Das Stück ist allen deutschen Bühnen zur gleichzeitigen Uraufführung angeboten gewesen (das bringt nämlich für den Verfasser am meisten). Als das Angebot gemacht wurde, war das Manuskript noch nicht fertig — wirklich —, und die Theater haben gekauft bis auf die Breslauer Bühne (wo man sich offenbar an das Sprichwort von der Katze im Sack erinnerte). Ich finde den ganzen

Digitized by Google

Vorfall skandalös — gibt es denn keinen unter Gerharts Getreuen, der ihm so etwas sagen kann? Hauptmann hat das Geld doch nicht so nötig —, bitte, und das ist dann unser staatlich konzessionierter Dichter — buh — ..."

*

Das *„Jahrbuch"* des *Paul-Zsolnay-Verlags* bringt eine Reihe von Originalbeiträgen von Franz Werfel, Heinrich Mann, Walther Eidlitz, Theodor Däubler, Arthur Schnitzler, Felix Salten usw. Das Ganze steht im Zeichen eines nach allen Seiten hin offenen Geistes, dem als einzige Orientierung die Offenbarung des künstlerischen Genies gilt. Wer darin ein Letztes sieht, mag sich bescheiden. Wer aber über jedem Genie und aus ihm die Stimme der großen Gotteswelt hören will und den ewigen Ton der Wahrheit, der müßte schon weiter fragen. Interessant sind die Äußerungen über Deutschland und Europa. die handschriftlich von mehreren bekannten Schriftstellern hier niedergelegt sind. Man muß freilich gestehen: viel neue Offenbarung enthalten sie nicht, wenn auch immerhin die stärker werdende Erkenntnis der europäischen Verbundenheit. Das bedeutendste und klarste Wort spricht Franz Werfel: „Der geistige Europäer muß wie ein scharfäugiger Falke über seinem eigenen Blut schweben, das ihn immer wieder zu Rasse und Klasse niederziehen will, also zu dem dumpfen Fanatismus der Primitiven.
Möge er über seinem Flug und dem Maschinenschrei der armen, mechanisierten Herde einen Himmel fühlen, in dem wieder ein Gott wohnt!"

„Jahrbuch 1927." Paul-Zsolnay-Verlag, Berlin, Wien, Leipzig 1927. 8°. 199 S.

*

Unter den Quellgebieten der deutschen Kultur nennt die bekannte Denkschrift des Kultusministeriums auch das Christentum. Christentum als Quellgebiet ist zunächst Katholizismus, denn so haben es unsere Väter überkommen. Am stärksten fließt schon darum dieser Strom im Kulturleben des katholischen Deutschland weiter. Indem wir glückwünschend den *„Jubiläumsalmanach" der vereinigten Verlage Kösel und Pustet* — es geht um das hundertjährige Bestehen des Pustetschen Unternehmens — begrüßen, feiern wir in diesen Häusern stärkste Vertreter und Förderer jenes katholischen Kulturstromes. Mit Freude und Dank lesen wir die Geschichte beider Verlage, wie sie uns Philipp Funk in der Einleitung meisterlich erzählt, gedenken besonders der Verdienste auf dem Gebiet der liturgischen und kirchenmusikalischen Verlagstätigkeit, wie Pustet sie entfaltet hat, und seiner reichen volksbildnerischen und belletristischen Produktion. Der *„Hausschatz"* ist immer noch eine der beliebtesten Familienzeitschriften, und der „Regensburger Marienkalender", gab es einst etwas Volkstümlicheres? Auch der Leistungen des Köselschen Verlages, besonders der „Bibliothek der Kirchenväter", des *„Hochlandes"* und der Verdienste um eine hochstehende katholische Belletristik sei in Liebe und Ehrfurcht gedacht. Sehr schön schreibt Philipp Funk über die Aufgaben katholischer Verlage: „Da ist zunächst erstens die grundsätzliche Verfestigung des katholischen Bewußtseins im deutschen Geist, die klare Herausarbeitung der katholischen Linie und Lebensform als eines tragenden und aufbauenden Elementes für die Kultur der Gegenwart, mit einem Worte die quellenmäßige Aufzeigung des katholischen Gutes, des Katholizismus als einer objektiven Gabe ... Die zweite Aufgabe wäre dann das richtunggebende Eingreifen in die Gegenwartsfragen des katholischen und deutschen Geisteslebens, das Ringen mit den Problemen, sozusagen die Verwirklichung des Katholizismus als Aufgabe. Diese zweite Aufgabe der Auseinandersetzung mit der Zeit kann freilich nur gelöst

Digitized by Google

werden in engster Verbindung mit der erstgenannten. Sie wird auch nie restlos erfüllt sein, also stets die Geister in Spannung halten, gelegentlich auch Kämpfe veranlassen müssen. Aber als katholische Aufgabe ist sie von der katholischen Gabe unlösbar, und darum wird das geistige Ringen im katholischen Lager nie jenen explosiven, überspannten, mit Umsturz drohenden Charakter tragen, der in weltanschaulich nicht fest begründeten Lagern öfters herrscht. Die Arbeit eines katholischen Verlages ist konservativ und fortschreitend zugleich." Der hübsch ausgestattete „Jubiläumsalmanach" bietet wertvolle Proben aus dem Schaffensgebiet beider Verlage.

„Jubiläums-Almanach" des Verlages Josef Kösel & Friedrich Pustet K.-G., München 1926. 8°. 212 S.

*

Von der *„Festausgabe von Goethes Werken"*, die das *Bibliographische Institut* zur Feier seines hundertjährigen Bestehens veranstaltet, liegen die Bände 6 bis 13 vor mit den dramatischen Dichtungen Goethes, den beiden Fassungen des Werther, dem Urmeister, den Lehr- und Wanderjahren und den Wahlverwandtschaften. Besonders hervorzuheben ist eine gründliche Studie des Herausgebers über Goethe als Dramatiker, eine einleitende Abhandlung Oskar Walzels über Goethes Erzählungen in Prosa, die Neuordnung wertvollen Bruchstücksmaterials und die Würdigung des Urmeisters. Man darf wohl sagen, daß diese Ausgabe jede andere vollwertig ersetzt und teilweise überholt. Sie leistet vor allem auch in ihrer knappen, zielsicheren Haltung den großen Dienst wissenschaftlicher Vereinfachung und verdient auch in dieser neuen Folge das hohe Lob, das ihr bisher in der gesamten Fachpresse zuteil geworden ist.

„Goethes Werke." Festausgabe zum hundertjährigen Bestehen des Bibliographischen Instituts, Gotha-Hildburghausen-Leipzig 1826—1926. Herausgegeben im Verein mit Fritz Bergemann, Ewald A. Boucke, Max Hecker, Rudolf Richter, Julius Wahle, Oskar Walzel, Robert Weber von Robert Petsch. Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig. 18 Bände, in grün Leinen je 4,25 Mk., in Halbleder gebunden mit Goldoberschnitt je 7,50 Mk., im Jubiläumsband (blau Leinen) je 4,80 Mk. Band 6—13. (Meyers Klassikerausgaben.)

*

Wir haben im „Gral" vor allem die Aufgabe, über das zeitgenössische Schrifttum so umfassend und so zuverlässig wie möglich zu unterrichten. Nach der Seite hin geht unser ganzes Bemühen. Wir suchen nach und nach die besten Kritiker für unsere Mitarbeit zu gewinnen. Wir streben nach schnellster Berichterstattung. Nicht leicht ist es, dabei auch einer zweiten Aufgabe gerecht zu werden, nämlich der Vertiefung ins Geschichtliche. Aber auch hier ringen wir danach, in allen Kritiken und in allen Aufsätzen möglichst auch die geschichtliche und organische Einordnung der besprochenen Werke vorzunehmen, was nur von Fachleuten geleistet werden kann. Wer darüber hinaus sich mit der strengen, rein wissenschaftlichen Literaturgeschichte befassen möchte, und von jedem Kritiker muß das bis zu einem gewissen Grade verlangt werden, der greife etwa zum *„Euphorion"*, *Zeitschrift für Literaturgeschichte*, begründet von August Sauer, herausgegeben von *Josef Nadler* und *Georg Stefansky*, Stuttgart, J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung. In der jüngsten Nummer, die außerordentlich lebendig und reichhaltig ist, finden wir einen höchst interessanten Aufsatz von *Konrad Burdach* über die *Kulturbewegung Böhmens und Schlesiens an der Schwelle der Renaissance*. Es wird uns darin an ganz neuem Material veranschaulicht, wie der Humanismus von Prag nach Schlesien vorgedrungen ist. Durch eine Fülle von

Digitized by Google

Einzelheiten öffnet die Schau des Forschers breite Ausblicke in die Jahrhundertfragen der Kultur. Erneut und diesmal in Verbindung mit einer Betrachtung der Hedwigslegende entwickelt Burdach seine Anschauungen über das Verhältnis von Mittelalter und Renaissance: „Der Orkan jenes gotterfüllten Liebesverlangens, um eins zu werden mit dem Überpersönlichen . . ., stillte sich zum Wehen eines neuen Geistes menschlichen Lebens, und aus der Flamme der Selbstzerfleischung . . . entzündete sich das Feuer einer Sehnsucht, die im Irdischen die Schöpferkraft der Persönlichkeit mit überpersönlichem Gehalt zu erfüllen und in der Liebe zur Schönheit des Daseins, in deren künstlerisch poetischer Gestaltung die Wiedergeburt des Menschentums, die Umfassung des Göttlichen zu gewinnen sucht. Aus wilden Fluten, die zu menschlicher Selbstvernichtung fortrissen, hat der Humanismus, hat die Renaissance die Völker des Mittelalters gerettet. Das ist ihr ewiges geschichtliches Verdienst. Diese Umwandlung der Delirien des religiösen Geistes aus einer lebenzerstörenden in eine lebenbejahende Kraft ist ihr Werk." Insbesondere wird das auf die heilige Hedwig und die heilige Elisabeth angewandt. „Nachdem dieses Verlangen, dieses rasende Gefühl in Welt- und Selbstverneinung bis an die Grenze der Zerstörung des menschlichen Lebens gestiegen war, schlug es scheinbar in sein Gegenteil um: es suchte seine Befriedigung in der gotterfüllten irdischen Wiedergeburt des Ichs, der Nation, der Menschheit aus dem Geist des Altertums und der primitiven christlichen Kirche. Die verleugnete Natur forderte ihr Recht." Wir wollen mit dem angesehenen Forscher Konrad Burdach nicht darüber rechten, inwieweit seinen Ausführungen ein wahrer Kern zugrunde liegt. Es scheint aber doch, daß die Heinesche Ideologie vom spiritualistischen Mittelalter und ähnliche Auffassungen bei ihm in einer Weise mitsprechen, die heute nicht mehr wissenschaftlich gerechtfertigt werden kann. Wie wenig Hedwig und Elisabeth mit rein negativen Beiwörtern charakterisiert werden können, gibt Burdach zwischendurch selber zu. Aus Michael und Jansen haben wir längst erfahren, wie gesund jene Zeiten alles in allem gewesen sind. Zwischen Delirien des religiösen Gefühls und heiliger Mystik werden wir die Unterschiede nicht verwischen. Wir werden über die Tatsache hinweg, daß der eine Gegensatz sich am anderen stärkt, jene andere nicht vergessen, daß nämlich durch das ganze Christentum seine stufenweise Eroberung aller Gebiete des Schaffens und der Kultur für den Geist des Evangeliums geht, eine Entwicklung, die heute noch nicht abgeschlossen ist. Nichts anderes ist sie als die Offenbarung des Gottmenschen in der Kulturgeschichte. Auch in den Zeiten des Humanismus hat es Gestalten wie Hedwig und Elisabeth gegeben, die ja auch bis heute nicht ausgestorben sind. Selbst für so kenntnisreiche Gelehrte wie Konrad Burdach bleibt die Gefahr von Geschichtskonstruktionen, die eben doch nicht durch hinreichendes Material gestützt werden können. . . . Noch möchten wir hinweisen auf eine fesselnde Besprechung der Braigschen „Kleistbiographie" von Josef Nadler sowie auf größere Aufsätze über polnische Literatur, neuere Briefausgaben, Dänemark usw.

*

Noch einmal möchten wir gerade unsere Leser auf das *„Geistige Europa"* hinweisen, ein *internationales Jahrbuch der Kultur*, und sie bitten, uns bei der Verbreitung dieses Werkes, das der deutschen und abendländischen Idee dient und von Jahr zu Jahr sich seinem Ideal mehr nähert, behilflich zu sein.

Digitized by Google

Schwester Hadewych

Ein Beitrag zur abendländischen Mystik / Von Hans Sturm

1

ALLER Mystik letzter Sinn ist: Wiedergeburt des Menschen aus sich selbst, analog dem Gesetz des sich immer wieder erneuernden Lebens; und der diese Wiedergeburt Ersehnende, der Mystiker, ahnt das ewige Leben und sucht, seine Sehnsucht zur irdischen Vollendung zu steigern. Name und Gewand werden durch Volk und Zeit bestimmt. Der Buddhismus erkannte in der Anschauung der jenseits alles Leids in erhabener Ruhe thronenden Buddha-Statue sein Ziel, den Griechen bedeutete die marmorne Herrlichkeit ihrer Götter Vollendung, das Urchristentum beging das Mysterium der Erlösung im gemeinschaftverbundenen Erleben der missa sacra, und im Mittelalter erwachte jene asketische Bewegung, die den einzelnen zum Urgrund des Gotteserlebnisses zurückführen sollte. Der mittelalterliche Mensch, dem die furchtbare Märtyrerzeit des Frühchristentums wie eine dunkle Legende verblich, nahm das Kreuz nicht als Ziel, sondern als Weg und schuf sich so ein in seiner schmerzlichen Größe einzigartiges, in höchstem Sinne gewolltes Leiden, natürlich nicht ein Leiden des einzelnen an einzelnen Dingen, sondern das Leiden der Menschen an der zerrissenen Zeit.

2

Nie versiegender Quell aller abendländischen Mystik sind die sinnenfrohe Allegorie des Hohenliedes, das Werk des Areopagiten und der Neuplatonismus; manche Fäden gehen sogar zurück über die eleusinischen Mysterien bis zu den uralten orphischen Kulten. Die morgenländische Mystik — die Upanischaden, die Bhagavadgîta, der Dschelâleddin, die Lieder Hafis' und die persischen und arabischen Heldengesänge — übertrifft manchmal an dichterischer Glut und farbiger Lebendigkeit die Schriften der christlichen Mystik, steht ihnen aber an philosophischem und ethischem Werte bei weitem nach. Die abendländischen Mystiker durchsetzten mit scharfem, scholastisch geschultem Intellekt die schweifende Intuition, mit anderen Worten: dem im kreisenden Licht der Intuition Geschauten gaben sie Gestalt im ruhigeren, aber ordnenden Zwielicht des Intellekts. Diese künstlerisch und wissenschaftlich gleich wertvolle Tat ist ihr größtes Verdienst.

3

Im zwölften Jahrhundert begannen die Augustinermönche Hugo und Richard von Sankt Viktor, der Zisterzienser Sankt Bernhard und Rupert von Deutz Theorie und Praxis der Mystik in ein System zu bringen. Daß gleichzeitig die heilige Hildegard von Bingen, die hymnische Visionärin vom Rhein, ihre Lieder und Gesichte aufzeichnete, ist nicht verwunderlich. Der frauliche Geist ist der Mystik immer besonders nahe gewesen, da er eigentlich erst dem systemgebundenen Intellekt die ursprüngliche intiutive Kraft verlieh.

Aber nicht Hildegard von Bingen ist, wie man bisher annahm, die erste geistliche Dichterin des Abendlandes, sondern Schwester Hadewych, von der bis in die neuere Zeit nichts als das Werk und der Name einem kleinen Kreise flämischer, holländischer und deutscher Literaturfreunde bekannt war. Die merkwürdigsten Ansichten über Heimat, Stand und Lebenszeit dieser seltsamen Frau waren im Umlauf, bis im Jahre 1858 C. Serrure der Jüngere als erster ihr Leben historisch

Digitized by Google

zu erforschen begann. Er glaubte in ihr, der Zeitgenossin der beiden Gelehrten Thomas von Cantimpré und Willem von Afflighem, die 1248 im Kloster Aywières in Welsch-Brabant verstorbene Äbtissin Hadewigis zu erkennen. Jan van Ruysbroecs Biograph dagegen, Carl Ruelens, identifizierte sie mit der sehr weltlich gesonnenen Ketzerin Heylewige Bloemarts, und diese etwas wunderliche Annahme fand naturgemäß viel Anklang und sogar (allerdings vorbehaltliche) Aufnahme in die 1905 im Auftrage der Maatschappij der Vlaamsche Bibliophilen in Gent herausgegebenen, von Vercoullie mit Einführungen und Anmerkungen versehenen ersten Gesamtausgabe.

Drei Jahre später veröffentlichte der Jesuitenpater J. van Mierlo in Löwen in einer dreibändigen Neuausgabe seine eingehenden, grundlegenden Forschungen, die er auch während des Krieges fortsetzte. In der „Stem uit Belgie" (einem damals zu London herausgegebenen Blatte der vlämischen Flüchtlinge) vom 18. Mai 1917 führt er aus, daß Hadewych nicht im vierzehnten, sondern im dreizehnten Jahrhundert gelebt habe; auch sei nicht sie von Ruysbroec, sondern der doctor exstaticus von ihren Schriften angeregt worden, die in dessen Kloster Groenendael, dem heute verfallenen Rotkloster, aufbewahrt wurde. In einer ergänzenden Arbeit: „Wann hat Hadewych gelebt?", erschienen 1921 als Heft 2/4 in „Dietsche warande en Belfort", legt van Mierlo auf Grund der Reihe der sechsundfünfzig „Vollendeten" in Hadewychs letzter Vision, von denen sich einige historisch bestimmen lassen, die Niederschrift der Gesichte in die Jahre zwischen 1236 und 1256. Diese wissenschaftlich begründete Feststellung macht Ruelens' Annahme gänzlich hinfällig und deckt sich in etwa mit der Zeitbestimmung Serrures.

Nun hat sich auch ein deutscher Gelehrter, *J. O. Paßmann*, mit dem Leben und vor allem mit den Schriften der Schwester Hadewych befaßt und diese in einem stattlichen Bande in Auswahl veröffentlicht. Er stützt sich auf die Vorarbeiten van Mierlos und berichtigt einige irrtümliche Voraussetzungen, befaßt sich aber im übrigen weniger mit ihrem äußeren Leben als mit ihrer geistesgeschichtlichen Stellung und Bedeutung in der Geschichte der abendländischen Mystik.

4

Ob Hadewych nun Äbtissin eines Klosters gewesen ist oder nur als Begine in einem der damals überall aufblühenden brabantischen Frauenkonvente gelebt hat, weiß man nicht, wohl aber, und das beweisen ihre Schriften, daß sie eine vorzügliche Erziehung und eine umfassende Kenntnis damaliger Kultur gehabt hat. Sie beherrschte das Lateinische und bediente sich in ihren Gedichten der Kunstregeln der höfischen Dichtung der Provenzalen. Plaßmann hat fünf der bedeutsamsten, allerdings schwer zu verdeutschenden Gedichte übertragen; von dem vierten sollen die beiden ersten Strophen als Probe hier stehen:

„Ein edles Licht strahlt in uns rein,
Das will, daß wir ihm einig sei'n —
Der reine Funke, das Lichtelein
Lebendigkeit der Seele mein,
Die ewig eins mit Gott muß sein:
Drin leuchtet Gott seinen ewigen Schein.

Es ist verborgen in uns drinnen.
Nie kann Vernunft sich des besinnen,

[1] Verlag der Orient-Buchhandlung Heinz Lafaire, Hannover.

Digitized by Google

Nicht anders als mit reinen Minnen.
Die seines Wesens Sinn gewinnen,
Die formt des Funkens Kraft von innen,
Und Göttlichkeit wird sie durchrinnen."

Meist ist eine Naturbeobachtung der Auftakt der Gedichte, die dann hinüberführt zu dem Inbegriff ihres geistlichen Lebens, der alles umfassenden Gottesminne.

„Am nächsten naht ihr, der in Liebe irrt.
Wer hungert ihrethalb, von ihr gesättigt wird."

Manche Verse, die damals etwas Ungewöhnliches waren, muten heute, nach fast siebenhundert Jahren, uns an wie aus unserer seelischen Not geboren.

In den einunddreißig Briefen, wohl als Sendschreiben an gleichgesinnte Gefährtinnen gedacht, zeigt die Verfasserin die überzeugende Kraft ihrer religiös-ethischen Denkart und die tiefe Innigkeit eines reinen Frauengemütes. Von Dingen des Glaubens und der Sittenlehre, von Andachtsübungen und Erziehungsfragen, von Einsamkeit und Gemeinschaft und immer wieder von „irdischer und göttlicher Minne" spricht Hadewych in allgemeinverständlicher und jeglichem Moralisieren ferner Form.

In den Briefen spürt man deutlich den Einfluß der beiden Augustinermönche von Sankt Viktor auf das geistliche Denken der Verfasserin, stärker jedoch in den nach Niederschrift und Inhalt weit persönlicher, unmittelbarer wirkenden vierzehn Visionen, die Plaßmann zum ersten Male vollständig verdeutscht hat. (Vor Jahren erschienen in der Inselbücherei zehn Visionen der Schwester Hadewych mit einem kurzen Nachwort des Übersetzers, F. M. Huebner, die jetzt vergriffen sind.) Es sind geheimnisumwitterte Bekenntnisse einer nicht krankhaften, wohl aber leidenschaftlich gläubigen Frauenseele, die aus den dunkelsten Tiefen fast verzweifelnder Verlassenheit sich hinaufschwingt in die Regionen erdentbundener Vereinigung mit Gott. Sie erkannte den göttlichen Sinn unseres Erdenlebens: das Weltgetriebe ist nur das Außen eines unerforschbaren, immer lebendigen Innen, und dieses Innen wird nicht der Erkenntnis, wohl aber der sich dem Außen entschwingenden Seele zum Erlebnis. Sie wußte: nur der die Hülle sprengende und sich vom Staube lösende Geist empfängt in den „reinen Sphären" die Gnade der Einheit.

„Später, an einem Ostertage, war ich einmal zu Gott gegangen. Da umfing er im Inneren meine Sinne, nahm mich in sich auf und führte mich in das Angesicht des Heiligen Geistes, der den Vater und den Sohn in einem Wesen umfaßt. Aus dem alleinigen Wesen dieses Antlitzes erhielt ich alle Einsichten, und alle meine Urteile las ich darin. Aus dem Antlitze ertönte eine schreckliche Stimme, die über alles erscholl; die sprach zu mir: „Du Alterfahrene, die du mich gerufen hast und mehr als tausend Jahre vor der Menschengeburt suchtest, welche Minne ich bin, sieh her und empfange meinen Geist der Allerkenntnis, denn darin bin ich die Minne. Bringst du aber auf all den Wegen der reichen Minne dich selbst als reinen Menschen in mich hinein, so sollst du mich genießen, der ich die Liebe bin. Bis zu diesem Tage sollst du alles lieben, worin ich die Minne bin; dann aber sollst du selbst die Minne sein, so wie ich die Minne bin. Und ganz allein in der Absicht sollst du leben, daß ich deine Minne sei bis an den Tod, in dem du lebendig wirst. Du empfingest mich in meiner Einheit, und ich habe dich empfangen. Fahr hin und lebe, was ich bin; kehre wieder und bringe mir die ganze Gottheit und genieße den, der ich bin."

Digitized by Google

Plaßmann gibt in seinen Erläuterungen eine erstaunliche Fülle von geistesgeschichtlichem Material und zeigt, wie die Quellen der mystischen Symbolik der vlandrischen Seherin bis in uralte Zeiten religiösen Denkens und Empfindens hinabreichen. Mysterienberichte des Apulejus von Madaura, das babylonische Sonnenheiligtum von Sippar oder die griechische Beschreibung einer berühmten Kunstuhr boten Motive für die Visionen, die sich nicht selten zu apokalyptischer Wucht steigern, so im Auftakt zu der vierten Vision:

„An einem Maientage saß ich und sollte die Messe von Sankt Jakob hören, denn es war an seinem Tage. Da wurden mir während des Lesens der Episteln meine Sinne nach innen gezogen, unter dem Sturmesbrausen eines umheimlichen Geistes, der mich von innen ganz in mich hineinzog. In meinem Innern wurde ich dann in den Geist hinaufgezogen.

Da wurde mir ein Schauspiel gezeigt: zwei Königreiche von gleichem Reichtum, gleichem Aussehen, gleichem Alter und von gleicher Pracht in ihrer Gewalt. Da kam ein brennender Engel, ganz von inbrünstigem Feuer erfüllt. Er tat seine Flügel weit auf und ließ damit sieben mächtige Schläge ertönen, wie ein Herold, der alles Schweigen heißt, damit man seinen Willen vernehme. Bei dem ersten Schlage hielt der Mond in seinem Laufe inne in der Stille, die da geboten war. Bei dem zweiten Schlage stand die Sonne in ihrem Laufe still. Bei dem dritten Schlage hielten alle Sterne in ihrem Laufe ein. Durch den vierten Schlag wurden die aus dem Paradiese aus ihrer Ruhe erweckt, um mit neuer Denkkraft dies Schauspiel zu bewundern. Bei dem fünften Schlage hielt der Thron in seinem Laufe inne. Bei dem sechsten Schlage erschienen alle Heiligen und heiligen Menschen, Lebende und Tote, alle, die im Himmel, im Fegefeuer und auf Erden sind, ein jeder nach der Stellung seines Wesens in der Gesamtheit. Mit dem siebenten Schlage wurden alle Himmel eines jeden Himmelreiches in ewiger Herrlichkeit aufgetan."

Treffend nennt Plaßmann Hadewychs Werk „eine Art Brennspiegel, der eine Fülle des Lichtes aus dem Osten noch einmal sammelt, ehe es sich in der weiteren geistigen Entwicklung der Menschheit verliert, und der dadurch auch Licht auf die in ihrer Zeit vorhandenen Unterströmungen wirft." Schwester Hadewych muß eine verhaltene Asketennatur gewesen sein, eine frühe Kämpferin um Gott und seine Wunder. Ihr Werk ist *ein* großes Gebet, ein nimmermüdes Ringen um den reinen Menschen, das vier Jahrhunderte später der cherubinische Wandersmann, dessen Ringen bereits abgeklärt, gewissermaßen schon im Blute seiner Ahnen ruhiger geworden war, in die prägnante Formel zwang:

„Mensch, werde wesentlich! Denn wenn die Welt vergeht,
Zerfällt, was Zufall ist; das Wesen, das besteht."

5

Der mittelalterliche Mensch hat dieses Wort auf seine Weise erfühlt und erfüllt. Er wußte noch nichts von unserer Mechanisierung des Daseins, die einer nüchternen Kausalität den Platz des Schöpfers zu geben versucht. Er besaß noch den Sinn für das Wunderbare, dem unsere Zeit mit seniler Skepsis gegenübersteht. Im einfachsten Ding und im gewaltigsten Symbol sah er den göttlichen Sinn des Seins, während wir uns durch die aus den Dingen herausgeklügelte Problematik wieder zurücktasten müssen dorthin, wo alle Fäden zusammenlaufen, zum Urgrund alles Seienden, zur Verjüngung, zur Erneuerung.

Unsere Tage stehen im Zeichen der Erneuerung; aber nur die erwachte, nicht

Digitized by Google

die erweckte hat wirklichen Wert, der erst wieder dauernd wird, wenn jeder Einzelne das Kleinste und das Gewaltigste, oder wie Corderius in seiner Ausgabe des Dionysius Areopagita von 1644 darlegt, „den Mikrokosmos und Makrokosmos in einem" unmittelbar aufzunehmen vermag.
Den Weg weisen uns die Werke der Schwester Hadewych, im besonderen ihre Gesichte, die aus der Gewalt des inneren Erlebens und dem Kündenwollen des Unkündbaren zu einer starken vox humana werden; hier wie überhaupt bei den Mystikern ist nicht die Erklärung das Wichtigste, sondern das jenseits aller Deutung schwingende Erlebnis.
Die gesamte abendländische Mystik wuchs aus antiken, germanischen und frühchristlichen Urgründen; aber die drei Strahlen schneiden sich im Glanze des mönchisch durchhellten und von der römischen Tiara überleuchteten Mittelalters.

*

Das alte Manuskript

Sei ohne Augen, du wirst es tasten:
Wie Weltwindwellen in erloschenen Büßerzellen
Für immer rasten.

Hundert Seiten der Demut fallen geneigt.
Hundert Seiten lang Himmel und Erde schweigt.

Aber dann —
Als der Versunkene in sich und in sich sann
Und schon ganz dürr war —
Zischelten grün die verschnörkelten Schlangen,
Und wie mit Blut war der Himmel verhangen
Und mit verlockenden Locken sein Grauhaar.

Hundert Seiten sind schwarz und schwer wie Fluch.
Hundert Seiten hauchen des Blutes Geruch.

Aber dann —
Als alles, Gott und Satan, in den Schlußpunkt gerann —
Rann noch ins Leere jene Vignette,
Rollende, grollende, weltüberrollende Kette
Und ist eitel Gold.

Kurt Matthies

Digitized by Google

Theater und Drama

Von Dr. Lorenz Kjerbüll-Petersen

WENN fortab an dieser Stelle auch über den Stand der zeitgenössischen Dramatik in gesonderten kritischen Abhandlungen regelmäßig berichtet werden soll, so wird es gut und nützlich sein, zunächst einmal, bevor in die Erörterung der Einzelprobleme eingetreten wird, gewisse prinzipielle Dinge, über die häufig Unklarheit und Verworrenheit herrscht, ins nötige Licht zu rücken und die methodische Anlage des Ganzen von Anfang an sicherzustellen.

Da wäre zunächst hinzuweisen auf einen Kardinalirrtum, dem man immer noch trotz einer nunmehr fünfundzwanzigjährigen wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Theatergeschichte selbst bei ernsthaften Kritikern begegnet und der darin besteht, daß man über das Drama wie über jede andere Literaturgattung einfach auf Grund einer gewissenhaften Lektüre glaubt urteilen zu können. Nun ist es ja gewiß wahr, daß auch das Drama als Literaturzweig betrachtet werden kann, ebenso gewiß aber hat andrerseits ein Goethe, der doch sicherlich zu den meistgelesenen unter den deutschen Dramatikern gehört, Recht mit seiner auf den ersten Anblick scheinbar etwas abstrusen Behauptung gegenüber Eckermann: „Ein Stück auf dem Papier ist gar nichts!" Andrerseits schreibt A. W. Schlegel: „Es ist offenbar, daß in der Form der dramatischen Poesie, das heißt in der Vorstellung einer Handlung durch Gespräche, ohne alle Erzählung, die Anforderung des Theaters als ihrer notwendigen Ergänzung schon liegt. Wir geben zu, daß es dramatische Werke gibt, die von ihren Verfassern ursprünglich nicht für die Bühne bestimmt worden sind, die auch auf ihr keine sonderliche Wirkung machen würden, während sie sich vortrefflich lesen lassen. Ich bezweifle jedoch gar sehr, ob sie auf jemanden, der nie ein Schauspiel gesehen, auch keine Beschreibung davon gehört hätte, einen ebenso lebendigen Eindruck machen würden wie auf uns. Wir sind schon darin geübt, beim Lesen dramatischer Werke uns die Aufführung hinzuzudenken."

Daß die Lektüre von Dramen nicht den Genuß zu bereiten scheint wie die anderer Dichtungsarten, beweist der geringe buchhändlerische Erfolg unaufgeführter Stücke sowie die zu allen Zeiten wahrzunehmende Tendenz, auch solche Dramen, deren theatralische Wirkung nicht allzu groß sein kann, für die Bühne zu erobern. Ich erinnere nur an Hölderlins „Tod des Empedokles", an Eichendorffs, in der Zoffschen Bearbeitung neuerdings viel gespieltes Lustspiel „Die Freier", an den zweiten Teil des „Faust", an die Klabundsche Bearbeitung des „Kreidekreis", Beispiele, die sich aus den Erfahrungen der letzten Jahre heraus beliebig vermehren ließen. Was den Genuß der Lektüre von Dramen beeinträchtigt, ist einmal die ständige Unterbrechung der Dichtung durch störende, oft sehr prosaische Regieanweisungen, mit denen der Leser kaum etwas anzufangen weiß, da sie nur eine sehr mangelhafte Anschauung vermitteln und durchaus keine Stimmungswerte zu erzeugen vermögen, wie es etwa entsprechende Naturschilderungen in Lyrik, Epos, Novelle und Roman bekanntermaßen in hohem Grade tun. Was hingegen bei der Lektüre von Dramen besonders wirkt, das sind meistens lyrische Schönheiten und Gedankenreichtum, Dinge also, die mit dem Drama als solchem, dessen Wesen, wie schon der Name besagt, Handlung ist, nicht in notwendigem

Digitized by Google

Zusammenhange stehen. Die dramatische Form bedeutet offenbar einen Verzicht auf wichtige dichterische Ausdrucksmöglichkeiten zugunsten anderer, vielleicht stärkerer, die nur die Darstellung zu bieten vermag. Nicht umsonst hat Max Foth seinem Buche dramaturgischer Betrachtungen den Titel „Das Drama in seinem Gegensatz zur Dichtkunst" gegeben. Freilich geht Foth bei der Herausarbeitung dieses Gegensatzes hier und da entschieden zu weit, indem er sich einem bühnenmäßigen l'art pour l'art verschreibt. Das ändert jedoch nichts an der Richtigkeit seiner Grundgedanken, die bei der kritischen Betrachtung der gegenwärtigen dramatischen Zustände auf den deutschen Bühnen auch die unseren sein werden. Eines jedenfalls steht fest, daß über die Entwicklung der Dramatik nur im Zusammenhang mit dem jeweiligen Zustand des lebendigen Theaters gesprochen werden kann. Kunst will in erster Linie ihrer soziologischen Wirkung nach gewürdigt sein, zum mindesten solange ihre Probleme aktuell und nicht schon durch das Fegfeuer der Historie gegangen sind. Für die Kunst der Bühne aber gilt das in besonderem Maße, weil hier das soziale Moment, durch das sich Kunst wesentlich vom Spiele, das lediglich den einen egoistischen Zweck der eigenen Ergötzung kennt, unterscheidet, besonders stark ausgeprägt ist. Während nämlich die Kunst des bildenden Künstlers oft nur einem kleinen oder allerkleinsten Kreise, wie im Falle der Porträtmalerei, zugute kommt, wendet sich die Schauspielkunst an ein Publikum, das heißt an eine Vielheit von Menschen, die den Charakter einer Masse in psychologischem Sinne trägt. Der aufgeführte Dramatiker spricht gleichzeitig zu Hunderten, und wie die bevorzugten ersten Hunderte sein Werk aufnehmen, davon hängt dessen Erfolg zum mindesten für das nächste Dezennium in der Regel ab. Das unaufgeführte Drama hingegen bleibt mehr oder minder eine Privatangelegenheit, die der Verfasser und die spärlichen Käufer des Buchs unter sich ausmachen mögen. Freilich kann es hin und wieder auch eine Aufgabe des Kritikers werden, für ein derartiges Drama einzutreten, und zwar mit dem ausgesprochenen Zweck, ihm zu einer Aufführung zu verhelfen. Dieser Fall ist indessen selten. Bei dem Mangel an brauchbaren Stücken hat heute jedes einigermaßen nur technisch gekonnte Drama alle Aussicht, aufgeführt zu werden. Es ist wirklich an der Zeit, dem Märchen ein Ende zu machen, das von meterhohen Stapeln von dramatischen Meisterwerken erzählt, die sich ungelesen in vergessenen Winkeln dramaturgischer Bureaus türmen, eine traurige Beute des Staubes und der Vergessenheit. Heute, wo selbst das kleinste Provinztheaterchen von ungestümem literarischem Ehrgeiz geplagt wird und mindestens seine zwei Uraufführungen in jeder Spielzeit haben muß, hat selbst das Gottliebchen in Grabbes „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" die größten Aussichten, als Genie anerkannt zu werden. Wenn dennoch zugegeben werden muß, daß manche dramatische Dichtung trotz unzweifelhaft vorhandenen poetischen Werts nicht zur Aufführung gelangt, so ist daran fast immer die bühnentechnische Unbrauchbarkeit des Werkes Schuld. Wenn heute ein Schmutzerzeugnis vom Range des „Fröhlichen Weinbergs" einen Theatererfolg sondergleichen zu verzeichnen hat, so sollte man ja nicht in den Fehler verfallen, diesen ausschließlich der moralischen Minderwertigkeit unseres Publikums zuzuschreiben. Unser Publikum sieht mit genau dem gleichen Interesse, ja, vielleicht mit noch größerem, ein Drama, dessen es sich in vollendeter Harmlosigkeit ohne zweideutigen Nebensinn erfreuen darf, vorausgesetzt, daß es dramatisch-technisch ebensogut gekonnt ist wie der schmutzige Reißer. Seien wir uns doch darüber klar, daß die aus der edlen,

Digitized by Google

aber abstrakten und blutleeren Idee geborenen Schöpfungen unserer Weltanschauungsdramatiker meistens von einer Bühnenfremdheit und dramatischen Unbeholfenheit sind, daß man sich wirklich nicht wundern darf, wenn sie es nur zu einem Achtungserfolg bei den bedingungslos Gutgesinnten bringen. Jeder Lyriker, jeder Romanschriftsteller glaubt heute auf gut Glück auch einmal ein Theaterstück schreiben zu können, wenn er sich nur flüchtig der drei aristotelischen Einheiten und allenfalls noch der Hamburgischen Dramaturgie erinnert. Von den besonderen Bedingungen der bühnenmäßigen Erscheinungswelt weiß er in neunzig unter hundert Fällen nichts. Das bloße Wort Effekt ist ihm ein Greuel, und doch könnte er in den Briefen Schillers, dem man eine idealistische Gesinnung doch sicherlich nicht wird absprechen wollen, keinem anderen Worte so oft begegnen wie eben dem geschmähten Wort Effekt, das allerdings in künstlerischem Sinne gemeint ist. Ein weiteres Moment darf bei allem nicht übersehen werden. Es handelt sich bei jedem erfolgreichen Drama, das aufgeführt wird, nicht nur um das Schicksal dieses Dramas allein; von jedem Erfolg zehrt eine ganze Generation von Epigonen, und der Erfolg beherrscht die Mode. Der Sieg also eines „Fröhlichen Weinbergs", um bei diesem Beispiel zu bleiben, bedeutet ohne weiteres den Sieg einer ähnlich gearteten Sorte von dramatischer Produktion; der Sieg eines wertvollen Werkes, vorausgesetzt, daß es von gleicher Durchschlagskraft wäre, würde von ähnlicher Zukunftsbedeutung sein. Es würde sich zeigen, daß selbst unsere rabiatesten dramatischen Brunstjünglinge auch anders könnten, wenn sie durch Mißerfolge dazu gezwungen würden. Freilich ist es leichter, außerästhetische Effekte als rein künstlerische Wirkungen zu erzielen, und so begreift man auch das große Geschrei, das sich gegenwärtig im Produzentenlager über das in Aussicht genommene Gesetz gegen Schmutz und Schund erhebt. Die Entscheidung über die Zukunft unserer Dramatik und gleichzeitig unseres Theaters also liegt letzten Endes beim Publikum, das die Produktion annehmen oder ablehnen kann. Freilich muß dieses Publikum erst gründlich erzogen werden, und eben in dieser Publikumserziehung, die ohne überhebliche Schulmeisterei zu erfolgen hat, sehe ich die höchste Aufgabe einer verantwortungsbewußten Kritik. Vielleicht auch ist es notwendig, das Publikum von Grund aus neu zu schaffen, was wiederum eine Frage der Organisierung aller Gutgesinnten wäre. Jedenfalls läßt sich die Verwirklichung des jahrhundertalten Traumes vom Nationaltheater der Deutschen nicht von obenher bewerkstelligen; Grundvoraussetzung zur Verwirklichung dieses Zieles wäre zunächst die Schaffung einer kulturellen Nation, die Gestaltung des Publikums zur künstlerischen Volksgemeinde.

Mit dem Theater soll man nicht hadern. In ihm lebt der Geist des ewigen Hanswurst, des tragischen sowohl wie des komischen, der in ständig gespannter Bereitschaft nur der Schatten harrt, die man zu beschwören belieben wird, damit er sie durchblute mit seinem Blut und belebe mit seinem Leben. Jede große dramatische Aufgabe fand noch stets eine kongeniale Schauspielkunst, und auch heute noch harrt eine große Schauspielergeneration der großen Aufgaben, die ihm ein gutes Schicksal stellen möge. Der scheinbare Niedergang, den wir zurzeit wahrzunehmen glauben, hängt unmittelbar mit der heillosen Verwirrung zusammen, die für die Gegenwart auf allen Gebieten charakteristisch ist. Bei der engen Wechselwirkung zwischen Schauspiel und Publikum ist jenes von diesem durchaus abhängig. Auch in solchem Sinne darf man die Bühne als einen Spiegel des Lebens betrachten. Schaffen wir ein gutes Publikum, und die dramatische Pro-

Digitized by Google

duktion wird gut sein; schaffen wir eine gute dramatische Produktion, und das Theater wird wieder auf der Höhe seiner kulturellen Mission stehen. Nach wie vor besteht Eduard Devrients Behauptung zu Recht, daß Theaterreformen letzten Endes immer von Publikumsreformen abhängig sind.

Es wird Aufgabe der nächsten Publikationen sein müssen, unter Berücksichtigung der hier aufgezeigten Zusammenhänge die zeitgenössische Produktion ihrem Wesen und Ursprung nach zu untersuchen. Es wird sich vielleicht zeigen, daß die Situation, so verworren sie auf den ersten Anblick aussieht, doch nicht so hoffnungslos ist, wie sie berufsmäßige Kulturpessimisten darzustellen belieben; daß vielmehr deutlich wahrnehmbare Bestrebungen festzustellen sind, die auf eine Stabilisierung unserer kulturellen Zustände hindeuten. Freilich stellt sich auch hier das Neuland nicht dar als ein solider, festgefügter und in sich ruhender Kontinent, sondern in der Gestalt von schwimmenden Inseln, die wie Delos der Sage nach auf den Fluten eines entfesselten Ozeans treiben, der Stunde harrend, da auf ihnen Apoll geboren werde, damit sie festen Halt gewinnen. Wer aber die glücklichen Inseln sucht, der darf auch die Fahrt durch das aufgewühlte Meer unserer Tage und Zustände nicht scheuen.

*

Der Erzähler Hans Franck[1]

Von Dr. Wilhelm Meridies

BEREITS in der Frühzeit seines erzählerischen Schaffens muß Hans Franck die Kleist'sche Erzählkunst als seinem Wesen am gemäßesten erkannt haben, denn schon die erste Buchsammlung seiner Erzählungen, der Novellenband *„Das Pentagramm der Liebe"*, legt Zeugnis von seiner Pflege der Novellenform im Sinne dieses Dichters, die — wie Franck in seinem für die Entwicklung der deutschen Prosa überhaupt ungemein aufschlußreichen Büchlein *„Deutsche Erzählkunst"* formuliert — „mit vollem Bewußtsein in der Sphäre der Menschlichkeit, in der wirklichsten Wirklichkeit bleibt, aber dennoch Unerhörtes, Hinreißendes, Unvergleichliches dadurch erreicht, daß sie die Gefühlskräfte des Menschen ins Ungemessene steigert und ihn in einen Widerstreit der Mächte, die seit Urbeginn um jede menschliche Seele ringen, einer sittlichen Bewahrung zuführen."

Franck erblickt mit Recht in der Kleist'schen Prosa weit stärkere zugrunde liegende ethische Kräfte als in der Novellistik früherer Epochen. Denn bei Kleist und dem an ihm geschulten Erzählerkreis ist Ziel der Darstellung nicht ein nur auf „Abenteuer und Muskelkraft-Taten" gerichtetes, sondern ein unsere Herzen weit tiefer ergreifendes und in viel höherem Maße anfeuerndes, mit einem Worte, ein beispielhaftes *Heldentum*.

Wie Kleists Novellen stets ein Geschehen so innerlich zwangsläufig zur Darstellung bringen, daß es unausweichlich erscheint und den Leser in einen fast magisch zu nennenden Bann versetzt, so sieht auch Franck in dem reißenden

[1] Sämtliche Werke von Hans Franck erscheinen im Verlag H. Haessel, Leipzig. Nur der Roman „Meta Koggenpoord" ist noch im Verlag Walter Seifert, Heilbronn, und das Büchlein „Deutsche Erzählkunst" bei Friedr. Lintz, Trier, verlegt.

Digitized by Google

Tempo der Erzählung sowie in dem pein- und doch reizvollen Hangen und Bangen über den Ausgang beim Leser eine Grundforderung seiner Novellenform, denn dieses Hin- und Hergerissensein um das Schicksal der Heldin oder des Helden läßt im Leser erst jene das menschliche Wesen und sein Geschick bestimmenden Seinskräfte greifbar und sinnhaft werden, deren Auslösung das für den Dichter höchste Ziel des den Menschen vermittelbaren Daseins durch die Kunst genannt werden muß.

Aus der Überzeugung jedoch, daß es nicht einmal dem Genie eines Kleist — z. B. in der „Verlobung auf St. Domingo" — gelungen sei, den tragischen Ausgang der Erzählung nach dem voraufgegangenen, Tiefstes aufwühlenden Geschehen zwingend für den Leser zu machen, und aus der Tatsache, daß so viele moderne Novellen unrichtige Lösungen geben, schlägt Franck einen anderen Weg bezüglich der Endlösung vor. Nicht eine Schwäche Kleists oder der anderen Dichter trage schuld an solchen nicht zwingenden Ausgängen, sondern es sei schlechterdings jedem Dichter unmöglich, nach einer infolge der seelischen Struktur vielfach gar nicht zu vermeidenden Komplizierung, Aufsteigerung, Zuspitzung des Geschehens oder — wie Franck es nennt — des „Falls", die gerufenen Geister zu bannen. Diese beginnen „nach eigenem Ermessen zu schalten, und der Künstler, der ihr Herr bleiben müßte, wird ihr Sklave". Der Leser aber, innerlich hingerissen und zum Mitschaffen genötigt, habe seine eigene Lösung bereits vor dem Schluß bei der Hand, und im Fall der Abweichung der seinen von der des Autors ergäbe sich dann eine mehr oder minder berechtigte Enttäuschung. Aus diesem Grunde solle das Geschehen zwar einen Abschluß erhalten, der jedoch dem Leser auch noch die Möglichkeit einer anderen Lösung offenlassen möge. Als Beispiel zieht Franck Goethes „Novelle" an, deren Ausgang er für wahrhafter, glaubhafter und künstlerischer hält als den der Kleistschen „Verlobung". Hiergegen darf wohl bemerkt werden, daß es immer Menschen geben wird, die sich den Ausgang einer Erzählung anders *gewünscht* hätten; worauf es jedoch einzig und allein ankommt, das ist die vom Dichter aus, von seiner Seele aus richtig, d. h. ihm wesensgemäß, durchgeführte Schicksalhaftigkeit des Geschehens. Und diese scheint mir gerade bei Kleist in allen Novellen enthalten (auch in der „Verlobung").

Anekdote, Novelle, Roman: das sind die drei Bezirke, in denen die Erzählkunst sich auswirkt. Wie Anekdoten oft — man denke an manche Anekdoten Hebels oder Wilhelm Schäfers — bis hart an die Grenze der Novelle gerückt scheinen, so müssen manche Francksche Novellen als Grenzüberschreitungen der Anekdotenform angesehen werden. Francks Novelle *„Die Südseeinsel"*[1] ist hierfür das beste Beispiel. Will die historische Anekdote ihrer Entstehung wie ihrem Wesen nach die Verdichtung eines Geschehnisses von symbolhafter, tiefmenschlicher Kraft auf Grund einer Geschehnis-Pointe geben, so bedeutet es eine Weiterführung der Anekdote, wenn auf anekdotischem Unterbau menschliche Schicksale, die zeitlich noch auf das anekdotische Geschehnis folgen, weitergesponnen werden, wie dies in der „Südseeinsel" der Fall ist. Bei einer noch vorzunehmenden literarhistorischen Untersuchung auf Grund solcher Einstellung würden sich zweifellos wesentliche Erkenntnisse für die Entwicklung der Novelle überhaupt aus der Anekdote ergeben, denn in dem Augenblick, da zu der berichteten Anekdote eine dichterische Weiterspannung in die zeitliche Folge hineintrat, wandelte sich die

[1] Aus dem Band „Septakkord" (H. Haessel), auch einzeln in der Bücherei „Der Falke", Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Digitized by Google

begrenzte Anekdotenform in die freiere Novellenform. Beiden gemeinsam blieb, bei dichterischer Behandlung, was bei Kleist noch nur eine Ahnung war, seit Hebbel erst bewußtes Gut der Erzähler (und Dramatiker) ist: „Allgemeines zu erfassen im Persönlichen, Persönlichem den Weg zu weisen zum Allgemeinen." Dieser ethischen, Hebbelschen Forderung zu genügen, der Hebbel selbst in seiner erzählenden Prosa als geborener Dramatiker, der er war, nur nachzustreben, sie aber nicht entfernt zu erfüllen vermochte, gelingt Franck fast in allen seinen Novellen sowohl seines ersten Bandes, *„Das Pentagramm der Liebe"*, als auch seines neuesten *„Septakkord"*. Hebbels „Nacht im Jägerhaus" oder „Matteo" ermangeln im Vergleich zur Kleistschen Erzählkunst zwar künstlerischer Geschlossenheit, überragen jedoch Kleist schon deutlich durch ihren ethischen Gehalt. Den glücklichsten Weg zur dichterischen Verbindung von unerhörtem Einzelfall, unausweichlichem Zwang des Geschehens und ethischer Bewußtheit dürfte aber doch wohl Hans Franck bis heute gegangen sein.

Auch Franck ist Dramatiker von Geblüt, so sehr, daß in keiner seiner Erzählungen das dramatische Element sich verleugnet, wenn auch naturgemäß seine an Hebbel geschulte Geistigkeit sich in der Novellenform nicht so augenfällig auswirkt wie im Drama. Im Roman ist für dramatisch erfaßtes und gesehenes Geschehen noch weniger Raum, da dieser in seiner gedanklichen Grundanlage — nach Hebbel — die Hinaufweitung eines (oder gelegentlich auch mehr als eines) Einzelschicksals ins Allgemeinmenschliche nach epischen Gesetzen verlangt, die den dramatischen entgegenstehen. Franck sieht, wie es seine „deutsche Erzählkunst" lehrt, als Sinn und Aufgabe des Romans an, „den Verlauf eines Lebensweges mit seinem Auf und Ab, mit seinen Einengungen und Fernsichten, mit Beschwernissen und Befreiungen" nachzugestalten.

Francks erster Roman, *„Thieß und Peter"* (1910), die Geschichte einer Schülerfreundschaft und ihres notwendigen Zerfalls, zeigt, daß es falsch wäre, vom Roman die Darstellung eines vollen Lebensweges zu fordern; daß vielmehr schon ein Lebensabschnitt, sofern er bedeutsam ist, auch ohne Schilderung des voraufgegangenen oder nachfolgenden aus seiner eigenen Strahlungskraft heraus, aus der Sphäre der Zufälligkeit in die der Notwendigkeit zu führen gestattet. In seinem nächsten Roman, *„Das dritte Reich"* (1922), ein durchaus individuelles Künstlerschicksal ins Typische erhöhend, will Franck zugleich sein eigenes Glaubensbekenntnis geben, indem er Heinrich Seuses dem Roman als Motto vorangesetzte Worte: „Wem Innerkeit wird zur Außerkeit, dessen Innerkeit wird innerlicher, als wem Innerkeit wird nur zur Innerkeit" als den Sinn des Künstlerberufs jenes mittelalterlichen deutschen Bildhauers Johannes Plessen, seines Romanhelden, wie seines eigenen Dichterberufs aufstellt. Darüber hinaus aber ergibt sich für Franck wie für seinen südsehnsüchtigen Helden, der um die innerliche Synthese zwischen nordhafter und südhafter Schönheit ringt — Erbteil der großen deutschen Künstler und Dichter seit den Zügen deutscher Kaiser nach Welschland —, zugleich die Bestimmung des deutschen Volkes, Herzland einer Welt, das dritte Reich zu sein.

Auch Francks dritter Roman, *„Meta Koggenpoord"* (1925), gleichfalls ein Künstlerroman, doch der einer Frau, einer Malerin, in der man die Gestalt Paula Modersohns-Becker wiederfindet, verlegt das Problem der Berufung zum Künstler aus der männlich-geistigen in die weiblich-sinnliche Welt. Die Frau als Gattin und Mutter unterliegt im Ringen mit der schöpferischen Natur in sich als Geschlechts-

Digitized by Google

wesen und zieht die stärksten Kräfte ihrer künstlerischen Natur aus diesem seelischen Konflikt. Die epische Durchführung dieses Themas geschieht auf breitester Erzählungsgrundlage, zwar nicht zum Vorteil der künstlerischen Geschlossenheit, jedoch zur Ermöglichung verschiedener episodaler, dichterisch stärkster Verknüpfungen der Schicksalskreise. Danach muß es scheinen, als ränge Francks epische Kraft bereits um eine neue, von ihm für den Roman noch nicht gefundene Form.

In seinem soeben erschienenen Roman „*Minnermann*" (Haessel), der das Kriegserlebnis und die ihm folgenden wirtschaftlichen und sozialen Umwälzungen, also das Jahrzehnt 1914—1924, in der Umwelt eines mecklenburgischen Dorfes zu spiegeln und darzustellen versucht, ist freilich von höher geführter künstlerischer Form nichts zu spüren. Es ist Franck jedoch nicht gelungen, aus den, letzter dichterischer Gestaltung freilich ob ihrer zeitlichen Nähe wohl noch unzugänglichen Geschehnissen jener Jahre mehr herauszuholen als einen guten und sauber gearbeiteten Unterhaltungsroman. Dies ist verwunderlich, weil es ihm in der ebenfalls 1926 erschienenen dramatischen Dichtung „*Klaus Michel*" für die Jahrzehnte 1880—1914 glückte, die innere Wandlung des deutschen Volkes in Szenen von wirklich dichterischer Intensität darzustellen, allerdings mit der Einschränkung, daß „Klaus Michel" ein Lesedrama ist, das auf der Bühne sich kaum durchsetzen dürfte. Die im „Minnermann" recht spürbare Unfreiheit Francks gegenüber dem eben miterlebten Jahrzehnt läßt auch die oft zu wortreiche, langatmige Schilderung wie die zu äußerliche Charakterisierung der Handelnden als Ersatz für jene aus sich selbst, aus ihrer Verhaltenheit wirkende, gelassen-epische Verdichtung erscheinen, die Hamsun, Stehr oder Herwig (in seinen „Eingeengten") eigen ist.

*

Filmeuropa – Filmamerika

Von Paul A. Schmitz

IN Paris ist vor wenigen Wochen der erste internationale Filmkongreß zu Ende gegangen. Amerika, das bedeutendste Land der Filmproduktion, ist dieser Veranstaltung ferngeblieben. Nur europäische Länder waren vertreten. Und diese „internationale" Veranstaltung war ein kümmerlicher Torso.

Wo liegen die Gründe dafür, daß Amerika dieser Zusammenkunft fernblieb? Fühlen sich die amerikanischen Filmfabrikanten in ihrer annähernden Weltmonopolstellung so sicher, daß sie glauben, derartige Kongresse einfach ignorieren zu können? — Vielleicht! Warum aber blieben *die* Amerikaner fern, die geistig die Träger des amerikanischen Films sind, wenn schon die Geschäftsleute eine Reise nach Europa für überflüssig hielten? Hier scheint mir der wesentliche Grund für das Fehlen der Amerikaner zu liegen. Der amerikanische und europäische Film sind zwei Welten, die sich geistig wenig und unzulänglich berühren.

Der Typus des amerikanischen und der Typus des europäischen Films sind Gegensätze, wie sie größer im Rahmen einer Kunstgattung kaum gedacht werden können. Während der Amerikaner seine Produktion unbedingt und absolut auf geschäftlichen Erfolg einstellt — Filmgestaltung rein als Fabrikation betrachtet —, sucht man in Europa stofflich immerhin ein gewisses künstlerisches Niveau zu wahren.

Digitized by Google

Trotz dieser, für den europäischen Film scheinbar günstigeren Einstellung, scheint mir der amerikanische Film dem Typus einer Filmkunst mehr genähert als der europäische. (Ich spreche hier nur vom Typus, vom Durchschnittsfilm, nicht von Gipfelleistungen.) Der amerikanische Filmschauspieler, im Grunde vielleicht weniger Künstler als der europäische, hat sich mit einer eigenen Filmkunst vertrauter gemacht. Der europäische Schauspieler haftet zu sehr am Schauspiel, an der Maske. Er spielt indirekt, ein Erbstück der Sprechbühne. Er verwandelt sich in eine — meist recht unzulängliche — erdachte Person oder Gestalt, so gut oder schlecht er kann.

Der amerikanische Schauspieler ist hierin, mit Maximen der Sprechbühne gemessen, weniger „künstlerisch" — denn er sucht gar keine andere Maske —, er spielt sich. Der Typ hierfür ist Harald Lloyd. Er kann allerdings nicht jede beliebige Rolle spielen, *seine* Rolle jedoch spielt er mit verblüffender Wirkung und Lebendigkeit. Sein Spiel ist überzeugende Geste, mag es stofflich-künstlerisch noch so tief stehen.

Die Wirkung des amerikanischen Films entsteht aus der Situation. Im Lustspiel reiht sich Situationskomik an Situationskomik. Der europäische Film ist zu gedanklich, zu stark dem Psychologischen zugewandt, jenem Element, dem darstellerisch höchstens die Sprechbühne gerecht werden kann. Der Europäer spielt, „als ob" — um Gedanken plausibel zu machen, er ist zu wenig visuell. Der amerikanische Film dagegen lebt einzig und allein vom Visuellen. Und was beim Amerikaner überzeugende Geste ist, wird beim Europäer gar zu oft verzerrte Grimasse. Das Erbe der Bühne wird dem deutschen Film zum Hemmnis, dem Amerikaner, der völlig frei davon ist, zum stofflich-künstlerischen Mangel.

Man hat in letzter Zeit erkannt, daß sich diese beiden Mängel harmonisch zu einem vollkommenen Ganzen vereinen. So wie ein geschäftliches Zusammengehen erzielt wurde, scheint sich in Filmkreisen ein geistiger Austausch vorzubereiten, der beiden Teilen fruchtbar werden kann. Europäische Filmschauspieler und Filmregisseure — Jannings, Murnau, Lubitsch, Veidt aus Deutschland, Stiller aus Schweden, Mosjoukin aus Rußand, also die bedeutendsten Filmgrößen, die Europa besitzt — sind von amerikanischen Filmgesellschaften verpflichtet worden und werden, wenn auch die Abwanderung in mancher Hinsicht zu beklagen ist, sich dort, unbelastet durch eine hemmende Bühnentradition, der Filmkunst mehr nähern als bei uns.

Die am Film Schaffenden beider Kontinente werden aus den gegenseitigen Mängeln Nutzen ziehen.

Die amerikanische Produktion des „rollenden Bandes" wird veredelt werden durch den künstlerischen Ernst europäischer Regisseure und Filmschauspieler. Und die geschäftssicheren Amerikaner spüren sehr, daß Europa das besitzt, was ihrer eigenen Produktion fehlt: Seele und Geist.

Was der erste Filmkongreß in Paris nicht vermochte, nämlich einen Zusammenschluß zwischen Filmeuropa und Filmamerika zu vermitteln, wird durch künstlerischen Ausgleich von selbst erreicht werden. Und man spürt: „Im Film entsteht eine neue Gemeinschaftssprache der Menschheit."

*

Digitized by Google

Zu unserer Kunstbeilage

Von Dr. Gert Buchheit.

Innerhalb der Normen des französischen Bürgertums — klar und fest, rücksichtslos gegen sich und andere und nicht ohne Haß — wächst *Auguste Rodin* (geb. 1840) in Paris auf. Zwanzig lange Jahre lebt er der Vorbereitung auf seinen eigentlichen Beruf: im Atelier des großen Schweigers Barye, als Gehilfe Carrier-Belleuses und van Rasbourgs und, was wichtiger ist, als geheimer Schüler der Griechen, die er schon früh in den antiken Statuen des Louvre zu kopieren bemüht ist. So erfüllt er unbewußt, aber vorbildlich die Forderung Delacroix', der vom Künstler ein hohes Alter, ein Reifsein und Wachsen über die Dinge hinaus fordert. „Um aber unter die Großen zu zählen, muß man das Vertrauen, das man durch seine ersten Leistungen erweckt hat, durch die Werke des reifen Alters, des Alters der wahren Kraft, verdienen."

Ausgangspunkt Rodins ist das Ideal des antiken Bildhauers; großzügig und typisch wie jener will er die Logik des menschlichen Körpers darstellen. Dabei begreift er diesen Körper nicht als leblosen Stoff, wie ihn der Anatom auf seinem Seziertisch vor sich sieht, sondern als bewegten Organismus, der im Spiel des Lichts fortwährend Veränderungen erleidet, als ein ganz von Leben erfülltes, von Leben verzehrtes Instrument der Affekte. Wie einst die holländischen Meister die tanzenden Wogenkämme des Meeres, die schimmrigen Schneeflächen des Winters und die dämmrigen Scheine der Zimmer für ihre Kunst eroberten, so reißt Rodin alle wechselnden Bewegungen des menschlichen Körpers, sein Spiel mit Licht und Atmosphäre, jede Biegung, Streckung, Straffung und Überschneidung in den Bannkreis seines Werkes. Der Stoff wird wieder Körper, der Geist wieder Blut. Je mehr dieser Formwille ins Bewußtsein dringt, desto näher kommt dem Künstler der große Florentiner, der leidenschaftliche, einsame Schöpfer der „Gefesselten Sklaven", Michelangelo Buonarroti. Neben den Schöpfungen des Phidias ist dessen Werk das einzige, das er brüderlich und nicht nur mythisch begreift, als einmalig-persönliche *und* ewige Gestalt. Diese „Auswahl" bezeichnet Rodins Größe. Sie verdeutlicht die Polarität seines Schaffens, das sich als Synthese nordischer Geistigkeit und südlicher Sinnlichkeit kundgibt.

In den grandiosen Gebilden seiner auf das Absolute abzielenden Kunst, die wir unter dem Namen des „Ehernen Zeitalters", des „Denkers", der „Bürger von Calais", des „Kusses", der „Verzweiflung" usw. bewundern, offenbart sich jenes stets wache Formempfinden, das von jeher lateinischer Rasse eigen ist. Wie sich das seelische Substrat — Lebensgefühl und Geistigkeit des schöpferischen Menschen — in Form verwirklicht, dieser Prozeß hat nichts zu tun mit der formzerstörerischen, visionären Traumglut, die den Romanen — um mit Pierre Jeannet zu reden — in dem „entsetzlich barbarischen" Grünewald, in dem „mißtönenden, verworrenen" Dürer so verhaßt ist. Formale Zucht, stärkste plastische Herausarbeitung der körperlichen Erscheinung bei aller Weichheit der Modellierung und ein ungebrochenes Temperament bestimmen die ästhetische Kristallisationsformel dieses Stils.

In dem „Mann mit der zerbrochenen Nase" und in der durch eine Ballade Villons angeregten „Alten Helmschmiedin" führt ein kühner, an die rückhaltlose Naturverehrung der großen Quattrozentisten erinnernder Verismus zu einer die führenden Linien betonenden, *akzentuierenden* Charakteristik. Mit unerbittlicher Schärfe, fern von jeder Idealisierung interpretiert der Künstler das Häßliche. Denn er weiß, daß einzig die Macht des Charakters die Schönheit bedingt, Charakter aber die innere Wahrheit des Naturschauspiels ist, sei es häßlich oder schön. Damit fügt sich Rodin in einen großen Zusammenhang ein, der, wenn auch in prismatisch verschiedenen Brechungen, Gestalten wie Velasquez' Sebastian, Donatellos Zuccone, Shakespeares Jago und Hugos Quasimodo als verwandt erscheinen läßt.

Daneben her gehen die wie im Fluge geschaffenen Porträtbüsten Dalous, Laurens, Rocheforts und Puvis de Chavannes — die hinter der Ähnlichkeit der Maske so wunderbar die Seele verkörpern, gleichsam abgekürzte Biographien, fragmentarische Berichte vom Wollen, Schaffen und Kämpfen dieser Menschen. Im Denkmal Honoré de Balzacs steigert sich diese großbarocke Auffassung zur gigantischen Vision des von Schmerz und Schlaflosigkeit heimgesuchten Genies, dessen dämonische Züge aus den wusten Gewandmassen hervorleuchten. Mit geblähten Nüstern, den Kopf im Schaffensrausch zurückgeworfen, Augen wie Flammen, steht dieser Gigant auf dem Abhang von Meudon — das Denkmal einer Epoche wie der Apoll von Olympia, der Bamberger Reiter, der Moses des Michelangelo.

Ganz anders der früher entstandene „*Johannes*". Wie eine Erscheinung aus einer andern Welt, hadernd, werbend, eindringlich in Blick und Gebärde schreitet er auf uns zu. Der Mund geöffnet, als ob er rufen wollte, die Augen aus tiefen Höhlen brennend, das wirre Haar in Massen an den Schläfen angelegt! Kein ausgehungerter Anachoret, wie ihn etwa Donatello geschildert, ein

Digitized by Google

Seher, der den kommenden Herrn verkündet, ein Prediger mit der Gabe der Liebe. Seine Arme reden: energisch die Linke, winkend, demonstrierend die Rechte. Wir begreifen das Große, Schicksalsnotwendige dieser Gestalt und erinnern uns nicht ohne Erschütterung jenes anderen, nicht minder wirklichen Johannes, der auf Grünewalds Isenheimer Altar, dem gewaltigsten Messiasoratorium deutscher bildender Kunst, mit langem zurückgebogenem Zeigefinger auf den Gekreuzigten hinweist mit den Worten: „Es ist not, daß er wachse und ich kleiner werde."

Neue Bücher

Literaturwissenschaft

Amoretti, G. V., „Hölderlin". Fratelli Bocca, Turin. Vertrieb für Deutschland: Röhrscheid, Bonn.

Ein großer Dichter ist nichts anderes als ein Mythus. Und das ist seine mythische Bestimmung: Zeiten gehen dahin, die wissen nichts von ihm; dann wächst eine Generation heran, findet in ihm ihr großes, vorhergelebtes Symbol. Und der Dichter tritt lebendig in ihren Kreis. Das ist die Offenbarwerdung seines Werkes. Er mußte zum Mythus werden, damit in vollerer Klarheit er denen erscheine, für die er vorausbestimmt war.

So deutet Amoretti seinen Hölderlin. Das ist die Andeutung. Und aus dem ganzen Werk spricht die tiefste Gefühlswärme für den Verlassenen von Tübingen. Hölderlin wurde dem Verfasser zum Erlebnis. Das spricht aus jeder Zeile. Er läßt dieses Leben an uns vorübergehen und weckt unsere ganze Sympathie. „Mir sind seine Sprüche wie Orakelsprüche, die er als Priester des Gottes im Wahnsinn ausruft." Bettina von Arnim wußte um den Dichter zu seiner Zeit. Eine größere Deutung konnte ihm nicht zuteil werden. „Aber in mir hat dies alles Widerhall." Amoretti geht all diesen Bedrängnissen nach. Für uns ist seine Darstellung von um so größerem Interesse, weil er als Nichtlandsmann des Dichters mit einer so ganz anderen — vielleicht objektiveren — Einstellung zu seiner Schau gelangt. Ein fremdes Volk mit seinem Dichter. Das ermöglicht dem Verfasser eine unparteiische Stellungnahme. „Für dieses Volk (die Deutschen) sind die Ufer des Jordans viel zu weit." So öffnet sich für uns manch interessante Perspektive, und das vorliegende Werk dürfte sich würdig einreihen in das große Bemühen um Hölderlin. *Dr. Herm. Blech.*

Anderson, Melville Best, Karl G. Rendtorr, Frank-Angeli und William D. Briggs: „Ewald Flügel". Eine Darstellung seines Lebens und Wirkens. Mit einem Vorwort von Felix Flügel (Germanische Studien, Heft 41). Emil Ebering, Berlin 1926. Gr.-8°. 52 Seiten.

Die Herausgabe dieses Heftes war offenbar schon jahrelang geplant, ist aber erst jetzt möglich geworden. Denn Ewald *Flügel*, der den größten Teil seines Lebens an der amerikanischen Universität zu Stanford verbrachte, ist schon 1914 gestorben, und die hier vereinten Beiträge sind Nachrufe, die ihm in Amerika gehalten wurden und aus denen die warme Liebe zu dem Menschen, die Erkenntnis der schwierigen Situation des Lehrers und der imponierende Eindruck deutscher Gründlichkeit deutlich hervorgehen, als deren größte und bedeutendste Leistung Flügels Wörterbuch zu Chaucer und seinen Zeitgenossen erscheint. *Dr. Oskar Katann.*

Lewin, Ludwig: „Die Jagd nach dem Erlebnis". Ein Buch über Georg Kaiser. Die Schmiede, Berlin 1926. 8°. 194 Seiten.

Nachdem Bernard Diebold das in trügerischen Undurchsichtigkeiten maskierte Phänomen Georg Kaiser als Denkspiel einer technischen Persönlichkeit definiert und zur Erhärtung dieser Definition eine im letzten und kleinsten sicher verläßliche Analyse der Kaiserschen Denkdramaturgie gegeben hat, muß man entweder sehr originell sein, bedeutender zu schreiben — oder geschickt genug, um das Werk Diebolds so oder so paraphrasieren zu können.

Lewin hat es im vorliegenden Falle mit der Geschicklichkeit versucht, leider auf ziemlich ungeschickte Weise. Denn daß er den unverbrüchlichen Entscheid Diebolds kennt, irgendwie als Richtpunkt wahrnimmt, ist im ganzen unverkennbar. Und hier, in der ungefähren Repetition des „Dieboldschen", liegt der größere Vorzug dieses Buches. Weniger vorteilhaft sind dagegen alle Bemühungen, Diebolds klar erhellende Erkenntnis sozusagen zu überbieten, hier und da — in Kleinigkeiten — in beiläufiger Verschiebung der Urteile, um, wie man leicht verspürt, dem kalten, typisierten Komplex der Kaiserschen Technik einige wenige wärmende, menschlich verbindlichere Nuancen abzugewinnen. Kleine Abrundungen gelingen. Geringe Berichtigungen seien zugestanden. Gerne. Aber wenn sie auch zahlreicher wären, so könnte man doch nicht verzeihen, daß Lewin behauptet, er, Kaiser, habe die Gabe, „unser Lebensgefühl zu erhöhen", wolle die „Erstarrtheiten lösen", die „Erfrorenheiten auftauen", liebe das „Unbedingte", beweise „psychologische" Folgerichtigkeit — für ihn, Georg Kaiser, sei „Denken Wille zu äußerster Vitalität", sei Dasein „Jagd nach dem Erlebnis", wo doch in aller Welt nichts offenkundiger ist als eben die erstarrende, erkältende, unmusikalische, herzferne, mechanisierende Jagd nach

Digitized by Google

dem baren, blutleeren Typ, dem das Leben längst in hurtiger Dialektik zu Tode gekommen ist.

Wenn — was ich nicht glauben mag — diese baren Tatsächlichkeiten, die Bilanz der Nach- und Vorteile Kaiserscher Dramatik, wirklich noch nicht geläufig sein sollten, so rate ich dringend, das bislang immer noch aktuelle Buch Diebolds zu lesen. Dann übersieht man ziemlich genau, daß Lewin eine sorgfältige, lobenswerte Bemühung nur für eine gewisse Ergänzung Diebolds aufgewandt hat. *Lr. Jost Terhaar.*

Petriconi, H.: „Die spanische Literatur der Gegenwart seit 1870". (Die Literaturen der Gegenwart. Herausgegeben von Otto Forst-Battaglia.) Dioskuren-Verlag, Wiesbaden 1926. 8°. 199 Seiten. Geh. 5.—, geb. 6.— Mk.

Der erste in dieser Buchreihe herausgegebene Band über die französische Literatur von Forst-Battaglia hat mit Petriconi einen würdigen Nachfolger gefunden. Zwar sind Forst-Battaglia und Petriconi in ihrer Darstellungsart grundverschieden. Während nämlich Forst-Battaglia seine persönliche Meinung hinter einer objektiven Zusammenfassung entschieden und bewußt zurücktreten läßt, zeigt Petriconi ebenso bewußt einen vom Leser stets als sympatisch empfundenen Subjektivismus. Wir finden diesen freimütig eingestandenen Subjektivismus nicht nur in den Porträts mancher Dichterpersönlichkeiten, die Petriconi im allgemeinen geschickt und eindringlich vor uns hinzustellen weiß, sondern vor allem in der ganzen Einstellung zur zeitgenössischen Literatur, die uns manchmal doch etwas zu liberal zu sein scheint. Zu loben ist vor allem, daß Petriconi jedem Schriftsteller seine Individualität läßt und nicht versucht, ein starres Schema für seine Literaturgeschichte aufzustellen. So nehmen wir denn einstweilen sein Werkchen hin als einen ersten Versuch, die spanische Literaturgeschichte eines halben Jahrhunderts zu sichten und in ihrer Ganzheit zu erfassen und dadurch dem deutschen Leser zu beweisen, daß ihm als Zeitgenossen die spanische Literatur keineswegs so fremd ist, wie er vielleicht annehmen möchte. *H. H.*

Sprachwissenschaft

Brüggemann, G. A.: „Wortschatz und Spachform". Sprachliche Plaudereien und Betrachtungen. Quelle & Meyer, Leipzig 1925. 8°. 135 Seiten.

Das Werk enthält Aufsätze, die zuerst in der „Kölnischen Zeitung" erschienen sind. Der Verfasser weiß, was eine gebildete Leserschaft in sprachlicher Hinsicht interessiert, und er versteht es auch, die rechte Form der Darbietung zu finden.

Günther, L.: „Von Wörtern und Namen". Fünfzehn sprachwissenschaftliche Aufsätze. F. Dümmler, Berlin 1926. 8°. 255 Seiten. 5 Mark, gebunden 6 Mark.

Das Buch bietet eine Sammlung von Aufsätzen, die bisher in Zeitungen und Zeitschriften zerstreut waren. Auch hier findet sich viel kulturgeschichtlich Interessantes.

Weise, Oskar: „Wanderungen auf dem Gebiete der deutschen Sprachgeschichte und Wortbedeutung". Frommannsche Buchhandlung, Jena 1925. 8°. 112 Seiten. Broschiert 2,80 Mk., gebunden 4,80 Mk.

Der Verfasser will vor allem die Beziehungen zwischen Sprache und Kultur aufzeigen. Neben Aufsätzen zur Geschichte der deutschen Sprache enthält das Buch Plaudereien über Geschichte und Bedeutung einzelner Wörter. *Dr. J. Kahle.*

Richter, Elise: „Wie wir sprechen". Mit 5 Abbildungen im Text. 2., vollständig umgearbeitete Auflage. B. G. Teubner, Leipzig 1925. 8°. 134 Seiten. Gebunden 2.— Mk.

Das Buch bietet eine populär gehaltene, aber durchaus auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende Einführung in die mannigfaltigen Probleme der Sprachwissenschaft. Behandelt werden Lautphysiologie und Lautpsychologie, das Verhältnis von Sprechen und Denken, die Sprachentwicklung beim einzelnen und bei der Gesamtheit, das Verhältnis der Einzelsprache zur Allgemeinsprache, Sprachpsychologie, Sprachgeschichte und Sprachvergleichung. Eine selbständige Durcharbeitung irgendeines Problems konnte in dem knappen Rahmen natürlich nicht geboten werden. Darum sagt das Buch auch dem Fachmann kaum etwas Neues. Dem Anfänger in der Sprachwissenschaft aber und dem sprachlich interessierten Laien bietet es eine gute Übersicht. Die Form der Darstellung bleibt auch in den abstrakteren Kapiteln klar und verständlich.

Anton Aulke.

Schaeffler, Julius: „Das Mundartenbuch". Mit einer Sprachenkarte. Ferd. Dümmler, Berlin 1926. Kl.-8°. 224 Seiten. Kartoniert 4 Mark, gebunden 5,50 Mark.

Das Buch bietet nach einer gediegenen, wenn auch vielleicht nicht in allen Einzelheiten stichhaltigen Einleitung über die Mundarten eine recht reichhaltige Sammlung von gut gewählten Proben ober-, mittel- und niederdeutscher Literatur, großenteils vergnüglichen Inhalts. Dazu kommen dann noch 50 Proben von den deutschen Sprachinseln im Ausland. *Lr. A. Kahle.*

Dietrich, Rudolf: „Lateinische Sprüche". 3., verbesserte Auflage. Ferd. Dümmler, Berlin 1926. 8°. 94 Seiten. Kartoniert 2,50 Mark.

Eine recht fleißige und geschickte Sammlung lateinischer Sprüche als Seitenstück zu den in demselben Verlage erschienenen, kürzlich besprochenen Büchlein: „Sprechen Sie lateinisch?" und „Scribisne litterulas latinas?". Die eingesetzten deutschen Sprüche sind im allgemeinen treffend,

Digitized by Google

aber manchmal ist die Verbindung doch sehr gezwungen. *Dr. A. Kahle.*

Wasserzieher, E.: „*Hans und Grete*". Zwölfhundert Vornamen erklärt. 4., verbesserte und vermehrte Auflage. (12.—16. Tausend.) Ferd. Dümmler, Berlin 1926. 8°. 56 Seiten. Kartoniert 1,50 Mk.

Praktisch, wie alles, was Wasserzieher schreibt, wertvoll besonders für Geistliche und Lehrer, interessant für jedermann. *Dr. A. Kahle.*

Waag, Albert: „*Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes*". Ein Blick in das Seelenleben der Wörter. 5., vermehrte Auflage. Moritz Schauenburg, Lahr 1926. 8°. 213 Seiten.

Das Buch, dessen wissenschaftliche Gediegenheit von Fachleuten wie F. Kluge anerkannt wurde, hat mit Recht eine weite Verbreitung gefunden. Es behandelt in fesselnder Weise einen der wichtigsten Vorgänge im Leben der Sprache: den Bedeutungswandel in seinen verschiedenen Erscheinungen (Bedeutungserweiterung und -verengung, Übertragung, Verschiebung, Übertreibung u. a.). Jedem Freunde der deutschen Sprache ist das Buch zu empfehlen. Aber auch der, dem bislang alles Sprachliche trocken und langweilig erschien, sollte einmal einen Versuch mit diesem Buche machen. An dem Buche wird es nicht liegen, wenn er auch hier vom Leben der Sprache keinen Hauch verspüren sollte. *Dr. J. Kahle.*

Wilke, Edwin: „*Deutsche Wortkunde*". Ein Hilfsbuch für Lehrer und Freunde der Muttersprache. 6., neubearbeitete Auflage. F. Brandstetter, Leipzig 1925. Gr.-8°. 437 Seiten. 7 Mk.

Wilke kommt von der Schulpraxis. Er will in einfacher Weise mit Ergebnissen der neueren Sprachwissenschaft bekannt machen, mit allgemeiner Sprachgeschichte, besonders der deutschen Lautlehre, Wortbildung, Beugungslehre, Bedeutungswandel. Ein zweiter Teil befaßt sich ausgiebig mit Wortgeschichten. Auffällige Wörter und Wendungen werden erläutert, wobei sich ein gutes Stück deutscher Kultur widerspiegelt. Dabei ist das Gebiet der Namenkunde etwas sehr kurz behandelt. Personennamen würden auch besser äußerlich durch ein besonderes Kapitel von den Familiennamen getrennt werden, wie es der Verfasser bei den Ortsnamen einrichtet. Wilkes Buch gibt auch dem Laien eine Vorstellung von dem Reichtum und der Gestaltungskraft unserer Muttersprache. *Dr. Maus.*

Kulturgeschichte

Andler, Charles: „*Nietzsche und Jakob Burckhardt*". Mit einer Einführung: Andlers Nietzschewerk von Geneviève Bianquis. Elsässische Bibliothek. Basel-Straßburg, Rheinverlag o. J. 8°. 154 S.

Das hier in Übersetzung wiedergegebene Kapitel aus Andlers monumentalem Nietzschewerk, das sechsbändig in Paris erscheint, stellt die seither wohl umfassendste und tiefdringendste Beleuchtung der geistigen Beziehungen zwischen Nietzsche und Burckhardt dar. Burckhardt kennt bei seiner Betrachtung der Kulturen nur einen einzigen Wertmesser: den individuellen Wert, den großen Menschen. Sein daraus entsprungenes gefühlsmäßiges Mißtrauen gegen Staat und Kirche, in denen er die Kultur des reinen Geistes und der freien Menschlichkeit bedrohende Mächte sieht, seine amoralische Geschichtsbetrachtung, seine Deutung des Griechentums aus dem Geiste der Romantik und des Schopenhauerschen Pessimismus, seine Gedanken über Dekadenz und Regeneration der Kulturen werden als die Grundlagen aufgezeigt, aus der Nietzsches psychologischer und sozialer Lamarckismus erst die Schlußfolgerungen gezogen hat, die Burckhardt selbst sich versagte. Unter Burckhardts Einfluß habe Nietzsches Idee des „Erziehers", zuerst an den Großen des Altertums und Schopenhauers gebildet, eine Wandlung erfahren: er habe sich selbst zum Erzieher der Menschheit berufen gewußt. Andler gibt hier, sein eigenes Urteil zurückstellend hinter den Gedanken, die er in ihrer Wechselwirkung aufzeigt, ein überaus wichtiges Stück deutscher Geistesgeschichte, das zu kennen nicht nur für die Geschichte von Nietzsches Denken, sondern der modernen Kulturphilosophie überhaupt von Wichtigkeit ist.

Dr. H. Eckstein.

Beyer, H. W.: „*Die Religion Michelangelos*". 8°. 159 Seiten. A. Marcus u. E. Weber. Bonn 1926. Geheftet 5,50 Mk., gebunden 7,50 Mk.

Daß die protestantische Kirchenhistorie bemüht ist, die Religiosität Michelangelos ein wenig ins Lutherische zu verbiegen, ist aus manchen Gründen schon begreiflich, aber darum nicht weniger falsch.

Die Religiosität Michelangelos scheint nicht völlig mit der Gesamthaltung der Renaissance übereinzustimmen. Sie ist, gemessen an den durchsichtigeren Dokumenten von Raffael, Botticelli, da Vinci, vielleicht ein wenig atypisch, in mancher Beziehung ein rätselhafter Zusammenfluß aus Dante und Savonarola — ein Problem also. Allerdings.

Aber bei aller begegnenden Verschwiegenheit des innerst Persönlichen ist aus den sichtbaren Gegebenheiten seiner Kunst in keiner Weise der entscheidende Zug einer *Subjektivierung* des Religiösen feststellbar. Das Individuelle, das ihn auszeichnet, ist nicht die gefühlte *Eigenheit* des *einzelnen* Schicksals, sondern reiht sich klarer Weise jener besonderen Individualistik der Renaissance an, deren Sinn imformalen Freisein und im „Soziologischen" (Simmel) liegt, nicht im Gehalt.

Trotz aller expressiven Leidenschaft gilt dies auch für Michelangelo. Sein Stil typisiert allemal, offen-

Digitized by Google

kundig und wie unter einem großen Zwange. Er ist im Grunde durchaus apersonal. Der gründliche Einschuß eines modern angehauchten Platonismus, eines überaus heftigen Dranges zu rationalisierender Formung kann absolut nicht übersehen werden. Gewiß ergibt sich dies Allgemeine der Renaissance für ihn auf besondere Weise. Er sieht die Fülle, die große Gewalt des Lebens, sozusagen das Lebendige schlechthin als sein Gegenüber und versucht diese brandende Allgemeinheit des Lebendigen in die allgemeinste Form des Künstlerischen zu bringen. Er sieht tiefer als sonst den Abgrund des hier klaffenden Gegensatzes von Mensch und Chaos, ringt wie kaum zuvor um die gültige Vereinbarung von Schönheit und Tiefe, Form und seelischem Überfluß, artistisch sinnlicher Humanität und innerer Grenzenlosigkeit. Und — er *zerbricht* auch an der Problematik, die dieser ungeheuren Spannung entspricht. Aber sein Wille, seine wesentlichste Absicht bleibt immer, diese widersprechenden Bestände des Erlebten, Erlittenen einem ideell gefügten, architektonisch gerichteten, also *objektiven* Einheitssinne zu unterwerfen, einem Sinne, der dem subjektiv Religiösen wenig Raum läßt. Diese Tatsache ist das Primäre in der Gesamthaltung Michelangelos.

Daneben wirken Sonderheiten: starke Erschütterungen, brennende Nöte, qualvolle Regungen, die das Herz zerreißen. Zweifellos. Aber — es ist abwegig, diese unkontrollierbaren Tiefenerlebnisse als Argumente für eine irgendwie dem Lutherischen zugewandte Religiosität auszuwerten.

Daß Beyer dieses Ziel hat, wenn er Michelangelo durch (nur mittelmäßige) Vergleiche mit der Antike, dem Mittelalter, mit Dante, Savonarola und *Luther* belichtet, ist nicht zu verkennen. Und — in der Hauptsache ist es diese Tendenz, die den Wert seines halb zwischen sorgfältigem Text und noch sorgfältigeren Fußnoten aufgeteilten Buches sehr stark vermindert.

Dr. Jost Terhaar.

Görres, Joseph von: „Briefe an seine Braut und Familie". Ausgewählt und erläutert von Robert Stein. Mit 7 Abbildungen. Volksvereinsverlag, M.-Gladbach 1926. 8°. 100 Seiten. Broschiert 2,40 Mk., gebunden 3,60 Mk.

Die hier gebotene schöne Auswahl von 62 innigen und geistvollen Briefen zeigt uns den großen Görres im Gedankenaustausch mit seinen Nächsten: als den geistigen Mittelpunkt seiner Familie. Als Zeugnis eines Mannes, dessen gesamtes Leben wirksame Verflochtenheit mit dem Schicksal der Nation war, weisen diese Briefe zugleich über das bloß Private hinaus in das öffentliche Leben, zu dessen geistigem Beweger Görres berufen war. Dem Texte sind einige wenig oder gar nicht bekannte Bilder, eine Zeittafel und kurze Erläuterungen beigegeben. *Dr. H. Eckstein.*

Herzfeld, Marie: „Lionardo da Vinci", der Denker, Forscher und Poet. Aus seinen veröffentlichten Briefen. 4., veränderte Auflage. Eugen Diederichs, Jena 1926. Gr.-8°. 269 Seiten. Broschiert 11 Mk., Hpgt. 14 Mk.

Dies Buch ist ein erstaunlich gelungener Versuch Marie Herzfelds, die verwirrende Vielfalt Lionardos in einen handlichen Band zu projizieren. Man kann zu dem Reichtum, der hier aus den veröffentlichten Schriften da Vincis in ordnender Sorge zusammengegliedert ist, nicht sehr viel sagen, weil die Verwunderung über solch unglaubliche Universalität des Geistigen den Atem verschlägt. Es ist zu viel, zu tief, zu groß und zu klein, zu hoch und zu gering, was diese Augen wahrgenommen haben.

Sie sehen alles, den Menschen, die Natur, ihre Kräfte und das innerste Gesetz, sehen jede Pflanze, jedes Tier, die Sonne, den Mond und die Sterne. Sie sehen den Geist und seinen Widerpart, das Intimste und das Allgemeinste.

Und — sie sehen genau, diese Augen, scharf mit zugreifender Dringlichkeit, unheimlich fast, decken alle Verborgenheiten auf, zergrübeln alle Geheimnisse, soweit nur gedacht werden kann, das Geheimnis des Windes, des Wassers, des Lichtes, der Wärme, des Hellen und fast Unsichtbaren. Sie durchleuchten das Dunkel jedes Elementes, die Richtung jeder Gesetzlichkeit, den Sinn jeder Kunst und den Antrieb jeglicher Empfindung.

Und dies alles, diese brausende Masse des Erfahrenen beschreibt der Geheimnisreiche sehr klug, mit klaren, maßvollen Worten, deren jedes in sorglicher Auswahl gesetzt ist, damit kein Zweifel bleibe. Es ist — in kürzester Definition — gewaltig, großartig, diesen Überschwang des mühelos Genialen, diese wundersame Höhe menschlichen Erkenntniswillens in der sehr trokkenen Wüste unserer, ach, so elend zerfahrenen Halbbildungen erleben zu dürfen, auch dann, wenn man kaum für die Hälfte dieser verwirrenden Aspekte Lionardos hinreichendes Interesse haben mag. *Dr. Jost Terhaar.*

Schulenburg, Werner von der: „Der junge Burckhardt". Biographie, Briefe und Zeitdokumente (1818—1852). Montana-Verlag, Stuttgart-Zürich 1926. Gr.-8°. 272 Seiten.

Schulenburgs Darstellung führt kaum wesentlich über die leider unvollendet gebliebene Biographie Otto Markwarts hinaus. Die für Burckhardt entscheidende Einwirkung von seiten Schreibers, Rankes, Kuglers wird durch einige Dokumente belegt. Burckhardts Liebe für Deutschland auf das „Vormärzliche" eingeschränkt zu sehen, befremdet. Denn diese Liebe entsprang einem keineswegs im bloß Zeitlichen verhafteten Wunschbilde und galt dem deutschen Wesen überhaupt. Unklar bleibt die Charakterisierung von Burckhardts Europäertum. Es wäre eine dankbare

Digitized by Google

Aufgabe gewesen, die Beziehungen zum westlichen Geist einer sorgfältigen Untersuchung zu unterziehen. Im ganzen ist das Buch recht instruktiv, gewiß aber nicht eine tiefschürfende geistesgeschichtliche Untersuchung. Dankbar wird man vor allem für die Aufnahme der Westphalia-Beiträge und die Beigabe guter Reproduktionen von bisher unveröffentlichten Zeichnungen aus Burckhardts Skizzenbüchern sein.

Dr. Hans Eckstein.

Kunst

Heise, Carl Georg: „Lübecker Plastik". Friedrich Cohen, Bonn 1926. Gr.-8°. 16 Seiten Text und 88 Tafeln. 3 Mk.

Heise erschließt mit der vorliegenden Arbeit ein dem großen Leserkreis neues Gebiet; denn man pflegte die norddeutsche spätmittelalterliche Kunst immer in Abhängigkeit von den mitteldeutschen und niederländischen Kunststätten zu sehen, und man vergaß, dem bodenständigen Kunstwillen besondere Beachtung zu schenken.

Wohl ist, wie Heise nachweist, die Lübecker Plastik um 1410 von Burgund her beeinflußt, doch tauchen bald in Hermen Rode, Bernd Notke und Benedikt Dreyer Plastiker von Bedeutung auf, deren schulbildende Tätigkeit in den schwedischen und dänischen Kirchen deutlich nachzuweisen ist; denn Lübeck wurde im 15. Jahrhundert die Hauptlieferantin für Plastiken bei den skandinavischen Ländern.

Der Verfasser konstatiert für das damalige Lübeck eine Tendenz zu statuarischer Vereinzelung bei Vermeidung von dramatischen Szenen. Ich glaube gerade darin burgundische und niederländische Einflüsse zu sehen und nicht eine spezifische Lübecker Art. Überhaupt werden die stilistischen Beziehungen zu den Einflußgebieten zu wenig herausgearbeitet. Sehr richtig wird bei der St.-Jürgen-Gruppe von Notke „der krause Gestaltungstrieb deutscher Sondergotik" betont. Es scheinen mir gerade bei diesem Werk die dunklen Fäden zu skandinavischer Holzornamentik besonders deutlich erkannt zu sein.

Im allgemeinen wird die Entwicklung der Lübecker Plastik bis gegen 1520 in klarer Weise vorgeführt. Wünschenswert wäre die Herstellung des Konnexes mit den gleichzeitigen Bauten, da bei der bekannten Wechselwirkung zwischen spätgotischer Architektur und Plastik sich sicher manches schärfer beleuchten ließe, auch fehlen archivalische und quellenmäßige Anmerkungen. Diese Bemerkungen aber sollen den Wert der tüchtigen Arbeit nicht beeinträchtigen, und außer an dem Text möge sich der Leser noch an den gut gewählten und vorzüglich gebrachten Bildern erfreuen.

Lill, Georg: „Deutsche Plastik". Volksverband der Bücherfreunde (Wegweiser-Verlag, Berlin). 1926. 8°. 245 Seiten und 32 Tafeln.

Einen Überblick über die Entwicklung der deutschen Plastik gibt das Buch nicht; denn es werden außer kurzen Einführungen zu den einzelnen Epochen nur einige besonders charakteristische Werke vorgeführt und eingehend, wenn auch oft allzu literarisch und dichterisch, analysiert. Aber gerade diese oft glänzenden Einführungen („Keime") und manche trefflichen Bemerkungen in den Erläuterungen machen den Wert des schön illustrierten Buches aus, welches sich nicht an den Kunstgelehrten, sondern an den Kunstfreund wendet. Ihm werden in knapper Form Meisterwerke der deutschen Plastik aus allen Zeiten vorgeführt, und wer sich außer Lills Einführungen noch für andere, weiter gefaßte Darstellungen des gleichen Themas interessiert, dem wird sich die Wunderwelt der deutschen Plastik in ihrem ganzen Zauber entfalten.

Schmidt, Werner: „Erwin Pfefferle, Weg und Gestaltung". Fredebeul & Koenen, Essen 1926. Gr.-8°. 28 Seiten Text und 27 Tafeln.

Es handelt sich in diesem Buche um den nun 46 Jahre alten badischen Maler Erwin Pfefferle, einen vielseitigen Künstler, dessen Stärke (soweit die nur einfarbigen Bilder ein genaueres Urteil zulassen) in der Landschaft liegt. Bilder wie der „Hohlweg", „Alpenlandschaft" und „Föhnstimmung" heben sich hoch über die übliche Alpenmalerei hinaus und zeigen neben der begreiflichen Beeinflussung durch Cézanne einen durchaus selbständigen Geist. Auch in den Porträts erfreut kräftiges Zupacken. Dagegen zeigen die Holzschnitte zur Bibel trotz guter Fleckenwirkung ein hier geringeres Beherrschen des monumentalen Stiles.

Unger, Eckhard: „Sumerische und akkadische Kunst". (Aus „Jedermanns Bücherei".) Ferd. Hirth, Breslau 1926. 8°. 65 Seiten und 62 Abbildungen. 3,50 G.-M.

In der Kunstgeschichte des alten Mesopotamiens tritt die sumerisch-akkadische Kunst der babylonischen Art scharf entgegen. Spielt sich jene Kunst, der das dankenswerte Buch gewidmet ist, zwischen 3300 bis 1900 v. Chr. ab, so umfaßt die jüngere babylonische Periode die Zeit von 1900 bis 550 v. Chr.

In geistvoller Weise spricht der Verfasser zuerst über die kulturhistorischen und geographischen Verhältnisse des alten Orients, erläutert seine Weltanschauung und den daraus folgenden Kunststil, um dann eingehend die sumerische und akkadische Kunst in ihren Formen und Denkmälern zu analysieren. Zeittafel, lückenlose Literatur und gute Abbildungen ergänzen die vorbildlich aufgebaute Darstellung, der trotz des entlegenen Stoffes weite Verbreitung zu wünschen ist.

Waldmann, Emil: „Französische Maler des

Digitized by Google

XIX. Jahrhunderts". Aus dem gleichen Sammelwerk. 8°. 111 Seiten und 35 Tafeln. 3,50 Mk.
Das vorliegende Buch ist von ähnlichen Qualitäten. Für den Laien wird es hochwillkommen sein, da eine zusammenfassende Darstellung der französischen Malerei des XIX. Jahrhunderts in kleinerem Umfang noch nicht vorlag.
Der Verfasser geht vom Klassizismus der Schule von David und Ingres aus und endet bei Cézanne, dem er jedoch, namentlich was die Fernwirkung dieser riesenhaften Persönlichkeit anlangt, nicht vollkommen gerecht wird. Ausgezeichnet wiederum sind die Abschnitte über die Meister von Barbizon und über die Impressionisten. Renoir wird wie gewöhnlich überschätzt, Puris de Chavannes in seiner reinen Größe richtig gewertet und eingeordnet. Für jeden Künstler sind Lebensdaten und Literatur eigens zusammengefaßt, was den Nachschlagewert dieses recht willkommenen, tüchtigen Buches nur steigert. Interessanterweise stammen viele der reproduzierten Originale aus weniger bekannten, deutschen Sammlungen. Besonders Pissaro und Degas sind gut vertreten. Das Fehlen wenigstens einer farbigen Tafel ist ein empfindlicher Mangel, doch bei den jetzigen Herstellungspreisen entschuldbar.

Auf die ganze, interessante „Jedermanns Bücherei" mit ihren Abteilungen: Religionswissenschaft, Philosophie, Geschichte, Literatur, Kunst, Erd- und Völkerkunde, Technik u. a. m. sei bei diesem Anlaß mit Nachdruck hingewiesen.

Witte, Carl: „Die Doppelkirche zu Schwarzrheindorf. L. Schwann, Düsseldorf 1926. 8°. 58 Seiten und 26 Abbildungen.
Dies Büchlein behandelt den westdeutschen Schrein romanischer Kunst mit großer Liebe. Die ausgezeichneten Bilder machen das kleine Werk für alle Kunstfreunde wertvoll, und der sachliche, wissenschaftlich durchaus einwandfreie, dabei voll echter Liebe zum Objekt getragene Text (der Autor ist der Pfarrer von Schwarzrheindorf bei Bonn) ist im Vergleich zu vielen ähnlichen Publikationen, die nach irgendeiner Seite extrem werden, wohltuend.

Für die Kenntnis westdeutscher romanischer Kunst ist das Büchlein ein wichtiger Behelf.

Prof. E. Schaffran, Wien.

Romane

Couperus, Louis: „*Iskander*". Der Roman Alexanders des Großen. Aus dem Holländischen von Else Otten. 2. Auflage. Phil. Reclam, Leipzig 1925. 8°. 422 Seiten.
Couperus sucht zu zeigen, wie Alexander, den die Waffen der Perser nicht besiegen konnten, an seinen eigenen Lastern zugrunde ging. Dadurch erhebt sich „Iskander" über die Höhe des kulturhistorischen Romans. Mit banger Ahnung folgt der Leser dem jungen Eroberer in das Innere des Perserreiches, wissend, daß er vor den Lasterstätten Babylons nicht haltmachen wird, und voraussehend, wie er sich, mit asiatischem Pomp umgeben, mit der Tochter seines Feindes verheiraten und sich am Lustgetränk der Eunuchen berauschen wird. Schlimmer als sein Siegesrausch ist der Sinnestaumel, aus dem ihn auch das offene Wort seiner mazedonischen Freunde zuletzt nicht mehr erwecken kann. So groß und edel Freundestreue und Manneszucht anfangs im Heere des Königs herrschen, so elend versumpft dieses meteorartig aufsteigende Leben des Göttersohnes. Die Gestaltung des Stoffes muß als meisterhaft bezeichnet werden. Die Übersetzung läßt indes hier und da den Glanz und Reichtum unserer Muttersprache vermissen. *Dr. Keulers.*
Grimm, Hans: „*Volk ohne Raum*". Roman. 1.—5. Tausend. 2 Bände. Albert Langen, München 1926. 8°. 683 u. 673 Seiten. Geheftet 20 Mk., gebunden 25 Mk.
Der geistigen, wirtschaftlichen und sozialen Verelendung unseres Volkes, an der wir so kläglich leiden, hat wohl selten einer so auf den Grund gesehen wie Hans Grimm in seinem Roman: „Volk ohne Raum". Hier führt einer das Wort, der es selbst als armer Leute Kind, als Tischler und Seemann, als Bergarbeiter und Handwerker, als Soldat und Kolonist miterlebte, wie „dieses Geflecht der deutschen Erfahrungen" bei dem Abstieg bis zur Versklavung kein Band, keinen Halt und keinen Raum mehr ließ. In diesem Buche geht es um Heimat und Fremde, Wagnis und Gefahr, um Unfreiheit und Tod, geht es um das Schicksal von Millionen verratener und verkaufter Deutschen, um ein Los, dessen Ungeheuerlichkeit „sie selbst noch nicht auszudenken, noch nicht auszusprechen und Gott noch nicht zuzuschreien vermögen". Grimm handelt darüber mit reicher Erfahrung und edler Liebe. Doch jedem Leser wird sich die Frage aufdrängen, ob denn mit natürlicher Ethik, mit starker, vielleicht übertriebener Vaterlandsliebe und mit Plänen, die vielleicht nicht einmal zu verwirklichen sind und sicherlich keine Aussicht auf Lösung bieten, wirklich zu helfen sei. Literarisch bedeutet dieser Roman ein Schulbeispiel von neuer Sachlichkeit. Aber diese Sachlichkeit nimmt eine Genauigkeit, Fülle und Länge an, die nur mit Geduld und Kraft zu überwinden ist. Der epischen Dichtung gebührt selbstverständlich eine gewisse Wortfülle, aber es darf dessen auch nicht zu viel werden. Letzterdings kann ja auch das Wort nicht helfen, wo die Tat nicht spricht. *H. de Reuter.*
Lagerlöf, Selma: „*Charlotte Löwensköld*". Roman. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Schwedischen von Pauline Klaiber-Gottschau. Umschlag und Einbandzeichnung von Paul Renner. 1.—10. Auflage. Albert Langen, Mün-

Digitized by Google

chen 1926. 8°. 276 Seiten. Geheftet 4 Mk., in Leinen 7 Mk.

Dem neuesten Roman Selma Lagerlöfs fehlt das bei ihr gewohnte Legendenhafte. Eine ganz alltägliche, schlichte Liebesgeschichte hat sie hier gestaltet, auf dem Boden Vermlands, ihrer Heimat, des Landes der Eisenhütten und weiten Seen, die Geschichte zweier junger Menschenkinder, deren langjähriges Liebesglück durch eine Nebenbuhlerin zerstört wird. Mehr als die Handlung, die teilweise abenteuerlich und grotesk, aber in der feinen Begründung innerer Wandlungen überzeugend ist — nicht ganz so zusammenhanglos und episodenhaft wie in früheren Romanen — interessieren und fesseln die Gestalten, das gütige, frohsinnige Greisenpaar des Propstes und seiner Gattin, die alles bezaubernde, innerlich und äußerlich vornehme Mutter, vor allem aber die Heldin selbst, die Verkörperung wundervollster, stolzer Frauenliebe und -hingabe, einer Liebe, die jene dem schwedischen Lyrismus eigene Mischung zeigt von weltferner, über alle Schranken des Verstandes hinausgehender Mystik und nüchternster Daseinsfreude. Der Dichterin stets stark hervortretendes religiöses Interesse zeigt auch hier die Neigung zu einem liberalen Christentum, das sie in dem jungen Vikar verkörpert, der, pietistisch, von „urchristlich-kommunistischen" Gedanken beseelt, ganz in der Nachfolge Christi aufzugehen meint und doch gegen dessen oberstes Gebot, das Gebot der Liebe, sich hart und grausam vergeht. *Ch. Demmig.*

Reimmichl: „Esau und Jakob". Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck 1926. Roman. 8°. 420 Seiten. Reimmichl bezeichnet mit „Esau und Jakob" nicht nur einen seiner besten Romane, sondern auch das Wesentliche seiner Kunst überhaupt: Schicksalsgestaltung durch scharfe Gegenüberstellung gegensätzlicher Charaktere. Zwei Menschen, Stiefbrüder, rauh geartet und von unbändiger Kraft, aber herzensgut und edel der ältere, geschniegelt und weibisch der jüngere, kämpfen um das Erbe ihres Vaters, des reichen Waldbauern. Im Mittelpunkte dieses Kampfes steht Hannele, ein edles, schönes und mit allen Tugenden des natürlich und zart empfindenden Weibes geschmücktes Mädchen, die Erbin des Nachbargutes. Das kleine Waldbauerndorf spaltet sich in zwei Parteien. Mit der Kraft der Verzweiflung kämpft der vom Vater und von der Stiefmutter unterdrückte und verfolgte „Esau" um sein und seines Weibes Dasein und gegen das Ränkespiel des jüngeren Bruders, dem das formelle Recht zur Seite steht. Schließlich, nach bitteren und opfervollen Prüfungen, siegt das ewige, unvergängliche Recht. Reimmichl gestaltet diesen Stoff wie einer, dessen Welt- und Lebensanschauung so tief und fest im Glauben seiner Väter wurzelt, wie die Waldriesen im Boden seines Landes. Seine Leidenschaft ist frei von Gefühlsduselei, aber getragen von zarter, inniger Menschlichkeit und darum von erschütternder, wuchtiger Tragik. *Dr. Bruno Knauff.*

Taube, Otto von: „Das Opferfest". Roman. Inselverlag, Leipzig 1926. 8°. 580 Seiten. Gebunden 8.— Mk.

Was an diesem Buche ernst genommen werden kann, die Entwicklung des in sich gekehrten, schwärmerischen Pastorensohnes aus Hessen, seine Vorbereitung auf den Beruf des Staats- und Gesellschaftsreformators, die feine, vielleicht etwas zu weit ausgesponnene Schilderung des neupreußischen Milieus, das sich vom echten Germanentum immer weiter entfernt — alles das hört auf, wo das „Opferfest" beginnt. Diese Komödie — es werden Papierpferdchen geopfert, da sich dem Opfer eines wirklichen „Heiligen Rosses" unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellen — mutet bestenfalls wie eine Studentenmimik an; als Satyre auf das Gebaren gewisser Phantasten, die da glauben, nach zweitausend Jahren christlicher Kultur unserem Volke wieder die alte Schlafmütze heidnischen Aberglaubens über die Ohren ziehen zu können, fehlt ihr hier und da ein granum salis. Taube hat in seinem Dippel ausgezeichnet den Typ des germanischen Eigenbrötlers unserer Tage getroffen. Man möchte nur wünschen, daß das vermeintliche „Germanentum" stets und überall als „Dippeltum" erkannt würde. Dann würde mancher Schaden verhütet. *Dr. Bruno Knauf.*

Undset, Sigrid: „Kristin Lavranstochter". 2. Band. Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 1926. 8°. 586 Seiten. Geheftet 7,50 Mk., Leinen 10 Mk.

Der zweite Band des großen Werkes der nordischen Dichterin läßt uns noch mehr als der erste die intime, staunenswerte Kenntnis der Geschichte und Sitten des norwegischen Mittelalters bewundern. Stärker noch tritt ihr tiefes Erfassen der katholischen Kirche hervor, die — nicht mehr bloß angedeutet wie im ersten Band — hier im Mittelpunkt des Interesses steht und mit innigstem Empfinden so lebenswarm gestaltet ist, daß Handlung und Personen davor zurückschrecken. Die Handlung, die in ihrer Fülle von Geschehnissen von der ungeheuren Erfindungskraft der Dichterin zeugt, verliert sich oft in ermüdende Einzelheiten und wirkt durch allzu weit abschweifende Rückblicke verwirrend, so daß man zuweilen den Faden verliert. Unter den Gestalten treten besonders drei, die des alten Lavrans, Erlends, nun Kristins Gatten, und ihres ehemaligen Verlobten, Simon Darres, noch schärfer und fesselnder hervor, während neben ihnen die Heldin selbst farblos, leblos, kaum einnehmender erscheint als im ersten Band. Trotz immer gleichbleibender Schönheit und trotz ihrer Tüchtigkeit als Hausfrau zeigt sie sich im Charakter unlogisch, inkonsequent. Das Zurschautragen wachsender Frömmigkeit und Hinneigung

Digitized by Google

zu Priestern und Kirche hindert sie nicht, ihren sieben Söhnen eine schlechte Erziehung zu geben, ihrem abgöttisch verehrten Vater durch ihre wilde Unbeherrschtheit den Todeskeim in die Seele zu legen und ihrem Gatten eine Liebe zu geben, die zwar voll Leidenschaft, aber ohne Güte, Duldsamkeit und tiefstes Verstehen ist. Aber bei alledem darf man es nicht vergessen, daß bei Sigrid Undset das Geistige und vor allem das Katholische nicht an der Oberfläche ihrer Werke zu suchen ist. Man muß in die letzten Tiefen ihrer Fragen und Gedanken hinabsteigen. Da ist beides zu finden. Man kann mit Freude feststellen, daß der zweite Band an Kunst, Geist und Ethos dem ersten nicht nachsteht, allerdings auch nicht übertrifft. *Ch.. Demmig.*

Kleine Anzeigen

„An heiligen Quellen." Religiöse Monatsschrift für Ordensfrauen. Butzon & Bercker, Kevelaer (Rhld.). Bezugspreis jährlich 4,50 Mk.

Bei Butzon & Bercker in Kevelaer erscheint eine *Monatsschrift für Ordensfrauen*, die bereits 17 Jahre als *„Klosterstimmen"* ein guter Wegweiser für Frauenklöster war, nun dank der neuen Redaktion unter P. Wendelin *Meyer*, O. F. M., unter dem Titel: *„An heiligen Quellen"*, als die beste Zeitschrift für weibliche Orden die gesamten Frauenklöster Deutschlands zu erreichen wert ist. Keine Spur übertriebener Frömmigkeit oder ungesunder Süßlichkeit haftet diesen Blättern an, sondern sie sind Quellen religiöser Kraft, die der Heiligen Schrift, den Vätern, der Liturgie und den Werken der großen Geisteslehrer entspringen. Wohl war diese Zeitschrift ursprünglich für Ordensfrauen gedacht, aber sie ist allen warm zu empfehlen, die nach einer Aufmunterung zu echter Berufstreue und Berufsfreude verlangen.

Cohausz, Otto: „Jesus Christus, der König der Welt". Eine Werbeschrift zum neuen Fest unseres „Herrn Jesus Christus, des Königs". Missionsdruckerei Steyl, Kaldenkirchen 1926. 8°. 158 Seiten. 2,50 Mk.

Das in diesem Jahre zum ersten Male gefeierte, neueingeführte Christkönigfest hat, wie zu erwarten war, eine Reihe kirchlicher Schriftsteller auf den Plan gerufen, die mit unterschiedlichem Erfolg die Idee des neuen Festes uns nahezubringen suchen. Eine der besten Arbeiten bietet P. Cohausz, der das gesamte Material sachlich erschöpfend zur Darstellung bringt. Es sind keine Predigten. Doch ist dem Zweck der Schrift entsprechend die rethorische Form gewählt worden. Dafür wird auch der Laie dankbar sein, dem die klare, eindringliche und nachdrucksvolle Sprache von P. Cohausz derartige theologische Darstellungen zur genußreichen Lesung werden läßt. *A. T.*

Gruehn, Werner: „Religionspsychologie". Aus „Jedermanns Bücherei". Verlag von Ferdinand Hirt, Breslau 1926. 8°. 160 Seiten. Geb. 3.50 Mk.

Eine vortreffliche Arbeit, die der Verfasser am Grabe seines am 20. September 1925 verblichenen Lehrers und Freundes Karl Girgensohn niederlegt. Es kommt Gruehn weniger darauf an, neue Erkenntnisse zu bieten, als das Gegebene in klarer, übersichtlicher Weise darzustellen. Durch die übersichtliche Anordnung des reichen Stoffes, die Hervorhebung der bedeutendsten Entwicklungslinien der Religionspsychologie, besonders aber durch die wohlgelungene Charakterisierung der Träger dieser Wissenschaft ist sein Werk in der Tat ein Buch für jedermann. Bei der Vorbereitung auf ein Examen ist das Werk von unschätzbarem Wert. *Dr. Keulers.*

Vermeersch, A., S. J.: „Der Muttergottestag". Ein Muttergottesbuch. Band III. Nach der dritten Auflage aus dem Französischen übersetzt von Th. Metzler. Marianischer Verlag, Innsbruck 1926. 8°. 460 Seiten. Geb. 5.— Mk.

Vermeersch, Theologieprofessor an der gregorianischen Universität, schenkt allen Freunden des betrachtenden Gebetes hier ein Betrachtungsbuch für die Samstage des Jahres. Der Gegenstand der Betrachtungen ist die Stellung Mariens im Heilsplane Gottes. Ihre Form ist die in Klöstern und religiösen Konventen gebräuchliche: Anlage der Betrachtung, drei Punkte, Schrifttext, zwei Vorübungen, dann die Betrachtung selbst und schließlich eine traute Zwiesprache mit der Gottesmutter. Leider sind die Betrachtungen so abstrakt gehalten, daß nur der im betrachtenden Gebete geübte Religiöse mit Nutzen Gebrauch davon machen wird. *Dr. Keulers.*

*

Catull: „Gedichte". In den Versmaßen des Originals. Aus dem Lateinischen übertragen von Eduard Saenger. Reclams Universalbibliothek Nr. 6638. Geheftet 0,40 Mk., gebunden 0,80 Mk.

Aus Catulls Gedichten spricht ein heißes Gefühl, das alle Wonnen der Liebe und alle Phasen des Schmerzes durchkostet. Er verdient es, neben Horaz mehr als bisher bekannt zu werden. Die vorliegende Übersetzung ist sprachlich glatt und wohlklingend, sie vermeidet Zwang und Künstelei. Die ganz knappen Anmerkungen hellen, ohne gelehrten Ballast mitzuschleppen, fremdartige Ausdrücke auf.

Bartsch, Rudolf Hans: „Nur ein Lied". Koehler & Amelang, Leipzig 1926. 8°. 92 Seiten. 3 Mk.

Bartsch vereint in diesem Bändchen der Amelangschen Taschenbücherei zwei Novellen gleichen Charakters, den vergangenen Kriegstagen Österreichs entnommen, von gleich künstlerischem Zauber und psychologischer Feinheit, mehr schwärmerisch als realistisch.

Digitized by Google

Federer, Heinrich: „*Das deutscheste ABC*". Salzer, Heilbronn 1926. 16°. 94 S. 1.50 Mk.
In diesem Volksgeschichtlein, das von dem fast zur Katastrophe werdenden Streit einer kleinwinzigen Bauerngemeinde um das gotische und lateinische ABC erzählt, richtet sich Heinrich Federer mit scharfer Ironie, gemildert durch Humor und Güte, gegen die Uneinigkeiten im Volksinnern, die an sich lächerlich und kleinlich, aber die Kraft der Gesamtheit gefährden.

Feiten, Josef: „*Bunte Fracht*". Junfermannsche Buchhandlung, Paderborn 1926. 8°. 116 Seiten.
Die ganze Tiefe seiner katholischen Gläubigkeit und eine wundersame, liebende Innigkeit, Menschen und Dinge zu sehen, spricht aus dieser Sammlung von Skizzen, Erzählungen, Novellen, die die wohlbekannte, schlichte Kunst dieses Dichters belebt und gestaltet.

Kaergel, Hans: „*Wolkenkratzer*". Ostdeutsche Verlagsanstalt, Breslau 1926. 8°. 182 Seiten. Kartoniert 3,80 Mk., Ganzleinen 5 Mk.
Ein ernstes Buch, in dem eine reiche, tiefe Dichternatur, fest in der deutschen Heimaterde wurzelnd, Amerika erlebt, seinen Fortschritt, seine Entwicklung restlos anerkennt, die Leere und Hohlheit seiner Zivilisation aber schonungslos aufdeckt und verdammt.

Lewin, Samuel: „*Dämonen des Blutes*". Aus dem Jüdischen übertragen von Ruben Bentur. Fritz Kater, Berlin 1926. 8°. 150 Seiten. Brosch. 1,50 Mk., gebunden 2,50 Mk.
Eine Bekenntnisdichtung, Visionen von Krieg, Himmel, Revolution heraufbeschwörend, Wirrsale der Phantasie, im Aufeinander und Durcheinander sich gegenseitig erstickend, bald wilde Aufschreie nach Gott, bald Verwünschungen gegen Gott, den Himmel, die Welt, ausklingend in der Erwählung des Juden zum Propheten des Herrn, zum Verkünder der Errettung der Welt und Menschheit durch die Liebe.

Thrasolt, Ernst: „*Die Witwe*". Kl.-8°. 83 Seiten. — *Hammerstein, Hans*: „*Die Ungarn*". Kl.-8°. 72 Seiten. — *Sternberg, Leo van*: „*Teufelsgeschichten*". Kl.-8°. 69 Seiten. Aus der Sammlung: „Das Tor". Kösel & Pustet, München 1926. Geb. je 1.50 Mk., in Leder je 2.50 Mk.
Diese Bändchen der Miniaturbücherei „Das Tor" aus dem Verlage von Josef Kösel & Friedrich Pustet sind verschieden zu beurteilen, was übrigens von der ganzen Sammlung gilt. Das beste bietet wohl Ernst Thrasolt in der Bauerngeschichte „Die Witwe". Das Lebensschicksal einer jungen Frau inmitten pharisäerhafter, hartherziger Bauern ist erschütternd und ergreifend dargestellt. — Weniger ansprechend erscheint v. Hammersteins geschichtliche Novelle „Die Ungarn". Psychologische Vertiefung soll ihr nicht abgesprochen werden. Aber von irgendeiner erhebenden Idee ist nichts darin zu spüren. Tragische Konflikte — soweit von Tragik überhaupt gesprochen werden kann — finden gewaltsame Lösung in Leidenschaft und Blutrausch. — Unterhaltsam sind die „Teufelsgeschichten" des rheinischen Dichters Leo Sternberg, der vor kurzem seinen 50. Geburtstag beging. Die wirksamste Geschichte ist wohl „Der Teufelsbanner". Die übrigen drei kleinen Erzählungen sind wie „Der Teufelsbanner" wohl packend gestaltet, machen aber den Eindruck des Gesuchten und Gekünstelten.

Tschechow, A. P.: „*Komisches-Tragikomisches*". Auswahl aus dem Russischen, übertragen von A. D. Braun. Quelle & Meyer, Leipzig 1926. Kl.-8°. 133 Seiten. 2.— Mk.
Obwohl vorwiegend humoristisch, voll köstlicher lächelnder, aber ein wenig kalter, ein wenig wehmütiger Ironie, liegt auch über diesen Geschichtchen, die, wie der ganze reiche Schatz, dem sie entnommen, Rußland widerspiegeln, ein Hauch jener qualvollen Trostlosigkeit und Hoffnungslosigkeit, die dem Dichter der „Müden Seelen" eigen ist.

Walter, Feri: „*Phantasien der Nacht*". Roman. Saxonia-Verlag, Hastrup b. Bersenbrück 1926. Kl.-8°. 91 Seiten.
Ein Roman ist dies nicht, sondern eine Kette aneinandergereihter Stimmungen, Bilder, Aufschreie eines um seine entschwundene Liebe kämpfenden Menschen, ohne Klarheit, ohne einheitlichen Sinn.

Stimmen des Auslandes

In einer weiteren Ausführung in den „*Etudes*" nimmt *Joseph de Tonquédec* seine Auseinandersetzung mit der Dichtkunst *Paul Claudels* — über die wir in der vorigen Nummer hier gesprochen haben — als Ausgangspunkt, um sich voll und ganz für die Tradition einzusetzen, die ja kein „Fetisch", sondern ein „Werkzeug", keine „Fessel", sondern ein „Mittel" sei. Es wäre immer gut und richtig, so meint er, sich einer Sache anzupassen, die sich schon bewährt hat, nicht um sich ihr blindlings zu unterjochen, sondern um sich ihrer zu bedienen und im Notfall sie zu überflügeln. Eine Reaktion gegen die klassische Kunst, wie sie die Dichtkunst Paul Claudels verkörpere, sei schon nicht mehr ein bloßer Drang des Temperamentes, sondern ein Prinzip, das bewußt bis zu seinen letzten Konsequenzen durchgeführt werde. „Es ist für mich eine wahre Freude gewesen, mich soweit wie möglich von den klassischen Meistern zu entfernen. Endlich kam ich heraus aus dieser häßlichen Welt Taines, Renans und der andern Moloche des 19. Jahrhunderts." In einer solchen Anarchie sieht Tonquédec eine Gefahr für den „esprit" und den guten Geschmack der Franzosen, diesen köstlichsten Wesenszug ihrer Rasse,

Digitized by Google

eine Gefahr, die um so drohender sei, als die Beurteilung und die Wertung der Kunst heute schwieriger wäre als zu jeder anderen Zeit. Denn daraus, daß die Materie unendlich viel komplizierter, nuanzierter, beweglicher, flüssiger, die Verschiedenheit in Geschmack und Meinung endlos sei, dürfte nicht gefolgert werden, daß in diesem unentwirrbaren Gemisch von Gutem und Bösem, Richtigem und Absurdem, Wahrem und Falschem überhaupt niemand mehr Recht und Unrecht habe und somit hinreichende Beweise für den Skeptizismus vorhanden seien.

*

In Paris ist kürzlich der erste authentische Text des sogenannten „*Buches der seligen Angela von Foligno*" erschienen, dank den Bemühungen des Paters Paul Doncoeur, S. J. (Art catholique, Paris). Es ist ihm gelungen, die Streitfrage über die Dokumente der seligen Angela endgültig zu einer Lösung zu bringen, indem er den Fall der „Compilation d'Avignon", ein Gemisch von drei Elementen, das Streichungen und Hinzufügungen noch verwirrender gestalteten, vollkommen klärte. Der jetzt vorliegende Text besteht aus drei Teilen: 1. einem „Memoriale", ein Bericht über die geistige Entwicklung der seligen Angela, von ihr persönlich an ihren Beichtvater überliefert, 2. 33 verschiedenartigen Dokumenten, Schriftstücken, Gedenkblättern, Briefen von Angela, Notizen und Bemerkungen über sie, ihr Leben und Wirken (anscheinend von ihren Schülern stammend), 3. einem kurzen Bericht über ihre letzten Tage und ihre Abschiedslehren. Diesem Material fügt P. Doncoeur ein 36 Seiten umfassendes Vorwort hinzu und kündet einen zweiten Band und eine Übersetzung des lateinischen Textes an. Das Buch ist von außerordentlichem Interesse für das Studium der mittelalterlichen Mystik.

*

Reynell J. G. Wreford macht in dem „*Nineteenth Century*" einige treffende, sehr beachtenswerte Bemerkungen über *das Theater*. Er glaubt einen Grund seines heutigen Verfalls in der Abnahme seiner Beeinflussung durch die Schauspieler sehen zu dürfen. Die Erklärung dieser Wandlung läge in der zunehmenden Bedeutung des Regisseurs. Während in früheren Zeiten der Künstler eine Rolle nach seiner eigenen Art gestalten konnte, der Erfolg oder Durchfall eines Stückes also zum größten Teil sein Verdienst war, ist er heute ja tatsächlich nur noch eine Marionette. Die Beherrschung des Künstlers durch den Regisseur ist nach Wreford im wesentlichen durch die Entwicklung der Bühnen-Hilfsmittel bedingt: Licht, Kostüme, Masseneffekt u. a. m., Dinge, in denen der Künstler meist sehr wenig sachverständig ist, weshalb er sich der Führung des Regisseurs überlassen müsse. Komme es trotzdem vor, daß der eine oder andere Künstler das Stück, das er im Augenblick spielt, beeinflusse, so sei darum noch von keiner Beeinflussung des Theaters zu reden, einer Beeinflussung, wie man sie zum Beispiel bei der Revue sähe. Hier gibt es Künstler, deren Macht so weit gehe, daß Verfasser und Komponisten, wollten sie mit einem Erfolg rechnen, sie studieren müssen, um ihnen ihr Stück ganz anzupassen.

*

Die Kritik beschäftigt sich mit größtem Interesse mit der 13. Auflage der „*Encyclopaedia Britannica*", einem Nachschlagewerk für Kunst, Wissenschaft und allgemeine Belehrung, die soeben erschienen ist und zu der 12. Auflage drei neue Bände hinzufügt. Die 4500 Seiten, die die Gesamtheit der Geschichte und des Fortschritts der Menschheit innerhalb der letzten sechzehn Jahre umfassen, sind ein seltenes Dokument der menschlichen Geistestätigkeit und als solches von einer ungeheuren Wirkung. Denn diese sechzehn Jahre schließen, neben tausend anderen, Ereignisse in sich wie: den Weltkrieg mit seiner unübersehbaren Fülle von materiellen und politischen Folgen, die Erfindung des Radios, die Entwicklung des Luftschiffes und Unterseebootes, die Relativitätslehre. Die Neuauflage, die technisch vollkommen genannt wird, gibt indessen zu einigen Einwänden Veranlassung. Als lächerlich wirkend, wenn auch durchaus zeitgemäß, wird zum Beispiel von der Kritik der Umstand hervorgehoben, daß dem Leben von Mary Pickford genau soviel Raum gewidmet ist wie dem großen Physiker Planck. In der Orthographie vermisse man die frühere Einheit, besonders in bezug auf Rußland. Ernstere, ganz energische Einwände müsse man erheben gegen die Einführung persönlicher Ansichten, wobei die Rolle des unparteiischen Weltberichterstatters in Vergessenheit gerate.

*

Professor Julian Huxley gibt in der „*Sociological Review*" die Anregung, einmal ernstlich über die Frage nachzudenken, ob der *Verfall und der Untergang alter Kulturen* unvermeidlich gewesen wäre und tatsächlich durch die uns heute ein wenig naiv erscheinenden Ursachen hinreichend — einen übersteigerten Luxus und den Einfall der Barbaren — begründet sei. Er gibt zu überlegen, ob nicht vielleicht tiefere Ursachen in der Gestalt einer Wandlung innerhalb der Völker selbst vorgelegen hätten, ob nicht vielleicht der hohe Prozentsatz der Armentypen, wie er heute in allen Industrieländern zu finden sei, auch damals das erste Symptom einer Zersetzung gewesen wäre ähnlich vielleicht derjenigen, die heute die europäische und amerikanische Zivilisation untergräbt.

*

In „*Svensk Tidskrift.*" (Stockholm) gibt Dr. O. Wieselgren einen Überblick über die Ergebnisse

Digitized by Google

seiner Erforschungen der Renaissance, darunter einen interessanten Bericht über den Kanzler Theoderichs, den Philosophen und Staatsmann Kassiodor, „den letzten der Römer". Als Kassiodor beim Zusammenbruch der gotischen Herrschermacht erkannte, daß die italienische Nation zum Schutze der alten Kultur, die ihm so ans Herz gewachsen war, nicht mehr stark genug war, suchte und fand er in der katholischen Kirche eine neue Schutzherrin für sie und seine eigene Person. Das Kloster, in dem er Zuflucht fand und in das er alles hineintrug, was er an literarischen Schätzen retten konnte, wurde so Heimstätte und Ausgangspunkt des Studiums der alten Klassiker. Mit Kassiodor kam die alte Kultur in den Schoß der katholischen Kirche. Die Bibliothek, die er zusammengetragen hatte, ist für unsere Kenntnis der ältesten Schriften von enormer Wichtigkeit. Gestützt auf diese Tatsachen, kann man wohl sagen, daß Kassiodor der erste Mensch des Mittelalters war, der erste Vertreter der Renaissance in der europäischen Kultur.

*

In *Prag* ist eine neue Zeitschrift erschienen: *„L'Europe Centrale"*, in französischer Sprache, deren Ziel die gegenseitige Annäherung der Zentralnationen Europas ist. Sie wird sich nicht nur auf das Wirtschaftliche und Politische beschränken, sondern auch auf Fragen der Kunst, der Wissenschaft und der Literatur eingehen.
Außerdem ist in der Tschechoslowakei eine andere Zeitschrift neu erschienen, die in ihrer Art einzig sein dürfte auf der ganzen Welt: *„Loutkar"* (Der Puppenschau-Amateur), der Puppenkunst gewidmet. Zahlreiche künstlerische Illustrationen zeugen von der Mitwirkung führender tschechischer Künstler an der Herstellung erstklassiger Dekorationen für das Kindertheater sowie von Originaltypen für Marionetten. Da die Zeitschrift die ästhetische Erziehung des Kindes zum Ziele hat, steht sie unter dem Schutz der „Sokol-Union".

*

Um die an dieser Stelle bereits erwähnte vierzigbändige Gesamtluxusausgabe der Werke *d'Annunzios* zur Ausführung zu bringen, hat sich jetzt in Italien unter dem Protektorat des Königs eine Aktiengesellschaft gebildet. Der Gewinn dieses Unternehmens ist zum größten Teil für den Dichter zur Ausstattung seines Wohnsitzes „Vittoriale" bestimmt, das, augenblicklich Staatseigentum, später zum „Nationalheiligtum" gemacht werden soll. Gleichzeitig ist die Bildung einer neuen Schauspielertruppe geplant, die ganz Italien bereisen und die Hauptdramen des Dichters zur Aufführung bringen soll.

*

Nach dem vierten Attentat auf *Mussolini* ist es für nötig befunden worden, noch zu seinen Lebzeiten eine offizielle Biographie über ihn herauszugeben, damit alle Welt, die aus unzähligen Filmen und illustrierten Blättern weiß, wie er aussieht, lächelt, grüßt, redet, sich nun auch ganz genau über alle Einzelheiten seines Lebens orientieren könne. Was uns Deutschen am meisten interessieren dürfte, ist die Tatsache, daß er seinerzeit mit einer Arbeit über Klopstock und die deutsche Dichtkunst promovierte.

Verantwortlicher Herausgeber: Friedrich Muckermann, S. J., Münster i. W., Königstraße 36a / Schriftleiter: Josef Hachmann, Münster i. W. / Für Ausland und Rezensionswesen: Joseph Schmitz / Anschrift der Schriftleitung: Münster i. W., Königstraße 36a
Für unverlangt eingereichte Beiträge keine rechtl. Haftung / Nachdruck aller Beiträge nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet

Zur Besprechung eingegangene Bücher[1]

Andersen, Hans Christian: „Der Improvisator". Domverlag, Berlin o. J. 8°. 431 S. Ganzl. 7 Mk.

Bäte, Ludwig: „Weg durch Wiesen". Neue Gedichte. Schnell, Warendorf i. W. o. J. Gr.-8°. 111 S.

Barclay, L. Florence: „Die Scheidewand". Ferdinand Schöningh, Paderborn o. J. 8°. 392 S. Geb. 5,50 Mk.

Becker, Paul Helmut: „Rheinische Erde". Gedichte und Lieder. M. u. E. Schwend, Schwäb. Hall. 8°. 60 S. Geb. 2,50 Mk.

Benkard, Ernst: „Giovanni Lorenzo Bernini". Iris-Verlag, Frankfurt 1926. Gr.-8°. 80 S. Kart. 4, geb. 6 Mk.

Bloch, Jean Richard: „Simler & Co.". Rotapfel-Verlag, Zürich 1926. 8°. 389 S. Geb. 8 Mk.

Bock, Kurt: „Heimat". Gedichte. Erich Kunter, Heilbronn 1926. Kl.-8°. 94 S.

Boßhart, Jakob: „Auf der Römerstraße". Grethlein & Co., Zürich o. J. 8°. 240 S. Ganzl. 6,50 Mk.

Brandenburg, Hans: „Das neue Theater". H. Haessel, Leipzig 1926. 8°. 588 S. Geh. 12, geb. 15 Mk.

Brausewetter, Artur: „Und hätte der Liebe nicht". Roman. Bergstadtverlag, Breslau o. J. 8°. 317 S. Ganzl. 6,80 Mk.

Carus, Carl Gustav: „Zwölf Briefe über das Erdenleben". Niels Kampmann, Celle 1926. 8°. 248 S.

[1] Für *unverlangt* eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung weder die Verpflichtung zur Besprechung noch zur Rückgabe.

Digitized by Google

Chesterton, G. K.: „Menschenkind". Musarion-Verlag, München 1926. 8°. 279 S. In Leinen 6,50 Mk.

Larboven, M. A.: „Schillers sittliche Forderungen". Georg Müller, München 1926. 8°. 173 S. Geh. 4, geb. 6 Mk.

Diez, Gottlob: „Im Strom der Zeit". Friedrich Bauer, Kirchberg-Jagst. 1925. Kl.-8°. 102 S.

Lörfler, Peter: „Die Braut des Alexis". Novelle. Kösel & Pustet, München 1926. 8°. 74 S. Brosch. 1,50, Ganzl. 2,80 Mk.

Dreyer, Max: „Das Riesenspielzeug". Staackmann, Leipzig 1926. 8°. 150 S. Geh. 2, geb. 3,50 Mk.

Duhamel, Georges: „Prinz Dschaffar". Rotapfel-Verlag, Zürich 1926. 8°. 250 S. Geb. 7 Mk.

Dwinger, Erich Edwin: „Korsakoff, Geschichte eines Heimatlosen". O. Quitzow, Lübeck 1926. 8°. 260 S.

Eicke, Hermann: „Nordland-Helden". Teubner, Leipzig 1927. Gr.-8°. 266 S. Geb. 10 Mk.

Engel, Eduard: „Goethe, der Mann und sein Werk". 2 Bände. Georg Westermann, Braunschweig 1926. Gr.-8°. 956 S. Geb. 24 Mk.

Fechter, Paul: „Der Ruck im Fahrstuhl". Roman. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1926. 8°. 493 S. Geb. 7,50 Mk.

Fuchs, Gerhard: „Das leuchtende Jahr". Friedrich Bauer, Kirchberg-Jagst 1926. Kl.-8°. 33 S.

Geffcken, Johannes: „Grtechische Literaiurgeschichte". 1. Bd. Carl Winter, Heidelberg 1926. Gr.-8°. 317 S. 30 Mk.

Ginzkey, Franz Karl: „Der Kater Ypsilon". Staackmann, Leipzig 1926. 8°. 153 S. Geh. 2,50, geb. 4 Mk.

Haas, Rudolf: „Die drei Kuppelpelze des Kriminalrates". 6.—8. Tausend. Staackmann, Leipzig 1927. 8°. 302 S. Geh. 4, geb. 6 Mk.

Hamsum, Knut: „Der wilde Chor". 2. Aufl. J. Sparth, Berlin 1926. 8°. 122 S. Geh. 2,50 Mk., Geb. 5 Mk.

Hegeler, Wilhelm: „Die zwei Frauen des Valentin Key". Roman. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1926. 8°. 263 S. Ganzleinen 5,50 Mk.

Heinemann, Karl: „Goethekalender 1927". Dichterische Verlagsbuchhandlung, Leipzig 1926. 8°. 123 S.

Hirschfeld, Georg: „Lord Byron". K. König, Wien o. J. 8°. 200 S. 6 Mk.

Huggenberger, Alfred: „Der Kampf mit dem Leben". Staackmann, Leipzig 1927. 8°. 237 S. Geh. 3 Mk.

Huna, Ludwig: „Herr Walter von der Vogelweide". Roman. Grethlein & Co., Leipzig o. J. 8°. 400 S. 7,50 Mk.

Keller, Paul: „Marie Heinrich". Roman. Bergstadtverlag, Breslau 1926. 8°. 294 S. 7 Mk.

Keppler, Paul Wilhelm von: „Predigt nnd Heilige Schrift". Herder, Freiburg i. Br. 1926 8°. 52 S. Kart. 1 Mk.

Kern, Hans: „Die Philosophie des Carl Gustav Carus". Niels Kampmann, Celle 1926. 8°. 166 S.

Kieseritzky, Ernst: „Die Schönheit unserer Muttersprache". Teubner, Leipzig 1926. Gr.-8°. 386 S. Geb. 10 Mk.

Kirch, Konrad: „Helden des Christentums". Bonifacius-Druckerei, Paderborn 1926. 8°. 278 S. Geb. 2,40 Mk.

Kleinschmidt, Beda: „Geschichte der christlichen Kunst". Schöningh, Paderborn 1926. Gr.-8°. 637 S.

Kolbenheyer, E. G.: „Das Lächeln der Penaten". Roman. Georg Müller, München 1927. 8°. 269 S. Geh. 5 Mk.

König, Eberhard: „Thedel von Wallmoden". Greiner & Pfeiffer, Stuttgart 1926. 8°. 300 S. Geb. 7,50 Mk.

Koniger, Emil: „Bruder Franz". Rotapfel-Verlag, Zürich 1926. 8°. 214 S. Geb. 7 Mk.

Kraigher-Porges: „Lebenserinnerungen einer alten Frau". Grethlein & Co., Zürich 1926. 8°. 280 S. Ganzleder 7 Mk.

Lais, Robert: „Auf der Spur des Urmenschen". Herder, Freiburg i. Br. 1926. 8°. 183 S. Geh. 3,50, geb. 4,20 Mk.

Lama, Friedrich von: „Papst und Kurie in ihrer Politik nach dem Weltkriege". Martinus-Buchhandlung, Illertissen i. Bayern. Gr.-8°. 691 S. Geb. 19 Mk.

Lauff, Joseph von: „Der Prediger von Aldekerk". Roman. Grote, Berlin 1926. 8°. 444 S. Geh. 5 Mk., geb. 7 Mk.

Leip, Hans: „Tinser". Roman. Grethlein & Co., Leipzig 1926. 8°. 326 S. Geb. 7 Mk.

Lerbs, Karl: „Die Wette gegen Unbekannt". Bühnenvolksbundverlag, Berlin 1926. Kl.-8°. 137 S. Brosch. 1,80 Mk.

Liebrich, Fritz: „J. P. Hebel und Basel". Helbing & Lichtenhahn, Basel 1926. 8°. 132 S.

Lienhard, F.: „Das klassische Weimar". Quelle & Meyer, Leipzig 1926. Kl.-8°. 147 S. Geb. 1,80 Mk.

Linhardt, Robert: „Brennender Dornbusch". Herder, Freiburg i. Br. 1926. 8°. 168 S. Geb. 4,50 Mk.

Litzelmann, Erwin: „Unsere heimische Tierwelt in Alltag, bei Spiel und Tod". Herder, Freiburg i. B. 1926. 8°. 167 S.

Lübbe, Axel: „Der Kainsgrund". Roman. Engelhorns Nachf. 1926. 8°. 284 S. Geh. 2, geb. 3,50 Mk.

Lüdeke, Hedwig: „Ungarische Balladen". Walter de Gruyter, Berlin 1926. 8°. 206 S. Geb. 9 Mk.

Ludwig, Emil: „Bismarck". Ernst Rowohlt, Berlin 1926. 8°. 693 S. Geh. 10, geb. 14 Mk.

Lux, Joseph Aug.: „Wanderung zu Gott".

Digitized by Google

Ferd. Schöningh, Paderborn 1926. 8°. 266 S. Geb. 4,20, Ganzl. 6 Mk.

Marcus, Karl David: „*Knut Hamsum*". Horen-Verlag, Berlin 1926. 8°. 242 S. In Leinen 6,50 Mk.

Meyer, Conrad Ferdinand: Sämtliche Werke. 4 Bände. H. Haessel, Leipzig 1926. 8°. 564 S. 526 S., 702 S., 637 S. Geb. 40 Mk.

Mohr, Heinrich: „*Das Himmelreich auf Erden*". Herder, Freiburg i. Br. 1926. Kl.-8°. 252 S In Leinen 3,50 Mk.

Moeschlin, Felix: „*Wir wollen immer Kameraden sein*". Roman. Grethlein & Co., Zürich 1926. 8°. 300 S. In Ganzleinen 7 Mk.

Müller-Rüdersdorf, Wilhelm: „*Schnurrige Leute*". 8° 238 S. „*Jugendliebe*". 8°. 248 S. „*Der Gespensterfahrer*". 8°. 254 S. „*Bunter Zerrspiegel und lustige Narrenpritsche*". 8°. 304 S. Seybold, Leipzig 1926. In Leinen je 3, Halbleder je 3,75 Mk.

Neuß, Wilhelm: „*Die Kunst der alten Christen*". Benno Filser, Augsburg o. J. Gr.-4°. 92 S. 40 Mk.

Obser, K.: „*Briefe von Johann Peter Hebel*". C. F. Müller, Karlsruhe 1926. 8°. 156 S. Brosch. 3, geh. 4 Mk.

Paludan, Jakob: „*Vögel ums Feuer*". S. Fischer, Berlin 1926. 8°. 366 S. Geh. 5 Mk., Ganzl. 7 Mk.

Pfiegler, Michael: „*Homilien der Zeit*". Herder, Freiburg i. Br. 1926. 8°. 310 S. In Leinen 6Mk.

Plenzat, Karl: „*Die Theophilussegende in den Dichtungen des Mittelalters*". Emil Ebering, Berlin 1926. Gr.-8°. 263 S.

Pöhlmann, Olga: „*Hans Kleberg*". Roman. Bergstadtverlag, Breslau 1926. 8°. 214 S. 5 Mk.

Katzka, Clara: „*Das Bekenntnis*". Roman. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1927. 8°. 409 S.

Reinelt, Paul: „*Chronika. Wie das liebe Jesuskind im Glatzer Lande geboren wurde*". Herder, Freiburg i. Br. 1926. 8°. 132 S. Geb. 2,60 Mk.

Kenker, Gustav: „*Der See*". Roman. Staackmann, Leipzig 1926. 8°. 316 S. Geh. 4,50 Mk.

Samhaber, Ewald: „*Ausgewählte Dichtungen*". Jos. Feichtinger, Linz 1926. Gr.-8°. 327 S. Geb. 10 Mk.

Sandt, Emil: „*Die Schmiede*". Sieben-Stäbe-Verlag, Berlin 1926. 8°. 253 S. Geb. 5,50 Mk.

Schelwiller, Otmar: „*Annette von Droste Hülshoff in der Schweiz*". Benziger & Co., Einsiedeln o. J. 8°. 272 S.

Schmeer, Hans: „*Der Begriff der ‚schönen Seele'*". Emil Ebering, Berlin 1926. Gr.-8°. 80 S.

Schröder, J.: „*Mit Peer Gynt ins Heilige Land*". Im Selbstverlag, Köln 1926. Gr.-8°. 184 S. 8 Mk.

Steguweit, Heinz: „*Der Tornister*". Bühnenvolksbundverlag, Berlin 1926. Kl.-8°. 199 S. Geb. 2,40 Mk.

Steguweit, Heinz: „*Der Soldat Lucas*". Erzählung. Bühnenvolksbundverlag, Berlin 1926. Kl.-8°. 98 S. Geb. 1,25 Mk.

Steinen, Wolfram von den: „*Vom Heiligen Geist des Mittelalters*". F. Hirt, Breslau 1926. Gr.-8°. 308 S. Geb. 15Mk.

Strachwitz, Hubertus-Kraft: „*Aussprache*". Gedichtsammlung. Rennebohm & Hausknecht, Bielefeld 1926. 8°. 104 S. Geb. 3 Mk.

Strachwitz, Hubertus-Kraft: „*Die Edeltanne*". Erzählung. Rennebohm & Hausknecht, Bielefeld 1926. 8°. 126 S. In Ganzl. 3,50 Mk.

Strachwitz, Hubertus-Kraft: „*Die Großmutter vom Plattenhof*". Roman. Rennebohm & Hausknecht, Bielefeld 1926. 8°. 172 S.

Swarzenski, Georg: „*Nicolo Pisano*". Iris-Verlag, Frankfurt 1926. Gr.-8°. 127 S. Kart. 4.— Mk., geb. 6.— Mk.

Tetzner, Lisa: „*Der Gang ins Leben*". Eugen Diedrichs, Jena 1926. 8°. 155 S. In Leinen 5 Mk.

Tetzner, Lisa: „*Im blauen Wagen durch Deutschland*". Bühnenvolksbundverlag, Berlin o. J. Kl.-8°. 131 S. Kart. 2,40 Mk.

Thedering, F.: „*Traum und Leben*". Romanzen und Balladen. H. Rohr, Papenburg o. J. 8°. 88 S. Geb. 3.— Mk.

Thode, Henry: „*Der Ring des Frangipani*". Roman Frankfurter Verlagsanstalt, Berlin 1926. 5.—9. Aufl. Kl.-8°. 230 S. Geb. 5,50 Mk.

Wagner, Georg: „*Ziel und Aufgabe im Katholischen Jungmännerverband*". Jugendführungs-Verlag, Düsseldorf 1926. 8°. 344 S. 4 Mk.

Ward, Friedrich: „*Zur unrechten Zeit*". Roman. Ferdinand Schöningh, Paderborn o. J. 8°. 445 S. Geb. 6 Mk.

Weingartner, Josef: „*Das kirchliche Kunstgewerbe der Neuzeit*". Tyrolia, Innsbruck 1926. 4°. 489 S. 27 Mk.

Wells, H. G.: „*Die Geschichte unserer Welt*". Paul Zsolnay, Berlin 1926. 8°. 432 S. Geh. 5,60, geb. 7 Mk.

Wichert, Ernst: „*Der große Kurfürst*". Roman. 2 Bände. Gräfe & Unzer, Königsberg o. J. 8°. 323 S., 392 S. 10 Mk.

Wichert, Ernst: „*Der Knecht Gottes Andreas Nyland*". G. Grote, Berlin 1926. 8°. 451 S. Ganzl. 10 Mk.

Zotz, Kurt: „*Empor!*" Neuenwandersche Verlagsbuchhandlung, Weinfelden 1926. 8°. 71 S. 1,80 Fr.

Digitized by Google

KARL BORROMÄUS HEINRICH

„Es ist ein geheimes, glühendes Leben, eine leidenschaftliche geistige Unruhe, die hinter den edel geschwungenen Sätzen von Heinrichs Erzählungen glüht." „Ein besonderes, das die Originalität seiner Kunst legitimiert, ist die suggestiv drängende Kraft seines Wortes, das in stählerner Elastizität dahinschwingt, und in kühnem, straffem Zuge eine federnde, vorwärtsdrängende Handlung geleitet."

Neu erschienen:

DER HEILIGE JOHANNES VON COLOMBINI

und andere religiöse Erzählungen von Karl Borromäus Heinrich

Auf holzfreies Papier im Borgisgrad der Breitkopffraktur gedruckt.
Geheftet RM. 3.60, gebunden in Ganzleinen mit Goldpressung RM. 4.80

Geheimnisvoll, still und wundersam ist es, wenn Gott in ein entfremdetes Herz wieder einzieht. Ein Vorgang, so groß und erschütternd, daß alles wichtigtuerische Gelärme und Gezappel auf dem Rummelplatze unseres betriebsamsten aller Planeten unsäglich klein und lächerlich daneben erscheint. Solches Mystreium uns glaubhaft zu machen, uns mit staunen und mit fiebern zu lassen und dann auch uns mit zu schenken von dem beglückenden Frieden, den heiliges Gottnahesein ausströmt, dazu gehört ein ganzer Dichter. Ein Dichter, der, je reifer er als Meister des Wortes ward, um so tiefer in kindlicher Gläubigkeit Wurzel schlug. Das Buch vom Heiligen Johannes von Colombini legt man aus der Hand, erquickt und voll Trost in dem Gedanken, daß nach dem Hexensabbat des Krieges und der Inflationsjahre eine solche Schrift uns wieder erblühen konnte.

ORPLID-VERLAG GMBH. / M. GLADBACH UND KÖLN

Plattdeutsche Werke

Von Dr. Augustin Wibbelt

(Pfarrer zu Mehr bei Cleve)

Die Werke des weit über die Gaue seiner engeren Heimat geschätzten und beliebtesten Dichters sind in vielen Tausenden verbreitet. Mit seiner dichterischen Kraft, seinem kernigen, gesunden Humor nimmt Wibbelt heute den ersten Platz unter den plattdeutschen Schriftstellern ein. Bei ihm ist das Wort Humor, der unter Tränen lacht, keine Phrase.

Der Pastor von Striebeck. Erzählungen in niederdeutscher Mundart Gebunden RM 4.—.

Pröttel-Möhne. Lustige Geschichten in münsterländischer Mundart 3 Bände. 3.—5 Auflage 330, 335 und 359 Seiten, in Leinen gebunden à RM 4.50.

Schulte Bitte. Erzählungen in münsterländischer Mundart 2 Bände 2 Auflage 358 und 371 Seiten, in Ganzleinen gebunden à RM. 4.50.

Bildrups Hoff. Eine Erzählung in münsterländischer Mundart Mit 29 Illustrationen von J. Müller-Mashorf 4. Auflage 258 Seiten. Gebunden in Ganzleinen RM 4.50.

Uns Pastäen Eine Erzählung in münsterländischer Mundart 3. Auflage. 362 Seiten stark. Gebunden RM 4.—

De lesten Blomen. Verteilfels ut'n Münsterlanne. 2. Auflage 238 Seiten Gebunden in Ganzleinen RM 3.50.

De Strung. Erzählung in münsterländischer Mundart 2 Auflage. 278 Seiten Gebunden RM 4.—.

Ut de feldgraue Tied. En Verteilfel ut'n Münsterlanne 2 Bände, 2 Auflage. Band 1: De grande Tied. Band 2: De swaore Tied. In Ganzleinen gebunden, pro Band RM 6.—.

Mäten-Gaitlink. Gedichte in münsterländischer Mundart Mit einem Bilde des Autors. 256 Seiten. Elegant gebunden RM 4.—.

Pastoren-Saoren. Gedichte in münsterländischer Mundart 208 Seiten, in feinem Ganzleinenband RM. 4.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt von

Fredebeul & Koenen / Verlag / Essen

Digitized by Google

Neue „Religiöse Geister"

Der heilige Benedikt Seine Mission und seine Schulen. Von John Henry Kardinal Newman / Deutsch von Hanns Schwarz / Leinenband Mk. 4.50

Dies Werk des großen Kardinals, der in Deutschland bereits eine große und stetig wachsende Gemeinde hat, lag bisher nicht in deutscher Übersetzung vor. In klassischer Form behandelt es eine der wichtigsten Gestalten, Epochen und Lebensströmungen der Kirchengeschichte. Die Bedeutung St. Benedikts für die abendländische Gestaltung der religiösen Idee ist kaum zu überschätzen. Wenn aber ein solch scharfsinniger Denker und ein solch glänzendes Formtalent wie Newman diese Bedeutung schildert, so erhebt sich das Werk über den Rang einer bloßen Biographie zu einem kultur- und religionsgeschichtlichen Dokument von schöpferischer Eigenart.

Das Lebensdrama Platons Von Wladimir Solowjew / Deutsch von Bertram Schmitt / Leinenband Mk. 4.50

Das vorliegende Bändchen vermittelt die Bekanntschaft mit einem der reifsten und vorzüglichsten Werke Solowjews Kaum einer fand ein so inneres Verständnis für die tiefsten Tiefen in der Seele des Menschen Platon und für die letzten Geheimnisse seiner Lehre wie gerade Solowjew. Er deckt die tiefe Tragik in der Seele jenes großen Späthellenen auf, der den Kampf gegen einen falsch verstandenen religiösen Traditionalismus aufnahm und ihm schließlich selbst unterlag. Auf den Wegen uralten sophianischen Gedankenguts führt dann Solowjew von Platon zu Christus. Das alles ist nicht abstrakt behandelt, sondern von starkem, geistgewaltigem Leben erfüllt und reißt mit.

Matthias-Grünewald-Verlag - Mainz

Soeben ist erschienen

Deutsches Denken und Dichten seit Herder

von Dr. Hammerschmidt und Prof. Rohfleisch

Die Darstellung zeigt in kurzen Strichen, wie Kant, Hamann und Herder den Grund zum Bau der neuen deutschen Kultur legen, wie Goethe, Schiller und die Romantiker ihn hochführen, wie er durch das 19. Jahrhundert hindurch von den großen Realisten in allen Teilen ausgebaut wird, und wie damit zugleich die geistig literarische Gestaltung des 19. Jahrhunderts sich vollendet. Die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts bringen den Zerfall dieses glänzenden Kulturbaues und zeigen zugleich das Erwachen neuen Werdens. Steht Hamann als der große Anreger im Beginn der Epoche, so erscheint Nietzsche am Schluß als der Mann der Auflösung, zugleich aber auch als der Künder eines neuen Wendepunktes, der die Gestalt der Zukunft in sich birgt. / Gr.-8° IV u. 257 Seit., geb. in Ganzleinen G.-M. 6.60

Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn

Durch jede Buchhandlung

Digitized by Google

Monatsschrift für schöne Literatur

In Verbindung mit Dr. K. E. Lauser, Dr. L. van de Mark u. Dr. Friedr. Schreyvogl
herausgegeben von Friedrich Muckermann S. J.

Inhalt

Die Nacht ohne Sterne. Von Friedrich Muckermann, S. J. / Meister Sebastian. Von Charlotte Ursina / Verklärung. Von Hermann Hall / Geburt der Libelle. Von Otto Ehrhart / Marcel Proust. Von Charlotte Demmig / Tod und Leben. Gedicht von Emil Hadina / Auf der Gralwarte. Von Friedrich Muckermann, S. J. / Sahara. Gedicht von Max Bittrich / Das ewig ungestillte Herz. Ein Versuch zum Bilde der Franziska Gräfin zu Reventlow / Von Hans Bücker. / Nebellandschaft. Gedicht von H. Bl. / Neue Romane. Von Hubert de Reuter / Verwirrung der Gefühle. Von Dr. Keulers / Neue Lyrik. Von Josef Hachmann / Mariens Stern. Gedicht von Ferdinand Mayer-Escherbacher / Ein unerkannter Dramatiker. Zu Gustav Renners Werk. Von Franz Graetzer / Zu unserer Kunstbeilage / Neue Bücher / Kleine Anzeigen / Stimmen des Auslandes / Kunstbeilage: Beethoven.

21. Jahrgang 1925 Februar 1927

Fredebeul & Koenen / Verlag / Essen

Digitized by Google

Rheinische Legenden, erzählt von Adam Josef Cüppers, mit künstlerischem Buchschmuck, in der Wallbaum-Antiqua auf holzfreiem Büttenpapier gedruckt. Preis 8.— Mark in feinem Ganzleinenband.

Dem erhabenen Geiste und der Sprache rheinischer Legenden sich anschmiegend, hat Hildegard Domizlaff die Initialen der 25 Legenden zu köstlichen Bildern ausgeweitet, die zu den Erzählungen eine sinnvolle Illustration bieten. Die kunstvolle Ausstattung und der geschmackvolle Druck werden mit der anmutigen Form der Legenden das Entzücken jedes Bücherfreundes erregen. Daher verdienen diese „Rheinischen Legenden" namentlich in den Kreisen von erlesenem Geschmack weiteste Verbreitung.

Fredebeul & Koenen, Verlag, Essen (Ruhr), Kibbelstraße

Der moderne Führer

durch die Literatur aller Zeiten und Völker: Aufsehenerregend in seiner umwälzenden Methode, unentbehrlich für Lehrende und Lernende, ist das in Lieferungen erscheinende **„Handbuch der Literaturwissenschaft"**, herausgegeben in Verbindung mit ausgezeichneten Universitätsprofessoren von Professor Dr. Oskar Walzel (Bonn). Mit etwa

3000 Bildern i. Doppeltondruck u. vielen Tafeln z. T. i. Vierfarbendr. Gegen monatl. Zahl. von nur **7 Rmk.**

Urteile der Presse: „Das unentbehrliche Handbuch für jeden Gebildeten" (Essener Allgemeine Zeitung). — „Das wichtigste Werk der Zeit" (Liter. Jahresbericht des Dürerbundes). — „Ein gewaltiger Dienst am Volksganzen wird geleistet" (Deutsche Allgemeine Zeitung). — „Ein großer Plan, frisch, lebendig und verheißungsvoll" (Königsberger Allgem. Ztg.). — „Eine monumentale Geschichte der Dichtung" (Vossische Zeitung).

Man verlange Ansichtssendung Nr. 30 b

Artibus et literis, Gesellschaft für Kunst- und Literaturwissenschaft m. b. H., Potsdam

Wichtig zum Verständnis der geistigen Lage des heutigen Frankreich

Meldungen der Tageszeitungen berichten in letzter Zeit immer wieder von den Differenzen zwischen Rom u. den Führern der Action Française. Das Sonderheft

Katholisches Frankreich

der literarischen Zeitschrift Orplid

(Herausgeber: Dr. Martin Rockenbach, Köln)

bringt scharf umrissene Portraits maßgeblicher geistiger Führer und charakteristische Proben ihres Schrifttums. Es ist also als wichtiger Beitrag zum Verständnis von weltpolitisch, philosophisch und religiös bedeutsamen geistigen Strömungen und Kämpfen bei unseren westlichen Nachbarn zu werten. In diesem Sonderheft sind die ersten deutschen Übersetzungen aus dem Werke Léon Bloys enthalten.

Aus dem weiteren Inhalt: Pierre Linn: Das Dilemma der katholischen Jugend Frankreichs. Henry Massis — Literaturkritiker. Maritain — Führer des Thomismus. Bernanos — „Die Sonne Satans".

Die früheren Auslandshefte:

Junges Frankreich • Junges Spanien • Junges Italien • Junges Österreich

Die nächsten Hefte:

Junges Spanien II • Junges Rußland • Humor in der jungen deutschen Dichtung

Preis des Heftes einzeln RM. 2.40, im Dauerbezug RM. 2.00

Orplid-Verlag G.m.b.H., M.-Gladbach u. Köln

Digitized by Google

Digitized by Google

Beethoven / Büste von Hettore Colla

Digitized by Google

Der Gral
Monatsschrift für schöne Literatur
Einundzwanzigster Jahrgang Heft 5 Essen, im Februar 1927

Die Nacht ohne Sterne

Von Friedrich Muckermann, S. J.

WENN sich heute ein Mensch, der im öffentlichen Leben zu stehen gezwungen ist, für eine Weile zurückzieht an den Strand dieser rasendgeschäftigen Welt, wenn er sich für ein paar Tage eine stille Hütte baut in irgendein Stück Heide hinein oder an einen Waldrand oder in ein verborgenes Tal, und wenn er da lebt, ganz allein mit sich und mit den Geheimnissen der Einsamkeit, wenn er in der Frühe nichts gewahrt als die herrliche Sonne, die sich zu ihrer Tagfahrt anschickt, nichts als die hundert und tausend Lichter, die sie an den breiten Himmel malt, nichts als die Gräser und Bäume, die sich langsam aus dem Grau der Dämmerung in die farbige Helle des Tages drängen, wenn er nichts hört als den harten Schlag des Spechtes und das heimliche Geflatter der im Dunkel des feuchten Tanns erwachenden Vogelschar, nichts als das leise Rascheln von Fuchs und Häslein, nichts als das Quirlen und Sickern von Quellen im Herbstlaub, und wenn aus den Tiefen seiner Seele nun von selbst die Ahnung des Heiligen sich erhebt und seine Lippen etwas flüstern wie ein Benedicite der vom göttlichen Odem durchwehten Schöpfung, und wenn das so Tag für Tag geht und der Mensch sich fühlt wie wohl eine Blume, nachdem sie endlich aus dürrem Sand in fruchtbares Erdreich verpflanzt worden ist, wenn er auf einmal wieder weiß, was Glück ist, was Größe, was reine Empfindung, was Gesundheit des Körpers und der Seele, was Göttlichkeit im Ebenbild der geheimnisvollen Natur und was die große Richtung des Menschendaseins auf Erden, wenn dann ein solcher Mensch wieder zurück soll auf den Platz seines Schaffens und Ringens, dann wandelt ihn eine Verzweiflung an, wie jemanden, der vom sicheren Strand aus das Steuer stellen muß in ein Meer, das er nicht kennt, in ein Grauen, das kein Lichtstrahl durchdringt, in ein Gewirr von Strömungen, in die kein Lotse sich wagt, ein solcher Mensch wird sich fühlen wie noch einmal verstoßen aus dem Paradies und wie noch einmal Zeuge des Wortes: Dornen und Disteln soll sie dir tragen, und wenn es nach seines Herzens Wunsche ginge, dann würde er künftig schweigen über alles, was ihn einst bewegte und was die unabsehbaren Massen der Menschen treibt, um nur noch zu sprechen von den Erlebnissen der Einsamkeit und von jener wunderbaren Atlantis, die dort des Glücklichen wartet . . . und setzt dann doch das Segel und stellt das Steuer und fährt hinaus und hinein in die Nacht ohne Sterne. . .

Digitized by Google

Man muß sich auf allen Einzelgebieten des Wirkens immer wieder die große Wahrheit gestehen, daß diese Einzelgebiete entweder in ihrem innersten Wesen mit einer sie alle umfassenden Tiefe verbunden bleiben oder aber verkümmern müssen wie Pflanzen im Wüstensand. Man vergleiche nur das Einzelgebiet der Literatur mit dem gemeinsamen Mutterboden der Religion. Nachdem sich die große Trennung vollzogen, was ist denn der Dichtung noch geblieben? Über die ewigen Dinge weiß sie so gut wie nichts. Das große Ziel des Lebens ist ihr völlig unbekannt. Echtes, aus der göttlichen Offenbarung geborenes Christentum gibt es nur selten in ihr. Über Sittlichkeit, über Ehe, über Gemeinschaft weiß sie nichts zu bieten als die reine Unzulänglichkeit. Nicht die Ahnung eines Weges hat sie, der aus der Wirrnis unserer Tage herausführen könnte. Darum läßt diese Literatur ernste Menschen gleichgültig. Denn die ernsten Menschen von heute schauen insgesamt nach den ewigen Sternen, also gerade nach dem, was der Literatur von heute gänzlich fehlt, ist sie doch in der Tat eine Nacht ohne Sterne... Wem dieses Urteil zu hart erschiene, der lasse sich von einem so edlen Deutschen, wie Paul de Lagarde einer war, unterrichten. Es liegen uns in zwei Bänden seine „*Deutschen*" und „*Ausgewählte Schriften*" vor, die gewiß, wie sie da sind, nicht jedem empfohlen werden dürfen. Sie enthalten leider neben viel wissenschaftlich Überholtem die unhaltbarsten Anschauungen über das Christentum und die Kirchen und vieles andere. Wer aber richtig zu lesen weiß, der wird bald entdecken, daß Irrtum hier nur Mißverständnis ist, und daß er es mit einem Manne zu tun hat, der wie wenige sein Volk geliebt und der persönlich so fromm war, daß er sich ein Dasein, sei es ein individuelles, sei es ein nationales, ohne Religion nicht denken konnte. *Paul de Lagarde* hielt im Februar 1881 seine Abrechnung mit der „grauen Internationale" des Liberalismus und schrieb damals: „Die jetzt im Mannesalter stehenden Gelehrten sind so gut wie alle in einer religionslosen Atmosphäre aufgewachsen, die Religion aber ist es, welche dem Menschen eine Lebens- und Weltanschauung gibt, und es ist sehr schwer, daß jemand, der nicht schon als Jüngling eine Lebens- und Weltanschauung irgendwelcher Art besessen hat, als Älterer sich eine solche verschaffe... Daraus ist die antichristliche und irreligiöse Färbung der deutschen Gelehrsamkeit entsprungen... Die heutzutage im Mannesalter stehenden Gelehrten werden nicht leugnen, daß ihnen jedem nicht liberalen Gelehrten gegenüber, und wäre derselbe der freidenkendste, wohlwollendste, tüchtigste Mensch, in voller Seele unbehaglich zumute wird: jede Gesamtanschauung schmeckt ihnen nach dem Mittelalter. Sie mögen in der Theorie dem Christentum und der Religion noch soviel Gerechtigkeit widerfahren lassen, im Herzen sind sie Heiden und sogar froh darüber, Heiden zu sein. Das ist aber ein Rückschritt; man hat das Recht, über das Christentum hinauszugehen, aber nicht das Recht, hinter ihm zurückzubleiben." Will jemand im Ernst behaupten, die Lage habe sich seitdem bei uns geändert oder gar gebessert? Oder es sei in der Literatur anders als in der Wissenschaft?

Was ergibt sich hieraus für eine Forderung? Kultur und Literatur müssen zur Religion gehen, um wieder bei ihr zu lernen, was Größe ist, was Gesundheit, was Kraft, was Ewigkeit, was Gott, was Erlösung, was Christentum, alles gewaltige Worte, die wohl aus den Tragödien unserer Dichter verschwunden sind, die aber bis ans Ende der Welt die Triebkräfte in der Tragödie der Menschheit und ihrer Geschichte bezeichnen. Das kann aber nicht gemacht werden auf ästhetische Weise, denn es handelt sich um Wirklichkeiten des Lebens, die vor aller Literatur

Digitized by Google

liegen. Es geht zunächst die Kräfte der Phantasie und des Gefühles am allerwenigsten an, und es ist vielmehr eine Angelegenheit des ganzen Menschen. In seiner drastischen Art schrieb vor einiger Zeit Reinhard Goering, der seine Freunde in Apoll doch kennen muß: „Heute, eben heute ist Dichtung vollkommen Wurscht. Wer heute noch dichtet, beweist, daß er tot ist, tot sein will, daß er sein Leben, sein bestes heiliges Leben, nicht ernst nimmt. Denn heute ist die Zeit der Tat, der Reinigung des Geistes und des Fleisches durch die Tat. Die Tat vorbildlich geführten, restlos das Wort erfüllenden Lebens. Ich kann also nicht einmal mehr etwas wie christliche Dichtung überhaupt sehen. Ich sehe nur Täter und Drückeberger. Die Dichter sind heute ausnahmslos feige, verludert, verraten und verkauft an ihr Sinnenleben. Sich davon freimachen heißt zunächst: aufhören zu dichten." . . . Mag jeder über dieses Wort denken wie er will, es stammt jedenfalls von einem Modernen. Und gewiß hat Goering recht, wenn er der Ansicht ist, daß niemand mehr zu geben vermag, als er hat, und daß niemand mehr hat, als er ist. „Täter und Drückeberger", das ist wirklich nicht übel gesagt. Hinter St. Franziskus' Sonnenlied steht ein heroisches Leben, und eben darum klingt dieser Sonnengesang fort durch die Jahrhunderte.

Mit einer Art von neidischer Bewunderung blicken wir auf die neuere katholische Literatur in Frankreich. Man lese bei Hermann Platz nach, wie sie zustande gekommen ist. Religiöse Urkräfte sind darin tätig gewesen, und es konnte Neues und Großes erwachsen. Man ist sich auch in Frankreich dieser Tatsache bewußt, wofür wieder Beispiele aus jüngster Zeit Zeugnis ablegen. So *„Der heilige Paulus"* von *Emile Baumann*, der nunmehr auch in deutscher Übersetzung vorliegt. Schon als 26jähriger hatte der Dichter die Grundzüge dieses Werkes festgelegt, um dann ein Leben lang den schönen Bund aufrechtzuerhalten, den Bund des Dichters mit dem Apostel. Es ging ihm dabei nicht um das Interessante, sondern um das Leben: „Denn indem wir uns mit St. Paulus befassen, geben wir nicht etwa einem Gespenste neues Dasein, dem Prediger eines toten Glaubens. Seine Geschichte ist uns Geist und Leben: wir suchen bei ihm die Gestalt der Zukunft, die wir vorbereiten wollen." Und Emile Baumann vergleicht unsere Zeit mit der damaligen, auf bedeutende Ähnlichkeiten hinweisend. Es ließ ihm keine Ruhe, bis er auch die heiligen Stätten besucht hatte, wo Paulus geweilt und gewandert: „Ich bin auf Pauli Spur nach allen Orten gewandert, die durch sein Gedenken berühmt sind. Von den Höhen von Saloniki blickte ich auf den Olymp, der, in Wolken gehüllt, so war, wie Paulus ihn sah, als er auf der via Egnatia herankam. In den Schluchten des Taurus trank ich vom Wasser des Stromes, der auch ihn gelabt hat. Wie viele Überschwemmungen mit feindlichen Heervölkern sind hingebraust über das prächtige Asien! Der Islam hat die Städte des Altertums unter Sand und Unrat begraben. Die Landschaft lebt trotzdem noch heute; sie verriet mir oft unerwartete Tatsachen." Was Emile Baumann uns bietet, hat, seiner persönlichen Liebe zu St. Paulus gemäß, etwas außerordentlich Lebendiges. Daß die Formung klassisch ist, bedarf bei Baumann kaum eines Hinweises, während es schon wichtiger ist, zu bemerken, daß diese entzückende Ebenmäßigkeit, Klarheit oder, wenn man will, auch edelste Volkstümlichkeit nicht Sache des äußeren Stiles, sondern vielmehr Ausdruck einer inneren seelischen Haltung ist. Der Adel des großen Jüngers Christi, in dem vulkanische Feuer sich in göttlicher Milde sänftigten, hat sich auf seinen Getreuen übertragen, und so erhalten wir ein Bild, das im vollen Reichtum aller Einzelzüge doch das Geheimnis einer

Digitized by Google

einheitlichen wunderbaren Persönlichkeit durchschimmern läßt. Diese Dichter gehen an die Quellen. Noch ein zweites Beispiel. Man spricht in Frankreich noch viel über das Buch: „*Unter der Sonne Satans*", das ebenfalls jetzt in deutscher Übersetzung herausgekommen ist. Es ist in der Tat nicht nur ein bemerkenswertes, sondern auch ein merkwürdiges Buch, und jeder in die Geheimnisse der Mystik nicht zutiefst Eingeweihte möge sich hüten vor allzu schneller Kritik. Zweifellos werden in dieser seltsamen Arbeit erstaunliche Wahrheiten aus den letzten Dunkelheiten der Religion wie strahlende Perlen ans Licht gehoben. Die Psychologie des heiligen Priesters und seiner Gegenbilder ist mit meisterhafter Sicherheit gekennzeichnet und doch alles eingebettet in Metaphysik und Glauben. Die Welt der Geheimnisse, die man in unserer Literatur in den wissenschaftlich so zweifelhaften Räumen der Anthroposophie, der Astrologie und der Psychonalyse sucht, enthüllt sich hier in der Weisheit des Heiligen Geistes. Und doch ist alles Mensch geworden und größter Wert gelegt auf den persönlichen Kampf des Heiligen, der durchaus kein Quietist im Fénelonschen Sinne ist, Geistigkeit von Erlebnissen durchblutet, und doch wieder hart, klar, diamanten. Will man den Kern des Buches herausschälen, so wähle man die letzten Kapitel, wo der berühmte Schriftsteller Anton Saint-Marin (Anatole France), Mitglied der Akademie und Verfasser des „Leuchte Pascal", mit dem Heiligen und seiner Umgebung zusammentrifft. So rücksichtslos ist selten über die innere Hohlheit eines jeden Relativismus und von Gott gelösten Humanismus gesprochen worden wie hier, wo unter dem Eindruck des Heiligen der gefeierte Schriftsteller einem Abbé aus der Sippe derer von Dalberg mit dem interessanten Bund von Christentum, Heidentum und Loge in einer Anwandlung von Ehrlichkeit gesteht: „Ich weiß, was mir die Erleuchteten ihrer Art anzubieten haben, Abbé: Die Unsterblichkeit des braven Mannes unter den Augen eines klugredenden lieben Gottes. Ebenso lieb ist mir das klassische Altertum des Herrn Renan, die Litanei auf der Akropolis, das Griechenland der Gymnasiallehrer, lauter Schwindel! Ich bin in der Großstadt geboren, in einem Hinterhaus. Meine Eltern stammten vom Lande. Ich war Meßknabe wie andere auch. Wenn ich einen Kniefall nötig hätte, ginge ich geradenwegs in meine alte Pfarrkirche; ich ließe mir aber ebensowenig beikommen, vor Pallas Athene Gesichter zu schneiden wie ein begeisterter Oberlehrer. Meine Bücher! Ich pfeife darauf! Ich habe vom Leben genossen, was ich konnte, in langen Zügen, aus voller Brust! Ich habe den Trunk hinuntergestürzt, unbekümmert um die Folgen! Man muß sich seinen Anteil sichern, Abbé. Wer genießt, fürchtet den Tod. Man kann versuchen, ihm ins Auge zu sehen, man kann ebensogut versuchen, seine Zeit mit dem Lesen philosophischer Schmöker hinzubringen wie ein Patient, der beim Zahnarzt in illustrierten Zeitschriften blättert. Ich, ein Weiser, mit Rosen im Haar! Ein guter Alter aus der Antike! Ach! ... Ein Bauarbeiter, der an nichts denkt, als sich die Därme zu füllen, verfügt über mehr Schlauheit als ich; bis zum letzten Augenblick kann er hoffen, sich sattzuessen und sich vollzutrinken. Aber wir! ... Man verläßt die Schule mit den Trugbildern des Künstlers. Nichts Begehrenswerteres kennt man auf der Welt als eine schöne Hüfte lebendigen Marmors. Man stürzt sich Hals über Kopf auf die Frauen. Mit vierzig Jahren geht man mit Herzoginnen schlafen, mit sechzig muß man froh sein, wenn ein Straßenmädchen die Einladung zum Abendessen annimmt. Und später ... Später ... He! he! später ... beneidet man Menschen wie einen Heiligen, die wenigstens alt zu werden verstehen! ..." So begegnen

Digitized by Google

sich hier zwei Welten: die mit Gott verbundene, die der Freiheit, die des Heroismus, die bis in die Jubel des Himmels und bis in die Schauer der Hölle ragende des Heiligen, und die andere des Humanisten, der niemals er selbst war, sondern immer nur Pose, die des Wurmes, der im Staube kriecht, auch wenn dieser Staub zufällig griechischer Marmor ist und eine bezaubernde Göttin.

Hier ist Rhodus, hier springe! Was soll uns das Reden über die Dichtung der Zeit, was ist überhaupt Zeit, zeitgemäß, zeitfremd, zeitnahe und wie die schönen Bildungen alle heißen? Niemand erlebt seine Zeit, der sie nicht mit Gott erlebt, und niemand löst eine Frage der Zeit, der sie nicht vor Gott getragen hat. Zeit ist das Strombett der Ewigkeit, und der Ewige selber darin der gewaltige Strom. Ohne ihn bleiben Zisternen, in denen Erinnerung fault und Larven bildet. Wir können noch soviel sprechen von der Eigenständigkeit der Literatur, und wir wären die letzten, die naturgegebene Grenzen irgendwie verwischen möchten, aber es geht heute um ein Versagen der Grundkraft selber. Ohne sie, die das Leben gibt und den Anschluß an das ewige Leben, können wir natürlich das Tote zum Toten häufen, aus hundert schöpferischen Büchern der Vergangenheit tausend neue für die Gegenwart verarbeiten, aber was nützt dieser Berg von Papyros, von Texten, von Daten, von Figuren selbst und interessanten psychologischen Verwicklungen, wenn der Odem des Lebens nicht darin weht. Literatur wird zu einer Gattung von verarbeitender Industrie werden, wie denn heute schon die meisten Bücher nicht aus dem Leben, sondern aus Büchern fabriziert werden, weshalb wir mit vollem Recht den Namen einer verarbeitenden Industrie darauf anwenden. Ach, wie hat sich Paul de Lagarde zu seiner Zeit schon nach dem großen neuen Tage der Erfüllung gesehnt. Nur mit heiliger Ergriffenheit kann man die herrliche Stelle bei ihm lesen, wo es u. a. heißt: „Gäbe es wenigstens Verschworene unter uns, einen heimlich offenen Bund, der für das große Morgen sänne und schaffte, und an den, wenn ihn auch in diesen umgekehrten Pfingsttagen die Menge nicht verstehen würde, alle sich anschließen könnten, deren unausgesprochenem Sehnen er das Wort böte: gäbe es dann und wann im Vaterlande für ein warmes Herz ein warmes Herz, Hände, die mithelfen würden zum Werke, Knie, die sich mitbeugten, und Augen, die mitemporblickten zu des Vaters hohem Hause. Wir sind es müde, mit Geschaffenem und Gemachtem abgefunden zu werden; wir wollen Geborenes, um mit ihm zu leben, du um du. Aber der Geist ist noch nicht über Heide und Halde gefahren; die Keime träumen noch, und niemand weiß, an welcher Stelle sie träumen. . ."

Wo träumen sie heute, diese Keime? Liegt Europa im Todeskampf oder in Geburtswehen? Wir wissen um unsere Sterne. Und haben doch zugleich das Wissen um das tragische Nichtwissen des Jahrhunderts. Und Millionen und Millionen schreiten müde und verlassen durch die einsame Welt, und wenn sie aufschauen in die trostlose Weite, was sagt ihr verzweifelnder Blick anderes, als daß noch immer Nacht ist, die Nacht ohne Sterne. . .

Lagarde, Paul de: „*Schriften für das deutsche Volk*". J. F. Lehmann, München. 1. Band. Gr.-8°. 520 Seiten. Geheftet 5, gebunden 6,50 Mk. 2. Band. Gr.-8°. 300 Seiten. Geheftet 5, gebunden 6,50 Mk.

Baumann, Emile: „*Der heilige Paulus*". Aus dem Französischen von Marie Amélie von Godin. Kösel & Pustet, München 1926. 8°. 464 Seiten. Gebunden 7 Mk.

Bernanos, Georg: „*Die Sonne Satans*". Roman. Jakob Hegener, Hellerau 1927. 8°. 355 Seiten. Broschiert 6 Mk.

*

Digitized by Google

Meister Sebastian

Von Charlotte Ursina

BEI Gott! er war ein frommer Mann, der Meister Sebastian. Jeden Morgen, jeden Abend tat er sein Gebet. Jeden Sonn- und Feiertag ging er zur Messe. Sonst lebte er still, ganz friedlich für sich, im winkligen Giebel des alten Gehäuses, ganz nahe am Friedhof.

So ein schöner Maienmorgen war ihm noch niemals vorgekommen! Er sah auf den Kalender an der Wand, da stand der 12. Mai und ein rotes Bleistiftkreuz daneben. Sebastian nickte, senkte das Haupt und seufzte nur aus tiefer Brust.

Der 12. Mai, murmelte er, der 12. Mai! Zehn Jahre waren vergangen, volle zehn Jahre. Langsam trat er zum Fenster.

Wie schön die Welt doch war! Leuchtender Himmel in blendendem Blau. Junge Schwälbchen schossen durch die Luft. Auf blanken Schiefern der kleinen Kapelle blinkte die Sonne. Die Sonne! Die goldene Sonne!

Wie der Meister sie liebte! Weit streckte er die Arme. Hoch hob er den braunlockigen Kopf.

Die Sonne! Die Sonne!

Und vor ihm lag der kleine Friedhof, mit Büschen und Bäumen und Blüten und Blumen. Die Drosseln schlugen aus jedem Gezweig. Die Stare wippten im schwanken Geäst, und Finken, die lustigen Finken haschten verliebt sich von Ästchen zu Ast.

Herr Sebastian lächelte. Jeden Morgen, jeden Mittag stand er minutenlang still, schaute hinunter auf all diese Pracht, in all dieses Leben und Lieben. Aber so schön wie heute war noch kein Tag ihm erschienen. Keine Stunde in all den langen und bangen zehn Jahren.

Die stillen Hügel lagen in Ahnen versponnen. In Frühlingsahnen und Frühlingsduft. Kleine Efeuranken zitterten heimlich im Wind. Frühe Falter flirrten vorbei, und alles ward stille. So frühlingsstille, so sonntagsstille am 12. Mai.

Kein Wagen rasselte über die holprigen Pflaster der kleinen Gassen. Kein Menschenlaut. Kein Hundegebell. Es war so früh, so einsam rings. Meister Sebastian lauschte und hörte doch nur den flüsternden Wind, die wispernden Bäume und Büsche und Vogelgezwitscher.

Da kniete er nieder, langsam, ganz langsam, heimlich beglückt, die Hände gefaltet, geneigt das Haupt.

Maria, murmelte er, Maria!

Und sprach ein Vaterunser mit halblauter Stimme aus gläubigem Herzen.

*

„Grüß Gott, Herr Sebastian!"

Der Meister fuhr auf. Er hatte kein Klopfen, kein Öffnen gehört. In der Tür stand ein Mann, groß, hager und dürr, verwitterte Züge, fahlgelb und in Falten. Ein langer Mantel fiel weit ihm zum Knie. Ein breiter Hut, verstaubt und verbogen, saß tief in der Stirn.

„Ihr kennt mich wohl nicht?"

Sebastian schüttelte den Kopf, erhob sich, trat näher und starrte ihn an.

„Johannes Groß! Johannes . . .!"

Der Meister rief freudig und doch voller Schrecken.

Digitized by Google

Nein, er hätte ihn niemals erkannt! Niemals! Langsam trat der Fremde ein, schlug die Tür in das Schloß, warf den Hut auf den Tisch und ließ sich im Sessel nieder, matt und erschöpft.
„Mein Gott . . .! Johannes . . ."
Der Meister schrak vor ihm zurück. Johannes Groß sah auf, dunkel und finster, mit zusammengebissenen Lippen.
„Dein Schicksal war barmherziger als das meine . . ."
Er blickte auf Sebastian mit neidvollem Blick.
Wie schön er noch war, der Meister Sebastian! Mit ernstsanften Zügen, dem lockigen Braunhaar, der schlanken Gestalt und den feinen, schmalweißen Händen. Wie anders er ihn doch erwartet hatte. Wie anders, den Meister Sebastian! Johannes Groß strich über sein feuchtgraues Haar.
„Kann ich dir helfen, Johannes?" fragte der Meister stillfreundlich, mit Lächeln. Ganz seltsam war ihm bei diesem Besuch.
„Nein, danke, Sebastian! Es geht mir gut, sehr gut sogar!" Die Worte klangen ihm voll Ironie.
„Wir haben uns lange nicht mehr gesehen, nichts voneinander gehört", sagte der Meister und blickte ihn an.
„Zehn Jahre lang nicht!" Johannes sprach scharf, mit dunklem Unterton in der Stimme und den Meister fixierend.
„Zehn Jahre!" sagte er tonlos und lächelte müde.
„Weißt du auch, welcher Tag heute ist, Johannes? Am Kalender steht der 12. Mai . . . Mariens Sterbetag. Erinnerst du dich?"
Johannes Groß saß unbeweglich.
„Laß uns zum Friedhof gehen, an ihr Grab!" sagte er plötzlich, stand auf, und Herr Sebastian nickte.
Langsam gingen sie die enge Stiege hinunter. Der Meister voran, leicht, mit beschwingten Schritten, Johannes Groß unsicher, zögernd, mit schwankendem Fuße ihm nach.
Auf der Gasse blieben sie stehen und schauten sich um. Es war nicht vieles verändert, hier drunten im Städtchen seit einem Jahrzehnt.
„Warum warst du so lange denn fort?" Sebastian fragte verlegen. Er war immer etwas sonderlich gewesen, dieser Johannes. Schon früher als Kind, als Knabe, beim Magister Hoffmeier auf der Schulbank. Ein störrischer Bub! hatten die Leute gesagt, und keiner mochte ihn leiden.
„Ich bin viel gereist im Reich und im Ausland!" Johannes sprach heiser, mit finsterem Blick.
„Und jetzt? Wirst du nun bei uns bleiben? Hier in der Stadt?"
Johannes lächelte spöttisch.
„Gewiß nicht, Sebastian! Nur in die Gegend kam ich gerad', da fuhr ich mit her. Morgen schon reise ich weiter!"
Herrn Sebastian rollte ein Stein vom Herzen.
Verschwiegen traten sie ein durch das alte Pförtchen der Mauer auf den kleinen Acker des himmlischen Herrn.
Sebastian bekreuzte sich, Johannes konnte nur lächeln. Sie schritten dahin zwischen den schmalen Reihen der Gräber, vorbei an Kreuzen und Tafeln und bröckelnden Steinen. Verwischte Inschriften, bekannte Namen. Johannes nickte zuweilen, er kannte gar manchen.

Digitized by Google

Auch den Bäckermeister Michael Wurm traf er hier wieder, im Schatten einer stillen Weide. Johannes Groß blieb stehen. Das war sein Vormund gewesen, und daneben lag die Frau Sabine, das war seine Pflegemutter. Er stand ganz still und unbeweglich. Hier fand er sie wieder, hier drunten, so einsam verloren.

Sebastian war weitergegangen, langsam, absichtlich. Er wollte nicht stören. Aber Johannes holte ihn ein, schneller als er gedacht. Dann gingen sie schweigend nebeneinander.

Den kleinen, schmalen Seitenpfad bogen sie ein, und da . . .

Der Meister blieb stehen. Ein kleines, mit Blumen geschmücktes Grab.

„Maria Paudin" stand in goldenen Lettern auf steinernem Kreuz, darunter der 12. Mai 19 . .

Sebastian stand still, mit gefalteten Händen, und schaute versunken den blühenden Hügel.

Johannes Groß blieb stumm etwas abseits. Kein Wort, kein Laut kam über seine Lippen. Eiskalt nur zuckten seine Hände in den weiten Manteltaschen. Auf jene Inschrift stierte er mit glanzlosen Augen. Sebastian schien alles vergessen. Mit stillem Lächeln ordnete er Blüten und Blumen.

„Kanntest du das Grab oder warst du damals schon fort?"

„Nein, ich reiste gerade am Begräbnistag!" Johannes antwortete tonlos, mit starrem Blick.

„Zehn Jahre sind seitdem vergangen, zehn volle Jahre! Mir ist, als wären kaum zwölf Monde darüber verstrichen", raunte der Meister. Der andere nickte.

„Zehn Jahre . . .", wiederholte er leise, beugte sich nieder, pflückte eine Blume vom Hügel und steckte sie zu sich. Sebastian versuchte zu lächeln.

Langsam schritten sie zurück, schweigend, in tiefen Gedanken. Der Meister hörte die Vöglein nicht mehr, sah nicht den Himmel, die goldene Sonne. Am Friedhofskapellchen erst blieb er stehen.

„Wir wollen hineingehen!" meinte er ernst.

„Kannst du noch beten?"

Sebastian nickte.

„Dann will ich hier warten!"

Johannes ging auf und nieder. Er hatte ihm nachgeschaut, lange, mit sinnendem Blick, dem Meister Sebastian! Wie er so ruhig und sicher die Stufen erstieg, das Pförtchen erschloß und drinnen verschwand.

Er fühlte den Neid in sich wachsen. Den alten, finsteren Neid, genau so wie früher. Sebastian! raunte er düster. Meister Sebastian!

So nannte ihn jeder ringsum in der Stadt.

Begabt war er, klug, doch still und bescheiden. Er liebte Musik und verstand sie zu meistern. Als Kind schon glitten ihm die Finger leicht über Magister Hoffmeiers altes Spinett.

Wie genau Johannes das alles noch wußte.

Da hatten sie alle gestaunt, die Buben und Mädel, die Großen und Alten. Dem Magister war er sein Liebling geblieben bis spät an sein Ende. Studieren hatte er dürfen, der kleine Sebastian, auf der Musikschule, drei Jahre lang wohl, fern in der Stadt. Die Eltern hatten nicht Heller noch Opfer gescheut. Und die Welt stand ihm offen, die große und weite.

Und doch, er kam heim, ganz friedlich nach Haus. Er wollte nicht fort, nicht ohne . . .

Digitized by Google

Johannes ballte die Hände zur Faust. Nicht ohne die kleine Marie! Die kleine Marie! In Jahresfrist wollten sie heiraten, mit Erlaubnis der Eltern. Und alles war anders gekommen, anders, ganz anders!
Nur ein kleiner bescheidener Lehrer war er geblieben, der um kärgliche Heller Unterricht gab, jeden Sonntag und Festtag die Orgel versah, seit der Magister gestorben.
Das war der Meister Sebastian!
Johannes Groß triumphierte.
Ja, der Meister Sebastian! Und doch, er beneidete ihn. Noch immer, genau so wie früher, wie damals als Kind. Wie später als Jüngling, genau so noch heute!
Er biß auf die faltigen Lippen und zog die finsteren Brauen.
„Laß uns gehen, Johannes!" hörte er plötzlich des Meisters weiche Stimme neben sich und sah in Sebastians leuchtende Augen.
Ruhig schritten sie nebeneinander, hinunter zur Stadt.
„Komm mit mir zum Gasthaus, zu meiner Frau . . ." Er sah ihn an mit lauerndem Blick von der Seite.
„Zu deiner Frau . . .?" Ein Zittern flog durch die Seele des Meisters.
„Zu meiner Frau!"

*

Durch die trüben Fensterscheiben des engen Zimmers im Gasthof tropfte die Sonne. Frau Annette saß im gepolsterten Lehnstuhl am runden Tisch. Vor ihr lag aufgeschlagen ein schweres Buch mit vergilbten Seiten. Sie starrte hinein und streichelte mechanisch das Hündchen in ihrem Schoß.
Frau Annette konnte keine zwanzig Jahre alt sein. Zierlich und schlank war die kleine Gestalt. Ihr blondes Haar lag in schlichtem Scheitel. Die großen Augen blickten müde und ernst. Wie bleich das junge Antlitz erschien. Unruhig zuckten die Hände.
Sie trug ein dunkles Kleid mit weißen Spitzen um Ärmel und Hals. Das machte sie älter und reifer. Zuweilen blickte sie auf die Wanduhr, die tickte und tickte und schlug die Stunden. Es war so dunstig und dumpf hierinnen, so schwül und gedrückt. Die Türen verschlossen. Sie seufzte und sah auf das Hündchen. Ganz stille lag es friedlich im Schoß, spitzte die Öhrchen und blinzelte müde.
Wie die Stunden verschlichen. Und draußen blühte der Mai vor den Fenstern. Die Vögel sangen. Und sie saß hier einsam und mußte lernen und lesen und . . . warten. Sie strich mit der Hand die feuchtheiße Stirn. Sie wollte weinen und fand keine Tränen.
Da plötzlich . . . schrak sie zusammen . . . Schritte und Stimmen!
Das Türschloß knarrte. Das Hündchen entglitt ihr, und zitternd stand sie mit bangenden Augen.
„Guten Morgen, Annette!" Johannes trat ein, noch jemand folgte. Sie rührte sich nicht und wurde nur bleicher. Wie kühler Schnee fiel ihre Hand in Johannes' knochige Rechte. Sie sagte kein Wort, ihr Blick nur hing scheu an Sebastian.
„Das ist mein Kamerad und Freund aus Kindheit und Jugend, Meister Sebastian!" sagte Johannes mit scharfer Betonung. Annette stand stumm und verlegen und schaute nur fragend, fast schüchtern. Sebastian ergriff ihre Hand und fühlte das Zittern, die Kühle. . . . . .
„Hast du die Sätze gelernt?" Johannes Groß wies auf das Buch mit den vergilbten Seiten. Sie nickte zögernd und sah auf Sebastian.

Digitized by Google

„Wir haben noch manches zu lernen, nicht wahr, Annette?" Freundlich strich er ihr Haar und versuchte zu lächeln. Ein feines Rot flog über ihr Antlitz. Sie senkte den Blick verwirrt und verlegen.
Minuten vergingen in Schweigen, in peinlichem Schweigen für alle.
„Ich muß nun fort, ich habe um 9 Uhr Stunde zu geben!" sprach endlich der Meister. Dankbar schaute Frau Annette empor. Johannes ließ keinen Blick von ihr gleiten.
„Wie du nun meinst!" sagte er kurz und zuckte die Achseln.
Sie nahmen Abschied, kühl und befremdend. Am Abend gedachte Johannes noch einmal zu kommen. Am nächsten Morgen wollten sie reisen.
Sebastian nickte und schritt zur Tür. Wie benommen war ihm der Kopf. Langsam tastete er die Treppe hinab. Am Haustor blieb er erst stehen und schöpfte tief Atem.
Er war noch sonderlicher geworden, dieser Johannes, noch sonderlicher und fast unheimlich.
Der Meister schritt sinnend nach Hause, langsam, mit schwankendem Fuß. Frau Annette! murmelte er, Frau Annette! und wiegte das blondbraune Haupt.

*

Den ganzen Tag fühlte Sebastian sich seltsam. Bis in den späten Abend hatte er gewartet. Johannes Groß war nicht gekommen.
Er saß am Fenster im Lehnstuhl und blickte hinaus.
Blanke Sterne hingen am Himmel, blanke Sterne auf blauem Grund. Sebastian faltete die Hände und blickte empor. Ganz still war es rings. Nur der Nachtwind umseufzte den spitzen Giebel. Drunten vom Friedhof flüsterten heimlich die Büsche und Bäume. Einsam ragte das Kapellentürmchen in dunkle Nacht. Herr Sebastian saß still, unbeweglich.
„Der 12. Mai!" flüsterte er.
Und vor ihm tauchte sie auf, die kleine Marie, mit den goldblonden Zöpfen, den leuchtenden Augen, der zarten Gestalt.
„Wenn sie achtzehn Jahre alt ist, dürft ihr euch heiraten", hatte ihm ihr Vater versprochen. Damals war sie kaum siebzehn. Damals! Meister Sebastian atmete tief. Damals — vor nun mehr denn vollen zehn Jahren, als das Unglück geschah.
Ein Sonntag war es, ein Maientag, lieblich und schön. Auf der Ratswiese hatten sie getanzt, fast den ganzen Nachmittag getanzt. Gelacht und gescherzt, er und die kleine Marie!
Er hatte ihr das Händchen geküßt und ein blauseidenes Zopfband geschenkt. Wie sie sich freute! Die kindlichen Augen in strahlendem Glück.
Doch am Abend . . ., am selben Abend, dem 12. Mai . . . Sebastian schloß die Augen. Man hatte ihn rufen lassen zum Ratsherrn Paudin, und Marie . . . die kleine Marie . . .?
Sie hatte sich im kleinen Boot geschaukelt am Ufer des Flusses bei Vollmondschein, und da . . ., es mußte sich losgerissen haben, in die Strömung getrieben sein und . . . umgeschlagen.
Maria! Maria!!
Meister Sebastian wischte im Auge. Seit jenem Abend war all sein Glück erloschen, alle Hoffnung zertreten, alles Wünschen entschwunden, zerbrochen wie Glas.
Er hatte sich zurückgezogen, still für sich, in die große Einsamkeit, ohne Menschen, ohne Freunde, noch Eltern. Er wollte nichts hören, nichts sehen.

Digitized by Google

Dann war er ruhiger geworden. Ernster, verschlossener in sich. Er hatte den Vater, die Mutter begraben, ganz schnell nacheinander. Es war auf ihn niedergebrochen, so dunkel und schwer. Ganz einsam stand er allein.
In jenes Giebelstübchen war er hinaufgezogen. Vor ihm der heimlich träumende Friedhof. Im Winter, wenn die Bäume kahl entblättert standen, sah er hinüber, bis an ihr Grab. Im Frühling und Sommer schattete die mächtige, alte Kastanie darüber.
Sebastian war still, ganz stille geworden. Er lebte die einsamen Tage von Stunden, die er alltäglich gab, und seine Schüler liebten ihn und lernten voll Fleiß und voll Eifer. Das war nun sein ganzes Leben! Träume zerronnen. Pläne zerrissen. Kein Hoffen zog in sein einsames Herz.
Er saß am Fenster, sann in die Sterne, in die tiefdunkle Nacht.
Maria, dachte er wieder, kleine Maria! und müde sank er in Schlaf.

*

Es war schon spät zum Morgen, als Meister Sebastian erwachte. Verschlafen rieb er die Augen.
Ein Samstag war es mit geschäftigem Leben auf Gassen und Markt.
Sebastian achtete niemand.
Er nahm sein kärgliches Frühstück, setzte sich nieder am alten Spinett und spielte und spielte. Stunden vergingen und Stunden. Der Meister merkte es nicht.
Um die Mittagszeit klopfte es laut an die Tür.
Sebastian erblickte Johannes und neben ihm Frau Annette. Sie trug dasselbe dunkle Kleid mit den weißen Spitzen wie gestern. Nur ein breiter Hut überschattete tief noch ihr Antlitz. Johannes war unverändert.
„Wir haben dir eine Stunde schon fast gelauscht. Draußen am Flur!" Johannes lächelte.
„Was war es, was du gespielt?"
Der Meister blickte zu Boden.
„Ich ahne . . .", sagte Johannes heiser. Um seine Lippen huschte ein böser Zug.
Frau Annette stand unbeweglich, einige Schritte hinter dem Gatten, mit klaren, fragenden Augen.
„Es war sehr schön, was Sie spielten, Meister Sebastian!" sagte sie plötzlich.
Sebastian war überrascht. Es waren die ersten Worte, die er von ihr vernommen.
Johannes Groß zog finster die Stirn.
„Wir kommen, dir Lebwohl zu sagen. Heute abend reisen wir weiter."
Sebastian war leicht verwirrt.
„Ich danke dir, Johannes, und wünsche euch gute Reise. Wann werdet ihr wiederkommen?"
Johannes lächelte kalt.
„Vielleicht bald, vielleicht nie! Wer kann das wissen? Ich habe gesehen, was ich nur sehen wollte. Alte Erinnerungen! Nun muß ich fort!"
Sebastian nickte. Aus dem Wandschränkchen holte er drei Gläser und setzte sie auf den kleinen, runden Tisch vor dem Sofa. Es war ein ganz leichter Wein mit würzigem Duft, von tiefdunkler Farbe, den schenkte er ein. Johannes griff gierig sein Glas. Frau Annette wagte sich kaum zu rühren. Nur auf Johannes blickte sie ängstlich. Er nahm die Flasche und goß sich ein, zum zweiten, zum dritten, zum vierten Male und trank. Sebastian war leicht verwundert. Er ging an den Schrank, die neue Flasche zu holen. Johannes riß sie ihm fort,

Digitized by Google

mit gierigen Blicken, und leerte sie hastig. Annette begann zu zittern, bleich, fahl und in Angst.
„Johannes . . .", stammelte sie. Er hörte sie nicht. Hob das leere Glas, wankte und sank vom Sessel. Seine Lippen bewegten sich lautlos, er verdrehte die Augen, der Schweiß stand ihm auf der runzligen Stirn.
„Annette!" lallte er krächzend, „Annette . . .!" und verlor das Bewußtsein.
Meister Sebastian war aufgesprungen. Frau Annette zitterte. Tränen hingen an ihren Wimpern. Schimmernde Tränen.
„So ist er immer, wenn er trinkt", stammelte sie wirr und verwirrt. Sebastian trug ihn auf sein schmales Bett. Da lag er steif und starr und rührte sich nicht. Die Augen waren geschlossen und aschgrau verfärbt seine Züge.
„Setzen Sie sich zum Fenster, Frau Annette." Sie gehorchte und sank im Lehnstuhl zurück. Kein Auge ließ sie von Johannes, und ihre Hände krampften sich im Schoße. Sebastian blickte sie an.
Wie seltsam das war! Die junge, kindhafte Frau Annette und dieser düstere Johannes!
„Sie haben so schön gespielt", flüsterte sie und schaute erwartend ihn an. Sebastian blieb ruhig, verschwiegen. Es war ihm so eng mit Johannes. So seltsam mit Frau Annette. Dann sah er sie an, voll, ganz und klar. Da wurde sie heiß wie Purpur und senkte den Blick.
Minuten vergingen, und niemand wagte ein Wort. Zuweilen lehnte Frau Annette traumverloren zum Fenster. Johannes Groß stöhnte in schweren Zügen. Und Meister Sebastian saß sinnend.
Es mochten zwei Stunden vergangen sein. Da richtete Johannes sich hoch, plötzlich mit jähem Ruck und trunkenen Augen. Frau Annette war aufgesprungen und eilte zu ihm.
„Wie lange hab' ich gelegen?" schrie er ganz heiser, wie sich besinnend, und saß steif aufrecht im Bett.
„Zwei Stunden fast!" sagte Sebastian.
„. . . und ihr . . .?" Er starrte von Frau Annette hinüber zum Meister, mit stechendem Blick.
„Wir haben gewartet, bis du erwachtest!"
Johannes' Augen funkelten düster. „Komm!" herrschte er Frau Annette an, erhob sich langsam, stützte sich schwer auf ihren Arm und wankte zur Tür.
Kein Blick, kein Wort für Sebastian!
Der Meister saß wieder allein.

*

Acht Tage waren vergangen. Meister Sebastian war seltsam verändert seit jenem Besuch. Seltsam verändert. Er konnte die Ruhe nicht wiederfinden, die einst ihn beherrscht. Wie ein Schatten war es über ihn gekommen, grau, dunkel und schwer. In den Nächten schreckte er aus wilden Träumen auf. Er sah sie vor sich, die hagere, magere Gestalt, die scharf herben Züge, mit stechenden Augen. Das war der Johannes.
Sebastian wußte nicht, ob er abgereist war. Er wollte nichts wissen. Nichts hören. Am achten Tage nach jenem Begebnis klopfte es leicht an die Tür. Heftig schrak er zusammen. Ein Bote vom Gasthaus brachte ein Briefchen, mit ungelenk kindlichen Zügen:
Johannes wünscht Sie zu sprechen. Kommen Sie gleich. Annette. —
Verwundert las er die Worte. Warum ließ Johannes ihm schreiben? Warum?

Digitized by Google

Warum kam er nicht selber? Was sollte das alles bedeuten? Sebastian klopfte das Herz. Draußen sank fahles Dämmern über das trauliche Städtchen. Er warf den Mantel über die Schultern, steckte den Brief zu sich und wankte die Stiege hinunter.

Wie öde, wie einsam das Gäßchen lag. Vereinzelte Lichter blinkten aus Fenstern und Läden. Laternchen schaukelten trübe mit schluchzenden Flämmchen im pfeifenden Wind. Kalte Pflastersteine glänzten in triefender Nässe. Den ganzen Tag über hatte der Regen geprasselt. Es wehte von feuchter Erde und nassem Laub.

Sebastian schlug den Mantelkragen hoch und schritt davon.

Er pflegte des Abends niemals auszugehen und fühlte sich seltsam und eigen. Am Marktplatz grüßten Bekannte. Er merkte es kaum. Drüben am Gasthof brannten die großen Lampen über dem altverwetterten Schilde „Zum goldenen Lamm".

Frau Annette kam ihm schon entgegen auf halber Stiege mit leicht geröteten Wangen und wirr verwirrtem Haar.

„Er schläft", sagte sie leise und legte den Finger an ihre Lippen.

Es war dasselbe Zimmer, in dem er vor einer Woche gestanden, in das sie ihn führte. Eine Kerze zuckte ruhlos auf dem runden Tisch. Weiße Gardinen waren vor den Fenstern niedergelassen. Im Sofawinkel träumte das Hündchen. Es war so lautlos still hier rings. Sebastian sah sich um. Wo war Johannes? Frau Annette wies auf das Nebenzimmer mit der angelehnten Tür. Er wollte eintreten. Aber sie hielt ihn zurück. „Er schläft!" sagte sie wieder. „Seit drei Tagen der erste Schlaf!"

Meister Sebastian sah sie an, voll, ernst und fragend. Sie lächelte und blickte vor sich nieder. Es war etwas Befangenes in ihr und doch eine seltsame Anmut.

„Ich werde morgen wiederkommen."

„Nein! Bleiben Sie! Hier in meinem Zimmer, bis er aufwacht. Sie dürfen nicht gehen. Er hat so viel nach Ihnen verlangt."

Sebastian legte wortlos den Mantel ab und warf sich in den großen Stuhl mit der gepolsterten Lehne. Ruhig blätterte er in den Büchern, die rund auf dem Tische lagen. Frau Annette saß ihm gegenüber, im Sessel, mit der Näharbeit in den schlanken Fingern, und stichelte fleißig, ohne den Blick nur zu heben.

„Annette!" Die heisere Stimme durchschreckte endlich die Stille. Schnell sprang sie auf und schritt zu ihm hinüber.

„Herr Sebastian ist eben gekommen. Willst du ihn sprechen, Johannes?" Ihre Worte klangen laut und vernehmlich. Sebastian trat ein, kurz, mit knappen Schritten, ohne noch weiter zu warten. Er schrak zurück. Wie war Johannes verfallen!

Zwei Fieberflecken brannten auf den gelbdürren Wangen. Die Augen glänzten so starr und so stier.

„Du wolltest mich sprechen, Johannes?"

Der Kranke nickte. Es war ganz dunkel im kleinen Gemach. Nur ein Nachtlämpchen glimmte auf dem Tischchen am Bett. Darunter lag stumm die Taschenuhr und ein altes Notizbuch.

„Geh hinaus, Annette." Lautlos huschte sie fort und schloß geräuschlos die Tür.

„Setze dich zu mir, Sebastian! Hier an mein Bett!"

Der Meister gehorchte. Minutenlang war es ganz still zwischen ihnen. Nur ein schwaches Feuer knisterte heimlich im Ofen, und Johannes hüllte sich fester in Kissen und Decken. Draußen klatschte der Regen an die dünnen Scheiben. Der Wind

Digitized by Google

rüttelte in lauten Stößen an das Haustor und das blecherne Schild „Zum goldenen Lamm".
Johannes' Blick hing träumend an Meister Sebastian. Langsam richtete er sich auf, hob den schweren Kopf und versuchte, Sebastians Hände zu fassen.
„Ich habe dich rufen lassen. Es wird bald zu Ende sein mit mir. Es kam ganz plötzlich. Aber es ist gut so, daß es gekommen ist. Am besten für mich." Seine Stimme zitterte in Tränen. Sebastian saß verwundert. So hatte er Johannes Groß noch niemals gesehen. Nicht einmal als Kind.
„Sebastian, hör' mich an! Mach' mir das Sterben leicht. Leichter, als es das Leben für mich war. Hörst du mich, Sebastian?" Ein Flehen stieg plötzlich in seine Stimme. Tief inniges Flehen, das den Meister verwirrte.
„Ich höre dich, Johannes! Sprich! Sprich nur weiter!"
„Sebastian! Ich habe sie auch geliebt . . . die kleine Marie! Geliebt, wie du!"
Der Meister zuckte zusammen.
„O Sebastian! Sebastian! Und wie ich sie liebte! Dich habe ich gehaßt. Damals gehaßt! Als Schulbub gehaßt! Bis heute gehaßt! Und jetzt . . ."
Er schluchzte und konnte kaum sprechen.
„Ich war ein Kind! Ein Kind, wie du! Ich hatte nicht Vater, nicht Mutter! Du weißt, wie sie mich neckten, die Buben, die Mädchen. Der Bäckermeister Wurm war mein Vormund. Er hielt mich gut und streng. Ich hatte wohl nichts zu klagen. Und die Meisterin fand zuweilen ein freundliches Wort. Zuweilen, Sebastian! Doch nirgends war Liebe! Wer hätte mich auch lieben sollen? Mich lieben? Warum auch mich lieben? Der Magister war ein braver Mann und der Pfarrer ein gütiger Herr. Aber verstanden hat mich niemand. Kein Mensch. Solange ich lebe! Es war etwas an mir, was die Leute belachten. Immer und immer wieder belachten. Auch später in der Lehre, noch später im Leben."
Er hielt inne und schwieg.
„Und weiter, Johannes?" fragte Sebastian. „Und weiter?"
„Weiter . . .?" Wie aus tiefen Träumen fuhr der Kranke auf. Ein mattes Feuer glühte plötzlich in seinen Augen. Lebhafter klang die heisere Stimme. Rascher flossen die Worte über seine gesprungenen Lippen
„Und du, Sebastian! Du, der einzige Sohn deiner Eltern. Ein schönes Kind, begabt, voll Eifer und Fleiß, geliebt von den Eltern, geliebt von den Lehrern und Leuten. Die Welt stand dir offen, damals mit deinem Talent. Du studiertest mit Glück und Erfolg. Die Stadt sprach von dir. Nur immer von dir! Man schaute dich an voll Wundern und Staunen. Sie liebten dich alle. Auch sie . . . die kleine Marie! Die Leute sprachen ganz offen und klar, ihr seid füreinander bestimmt!"
„Und du . . .?" zitternd unterbrach ihn Sebastian.
„. . . und ich? Ich liebte sie auch. Wie du sie geliebt. Es war an jenem Sonntagnachmittag, draußen auf der Wiese. Ich hatte sie gebeten, mit mir zu tanzen; dreimal bat ich sie. Sie lachte und tanzte mit dir. Sie tanzte nur immer mit dir. Ich hatte ihr ein kleines Silberherzchen gekauft, vom letzten Wochenlohn mühsam erspart. Sie lachte und nahm es nicht an.
Der Abend kam. Sie mußte heim. Da schlich ich ihr nach. Am Haustor hielt ich sie fest. Sie wollte sich losreißen. Da rief ich ihr zu . . . wie töricht es sei, dir zu glauben!"
„Johannes!" Sebastian fuhr auf. Der Kranke hielt ihn zurück.

Digitized by Google

„Ich sagte ihr, daß du's ganz heimlich mit der Lisette hieltest. Ganz heimlich!"
„Johannes!" Sebastian hielt ihn fest am Arm gepackt. Schwer ging sein keuchender Atem über des Kranken Gesicht.
„Und weiter!" schrie er, „und weiter!"
„Mehr habe ich nicht gesagt. Ganz ernst wurde sie. Zwei Stunden später ... war es geschehen."
Sebastian war in den Stuhl zurückgesunken, mit aschfahlen Zügen und fremdstieren Augen. Der Kranke lag starr und rührte sich nicht.
„Sebastian!" stammelte er wieder. „War es ein Unglück ...? War es doch Absicht ...? Wer kann es wissen? Aber es läßt mir nicht Ruhe. Bei Tag nicht, noch Nacht! All die langen und bangen zehn Jahre hindurch. War es ein Unglück? Oder doch Absicht? Immer frag' ich und frage mich wieder. Und finde keine Antwort."
Er schluchzte heiß in die Kissen. Der Meister saß unbeweglich, mit eisstarrem Blick.
„Zehn Jahre dies ewige Fragen! Dies ewige Grübeln! Ich bin geirrt durch Welt und Menschen! Von Haus und Hof! Von Land zum Meer! Ich fand keine Ruhe! Nicht hier! Nicht dort! Es trieb mich zu dir! Zu dir nur, Sebastian! Ich glaubte dich elend, vergrämt und gebrochen. Und als ich dich sah, so ruhig und still, voll Ergebung und Frieden ... ich haßte dich wieder, wie einst schon, wie früher! — Sebastian, gib Antwort! Sebastian, hör' mich dies einzige Mal!"
Er rüttelte ihn am Arm. Der Meister blieb starr und kalt. Keine Miene verzog sich im bleichen Gesicht.
„Sebastian!" schrie heiser der Kranke. „Gib mir den Trost! Den einzigen noch, um zu sterben! Verzeih mir! ... verzeih!"
Ein düsterer Blick traf ihn nur, hart, scharf, wie geschliffener Stahl. Der Kranke sank zitternd zurück, krampfte die Hände ins Bettuch und atmete kaum.
„Sebastian!" hauchte er tonlos, mit bläulichen Lippen. Der andere rührte sich nicht.
„Sebastian! Bist du nicht reicher als ich? Nicht glücklicher auch? Dich hat sie geliebt! Dich nur all in, Sebastian! Ich bitt' dich! Ich flehe dich an! Bei dem Gott, dem du glaubst! Hab' ein Erbarmen! Lasse mich sterben in deinem Verzeihen!"
Er saß ganz aufrecht und rang die Hände. Tränen stürzten die Wangen ihm nieder. Tränen und Tränen.
„Johannes!" schrie der Meister und fiel nieder vor seinem Bett, wühlte den Kopf in die Kissen und stöhnte. „Geh' in Frieden!" lallte er dumpf mit gebrochener Stimme wie gesprungenes Erz.
Sekunden vergingen in Schweigen. Draußen nur heulte der Sturm und klatschte der nächtliche Regen.
Sebastian sprang auf, plötzlich, in jäher Hast, gänzlich verzerrt seine Züge.
„Sebastian ...!" hauchte Johannes. Er hörte ihn nicht. Den Mantel ergriff er ohne ein Wort, er stürzte zur Tür, vorbei an Frau Annette, hinaus in den Flur, die dunkle Treppe hinunter, auf die nachtstille Straße. Dann war er verschwunden.

(Schluß folgt)

*

Digitized by Google

Verklärung

Von Hermann Hall

DER Arzt hatte soeben das Krankenzimmer verlassen, und nun trat die Wärterin herein. Mit schwerfälligen Schritten, die den Fußboden erschütterten, ging sie zwischen den beiden zusammengerückten Klavieren und dem Flügel hindurch zur Kommode, griff nach der Weinflasche, die zwischen zwei verstaubten Geigen, einigen Hörrohren und unordentlich geschichteten Musikalienstößen gleichsam versteckt stand und goß den stark duftenden, perlenden Rheinwein in ein derbgeformtes Glas. Dies trug sie zum Bett und stellte es auf das Nachttischchen; dabei traf ihr Blick den Kranken. Sie zuckte jäh zusammen.

„Um Gotteswillen, er ist tot!" dachte sie bestürzt, als sie in das fahle, wie zu Stein erstarrte Antlitz sah mit den tief eingegrabenen Spuren des Leidens: Graue Haarsträhnen hingen wirr in die hohe, quer durchfurchte Stirn, schwere Schatten lagerten unter den buschigen Brauen und hielten gewissermaßen die Lider für immer geschlossen, die Backenknochen waren so hervorgetrieben, daß die Wangen wie eingebrochen schienen, der Mund aber mit den blutleeren Lippen war friedlich entspannt und ein wenig offen. „Herr, lieber Herr!" rief die Wärterin und rüttelte den Angerufenen an den Schultern.

Beethoven schlug die Augen auf. Sein Blick war fremd und abwesend, fand sich aber bald zurück zur vertrauten Nähe, belebte sich wie von einem innern aufglimmenden Feuer, und nun leuchteten die Augen unsäglich gütig, während ein mattes, wehmütiges Lächeln um den leicht zuckenden Mund spielte. Das ergriff die Wärterin so sehr, daß sie laut aufschluchzte. Auf eine müde Handbewegung des Kranken, die sie als Zeichen großer Ruhebedürftigkeit deutete, verließ sie das Zimmer. — — —

Beethoven richtete sich mühsam auf und stützte sich kurze Zeit krampfhaft auf die zitternden Arme. Sein Haupt war nach vorn geneigt, die Brust hob und senkte sich rasch in schwerer Atemnot. Nun wandte er sich langsam zur Seite, tastete auf dem Nachttischchen, berührte unwillkürlich das Weinglas, schob es jedoch, von plötzlichem Widerwillen erfaßt, weg und nahm das Blatt Papier, das zur Hälfte unter dem breiten Fuß des Messingleuchters lag. Hierauf ließ er sich erschöpft in die Kissen zurücksinken und hielt sich geraume Weile unbeweglich still. Sein Atem keuchte, kalter Schweiß trat auf die Stirn. Endlich führte er die Hand mit dem Zettel gegen die Augen.

Da standen also die bedeutsamen Worte, wie sie der Arzt und Freund an diesem Nachmittag niedergeschrieben, Worte, endgültig und nicht zu mißdeuten in ihrer Klarheit, unverblümt, wie niemand bei einem Schwerkranken sie *auszusprechen* gewagt hätte. Aber so waren es gleichsam magische Zeichen, die das Auge willig aufnahm und die dann sacht den Weg zur Seele suchten, sie leise anrührten und sanft bewegten wie Sphärenklänge.

„Bereite dich zur letzten Reise!"

Das Blatt entfiel der sich lösenden Hand, die beiden Hände fanden sich zu fester Verschlingung und ruhten nun wie in Andacht auf der Brust des Kranken.

„Alles war gut," dachte er, „Glück und Elend; und brachte das Leben an Leid mir ein Übermaß, und hab' ich darob oft gemurrt, ich habe es wieder gesühnt,

Digitized by Google

denn du weißt es, o Herr, ich war deiner Diener demütigster am Opferaltar der Kunst."

Beethoven war es, als streiche ihm eine weiche Hand über die Stirn und als durchriesle ihn körperlich fühlbar tröstliche Beruhigung. Purpurnes Licht umhüllte ihn, dunkelrote Rosenblätter fielen auf ihn nieder, dicht, immer dichter und deckten ihn ganz zu. Musik erklang. Aus gedämpften Orgelharmonien rang sich eine süße Geigenstimme empor, von schluchzenden Cellotönen bedrängt, fiel zu ihnen zurück, wurde von ihnen umschlungen, befreite sich jedoch wieder, ward heller, sehnsüchtiger, während sie stieg, jubelte und entschwebte.

„Seele, meine Seele! O weinet nicht, ihr Freunde!"

Alle Last des Leibes fühlte Beethoven von sich abfallen.

„Du mein geliebtes Leben! Geweihte Vorstufe zum Tempel Gottes! Laß dich noch einmal umschließen mit aller Inbrunst des Herzens!"

Und vom heißen Verlangen nach makelloser Wiedergeburt durchglüht, formte die verzückte Seele traumhaft aus den hingeschwundenen Tagen mühseliger Erdgebundenheit das reine Bild geläuterten Menschentums.

Beethoven sah sich, wie er einst als fünfzehnjähriger kurfürstlicher Organist durch die Straßen Bonns schritt: Er trug einen meergrünen Schoßrock, aus dessen breiten Brustaufschlägen die weiße geblümte Seidenweste schimmerte, lange, schwarzseidne Strümpfe, Schuhe mit wippenden schwarzen Schleifen, unterm linken Arm den Klapphut und einen Degen mit Silberkoppel an der linken Seite; das dichte schwarze Haar wallte in losen Locken herab und war im Nacken zu einem Zopf geflochten. Der Jüngling trat in die Hofkapelle, eilte pochenden Herzens über die Treppe zur Orgel, wo eine auserlesene Sängerschar bereits seiner harrte, und nahm auf der Orgelbank Platz. Der Fürstbischof selbst in prunkendem Ornat, geleitet von den dienenden Priestern, stieg würdevoll die Altarstufen hinan, Beethoven griff in die Tasten, die Orgel erbrauste, das Vorspiel entfaltete sich feierlich in straffem Rhythmus und verebbte schließlich in den flehenden Überleitungsakkorden zum Kyrie. Nach der Messe klopfte der Fürstbischof dem jungen Künstler väterlich-wohlwollend auf die Schulter, zu Hause umarmte ihn die Mutter, und fortan kamen sogar Erwachsene seinem Gruß zuvor.

Damit war des Ruhmes steile Bahn betreten, und die freundliche Muse führte ihren Auserwählten Schritt für Schritt aufwärts. Werk um Werk gedieh, zwar verkannt von den Unverständigen, begeistert jedoch aufgenommen von den Willigen. Göttlicher Schaffensrausch! Was weiß die Welt davon! Erfüllt vom unerschütterlichen Glauben an seine Sendung ist man der Erde entrückt und vergißt Speise und Trank samt der kahlen Kammer, worin man friert. Was bedeutet alle Qual des Daseins gegenüber dem gelungenen Werk? Ich, Ludwig van Beethoven, habe das Höchste gewollt und das Außerordentliche vollbracht. War es darum nicht nebensächlich, daß ich taub wurde? So blieb mir freilich versagt manch freundlich Wort, aber auch erspart der schrille Lärm des wirren Weltgetümmels, und desto feiner hörte meine Seele Himmelsklänge. Höchste Ehrung ward mir zuteil, und heute noch künden es sichtbare Zeichen: Dort steht der schöne Flügel, den die Freunde in England mir gespendet, und auf dem Schreibpult liegt Goethes Medaillon und erinnert mich stets, daß ich wirklich an der Seite dieses Großen, ja Arm in Arm mit ihm gewandelt bin. — — —

Mit einemmal sah der Träumende die beglückenden, lichten Bilder sich verdüstern, so wie eine sonnige Landschaft plötzlich von Wolkenschatten ausgelöscht wird.

Digitized by Google

Das dumpfe Gefühl, alles würde nun in Nacht versinken, steigerte sich zu einer beklemmenden Angst. Er erwachte jäh. Sein verwunderter Blick irrte zu den Dingen im Zimmer, glitt gleichgültig darüber hinweg, suchte weiter, beruhigte sich aber allmählich in der flimmernden Dämmerung des scheidenden Tages und haftete schließlich am rötlichen Schein vor dem Fenster. Dieser vertiefte sich zusehends und wurde zuletzt flüssiges, feuerdurchlodertes Gold. Beethoven wurde seltsam davon angezogen, ein süßer Schauer durchlief ihn, in freudigem Schrecken hämmerte sein Herz, er breitete verlangend die Arme aus, fühlte sich emporgehoben, dem goldlodernden Licht entgegenschweben, und schüchtern stammelten seine Lippen: „Laß mich, o Vater, eingehen in die Herrlichkeit deines Reiches!"

*

Geburt der Libelle

Von Otto Ehrhart

HINTER den Wäldern sank die Sonne. Der blutrotschwelende Abendhimmel wich langsam der harten Bedrängnis der Nacht. Fledermäuse zackten durch die Stille. Lautlos und weich, wie große wunderbare Nachtfalter, schwangen die Eulen aus den Tiefen des Moores. In Mulden und Gründen, unter Bäumen und Büschen, hockte lauernd mit dunklem Getue der Schlaf. Nahe Wasser glucksten träumend, und in der wachsenden Dunkelheit verklangen allmählich die letzten Stimmen der Vögel.

Schon flimmert am blaßblauen Himmel das zarte Licht der freundlichen Sterne. Ein kühles Lüftlein weht. Schilf und Binsen raunen und tuscheln. Über die fernen Wälder, an deren Kimme noch der blasse Widerschein abendlichen Leuchtens zagt — wallt der Segen tiefer feierlicher Glocken. Gewaltigen Fluges erhebt sich die Nacht... Aus der Tiefe des Moores steigt der Mond. Um Erlen und Weidenbüsche des nahen Weihers geht ein leiser, schwebender Nebelreihen: „Sachte, sacht — ihr Schwesterlein — rund herum im Reigen."

Zwischen den dunklen Lanzen des Schilfes hängt am bolzenden Rohre ein kleines, zartes Wesen. Es ist eben erst geboren worden. Bisher ist nur Nacht und Bedrückung um es gewesen. Nur Traum und drängende Sehnsucht nach Unbegreiflichem, Lichtem, hatte während der langen, wie zeitlosen Schlaftiefe das kleine Herz umschauert. Nun sitzt es auf schwankendem Rohre und kann es nicht fassen, daß sein Traum als Wirklichkeit erstanden ist. Silberne Netze gürten seine Hüften. Es zittert und bebt und erschauert; wächst und festigt sich. Rank und schlank streckt sich sein Leib. — Aus den Netzen werden Flügel. Bläuliche, glasklare Schwingen. — Es atmet und fühlt: Mond, Luft, Nebel und viele andere köstliche Dinge. Sein wunderbares Auge formt sich, es sieht Schilf, spiegelndes Wasser und Pflanzen, umwoben von bleicher Helle. Gegen Mitternacht ist sein Wachstum beendet.

Zwischen den dunklen Lanzen des Schilfes hängt am bolzenden Rohre eine schlanke, schillernde Libelle.

Der Mond ist langsam bis an den Wald gegangen. Nebel durchziehen das schwarze Moor. Hauchfeine Stimmen wehen durch die Luft: „Wßt — wßt". Es wispert im Schilf, die Weiden lispeln. Über das Gras weht es her, es raunt und flüstert:

Digitized by Google

„Der Elf! Der Elf! Wßt! — wßt!" Die Seerose hebt müde das traumbefangene Köpfchen und lächelt zur Libelle empor. „Schau auf den See, der Blumenelf wird tanzen." Da klettert die kleine beflügelte Freude so hoch als sie nur kann, haftet sich fest am moosigen Kolben und starrt mit seligen Augen in die blinkende Tiefe.

Auf der spiegelglatten Fläche geht ein inniglicher Reigen. Eine feine Musik tönt. Zarte, flüchtige Gestalten wehen sich an, umfassen sich liebend und wirbeln und wallen im Kreise. In ihrer Mitte aber tanzt ein unbeschreiblich schönes Wesen. Der Elf! Menschengestaltet, aus durchsichtiger Materie gewoben, glüht ihm auf dem Haupte, gleich einem verlorenen Sternlein, ein goldgrün schimmerndes Licht.

Die kleine Libelle seufzt tief und sehnt sich nach einem Wunder. Sie reckt und streckt die Flügel — ein seltsames Flirren überfällt sie, und ehe sie es weiß — schwebt sie in der Luft. Hebt sich, senkt sich — fliegt! Und es ist so wunderbar und unbegreiflich.

„Eine neue Libelle", wispern die Elfen und fliegen ihr zu „Ein Schwesterchen!" „Ein Zartes!" „Ein Liebes!" Dann umfängt sie der Elf. Er küßt sie auf die Stirne, und in seligem Taumel sinken beide auf die namenlos glückliche Seerose hinab. „Liebet euch", singen die Schwestern im wehenden Zuge. „Liebet euch untereinander. Liebet den Nächsten wie euch selbst!"

In der Morgendämmerung zerflossen die Elfen und Nebel zu Schaum. Dann kam die Sonne. Die kleine weiße Seerose öffnete weit ihren Kelch, und der erwachenden Braut war gar feierlich und groß zumute. Sie küßte die Blume auf das leise atmende, geöffnete Herz und fragte bebend: „Schwester, was ist dies — sag, du Liebste?"

„Die Sonne!" lächelte diese leise. Und dann: „Auf, Kleines, flieg! Flieg ihrer brennenden Lust entgegen!"

Die kleine Libelle stürmte in den Morgen hinein. Es schien, als ob die Erde brannte. Nichts war als brausendes, göttliches Licht, in dem man selbst, seiner Sinne nicht mächtig, weißglutend, liebelohend verging...

*

Nie fühlst du so der Liebe Lust,
Als wenn du Liebstes lassen mußt.
Das Leid hat tiefe Augen. ...
Durch Frühlinge, die schnell verwehn,
An Lenze, die nicht untergehn,
Sich ihre Sterne saugen....
Es tanzt daher der bunte Schein,
Dich lockend über Quell und Stein,
Es will dich ewig treiben.
Ein Kreuzlein auf ein stilles Grab — —
Und in den Sand den Wanderstab...
So bleibt es, bis wir bleiben....

H. B—l.

Digitized by Google

Marcel Proust

Von Charlotte Demmig

I

SELTEN wohl ist ein Schriftsteller so verschiedenartig und widerspruchsvoll beurteilt worden wie Marcel Proust. Zeit seines Lebens in der literarischen Welt und in der Gesellschaft als „Snob", als causeur, als Amateur-Schriftsteller und Kunstfreund bekannt, hatte er schwerer als ein Unbekannter um sein Werk zu kämpfen, bis er schließlich von beispiellosem Ruhm gekrönt wurde. Vier Jahre sind verflossen, seit der Tod ihn isolierte und die Wogen fanatischer Begeisterung wie fanatischer Ablehnung ein wenig glättete. So ist es heute schon möglich, einigermaßen objektiv die Werte, Verdienste, Grenzen und Mängel seines Werkes abzuwägen. Zu gering ist der zeitliche Abstand aber auch heute noch, um ein abgeschlossenes Urteil geben zu können, das jedenfalls unmöglich ist, solange das Werk nicht in seiner Gesamtheit vorliegt. Müssen wir doch von diesem letzten Teil — fünf Hefte des Manuskriptes sind noch im Druck — manche Deutung und Klärung erwarten, nachdem er selbst eine solche wiederholt verheißen hat. Kann darum das Bild Marcel Prousts als dichterische Erscheinung vorläufig nur ein unvollkommenes sein, so fehlt andererseits kaum etwas, um das Urteil über seine Persönlichkeit abzuschließen und diese als eine ganz seltene, eigene bezeichnen zu dürfen. Man lese nur die „Hommage", die eine ganze Nummer der „Nouvelle Revue Francaise" umfaßt (Januar 1923), Gedenkblätter, Briefe, Erinnerungen, Stimmungsbilder von Freunden, Schülern, Kameraden, und man wird kaum zwei übereinstimmende Urteile über sein Werk finden. Einig aber sind sie alle in seiner Wertschätzung als Mensch, in dem Lob, der Verehrung, der Bewunderung einer seltenen Güte, Zartheit und Feinheit des Gefühls, einer hingebenden Freundschaft und Treue. Die Aufopferung für seine Freunde erscheint um so wertvoller, rührender in ihrer Selbstlosigkeit, als er selbst in der Freundschaft keine Erfüllung sah für seine eigene Person, er, ein Mensch, der so ganz nach innen lebte, daß er in der Hingabe an andere kein Glück fand, nichts von dem Glück, das ihm die Einsamkeit gab. Nur sie vergönnte es ihm, sich in köstlichem Wohlbehagen den Eindrücken und Empfindungen seines innersten verborgensten Ichs hinzugeben, während die Gegenwart eines anderen ihn zwang, außerhalb seiner selbst zu leben. Das Interesse für den Künstler und Psychologen läßt Kritiker und Leser nur allzu leicht in dem Menschen Marcel Proust eine ganz außerordentliche Menschenliebe und Menschengüte übersehen, die, bis zur Demütigung gehend, fast an Mystizismus grenzt. Ganz selten äußert sie sich in Worten, dann aber in allumfassender Größe, wie z. B. in dem Zustand tiefer Erschütterung, den der Weltkrieg in ihm auslöste: „Er lehrte mich," so schreibt er, „was es heißt, in Gott zu lieben... Jede Klage, jeden Schrei höre ich... Ich leide zu sehr an den Augen, um schreiben zu können. Ihre Schwäche hat leider nicht ihre Fähigkeit, zu weinen, vermindert, täglich zu weinen, den ganzen Tag zu weinen über jedes eroberte Dorf, jede zerstörte Kathedrale und mehr noch über die Menschen."

Marcel Proust wurde 1871 in Paris geboren, seine Mutter war Jüdin, sein Vater, ein bekannter Lazarettarzt, Katholik. Es ist wohl zu weitgehend, in dieser Mischung seines Blutes eine Erklärung seiner Philosophie zu suchen unter Beru-

Digitized by Google

fung auf Spinoza, Montaigne, Bergson, in deren Lehre manche das Unruhige, Nomadenhafte Israels gegenüber der Unerschütterlichkeit des römischen Felsens zum Ausdruck gebracht sehen wollen. (S. z. B. Albert Thibaudet.) Sicher aber lassen sich in seiner Dichtkunst zwei Elemente unterscheiden, die darauf zurückzuführen sind: Gleitet der Dichter in die Gestalt Swanns hinein, so fühlen wir das jüdische Element vorherrschend, während über der Person des „Ich" ein Hauch — nur eben ein Hauch der katholischen Seele — zu schweben scheint. Die Tatsache dieser Mischehe mit der notwendig aus ihr hervorgehenden religiös gleichgültigen Atmosphäre im Elternhaus Prousts ist ohne Zweifel mit Schuld daran, daß er den Weg zum Katholizismus nicht fand, zu dem so manches in seinem Wesen und seinem Werk suchend und wie wartend hinstrebt. Als neunjähriger Knabe wurde Proust von einer Krankheit befallen, einem Heuschnupfen, der mit seiner unheilbaren Folgeerscheinung, dem Asthma, bestimmend in sein Schicksal eingriff und ihm zur grausamen Lebenstragik wurde. Die Krankheit zwang ihn, das zu fliehen, was seine höchste Freude gewesen war: Die strahlende Sonne, das helle Licht, das offene Land, den Duft der Blumen, das stürmende Meer. Um die Tragik einer solchen Entsagung in ihrer ganzen Größe zu erfassen, muß man Verständnis haben für das, was er seine „tiefen Momente" nannte, eine Art Trancezustand, in den er z. B. plötzlich, alles vergessend, beim Anblick einer eben erblühten Rose versinken konnte. Wer über die Länge und Kompliziertheit der Sätze Prousts nicht hinwegzukommen versteht, dem bleiben gewiß jene köstlichen Perlen einer Dichtkunst verschlossen, die eine ganze Welt tiefinnersten Entzückens, einer an Anbetung grenzenden Hingabe in sich bergen, oft drei kleine Worte, mit denen er von einer Rose, einem Schmetterling, einem Sonnenstrahl spricht, von einer kleinen Efeuranke, die ihm — wie das Leben — ein junges Versprechen schien, oder von dem Meer, jener ewig klagenden Urahne der Erde, die von alters her unvergänglich dem gleichen Rhythmus folgt. Diese Welt ist ihm fortan furchtbare Qual. Er teilt nun sein Leben zwischen dem Krankenzimmer und der großen Welt, nach der er von früh auf ein heißes Verlangen zeigt. Noch halb ein Kind, sitzt er im Salon der Mme. Straus, der Witwe Bizets, auf einem Plüschpuff, zu Füßen der Hausfrau, und ein jeder der Gäste —ob Herzog, politische oder Finanzgröße, Künstler oder Philosoph — hat einen Gruß für den kleinen Pagen, dem man den Beinamen „Popelin Cadet" gegeben hatte. Bald ist dieser Jüngling eine unentbehrliche Erscheinung in dieser Welt der großen gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Traditionen, in den Salons eines Herzogs von Guise, eines Grafen Fénélon, einer Prinzessin Mathilde, einer Lady Lytton, einer Baronin Rotschild; auffallend nicht nur durch die Eigenart seiner Schönheit, das reine Oval eines persischen Prinzen, mit den großen Gazellenaugen und den langen Wimpern, der ein wenig dandyhaften, aber immer anmutigen Eleganz; sondern auffallend auch sowohl durch die außergewöhnliche Kultur seines Benehmens wie seines Geistes, die sprühende Unterhaltungsgabe, durch das fabelhafte Gedächtnis. Immer lächelnd, immer hilfsbereit, begleitet er unermüdlich Herzoginnen, Courtisanen zur Schneiderin, zu Einkäufen, zu Ausstellungen, Spaziergängen, in den Louvre. Nach dem Tode seiner Eltern aber zieht er sich immer mehr in sein Krankenzimmer zurück, um sich seinem Werk zu widmen, das in seinem Innern mit ihm gewachsen, für das sein Leben nur eine Vorbereitung gewesen war. Nachdem ihm „Bäume und Blumen geraten hatten, sich ans Werk zu setzen, solange es noch Zeit ist und

Digitized by Google

die Stunde zur ewigen Ruhe noch nicht geschlagen hat", geht er nun in seinem Einsiedlerleben daran, das ans Tageslicht zu ziehen, was er während seines weltlichen Lebens an Erfahrungen aufgespeichert hatte. Vergangene Zeiten will er nicht wieder aufleben lassen, sondern erst beleben, aufhalten im Moment, da sie in ewiges Vergessen zu entgleiten drohen, will sie, die schon „verloren", wiederfinden, indem er sie, aller Lügen, Illusionen, Leidenschaften entkleidet, in ihrer wahren Realität aufbaut zu einer neuen Lebensform, um so den Menschen mit einem neuen Lebensgefühl die Möglichkeit zu geben zu reinerem Genuß, zu tieferen Freuden. Ihn, dessen Wesen wie aus Sonne, Licht und Duft gewoben schien, sehen wir sich eingraben in einen Wald beschriebener Blätter, von einem grausamen Schicksal eingekerkert in vier enge Wände, die, von ewigem Halbdunkel überschattet, vom betäubenden Duft nie verlöschender Räucherkerzen erfüllt, unerbittlich jeden Sonnenstrahl, jeden Lufthauch ausperren. Tage-, wochenlang verwehrt er selbst intimsten Freunden den Eintritt. „Ich stehe nur einmal in der Woche auf, ohne mich anzukleiden ... Wenn man, wie ich, 14 Tage nicht geschlafen hat und davon halb toll geworden ist ... Anfälle, die ununterbrochen 24 Stunden anhalten, die nicht dem Tode gleichen, denn ihnen fehlt seine Ruhe, sondern dem Todeskampf ... An diesen Tagen darf niemand mein Zimmer betreten, auch nicht mein Diener, denn ich kann ja nicht einmal einen Tropfen Wasser trinken." So schreibt er seinen Freunden, deren Besuch er untersagt, aus Furcht, sie wegen eines Anfalls abweisen zu müssen. Immer seltener verläßt er seine Einsiedelei, um seinen Freunden ein Souper zu geben oder ein paar Stunden — studienhalber — in einer Gesellschaft zuzubringen, meist spät am Abend, wenn andere Gäste schon aufzubrechen beginnen; bei jeglichem Wetter, in einen Pelzmantel gehüllt, dessen Samtkragen bis über die Ohren aufgeschlagen ist, immer vor Kälte klappernd. Man hat den Ausspruch getan, daß hier eine Schöpfung ihren Schöpfer verschlang. Und wenn man bedenkt, daß vielleicht dieses Werk, in dem er restlos aufging, ihn daran hinderte, den Weg zu suchen, der ihm Erfüllung seines innersten unbewußten Verlangens hätte bringen können, so kann man den Ausspruch nur als allzu treffend bezeichnen. Im Bett, in unbequemer Lage schreibend, glaubt er sich keine Ruhe gönnen zu dürfen, bis der letzte Strich getan, um dann den Kampf um dieses Werk zu beginnen, für das sich kein Verleger finden wollte. Schließlich, nach unendlichen Mühen, ruhmgekrönt, mit dem Prix Goncourt ausgezeichnet, kann er die Augen schließen.

Bei kaum einem anderen Dichter findet man Leben, Wesensart, Werk, so eng miteinander verbunden, so notwendig eines durch das andere bedingt, wie bei Marcel Proust. Man hat in der krankhaften Übersteigerung seiner Kunst die Auswüchse einer lebenslänglichen Invalidität sehen wollen. Richtiger ist wohl, daß wir hier einen außergewöhnlichen Heroismus vor uns haben, einen von einer großen Idee beseelten Menschen, dem es gelang, nicht nur sein ganzes Dasein und seine Person, sondern auch die Gebrechlichkeit seines Körpers dieser Idee untertan zu machen, in ihren Dienst eine Schicksalshärte zu zwingen, die manch anderen vielleicht verzweifelnd zum Selbstmord oder wild trotzend zu um so tollerer Jagd nach dem versagten Lebensgenuß gehetzt hätte. Dieser Heroismus, der die Schlaflosigkeit langer qualvoller Nächte ausnutzt zu stiller Einkehr und Selbstbesinnung, gelähmte und unfreiwillig aufgesparte Körperkraft, aufgezwungene Bewegungslosigkeit umsetzt in geistige Vitalität; durch objektive Beobachtung der Leiden und Schmerzen am eigenen Körper seine Kenntnisse

Digitized by Google

des Menschen erweitert, bereichert, vertieft; dem eigenen Todeskampf noch objektive Erfahrungen abzwingt, um sie seinem Werk zuzuführen: Heroismus und Menschengröße erreichen hier ihr Höchstes in jener reinsten Selbstlosigkeit und Uneigennützigkeit, die, auf jeglichen persönlichen Ruhm verzichtend, im verborgenen schafft bis zu dem Moment, da das Werk vollbracht ist. Diese Entsagung erwarb ihm von seiten seiner Freunde das Ansehen eines Heiligen. Wer Marcel Proust und seinen Heroismus kannte, der mußte ihn lieben, und wer ihn liebte, mußte auch sein Werk lieben, dessen Eigenart wiederum nur der verstehen kann, der die Eigenart in Leben, Wesen und Veranlagung dieses Menschen kennt und versteht. Wenn man in seiner Invalidität auch nicht die bestimmende Ursache seines Schaffens suchen darf, so muß man ihr immerhin einen gewissen Einfluß zuerkennen, indem sie mit ihren Folgeerscheinungen: Schlaflosigkeit, Beschäftigungslosigkeit, Einsiedlerleben, gerade die wesentlichsten künstlerischen Mittel begünstigte, mit denen er sein Werk aufbaute, nämlich das Gedächtnis und die Sensibilität des Gedächtnisses, die ihm das Reale im Leben vermittelt. Die Sensibilität, in der er die Grundbedingung alles Künstlertums sah, reihte ihn selbst ein in jene „wundersame und bedauernswerte Familie der Nervösen, die das Salz der Erde sind. Alles, was wir Großes kennen, kommt von ihnen. Sie sind es, kein anderer, die die Religion gegründet haben und die Meisterwerke schufen. Niemals wird die Welt erkennen, was sie ihnen schuldet, und vor allem, was sie gelitten haben, um ihnen dies zu geben. Wir genießen die Musik, die Gemälde, tausend Köstlichkeiten, aber wir wissen nicht, was sie denen, die sie schufen, gekostet haben an schlaflosen Nächten, Tränen, Erstickungs- und epileptischen Anfällen, Todesängsten." (Le côté de Guermantes. I. 272.)

II

In der ersten Hälfte seines Lebens beschränken sich die Werke Marcel Prousts auf kunstkritische Schriften und Essays, deren Sammeltitel, schlicht und einfach „Etudes", schon Ausdruck ist seiner großen Bescheidenheit, ferner Übersetzungen, darunter die Werke Ruskins, „la Bible d'Amiens", „Sésame et les Lys", Skizzen und Portraits, „Pastiches", vornehmlich aus der Gesellschaft, und einen Novellenband: „Les Plaisirs et les Jours" (im Deutschen: Tage der Freuden, Verlag der Schmiede, Berlin 1925 übertragen von Felix Schottländer), der fast gänzlich unbeachtet blieb, trotz eines Vorwortes von Anatole France, der damit seinem Interesse für den jungen Künstler Ausdruck gab; trotzdem auch mancher tiefgehende Leser hier schon spätere Reize und Werte angedeutet finden wird. Aber diese literarische Tätigkeit bekundete nur das außergewöhnlich feine Kunstverständnis des „Weltmannes" Marcel Proust; im übrigen bekräftigte sie die öffentliche Meinung über seinen „Snobismus". Die Erklärung und die Begründung dieses Snobismus nun sind ganz gewiß tiefer zu suchen, als wie ein oberflächlicher Beurteiler zu tun geneigt ist und seine äußere Lebensweise es vielleicht gerechtfertigt erscheinen läßt. Es ist einmal die heiße Sehnsucht nach dem unbekannten Land seiner Kindheitsträume, dem Reich der Könige, Fürsten, Ritter und Adeligen, das so geheimnisvoll verlockend ihm aus Geschichte, Gemälden, Erzählungen zu winken schien. Es ist der Glaube, daß ihr Leben, vom Schleier des Geheimnisses umhüllt, den seine Einbildungskraft und Phantasie vergebens zu lüften versuchte, das Leben selbst ist in seiner Realität. Über dem Antlitz der Herzogin v. Guermantes, in dem andere nur eine spitze Nase, faltige Wangen sahen, schaute er einen Schimmer sich breiten, der, wie der Sonnen-

Digitized by Google

untergang über einer Wolke, alle Freuden der Welt widerspiegelte, ihre Hände, die einen Regenschirm hielten, trugen alle jene Schlösser der Erde, deren Namen sie führte. Die gotischen Kirchtürme, die auf ihrem Boden standen, schienen den Bewohnern jener Märchenwelt einen besonderen Zug eingeprägt zu haben. Doch nicht nur Ausdruck des ältesten aristokratischen Frankreichs waren sie ihm, sondern Ausdruck auch seiner Literatur. Die Literatur, als deren Aufgabe und Wesen er die Erforschung der verborgenen Gebiete des Innenlebens ansah, und die infolgedessen niemals eine Kunst der Masse, sondern nur einer geistigen Elite sein konnte, glaubte er in unverdorbener Ursprünglichkeit, in absoluter Reinkultur nur hier finden zu können, in den Salons des Faubourg Saint-Germain, jenen geheimsten Gärten, wie Albert Thibaudet sagt, die jeder Nation eignen und in die kein Fremder einzudringen vermag. An dieser Pflegestätte der Tradition in Sitte wie in Sprache, die hier zu ihrer letzten Verfeinerung gebracht wurden, fand er neben äußerem Luxus einen ganzen Luxus von entzückenden Worten und Galanterien sich breiten, eine Spracheleganz, die wahrhafter innerer Reichtum belebte; fand er eine Unterhaltung, die köstlich wie ein Volkslied, rein und voller Grazie wie ein lebendiges Wörterbuch der immer mehr und mehr vergessenen Ausdrücke war und allen Memoiren sowohl wie den Tragödien Corneilles ihren klassischen Stil gegeben hatte. Hier fand er etwas Urwüchsiges, Bodenwüchsiges, das Salon und Bauern verschmolz, der Industriewelt aber fremd blieb und weder in einem bürgerlichen Salon noch in der gewollten Volkstümlichkeit der Modernen nachgemacht werden kann. Denn es benötigte zu seiner Entwicklung nicht allein Veranlagung, sondern eine ganze Karriere. Dieser Sprache nun hat er seinen eigenen Stil anzupassen gesucht, und tatsächlich scheint diesem auch in der Biegsamkeit der Sätze die gleiche Eleganz, die gleiche Vornehmheit wie jener Gesellschaft zu eignen. Mochten anfänglich also aus seinem ungestümen Drang zur großen Welt Kindheitssehnsucht und historisches, ästhetisches Interesse sprechen, schließlich blieb diese für ihn, nach Erkenntnis der Bedingtheit ihrer Werte, ihrer Irrealität, doch nur Beobachtungsfeld, auf dem er seine Erfahrungen sammelte für sein Lebenswerk.

Von diesem Lebenswerk veröffentlichte er 1913 im Alter von vierzig Jahren die ersten Bände. Es stellt in seiner Gesamtheit einen Zyklus von 18 Bänden dar, in zwei Hauptteile gegliedert: „*A la Recherche du Temps Perdu*" (Auf der Suche nach der verlorenen Zeit) und „*Le Temps Retrouvé*" (Die wiedergefundene Zeit), augenblicklich noch im Druck. Der erste Teil umfaßt in 13 Bänden 6 abgeschlossene Romane — „Du Coté de chez Swann" — „A l'Hombre des Jeunes Filles en Fleurs" — Le Coté de Guermantes" — „Sodome et Gomorrhe" — „La Prisonnière" — „Albertine Disparue". Während das Werk in Holland, England, Amerika fast sofort nach seinem Erscheinen in großen Teilen übersetzt wurde und in den beiden erstgenannten Ländern sich Proustgesellschaften gegründet haben, liegt in Deutschland nur der erste Roman in der Übersetzung vor (Verlag der Schmiede, Berlin 1925, „Der Weg zu Swann", übertragen von Felix Schottländer. Die Übersetzung des Titels scheint mir nicht ganz zutreffend, wie aus dem späteren ersichtlich sein wird. Auch deckt sich der Ausdruck „Auf den Spuren der verlorenen Zeit" in seiner Bedeutung nicht ganz mit dem Originaltitel: „A la recherche . . ."). Ein erster Blick auf das ungeheure Werk mit seinen von oben bis unten dichtbedruckten Seiten, fast ohne Kapiteleinteilung, fast ohne Abschnitt, macht nicht nur die Schwierigkeiten begreiflich, die ihm von seiten

Digitized by Google

der Verleger entgegengesetzt wurden, sondern auch die Weigerung einiger Kritiker, es überhaupt als „Roman" anzusprechen. Bekräftigt wird dies letztere Urteil noch durch eine Handlung, die keinen Anfang, kein Ende, keinen Fortschritt zu haben scheint, durch das Fehlen jeglicher Konflikte, Intrigen, Katastrophen, Lösungen. An ihrer Stelle sehen wir Situationen, Zustände. Gefühle, Stimmungen sind das eigentliche Thema dieses Romans. Nur ganz im Hintergrunde, aber doch unverkennbar, spielt sich ein Drama ab, groß, gewaltig, bedeutend: der Kampf der Aristokratie mit der Bourgeoisie, der Niedergang der ersteren nach allmählicher Zersetzung, das Emporkommen der letzteren, ihr Eindringen in die bisher unüberwindlich scheinenden Mauern des Faubourg Saint-Germain, in die die Dreyfuß-Affäre, aus einem einfachen jüdischen Rechtsstreit zu einer Staatsangelegenheit sich entwickelnd, die erste Bresche schlug; das gleichzeitige Einbrechen eines neuen Geistes der Freiheit und Lockerung der Sitten bis zum allmählichen Ineinanderübergehen der beiden feindlichen Elemente durch die Verschmelzung ihres Blutes in Enkeln und Urenkeln. Diese große comédie humaine ist mit einer Realität, Anschaulichkeit, Lebendigkeit gestaltet, die Proust neben Balzac, Flaubert, Saint-Simon stellen. Der Tiefe und Weite eines seltenen Forschergenies ist hier eine Gegenüberstellung der Klassen von vielleicht unerreichbarer Wirkung gelungen, wobei ganz besonders auf den wunderbaren — von vielen angezweifelten — Humor des Dichters hingewiesen sei, der in dem Auffinden von Gegensätzen noch in feinsten Nuancierungen sich oft köstlich bemerkbar macht. Auf die stille Vornehmheit der einen Welt, deren „Chic" in der Schlichtheit liegt, sehen wir laut lärmend die Vornehmheit der Emporkömmlinge prallen, die ihren „Chic" durch Hochmut betonen wollen. Für die einen, die äußeren Glücksgütern keine Bedeutung beimessen, ist Armut — gleich einem Magenübel — nichts Entwürdigendes, nichts, was an die soziale Stellung rührt; die anderen teilen die Menschen in Klassen gemäß ihren Einkünften, diese geben ihrer Meinung Ausdruck durch Zorn oder Verachtung, jene durch Absage einer Einladung. Und das dichterische Talent Marcel Prousts schwelgt im Ausmalen farbenprächtiger Bilder einer vergangenen Zeit, die er in den Hauch, den Duft einer wundersamen Poesie gehüllt sieht: Paläste, die Museen gleichen, bevölkert mit dem Troß der Lakaien in herrlichsten Livreen, jeder auf seinen Platz postiert: die ständigen Begleiter auf den Spazierfahrten, gestiefelt und gespornt vor Tor und Stall wie hingepflanzt; die vom Innendienst auf Treppenstufen hockend, träumend, müßig wie aus Stein gemeißelte dekorative Reiterfiguren, des Befehls harrend zum Türöffnen, Mantelhalten, Feuerschüren; all die Poesie einer Zeit, die eine nachfolgende Generation mit Telephon, Auto, Radio, Lift verdrängte. Trotz der scheinbaren Bevorzugung der Aristokratie bei dieser ihrer Gegenüberstellung mit der Bourgeoisie ist das tiefe soziale Verständnis Marcel Prousts und sein Interesse für alle Schichten der Gesellschaft nicht in Frage zu stellen. Wie sich vieles in seinem Wesen zu den Höchststehenden hingezogen fühlte, so anderes auch wieder zu den Schlichtesten, Dienern und Bauern. Unter ihnen glaubte er Wesen zu erfühlen, die, einfach im Geist, doch erhaben schienen über alle Menschen der Erde. Zwischen all den Fürstlichkeiten ist keine Figur mit mehr Liebe und Verständnis gezeichnet als die alte Françoise, so absolut tendenzlos, wie kaum je in der Literatur ein Wesen aus dem Volke gestaltet worden ist. Wie er als Mensch keine Klassenunterschiede kannte und die Kokotte mit der gleichen Höflichkeit behandelte wie die Herzogin, wie

Digitized by Google

ihm kein Trinkgeld ausreichend schien, um den Untergebenen das Beschämende des Dienenmüssens zu lindern, so interessieren ihn als Forscher und Künstler Klassenunterschiede nur als Gattungsunterschiede, und die Gefühle des Herzogs wie die des Liftboys sind ihm gleich wert.

Wer das Werk Marcel Prousts als Ganzes erfaßt und durchdringt, wird sich der Erkenntnis nicht verschließen können, daß in dem scheinbar unentwirrbaren Knäuel, zu dem sich seine Gedankengänge oft zusammenballen, dies große Zeitdrama, als eigentliche Handlung, in seiner Entwicklung durchaus einheitlich und zwangsläufig durchgeführt ist. Wie zwei rote Fäden, zuweilen zwar in unsichtbarer Tiefe, niemals aber ganz abreißend, lassen sich die beiden Elemente verfolgen, im Anfang streng voneinander getrennt, ohne jeden Berührungspunkt, wie die beiden Wege, die die Spaziergänge der Kindheit seines Helden bilden: le coté de Guermantes und le coté de Méséglise; später in Paris räumlich einander nähergebracht, nur durch einen Hof getrennt, bis zur schließlichen Verschmelzung durch die Heirat der Tochter Swanns mit dem Abkömmling derer von Guermantes. Wie Ereignisse und Geschehnisse eine untergeordnete Rolle spielen, so ist auch die Rolle der Charaktere als solche eine nebensächliche. Man kann wohl sagen, daß die Gestalten nur als Typ Bedeutung haben. Von der Herzogin von Guermantes bis zum Küchenmädchen ist jede Person die Verkörperung einer Gruppe, die er mit der Feinheit, der Genauigkeit, der Fachkenntnis eines Genealogen oder Entomologen studiert. Indem er jeder dieser Gruppen ihre eigene Gestalt, ihren eigenen Ton, ihre eigene Farbe, vor allem ihre eigene Sprache gibt, weist er jeder ihren Platz in der großen Familie der Menschheit mit absolut sozialer Unparteilichkeit und Objektivität an. Wie die Herzogin von Guermantes der Typ der Hocharistokratie, Françoise der dienenden Klasse, Mme. de Verdurin der Parvenus, der Baron de Charlus der unglückseligen Rasse von Sodome und Gomorrhe ist, so verkörpert der Gelehrte Bergotte die Wissenschaft, Elstir die Malerei, Vinteul die Musik, die Tragödin Berma die dramatische Kunst. Keine seiner Gestalten ist der Wirklichkeit entnommen, Visionen gleich sind sie aus seinem eigenen Innern herausgewachsen, aus verschiedenen Individuen zu einem Typ verschmolzen, so wie aus unzähligen Kirchen sich die Kathedrale von Balbec aufbaute. Selbst seine Freunde sah er zuweilen in einen solchen Typ zusammensinken, oft mitten in der Unterhaltung, und nur in einem solchen Fall stimmte ihn das Zusammensein mit anderen nicht traurig, bedauerte er nicht die verlorenen Stunden. So ist auch die Gestalt des „Ich" durchaus nicht als Selbstpersonifizierung aufzufassen. Das eigene Innenleben dient nur als Ausgangspunkt des Studiums der Menschenseele und seine Erforschung und Kenntnis als Maßstab für die Beurteilung und Wertung anderer. Vom Subjektiven führt sein Weg zum Objektiven, vom Individuellen zum Sozialen. Man versteht darum seinen Ärger, wenn hier und da ein Zeitgenosse entrüstet sich getroffen fühlte, weil er dem einen oder anderen die Art, das Monokel zu tragen, den Kopf zum Gruß zu neigen, eine nervöse Handbewegung, ein Lächeln entlieh. Mit aller Energie verwahrte er sich vor allem gegen die Annahme, daß der Dichter Montesquiou, einer seiner bestgeliebten und -bewunderten Freunde, ihm zu der Gestalt des Baron de Charlus Modell gestanden habe. Niemals Modell, sondern Meister und Führer war ihm dieser Freund, besonders zum Verständnis der Kunst. In das Verhältnis der beiden Künstler gibt uns die Gräfin Clermont-Tonnerre wichtige und interessante

Digitized by Google

Einblicke. Was Proust dem Freund entlieh, war sein so bewunderter Geist, den er selbst zu erfassen und durch eine ins Lächerliche gesteigerte Nachahmung seines Wesens sich anzueignen suchte. Gab er der Gestalt des Baron Charlus, die mit der ganzen feinen Grazie derer von Guermantes etwas von der Zierlichkeit sächsischer Porzellanfigürchen an sich hat, mit dem weichen, ein wenig zärtlichen, ein wenig sentimentalen Tonfall, eine besondere liebevoll scheinende Prägung in der Art und Weise, wie er sie bei uns einführt, durch die Augen der Großmutter geschaut, denen nur das Gute, Edle, Feine, sichtbar ist, so geschah es vielleicht, um den Schatten, die sie später, als Mittelpunkt der Rasse von Sodom und Gomorrha, umgeben, etwas von ihrer Düsterkeit zu nehmen.
Was dieses Thema von Sodom und Gomorrha betrifft, so hat es, wie das Gesellschaftsdrama selbst, dessen Teil es ist, nicht die Wichtigkeit, die man anzunehmen geneigt ist. Gleichwie die Gesellschaft dem Dichter das bestgeeignete Beobachtungsfeld für seine Forschungen, das beste Material für seine Experimente schien, ohne daß er in sein Werk den soziologischen Wert hineinzulegen beabsichtigte, den wir ihm ohne weiteres zuerkennen müssen, so folgte er, wie er dem Dichter Montesquiou schreibt, einer inneren Wahrheit, indem er jene unglückselige Rasse bevorzugte, auf der der Fluch lastet, ihr Leben zur Lüge zu machen. Nicht nur besaß sie vor allen anderen sein Mitleid ob der grauenhaften Tragik ihres Lebens, das ewige Sehnsucht, ewige Lüge ist, sondern in ihr schien ihm auch die Doppelseitigkeit des Menschen besonders ausgeprägt. Das Wesentliche aber, dem alles andere sich unterordnet, ist und bleibt bei Marcel Proust die Erforschung des Ichs, die Tiefe der Seele, die einzige Dimension, in der uns keine Grenzen gesetzt sind, die uns die einzige Möglichkeit eines Fortschrittes bietet, mühselig allerdings, aber mit der einzigen Aussicht auf Erfolg, auf Erkenntnis der Wahrheit, der Realität. Die Schwierigkeiten, die hierbei zu überwinden sind, sieht Proust beruhen auf einer gewissen Bedingtheit der menschlichen Erkenntnis selbst, die ihren Grund hat in unseren Gewohnheiten, Illusionen, Lügen, unserer Geistesträgheit, vor allem aber in einer Begrenztheit unseres Gedächtnisses. Die Tatsache der Träume — sie beschäftigen ihn ganz außerordentlich und nehmen einen großen Raum in seinem Werk ein, hier zeigt sich auch der Einfluß Freuds — die Tatsache der unwillkürlichen Erinnerungen, des Vergessens — alles Erscheinungen des Unterbewußtseins — hat ihn zu der Schlußfolgerung geführt, daß unser eigentliches wahres Leben, d. h. die einzige Realität, im Unterbewußtsein zu suchen ist. Hier sammeln sich unter einer undurchdringlichen Oberfläche sämtliche zum größten Teil unbewußten Erfahrungen und Eindrücke, die dann infolge irgendeines unwillkürlichen äußeren Anlasses kraft des Gedächtnisses ins Bewußtsein dringen, wo sie, erst wenn bewußt vom Verstand erfaßt, zum wahren Erlebnis werden. So zaubert das Aroma eines in einen Löffel Lindenblütentee getauchten Stückchens „Madeleine" seinem Helden die früheste Jugend in Combray vor, baut wie eine Bühnenkulisse das Bild jener Zeit mit den traurigen schlaflosen Abenden und den vielen frohen Tagen vor ihm auf: so erlebt er den Tod seiner Großmutter, ein Jahr nach diesem Ereignis, als er sich bückt, um das Schuhsenkel zu lösen, in dem gleichen Zimmer in Balbec, unter den gleichen Mühseligkeiten wie einst in ihrer Gegenwart; so erlebt er in Venedig den Tod Albertines beim Empfang eines verstümmelten Telegramms lange Zeit nach dem Unglücksfall; erlebt diese Ereignisse in der Erinnerung, losgelöst von allen Fälschungen, Irrtümern, Lügen der Gegenwart, also in ihrer wahren Realität.

Digitized by Google

III

Auf der Begrenztheit des menschlichen Gedächtnisses, auf seiner Unfähigkeit, die Gesamtheit des Unterbewußtseins auf einmal zu umfassen oder das Auf- und Niedersteigen der dort aufgespeicherten Eindrücke und Erfahrungen, ihr Umsetzen in Empfindung und Erlebnis willkürlich, bestimmend zu beeinflussen, baut Proust seine Theorie auf, diese bereits so berühmt gewordene Theorie von den „Intermittences du cœur" (den Ausschaltungen im Innenleben). „Wann immer wir unser Seelenleben betrachten mögen, sein Wert bleibt stets nur ein bedingter, trotz der Fülle seiner Reichtümer; denn diese, sowohl Erfahrungen wie Empfindungen, sind nicht ständig, nicht in ihrer Gesamtheit verfügbar. Zu den Störungen des Gedächtnisses treten noch die Ausschaltungen im Innenleben. Zweifellos ist es unsere Vorstellung von der Beschaffenheit unseres Körpers als von einem Gefäß, in dem auch unser Innenleben eingeschlossen ist, die uns zu der Vermutung führt, daß alle unsere inneren Werte, unsere vergangenen Freuden, alle unsere Schmerzen dauernd in unserem Besitz sind. Möglich, daß die Annahme von ihrem Kommen und Gehen ebenso unrichtig ist. Jedenfalls aber — angenommen, sie bleiben bei uns — befinden sie sich in einem unbekannten Gebiet, wo sie für uns von keinerlei Nutzen sind und in dem sie sich ununterbrochen gegenseitig verdrängen." (Sodome et Gomorrhe II/I. 173.) — „Man ist nur das, was man besitzt, man besitzt nur, was einem wirklich bewußt ist, und soviel Erinnerungen, Stimmungen, Ideen gehen auf Reisen, wo wir sie ganz aus dem Auge verlieren. Wir können sie dann nicht mehr einreihen in die Gesamtheit unseres Wesens. Sie haben geheime Wege, auf denen sie wieder zu uns zurückkehren, meistens im Traum." (Albertine Disparue.) In dieser Theorie von den „Intermittences du cœur", die zum Gegenstand lebhafter Erörterungen geworden ist, liegen die Grenzen der Philosophie Prousts, die den Menschen dadurch, daß sie ihn zum willenlosen Werkzeug unwillkürlicher Empfindungen macht, zum Teil der Verantwortung für seine Handlungen entbindet und so die Entwicklung und Festigung seines Charakters auf moralischer Grundlage ausschließt. Man müßte in dieser Lebensauffassung etwas unendlich Trostloses und Entmutigendes sehen, wenn mit ihr überhaupt jede Entwicklung, jeder Fortschritt verneint werden sollte. Proust aber — der auch als Kunsttheoretiker der Kunst die gleiche fortschreitende Entwicklung zugestehen möchte wie der Wissenschaft — Proust glaubt an einen Fortschritt der Menschheit sowohl wie des Individuums, der sich gewiß nicht nur auf eine geistige Entwicklung beschränkt, auf die zunehmende Fähigkeit des Geistes, aus dem dunklen Lande, das zum Teil er selbst ist, die Wirklichkeit zu schaffen. Gewiß, die Menschen Prousts werden nicht „besser" in moralischer Beziehung. Er ist kein Moralist, ebensowenig wie er Philosoph sein will, sondern ausschließlich Künstler und als solcher Beobachter, Forscher, immer objektiv, unparteiisch, ohne zu verdammen, ohne zu bewundern, und niemals bitter. „Immer habe ich die Sittenlosigkeit nur bei Wesen geschildert, denen ein sensibles Bewußtsein eignet. Denn von denen, die zu schwach sind, um das Gute zu wollen, und zu edel, um das Böse wahrhaft zu genießen, und die nur das Leid kennen, konnte ich mit einem Mitleid sprechen, das aufrichtig genug erscheinen muß, um meine Versuche zu läutern." („Plaisirs et Jours.") Entwicklung bedeutet für Proust Fortschritt auf dem Wege zur Wahrheit und Wirklichkeit, womit jeweils die Überwindung eines der verschiedenen Ichs verbunden ist, aus denen er das menschliche Wesen zusammengesetzt sieht,

Digitized by Google

„bis schließlich nur noch zwei oder drei am Leben bleiben, die sich härter behaupten müssen als alle anderen". Das Streben nach diesem Fortschritt ist vielleicht, da des moralischen Haltes beraubt, vom ethischen Standpunkt aus um so höher einzuschätzen. In ihm liegt bei Proust auch die Einheit des Charakters. Sein Held spricht bei der Feststellung der Gleichheit der Erscheinung bei den verschiedenen Frauen, die er liebte, von der geraden Linie, die sein Charakter verfolgte. Sein Schicksal war es, nur Phantomen nachzugehen, immer der gleichen Art von Phantomen, deren Realität nur in seiner Einbildung bestand, ihm aber allein glückverheißend schien. Ihnen zu begegnen, war das einige, was not tat, während alles andere, irdisches Glück, Erfolg, hohe Stellung, nicht zählte. Alles setzte er ans Werk, alles opferte er, um sie zu besitzen und in ihnen die verheißene Realität zu umfassen. Daß auch diese Realität im Ich bedingt ist durch seine Wandelbarkeit und Vielseitigkeit, hatte er bereits in frühester Jugend erkannt. Die alte Magd, die ihm selbst nur eine Verkörperung der Menschengüte und Menschenliebe schien, abends beim Schein der Lampe oder im Rahmen ihrer Küchentür einer Heiligen gleichend, dieser Engel verwandelte sich im Munde des Flickschneiders gleichsam wie ein Doppelwesen in einen Teufel, und ihre Tugenden schienen alle Tragödien der Hintertreppe zu verbergen, so wie die Geschichtsforschung entdeckt hat, daß hinter den gefalteten Händen der auf den Kirchenfenstern abgebildeten Könige und Königinnen blutige Ereignisse stehen. Zwischen den Vervielfältigungen und Verdoppelungen des menschlichen Wesens sucht Proust nach allgemeinen Gesetzen, zieht einen Schleier nach dem anderen fort, in jeder neuen Tiefe ein anderes Ich enthüllend und in den unzähligen netzartigen Verästelungen dieses unendlich feinen, aus Nerven, Gedanken, Empfindungen, Trieben bestehenden Gewebes immer neue ungeahnte Verbindungen und Zusammenhänge entdeckend, die unsichtbar, unbewußt von Mensch zu Mensch, von Mensch zu Ding, von Zeit zu Zeit gehen. Nicht jeder wird ihm hier folgen können. Nur wem diese besondere Sensibilität, dieser Sinn für das Erfassen geheimster Zusammenhänge, diese Gabe des Sich-hinein-Fühlens in die Seele anderer selbst eignet, vermag ihn ganz zu verstehen. Bei der Auflösung jedes Individuums in unzählige Ichs ist es naturgemäß nicht leicht, in den verschiedenen Gestalten der Einheit ihrer Entwicklung nachzugehen, wie z. B. bei Odette, Swann, dem Arzt Cottard, dem Maler Elstir. Durch alle Wandlungen aber, die sich übrigens oft durch äußere Umstände erklären, klingt immer wieder das „Grundmotiv" durch. — Man hat hier mit Recht seine Wesensverwandtschaft mit Wagner nachgewiesen. Verstärkt wird der Eindruck einer inkonsequenten Wandlung des Charakters dadurch, daß der Roman sich über einen Zeitraum von 75 Jahren erstreckt. Auch mag hierzu noch beitragen, daß die Eigenart seiner Bewertung der Dinge eine Eigenart seines Zeitbegriffes zur Folge hat. Indem ihm das Reale aller Zeiten und Dinge gegenwärtig erscheint, weist er alles andere ins Zeitlose. Für ihn existiert der Begriff Zeit nur als Dauer, und als solche untersteht sie keinen menschlichen Gesetzen. „Wie im Automobil durchmessen wir sie mit verschiedenen ‚Geschwindigkeiten'. Es gibt bergige und beschwerliche Tage, zu deren Erklimmung wir unendlich viel Zeit brauchen, und abschüssige, die wir im Flug hinuntersausen."

IV

In seiner Analyse des Innenlebens widmet Marcel Proust ein besonders eingehendes Interesse der Liebe, die uns vor allen anderen Gefühlen ermöglicht, in

Digitized by Google

die Tiefe der Sache zu tauchen. Auch sie weist er in das Gebiet des Unbewußten. Ihr Ursprung ist einem unwillkürlichen Eindruck zuzuschreiben, wie die Liebe Swanns einer Sonate von Vinteuil im Salon der Verdurins. Die Fähigkeit zur Liebe liegt schon in uns, aus einem Verlangen wird sie geboren, um dann nur durch ein Leid, wie z. B. die Eifersucht, durch eine schmerzliche Bangigkeit aufrechtgehalten zu werden. In diesem Verlangen, dieser Bangigkeit liegt die Forderung eines Besitzes, eines Ganzen, einer Realität. Die Geliebte selbst, die selten oder nie dem Bild entspricht, das wir von ihr in uns tragen und das oft so verschieden von ihr ist, daß sie, die Wirkliche, uns wie ein Phantom erscheint, sie ist unwichtiger als das Gefühl selbst. „Die allzu große Enge der Schranken, die wir um die Liebe aufgerichtet haben, rührt von unserer allzu großen Unkenntnis des Lebens her. Nicht *was* wir lieben, ist in diesem Leben das Wichtige, sondern *daß* wir lieben. „Nicht von der Geliebten hängt die Größe unseres Gefühls ab, sondern von der Kenntnis oder Unkenntnis ihrer Verhältnisse, ihres Lebens, dem Maß des nur Geahnten, der Anzahl der Möglichkeiten oder vielmehr Unmöglichkeiten, der Nahrung, die sie der Einbildung gibt, vom Geheimnis." Den physischen Genüssen schreibt Proust nur eine untergeordnete Rolle zu. „Sie begleiten gewöhnlich die Liebe, ohne diese irgendwie zu ersetzen." Seine Auffassung von der Liebe ist keineswegs in sich abgeschlossen in dem Gefühl Swanns für Odette. Wenn er auch in bezug auf Ursprung, Fortbestehen und Vergehen immer die gleiche Liebe gestaltet — Swann-Odette — Robert de Saint Loup-Rahel — Marcel-Gilberte, Herzogin von Guermantes und Albertine —, so ist auch hier ein Fortschritt festzustellen, und die Liebe Marcels zu Albertine ist gleichsam die Liebe Swanns zu Odette auf einer höheren Stufe ihrer Entwicklung. Während Swann in Odette nur die Zephora von Botticelli liebt, die Verkörperung seiner eigenen ästhetischen Kultur, den zarten Apparat einer Zivilisation, durch äußere Gegebenheiten bedingt, so ist für Marcel, d. h. hier für Proust, die Frau die Verkörperung einer irrealen Idee, deren Realität er in ihr zu sehen und mit ihrem Besitz zu erfassen glaubt. Sie ist für ihn die Jugend, die so verlockend, so verheißend in der Jungmädchenschar am Strande von Balbec ihm vor Augen trat, die Morgenröte einer Zeit, eine ewige Sehnsucht, ein ewiges Bangen des Menschen. Seine Liebe zu ihr ist nur eine vergängliche Form der Anbetung und Hingabe an diese Jugend, einer Hingabe, die die einzige glückliche Zeit seines Lebens war, weil sie keine Lüge forderte. Sie galt einem Sammelbegriff und konzentrierte sich nur vorübergehend auf eine einzelne Person. Indem er nach ihrem Tod, der für ihn nur der Verlust einer leeren Form ist, der leere Rahmen eines Meisterwerkes, ihren Gefährtinnen und allem, was mit ihrem Leben in Beziehung gestanden hat, nachspürt, sucht er auch hier unbewußt die Vergangenheit. Es mag sein, daß Proust mit seiner Analyse der Liebe diesem so allmächtigen und allbeherrschenden Element im menschlichen Leben unendlich viel Schönheit und Süßigkeit — Illusion raubt. Dies gibt noch nicht das Recht, ihm die Kenntnis der Liebe absprechen zu wollen, wie es einige Kritiker tun. Ein köstlicher Schatz der Literatur ist jene berühmte Stelle zu nennen: „La regarder dormir" (die schlafende Albertine), in der die Sprache der Liebe wundersame Poesie wird, wie es doch wohl nur einem Künstler möglich ist, der selbst an die Liebe glaubt. Wenn er ihr gleich den Ewigkeitswert abspricht, so nennt er sie doch auch wieder „das einzig Göttliche", etwas Wahres, dem er alles unterordnet und dem er auch eine gewisse Bedeutung zuerkennt. Auch ihre Leiden-

Digitized by Google

schaft kennt er, ihre Wut, ihren Zorn. Es ist Verzweiflung über die Lügenhaftigkeit der Welt, nicht Verneinung der Liebe, wenn er einmal sich zu dem Ausruf hinreißen läßt: „Wie kann man den Mut haben, sich zu leben zu wünschen, wie kann man nur die kleinste Bewegung machen, um sich vor dem Tod zu schützen, in einer Welt, in der die Liebe nur durch die Lüge erzeugt wird, nur in dem Bedürfnis besteht, unsere Leiden gelindert zu sehen durch das Wesen, das sie hervorruft, und wo man kein anderes Hilfsmittel hat, sich von dieser Leidenschaft zu befreien, als daß man selbst zur Lüge Zuflucht nimmt? Aber die Qual einer solchen Liebe gehört zu jenen Leiden, die den Kranken treiben, einen Wandel zu suchen." Das Leid der Liebe also führt zu ihrer Überwindung, so wie Swann, nachdem er die Eifersucht in allen ihren Qualen durchkostet hat, von seiner Liebe zu Odette geheilt wird. Aber nicht nur als an ein Mittel zur Überwindung eines irrealen Gefühls glaubt Proust an das Leid, sondern aus ihm sieht er in seiner furchtbarsten Tiefe — wenn wir die Kraft zu einer letzten Konsequenz haben, woran uns oft nur ein Mangel an schöpferischem Geist hindert — zugleich mit der furchtbarsten Realität eine Freude erwachsen, nämlich die Erkenntnis einer neuen klaren Form. In dieser Auffassung vom Leid, dem er eine so hohe Bedeutung zumißt, daß er nichts an seine Stelle zu setzen weiß, ist Marcel Proust vielleicht dem Christentum näher, als es ihm selbst bewußt ist. Und so scheint mir auch seine ganze Idee von der Liebe an das Metaphysische zu rühren. Nach dem Tode Albertines schwebt ihm diese entschwundene Welt der Liebe, die ihn wie ein elektrischer Strom erschüttert hat, mehr und mehr wie eine geistige Welt vor. Zwar vermochte er sie zu leben und zu fühlen, nicht aber zu sehen und zu denken. „Aber wohnt denn in ihnen und nicht in uns selbst das Göttliche? Hat denn unser jetziger Unglaube seinen rechtmäßigen Grund in einer Götterdämmerung?" In der Erscheinung der Geliebten fühlt er immer mehr das Geheimnis heraus: „Wir würden doch nicht alle Macht der Welt aufbieten für ein Rendezvous mit ihr, wenn es um ihrer selbst willen wäre." Dasselbe Geheimnis, dieselbe verborgene Kraft, die er zuerst im Kuß der Mutter spürte — „eine Hostie beim Abendmahl des Friedens" —, er suchte sie immer und überall als „Realität". Und dieses sehnende Suchen ist jene Unruhe, die allein ein Gefühl wertvoll macht, die ihn zur Natur, zur Kunst, zur Liebe, treibt. Weil ihnen etwas Wesenhaftes eignet, das über die Jahrhunderte hinausgeht, fühlt er sich hier der Realität am nächsten, ohne daß auch sie ihm Erfüllung geben könnten. Denn so wie die Liebe auf Illusionen beruht, wie selbst der Natur eine gewisse Bedingtheit innewohnt, indem sie durch die Liebe, die uns jedem poetischen Naturgefühl verschließt, zum Tempel der Geliebten herabsinkt, so ist auch in dem Entzücken an den Gemälden Elstirs, der Kunst einer Berma, dem Muttergottesbild und den Glockentürmen der Kathedrale die rein ästhetische Freude nicht das Letzte. Über die den mittelalterlichen Frühling der Jahrhunderte überdauernden Bauwerke hinaus schwingt sich seine Seele in eine andere, eine höhere Region, die ihm ewige Dauer, Realität, Ruhen im Augenblick verspricht. Kunst und Natur sind ihm das Höchste, nicht weil es nichts Höheres gibt, sondern weil sie am tiefsten in das Reich des Unbewußten, Unbekannten greifen und (*wie die Sonate von Vinteuil, die Gemälde von Elstir, die Baumallee von Balbec*) die Seele des Menschen in einen Zustand versetzen, in dem ihr eine Ahnung kommt von jenem Geheimnis: „Endlich blieb das frohe Motiv triumphierend. Es war nicht mehr ein ruhiger Ruf, der gegen einen gleichsam leeren Himmel geschleudert wurde, es war eine

Digitized by Google

unaussprechliche Freude, die aus dem Paradies zu kommen schien, eine Freude, die von der Sonate so verschieden war wie ein sanfter harfespielender Engel von Bellini von einem in ein scharlachnes Gewand gehüllten Erzengel von Mantegna, der die Posaune bläst. Ich wußte wohl, daß ich diese neue Nuance der Freude, diesen Ruf zu einer überirdischen Freude niemals ganz vergessen würde. Aber würde ich sie jemals verwirklichen können?" Mit der Erkenntnis, daß diese Freude, diese Ferne, in der er Gott sucht, ohne daß er je seinen Namen nennt, auf Erden nicht erreichbar ist, schließt Proust seine Forschungen, beendet er den ersten Teil seines Werkes. „Gehen Sie nach rechts und dann nach links, und Sie werden in unerreichbare Fernen gelangen, von denen man auf Erden immer nur die Richtung kennt." So hört er Gilberte sagen, als er sie am Schluß in dem Lande ihrer gemeinsamen Jugend besucht und jene beiden für ihn nun bedeutungslos gewordenen Wege vor sich sieht, die ihm einst mit der Richtung nach Guermantes und Méséglise die Richtung ins Leben zu weisen schienen. (Kann man hier von Versagen der Komposition sprechen?) Ob Proust zu jener unerreichbaren Ferne gelangte, wird uns vielleicht der zweite Teil sagen. Möglich, daß er hier zu dem nie wieder berührten Ausgangspunkt seines Jugendwerkes zurückkehrt: „Im Tod und selbst schon in seiner Nähe herrschen verborgene Kräfte, eine ‚Gnade', die dem Leben nicht eignet. Wie die Liebenden im Anfang ihrer Liebe, wie ein Dichter zu Zeiten des Gesangs fühlen sich die Kranken ihrer Seele näher. Das Leben ist hart und schwer, so daß es der Seele dauerndes Weh verursacht. Fühlt man die Fesseln einen Augenblick sich lockern, so überkommt einen auf einmal eine wundersüße Hellsichtigkeit. O Süßigkeit dieser plötzlichen Unterbrechung des Lebens, dieses wahrhaften Gottesfriedens."

Das aber wissen wir schon vor Kenntnis dieses zweiten Teils, daß Proust uns und der Literatur viel gegeben hat. Mag man ihm nun als Essayisten, als Soziologen, als Psychologen, als Künstler den Vorzug geben, seine Originalität, seine Bedeutung als Erneuerer auf allen diesen Gebieten wird ihm niemand mehr bestreiten können; in den Werken der Jüngsten lassen sich die Spuren, die von ihm ausgehen, nicht verleugnen.

Wie weit sein Einfluß in der Literatur geht, werden erst spätere Zeiten lehren. Die Vorwürfe, die man seinem Stil machen zu müssen glaubt, sind zum Teil damit zu entkräften, daß der Tod ihm keine Zeit ließ, etwaige Mängel auszumerzen. Daß hier nicht Oberflächlichkeit vorliegt, beweisen Briefe an seine Freunde, in denen er mit drei- bis vierfachen Korrekturen, mit drei- bis vierfachen Nachschriften über Fragen des Syntax diskutiert. Zu wünschen wäre, daß man weniger Anstoß nähme an der Kompliziertheit seiner Sätze, die ja nicht anders sein können bei der Kompliziertheit der Gedanken, und vielmehr in ihrem ruhigen, langsamen Rhythmus das Wohltuende, Erlösende gegenüber der Unruhe und Hast der Modernen empfände. Zu wünschen wäre, daß man von ihm lerne, was Poesie ist, denn wie kein anderer schuf er, der den unscheinbarsten Dingen einen Blütenrest, einen Traum, ein Lächeln der Vergangenheit abgewann, ohne jegliche Künstelei wundersamste Poesie. Mit Sicherheit ist anzunehmen, daß er, indem er seinem Roman nach dem Vorbild der großen englischen Romanciers Sterne, Dickens, Henry James, Hawthorne eine psychologische Grundlage gab, auch hierin sich bahnbrechend erweisen wird. Was seine moralische Wertung anbetrifft, so pflegt man seinem Werk „die Moral" abzusprechen. Statt Moral ist wohl richtiger das Wort „Dogma" zu setzen. Verneint er auch jeglichen Grund

Digitized by Google

eines moralischen Handelns des Menschen, so liegt doch andererseits ein um so höher zu schätzendes Ethos in der Forderung, daß der Mensch trotzdem gut handele (s. „Der Tod Bergottes"). Immer wird es Menschen geben, die vor allem zu dem heiklen Thema von Sodome und Gomorrhe nicht die richtige Einstellung finden werden. Er selbst war sich dessen bewußt: „Die innere Wahrheit, der ich folge, verbietet mir, an Sympathien und Antipathien zu denken", schreibt er an Montesquiou; „die Bevorzugung von Sodome und Gomorrhe wird meinem Werk viel Ärger bereiten. Aber dies kann nichts an den Bedingungen ändern, unter denen ich die Wahrheit erforsche, und meinem Gewissen bleibt keine Wahl." Und so wird man Marcel Proust nicht das Zugeständnis vorenthalten dürfen, daß er — nicht zuletzt durch die Mahnung zu einer vertieften Kultur des inneren Ich — den Weg zu einem neuen Lebensgefühl weist und dadurch manchem Irrenden auch den Weg zur Gnade wieder öffnet. Gegnern wie Freunden steht es wohl gleich wenig zu, ein abschließendes Urteil über einen Menschen zu fällen, der vielleicht niemals ganz zu erfassen sein wird. Je tiefer man in ihn dringt, um so mehr entdeckt man in ihm, wie in einer Symphonie, immer neue Schönheiten, immer neue Geheimnisse; denn — wie ein Engländer von ihm sagt: „Er war wie der Kragens seines Mantels, von außen dunkles Tuch, im Innern aber Samt."

*

Tod und Leben[1]

Vor allen Rosen wahr' mir diese eine,
Die schwermutsüße mit der bleichen Glut.
Wo meiner Eltern letzte Hülle ruht,
Sog sie den Duft aus schlummerndem Gebeine.

Nur fröstelnd wand sie sich im Sonnenscheine.
Da faßte, sie zu brechen, ich den Mut.
Umwärmt von deiner Hände jungem Blut,
Trank Leben sie aus dir und ward die deine.

Im Zeichen dieser Rose laß beginnen.
Die Erde weit, der Himmel immer nah,
Die Toten wandern mit in Liebessinnen.

In deiner Seele sind sie ewig da.
Die Schranke fällt, kein Außen trennt und Innen,
Was Tod und Leben je in Liebe sah . . .

Emil Hadina

[1] Vgl. den Artikel „Neue Lyrik".

Digitized by Google

Dichtung und Leben

auf der Gralwarte Von Friedrich Markmann

DOROTHEA ANGERMANN würden wir wohl kaum erwähnen, wenn es nicht eben ein neues Stück *Gerhart Hauptmanns* wäre, den Heinrich Mann noch soeben als den größten deutschen Dramatiker der Gegenwart bezeichnet hat. Stände hinter dieser Arbeit ein Anfänger, so würde man sagen: Er versteht sich auf dramatische Technik, Steigerung und Spannung, wenn er auch gelegentlich die Wirklichkeit unsanft zurechtbiegt. Man würde sich freuen über ein schönes Heimatgefühl, das wenigstens streckenweise diese Dichtung verklärt. Man könnte noch hervorheben, daß das Motiv Vater und Tochter nicht so sehr generationsmäßig als vielmehr im Gegensatz von Familienstolz und Schuld sehr drastisch gepackt sei. Man würde anerkennen, daß diese Tochter, nachdem sie durch die Unvernunft des hartherzigen Vaters gezwungen worden, ihren Verführer, den Mann der Unterklasse, zu heiraten, die Tragik des Nicht-mehr-Zurückkönnens in die höhere Kaste erschütternd darstelle. Man würde auch manches an der Zeichnung der Charaktere loben können. Bleibt von Dorothea auch nicht viel mehr als ein gewisser seltsamer Blick, und ist Mario doch ein ziemlich gewöhnlicher Schurke, so sind ein Professor, der Dorothea wirklich geliebt und sie gern der Unterklasse wieder entrissen hätte, wie auch sein Bruder, ein in vielfachem Unglück gereifter Mensch, zu lebensvollen Gestalten geworden. Das Meisterstück wäre der Herr Pastor, der evangelische Gefängnispfarrer, der sattes Genießertum mit sehr pikanten Einschlägen und pfarrherrliche strenge Amtsführung wunderlich genug miteinander verbindet. Der Mann hat keinen Beruf, wie uns ausdrücklich erklärt wird, vertritt aber immerhin als übelster bürgerlicher Charlatan in dem Stück Religion und Kirche — was man einem jungen Dichter auf das Konto seiner Unreife und seines Mangels an Lebenskenntnis setzen würde. Ebenso würde man in pädagogischer Absicht daran erinnern, daß heute der Naturalismus überwunden sei, daß man aber, im Falle man weiter darin verweilen möchte, doch mit den Unarten der gemeinen Worte und der widerlichen Zoten auf der Bühne nicht fortzufahren brauche. Es gibt eben Ausdrücke, die in eine Kirche nicht hineinpassen, und so könnte man sich vorstellen, auch das Theater wäre etwas Heiliges und lasse das Animalisch-Notwendige besser hinter den Kulissen geschehen, zumal man doch heute auch in einfachen Familien auf Sauberkeit hält. Daß ein junger Dichter nach dem Menschen ruft, den man angeblich in Kirche und Gesellschaft kaum mehr finde, wird man ganz schön und geradezu erbaulich, sozial und menschlich finden und darüberhinwegsehen, daß mit diesem Ruf an sich noch wenig geschehen ist. Von einem jungen Menschen kann man eine Weltanschauung heute nicht erwarten, und so wird man ihm sagen, er müsse also danach suchen. Denn ein Stück, wo man unter Schicksalsschlägen über den Vorsehungsglauben hinauswächst, um schließlich Gift zu nehmen, nachdem man erklärt hat, es sei eben alles notwendig, Fall des Kindes, Härte des Vaters, unmögliche Ehe, fürchterlichste Schändung und nachher eben Gift bzw. weiterer bürgerlicher Lebensgenuß, wo man sich also einfach dem Schicksal gegenüber die Hände bindet, ein solches Stück ist doch eine recht gewöhnliche, grausam ins Unethische ver-

Digitized by Google

zerrte Wiederholung des Goetheschen „Stirb und werde", die mit der Freiheit auch die echte Dramatik vollkommen aufhebt. So würde man dem jungen Dichter noch mancherlei Ratschläge geben, die sich bis auf sprachliche Unkorrektheiten erstrecken könnten (Fräuleins sagt man nicht, es ist das der sog. Pluralis Borussicus). Nun aber ist der Verfasser Gerhart Hauptmann . . .! Eine schlechte Kritik wird ihm ja nicht schaden, wurde doch schon manches Stück von ihm von der Kritik zum Feuer verdammt, um nachher, von der Gnade des „größten deutschen Dramatikers der Gegenwart gerechtfertigt", in den klassischen Himmel der gesammelten Werke einzugehen. Goethe wurde mit dem Alter gedanklicher und tiefer; Gerhart Hauptmann wird ständig flacher und gedankenloser. Goethe erlebte und schrieb die Marienburger Elegie; Gerhart Hauptmann war schon mit sechzig Jahren bei der widerlichen Geilheit der Insel der großen Mutter angelangt, der ein sinkendes Volk und eine gewissenlose Reklame inzwischen zur 75. Auflage verholfen haben . . . Bleibe man ruhig dabei, Gerhart Hauptmann den größten deutschen Dramatiker der Gegenwart zu nennen, aber um des Himmels willen lassen wir das taktvoll unter uns. Denn daß das Volk Goethes sich dahin verirren konnte, in seiner größten Not, die wahrlich nach anderen ethischen und seelischen Kräften ruft, als Gerhart Hauptmann sie bietet, gerade diesen Dichter als repräsentativ zu feiern, das ist eine so betrübliche Blamage, daß wir allen Grund haben, sie unter uns zu lassen.

Hauptmann, Gerhart: *„Dorothea Angermann"*. Schauspiel. 1.—5. Aufl. S. Fischer, Berlin 1926. 8°. 140 S. Geh. 4, Pappbd. 5 Mk.

Eine kleine Schrift, *„Kampf um München"*, verdient einige Aufmerksamkeit. Wieviel die Sache lokal bedeutet, stehe dahin. Das geistige Kräfteverhältnis in einer Stadt kann nur von ihr selbst aus richtig gewertet werden. Aus gedruckten Vorträgen ersieht man ja auch nicht, welcher Art die Zuhörer gewesen sind, und für die Zahl kann aufdringliche Reklame gesorgt haben. Indem stark auf den wirtschaftlichen Nutzen der Hoteliers und der Reigenführer des Vergnügens hingedeutet wird, mag das dem Unkundigen einen Wink geben zu einer konkreten Vorstellung von dem versammelten Publikum. Interessant ist jedenfalls, ganz allgemein gesprochen, der Versuch zur Bildung einer neuen liberalen Kulturfront. Thomas Mann, Heinrich Mann, Leo Weismantel, Willi Geiger, Walter Courvoisier und Paul Renner — in der Grundgesinnung einig, wie es in der Vorrede heißt — kennzeichnen ihr Auftreten als politisch und doch nicht politisch. Thomas Mann formt das in seiner feinen Weise: „Nicht um das Interesse einer Partei handelt es sich, dem wir etwa Vorspanndienste zu leisten uns bereitgestellt hätten, sondern um das Interesse Münchens und die höchsten Interessen dieser schönen Stadt, deren Ehre und Glück uns allen am Herzen liegt, um ihre höchsten und darum auch um ihre realsten. Dies ist nun freilich ein Zeichen der strengen Zeit, daß sie das Höchste und das Realste als eines zu begreifen zwingt, das Reale im Geistigen, das Geistige im Realen als gegenwärtig zu erkennen uns anhält, daß sie selbst politisch ist, auch wenn wir es nicht sein möchten, und daß es ganz ohne Politisches nicht abgeht, sobald wir aus einer ethischen Gutwilligkeit, die sie uns danken mag oder nicht, Dienst bei ihr nehmen." Jedenfalls war die Einladung von der Demokratischen Partei ergangen, und jedenfalls bemerkt schon das Vorwort, daß man den „Vulgär-Fascismus" satt habe. Was da ausgeführt wird, ist zum großen Teil recht vernünftig, und die sog. Reaktion wird nicht so reaktionär sein, daß sie nicht auch vom Gegner zu lernen suchte.

Digitized by Google

Aber das hindert nicht, daß es sich hier um einen Versuch der Wiederauflackierung eines in den Schrecken von Krieg und Revolution stark verblaßten Liberalismus handelt. Als Symptom der Zeit ist dergleichen immerhin bemerkenswert. Daß Leo Weismantel in diese Front geraten konnte, läßt gewiß auf allerlei trübe Erfahrungen im eigenen Lager schließen, über die seine Broschüre über die Kulturwende in Bayern Ausführlicheres berichtet. Leo Weismantel entwickelt hier große und praktische Gedanken, mag er auch wohl die Entfernung zwischen Ideal und Wirklichkeit unterschätzen. Abgeordneter und Dichter brauchen nicht gerade ausgesprochene Feinde zu sein, aber eine chemische Affinität liegt doch nicht vor, und groß muß die Lebenskunst sein, die beide in einer Person zu vereinen sucht. Wie dem auch sei: was man innerhalb der katholischen Gemeinschaft, gestützt auf die in ihr waltenden Kräfte und auch gestützt auf ihre Organisationen, nicht zu erreichen vermag, das sozusagen von außen her und ausgerechnet von der liberalen Front aus zu versuchen, dürfte doch ein gewagtes und am Ende sogar im Ehrenpunkt nicht unproblematisches Experiment bleiben. Es gibt eben Lagen im Leben, wo man schweigen muß. Wie hat Paulus zu schweigen gewußt, und wie in neuerer Zeit der große Kardinal Newman. Schweigen spricht oft eindringlicher als Reden. Im Schweigen der Sterne rauscht die Unendlichkeit ... Da es sich hier nur um Größen handelt, sei aus Anlaß dieser schon halb aus dem Sack gelassenen Katze an das Wort erinnert, mit dem Paul de Lagarde, auch ein Großer, seinen Aufsatz über die „graue Internationale" einleitet: „Von der schwarzen, der roten, der goldenen Internationale redet alle Welt: die graue Internationale läuft noch immer unter dem Namen Liberalismus um. Mir scheint es an der Zeit, sie in ihre Rechte einzusetzen. Sie ist vaterlandslos wie alle ihre Schwestern und darum für jede Nation von äußerstem Unsegen. Sie herrscht allerdings ebenso gerne wie die drei anderen Glieder der Familie, aber die Macht ist nicht eigentlich das, was sie erstrebt: Von der Bequemlichkeit und dem Wunsche, zu scheinen, nährt sie sich: Sie mordet, wenn auch ohne es zu beabsichtigen, die Gewissen und die Fähigkeit, das Leben als Ganzes zu fassen, und dadurch tötet sie die Persönlichkeit."
Das Fleisch ist dem Christentum im Grunde nicht gefährlich. Es ist das Prinzip der Schwäche, und Luzifer ist ein Geist. Schon im Paradies fing es nicht mit dem Apfel an, sondern mit dem metaphysischen Reiz geistiger Ansprüche. In etwa haben wir ein Stück Weges mit dem in der heutigen Weltdemokratie herrschenden Geiste gemeinsam. Wir alle kämpfen gegen die ungebundenen Instinkte, gegen die Brutalität, gegen die Verrohung. Oh, wir haben schon Sinn für Erziehung, feine Linie und gar Eleganz. Aber die Berufung auf den Geist ist doch wieder nicht viel, solange nicht klar ist, welche Art von Geist man herbeiruft. Leo Naphta hat doch einiges ausgesprochen, worauf ihm Settembrini bis heute die Antwort schuldig geblieben ist. Überhaupt bedeutet Geist und wieder Geist nicht das Letzte, sondern dies liegt im Prinzip des Lebens selber, aus dem der Geist spricht. Das führt zur Betrachtung zweier Bücher, die nicht vereinzelt stehen und die trotz ihres geschichtlichen Inhaltes Bücher der Zeit sind.

„Kampf um München als Kulturzentrum." Sechs Vorträge von Thomas Mann, Heinrich Mann, Leo Weismantel, Willi Geiger, Walter Courvoisier und Paul Renner. Mit einem Vorwort von Thomas Mann. Richard Pflaum, München 1926. Gr.-8°. 56 S.

*

In seinem hervorragenden Buch vom *„Heiligen Geist des Mittelalters"* sucht sich

Digitized by Google

Wolfram von den Steinen vor allem einmal ganz und gar in jene Zeiten zurückzuversetzen, die nach ihm mit Thomas abschließen und in den Gestalten Anselms des Großen, Bernards von Clairvaux, in etwa auch in ihrem Gegenbild, in Abaelard gipfeln. Solche Versuche haben zwar schon andere gemacht, aber der Verfasser zeigt, wie sie sich doch niemals von den Voraussetzungen der Gegenwart, die jene Verbindung von Religion, Geist und Blut, wie sie einst gewesen, nicht mehr hat, genugsam haben befreien können. Die Schwierigkeit, über acht Jahrhunderte hinweg noch lebensvolle Fühlung mit der damaligen Kultur zu gewinnen, löst Wolfram von den Steinen dadurch, daß er alle Gedanken und alle Systeme in unmittelbarste Beziehung zu ihren Schöpfern setzt. Es läßt sich in der Tat zeigen, und das ist durchaus kein Zugeständnis an den Relativismus, daß die gewaltigsten und gerade die schöpferischen Denker von persönlich erlebten Fragen und Problemen ausgegangen sind, und so war es auch damals. Das Bild, das Wolfram von den Steinen gibt und das er so bietet, daß nicht nur der Fachmann, sondern auch weitere Kreise von philosophisch Interessierten ihm zu folgen vermögen, ist in seiner Art so packend und so reich, daß es ein kindliches Gestammel bliebe, wollten wir nur das Wesentliche wiederholen. Der Nachdruck liegt darauf, daß bei jenen großen Männern das Denken nicht nur Funktion ist, sondern der Ausdruck einer seelischen und überhaupt menschlichen Haltung. Dem berühmten Credo ut intelligam Anselms, wie auch seinem vielumstrittenen ontologischen Gottesbeweis liegt eben die Tatsache des Glaubens zugrunde. Dieses Credo war die Seele jener Heiligen, die Himmel und Erde noch einmal in wunderbarer Einheit umschlossen. Dieses Credo war in ihnen so göttlich, so überwältigend, so in alle Fasern ihres Seins verwoben, so aufleuchtend in jedem ihrer Worte und so glühend in ihren heroischen Taten, so durchaus Leben und das Leben selbst, daß von da bis zu dem Intellektualismus von heute, der bereits mit dem Nominalismus begann und nach und nach das Leben völlig vom Denken gelöst hat, um schließlich vom lebendigen Gott nur den Hegelschen Begriffsgott übrigzulassen, kein Verhältnis mehr hergestellt werden kann. Hat man dies Buch gelesen, so bleibt man noch lange sinnend sitzen und wird sich der ungeheuren Einsamkeit des gläubigen Christen in dem zerrissenen Dasein von heute schmerzlich bewußt. Darin allein, so scheint mir, irrt von den Steinen, daß er jegliches Christentum unserer Tage für einen Leichnam erklärt. Das ist durchaus nicht so. Es gibt noch Menschen genug, die im Lichte des Glaubens das Leben betrachten und die wirklich aus diesem Glauben heraus auch die geistigsten Kulturgüter zu werten versuchen. Aber diese Menschen sind einsam. Sie werden nicht mehr begriffen. Sie ändern das Bild nicht, wie es sich den Augen des neuzeitlichen Skeptikers und Kulturpsychologen darstellt. Diese einsamen Kämpfer verlieren auch leicht den Mut, da ja ein Glaube, der Berge versetzt, dazu gehört, sich zu entschließen, der ganzen menschlichen Haltung von heute den Krieg, den unerbittlichen Krieg anzusagen und mit der Wucht des göttlichen Credo in die tobende Schlacht zu gehen. Dennoch finden sich die Freunde in allen Weltteilen. Mit dem wachsenden Pessimismus der geistigen Mächte, die außer dem Christentum noch da sind und selber nicht an sich glauben, auch wenn sie einmal sieghaft reden, wächst auch die Klarheit und die Entschlossenheit in diesen Kämpfern, von denen Wolfram von den Steinen wenigstens mittelbar auch einer ist, mag er auch mit der ruhigen Objektivität eines Historikers sprechen. Ohne dem Urteil der Fachphilosophie, die wohl namentlich hinsichtlich der Stellung

Digitized by Google

des heiligen Thomas und des Fortschrittes, der doch auch in ihm lag, allerlei einwenden wird, vorgreifen zu wollen, möchten wir doch glauben, daß dieses Buch eines der bedeutendsten unserer Tage ist, eine Anerkennung, die wir vorsichtig einschränken wollen auf die Behandlung jener drei Männer, nämlich Anselm, Bernard und Abaelard, während wir die weltgeschichtlichen Zusammenhänge der Entwicklung doch etwas anders sehen. Schon die Kenntnis der Quellen ist beim Verfasser bewundernswert, ebenso wie seine Begabung, das schwer Faßbare in eine kristallene Form zu bringen.

In gleicher Richtung wirkt der „*Paulus*" von *Robert Saitschick*. Der Arbeit Emile Baumanns gegenüber ist diese zwar nur klein, verzichtet auf landschaftliche Schilderungen und begrenzt sich stark auf das Seelische und Ideelle, woraus ihr dann aber auch eine besondere Stärke erwächst. Über kleinere Versehen wollen wir nicht streiten, mag es doch gleichgültig sein, ob Paulus zu Wasser oder zu Lande nach Athen gelangt ist, während der Brief an Philemon doch wohl nicht aus Cäsarea, sondern aus Rom geschrieben wurde. Schwerer ins Gewicht fällt schon die Gleichsetzung von Zeremonialgesetz und Sittengesetz schlechthin, und noch schwerer die allzu dürftige Behandlung der Bedeutung der Kirche für Paulus. Dennoch tut dies der Wirkung kaum Eintrag. Auch hier wird aus der Persönlichkeit heraus ein reiches Leben auf seine triebkräftigen Wurzeln zurückgeführt, und mit dem ganzen Schwindel der Beeinflussung durch Gnosis und heidnische Mysterien gründlich aufgeräumt. Ohne daß es ausdrücklich gesagt würde, stellt sich Paulus so dar, daß er zwar in seiner, zugleich aber auch in unserer Zeit steht. Spricht nicht die ganze Sehnsucht des zerrissenen Daseins von heute nach einem großen einheitlichen Leben etwa aus dem Anfang des 22. Kapitels: „Solange Christus unser Leben nicht umgestaltet hat, nicht in uns ‚Gestalt gewinnt', bleibt die Freiheit nur ein leeres Wort und ebenso die Liebe. Nur der ‚Glaube, der durch die Liebe sich auswirkt', nicht die Werktätigkeit im Dienste des Vergänglichen, vermag unserem Leben Sinn und Wert zu verleihen. Was vermögen wir denn hienieden an wahrer Sicherheit, an wahrer Liebe und Gottessohnschaft ohne den Glauben an Christus zu erlangen, wenn nicht auseinanderfallende Fragmente, zusammenhanglose Splitter — das Gegenteil von schöpferischer Ganzheit und Eintracht?" ... Nicht nur ausgebreitetes Wissen, sondern auch tiefe Gläubigkeit hat dem Verfasser die Feder geführt und uns ein Buch geschenkt, das uns bereichert und beglückt.

Steinen, Wolfram von den: „*Vom Heiligen Geist des Mittelalters*", Ferdinand Hirt. Breslau 1926. Gr.-8°. 308 S. Geb. 15 Mk.
Saitschick, Robert: „*Paulus*". Fährmann-Verlag, Berlin 1926. 8°. 106 S.

Merkwürdige Gegensätze sind in *Adolf Pichler*, dessen Biographie uns *Anton Dörrer*, der Schüler Wackernells, die Arbeit des Meisters selbständig vollendend, geschenkt hat. Es ist ein fleißiges Buch, ein reiches, Zeugnis jener Gründlichkeit und jener klaren, ästhetischen Urteilskraft, wie sie von selbst aus warmer Liebe zu des Dichters Wesen und Werk hervorgehen; ein Buch von der Art jener, die außerhalb der Mode immer zeitgemäß bleiben. Adolf Pichler war der ungeschlachte Sohn der Tiroler Berge und zugleich doch ein Freund der Bildung. Der Universitätsprofessor ist sein Leben lang Mann des Volkes und Führer. Poesie und Wissenschaft reichen sich bei ihm immerfort die Hand. Der Tiroler, der seine Heimat liebt, mit der Begeisterung eines Andreas Hofer für sie kämpft

Digitized by Google

und sein Leben in ihr zubringt, hat doch ein Herz für das ganze Österreich, hält die Augen offen für das Bismarcksche Werk, obendrein aber auch die Sehnsucht wach nach dem großen Deutschland, in ihm und über ihm zugleich der Menschheit dienend. In seinem Leben steht furchtbares Leid, zurückgewiesene Liebe, Ehetragödie, zeitweise Verkennung, politisches Gehetz, seelische Not und späte Einsamkeit. Es ist rührend, den alten Kämpen durch die Berge schreiten zu sehen, um irgendwo dem kleinen Enkelkinde, das ihm allein geblieben ist, Schillers Spaziergang laut vorzulesen — es verstand davon, wie er mit traurigem Lächeln bemerkt, soviel wie das Schäflein auf der nahen Weide.
Als Dichter ist Pichler besonders durch sein Lieblingswerk, das stark autobiographische Prosa-Epos „*Fra Seraphico*" bekannt geworden. Seine Gedankenlyrik bedeutet eine wirkliche „Bereicherung" der deutschen Dichtung. was man wohl auch von manchen seiner sonstigen lyrischen Stücke behaupten darf. Es ist darin soviel Echtheit, Menschlichkeit und von innen her mild durchleuchtete Tragik, daß man nicht leicht ähnliches findet. Man lese nur das Gedicht an der Leiche der Frau, die ihm die Treue nicht hielt:

Auf die Bahre gestreckt, das Aug' geschlossen für ewig,
Im ergrauenden Haar Tropfen heiligen Tau's,
Stumm die Hände gefaltet! — Sie schmückten die Leiche mit Kränzen,
Und des Weihrauchs Arom kräuselt zum Fenster hinaus.
Feierlich ernst steh ich — was du gewesen, entschwand mir,
Schweigende Wehmut weint langsam die Träne dir nach.
Was geschehen, der Engel der Gnade zerreiße die Rechnung,
Ach, zu früh oder spät trafen im Leben wir uns!
Schlummere sanft! — Du lächelst im Tod, nicht stören die Träume:
Scheidend leg' ich die Hand auf die erstarrte Hand.

Seine Sprüche sind meist kernig, nicht selten satirisch, voll Lebensweisheit und auch Idealität, in der Art denen von Friedrich Wilhelm Weber vergleichbar. Einige Proben zur Charakteristik:

Die Natur hat angeordnet,
Daß die Gänse Federn tragen,
Wenn sie mit den Federn schreiben,
Dann dreht ihnen um den Kragen.

Kunstaustellung! Wo die Kunst
Hintritt vor die Welt,
Wie Pilatus Christum einst
Vor das Volk gestellt.

Nur der Klatsch will euch behagen,
Die Satire nicht:
Dort steht ihr bei euresgleichen,
Hier vor Gericht.

Zum Teufel die erlogenen, die schönen Ideale,
Das allgemeine Menschliche ist das Bestiale.

Digitized by Google

Endlich noch die für den Dichter sehr charakteristische Ergänzung zu den bekannten Schlußversen Goethes in Faust II:

Das ewig Männliche
Bricht uns die Bahn,
Das ewig Weibliche
Zieht uns hinan.

Seine autobiographischen Werke bieten Entscheidendes über die Entwicklung Tirols, vor allem die Kämpfe zwischen den Liberalen und Konservativen. Es konnte nicht ausbleiben, daß der Mann, dessen Herz immer katholisch blieb, während sein Kopf, einmal am Zweifel erkrankt, nie mehr bis zum vollen Sacrificium intellectus sich zu beugen vermochte, mehr und mehr zu den Konservativen neigte, wurde er auch niemals Partei. Seine Prosaerzählungen und Wanderbilder sind bleibendes Volksgut. Was er für Tirol gewesen, faßt Dörrer in die Worte zusammen: „Was Johannes Schuler, Beda Weber und Johannes Senn im vormärzlichen Tirol ersehnt und erstrebt, wovon ein Alois Flir, H. v. Gilm und Alois Meßmer erfüllt waren, das hat Adolf Pichler erreicht und schließlich in reichster Blüte geschaut: das weit gebildete, schöngeistige Tirol, das auf jedem Gebiete seinen Mann stellt, das in ganz Deutschland zu Ehren und Ansehen emporsteigt, das Tirols Kraft und Art in Kunst und Wissenschaft umsetzt, das sein Ethos, seinen Heimatsinn, seine Gläubigkeit und sein geschichtliches Volksbewußtsein auswirken läßt."

Pichler war auch ein feinsinniger Ästhet, der im Briefwechsel mit Männern wie Hebbel, Emil Kuh und anderen seinen hohen Rang zu behaupten wußte. Über seine eigene Dichtung hat niemand trefflicher geurteilt als er selber: „In meiner Poesie sind Realismus und Idealismus künstlerisch ausgeglichen, und darin liegt ihre Bedeutung, wenn es auch vorläufig nicht oder vielleicht gar nie erkannt wird. Darum ist sie eben weder akademisch noch konventionell oder maniriert, sie lebt ihr eigenes Leben."

Dörrer hat jede einzelne Dichtung seines großen Landsmannes für sich betrachtet und manches Musterbildchen kluger Kritik geboten. Vielleicht wäre es besser gewesen, nur immer ein typisches Beispiel für jede Gattung zu wählen und im übrigen auf die Werke hinzuweisen. (Auf ein kleines Versehen sei hingewiesen: Seite 250 muß es heißen „starb den Heldentod" statt „fiel".) Es steckt in der Arbeit der Kern zu einem echten Volksbuch. Wäre es nicht möglich, nachdem der Verlag so viel Dankenswertes für Pichler getan hat, nun auch dieses noch hinzuzufügen, eine Volksausgabe, deren erstes Bändchen uns die Persönlichkeit Pichlers in plastischer Darstellung vor Augen führte? Wenn irgendein Deutscher, dann gehört dieser ins Deutschland von heute, der 1874 schon klagt: „Die guten Deutschen sind sehr praktische Leute geworden: Von Poeten und Philosophen lassen sich keine Kupons abschneiden ... Ernste Männer sehen mit banger Sorge in die Zukunft; das deutsche Heer, die deutschen Beamten haben mit ihrem Blute, mit ihrem Schweiße die Grundlagen eines neuen Reiches gelegt; der ideale Geist, der den Gipfel krönen sollte, scheint jedoch vom deutschen Volke mehr und mehr zu weichen, und diejenigen, welche von den großartigen Schicksalen der letzten Jahre einen neuen ungeahnten Aufschwung in Poesie und Kunst erwarteten, sind längst schon enttäuscht davongeschlichen."

„*Adolf Pichler (1819—1900).*" Leben und Werke. Von Joseph Eduard Wackernell. Nach dem Tode Wackernells abgeschlossen und im Auftrage des Tiroler Zweigvereins der Österreichischen Leogesell-

Digitized by Google

schaft herausgegeben von Anton Dörrer. Mit einem Bild. Herder & Co., Freiburg i. Br. 1926. 8°. 357 S. Brosch. 10, geb. 13 Mk.

Am 31. Januar feiert *Karl Muth* seinen sechzigsten Geburtstag, zu dem wir von Herzen Glück wünschen. Karl Muth und das „*Hochland*", das seinen 25. Jahrgang im Herbst beginnt, sind aus der Entwicklungsgeschichte des neueren deutschen Katholizismus und Deutschlands überhaupt nicht wegzudenken. Jedermann weiß, wie sehr ernste Pflichterfüllung und ein heiliger Eros das Wollen dieses Sechzigjährigen ausgezeichnet haben. Wo Werk und Format klein ist, läßt sich wohl in wenig Zeilen Erschöpfendes sagen. Aber das Überragende verlangt Distanz, das ausgestreute Samenkorn erhält sein Urteil erst in der späten Frucht, und es erschiene mir ehrfurchtslos, durch billige Superlative etwas von vorneherein in eine zu kleine Perspektive zu rücken, wo einzig die Objektivität der Geschichte berufene Sprecherin sein darf. Noch einmal den herzlichsten Glückwunsch der „Gral"-Redaktion, ad multos annos!

*

Sahara[1]

Rotgraues Meer, vom Wogenschwall verlassen,
die Tiefen in Verwunderung erstarrt;
die Klippe, steingewordnes Dunkel, harrt
urnackt und mag kein neues Leben fassen.

Ein Murren langverhaltner Leidenschaft
kocht unter Dünen, ballt sich in den Lüften:
zum Freiheitskampf! — Da zwängt sich Simsonskraft
der Sturmgesellen aus zersprengten Grüften.

Das blitzdurchglühte Wolkendickicht bauscht
sich erdenwärts, um Sand zu Sand zu schicken;
der Sonne schreckverfärbtes Antlitz lauscht
im Schleierdunst und will im Staub ersticken.

Ein Funkenregen sprüht mir vom Gewand.
Bin ich daheim, und Tannenreiser knistern? —
Wer packt mich? „Gnade, unsichtbare Hand!"
„Der Mutter Erde will ich dich verschwistern!"

„Du zwingst mich nicht!" Doch fortgeschleudert lag
so Mensch wie Tier, vom Wüstengischt bezwungen.
Aus langer Ohnmacht bin ich aufgesprungen;
so stieg aus Sand und Tod mein Ostertag.

Max Bittrich

[1] Vgl. den Artikel „Neue Lyrik".

Digitized by Google

Das ewig ungestillte Herz

Ein Versuch zum Bilde der Franziska Gräfin zu Reventlow[1] / Von Hans Bücker

IN Husum, von herber Nordsee bespült, steht das Geburtsschloß der Franziska Gräfin zu Reventlow, wo sie am 18. Mai 1871 geboren wurde. „Die Mutter, eine schöne Frau mit dunklen Augen, dunklen Haaren, streng, engherzig, etikettenstolz — der Vater, erster preußischer Landrat von Husum, etwas weicher, jugendlicher, literarisch interessiert, ein Freund von Theodor Storm, doch völlig begrenzt durch die gesellschaftlich aristokratischen Anschauungen seiner Zeit." Das sind die Erzieher eines jungen Menschen, der „leidenschaftlich gern" Sport treiben würde, „schwimmen, turnen, reiten, fechten" möchte, wie die Brüder Carl, Ernst, Ludwig, aber die Ausbildung dieser Neigungen wird nicht erlaubt. Franziska erhält die „Erziehung ihrer Kreise, den Unterricht eines jungen adligen Mädchens, d. h., sie lernt Lesen, Schreiben, Rechnen, Religion, ein wenig Literatur, viel Französisch, viel Handarbeiten. Dabei haßt sie Handarbeiten". Franziska ist eben anders als die „Schwester Agnes, auf deren Wohlerzogenheit und Contenance die Mutter mit Stolz und Freude schaut". Franziska muß es immer wieder hören, ihr Benehmen sei nicht mädchenhaft, und nie benehme sie sich comme il faut" . . . Und so ergibt sich kein fröhliches Kindheitsbild. „Viel Angst und Unruhe spricht aus ihm. Doch über allem rauscht das Meer, und über grünen Wiesen leuchtet die Sonne." Dann kommt die Komteß in das freiadlige Magdalenenstift zu Altenburg. Kaum ist sie dort, so sind die „jungen Baronessen und Komtessen aus Rand und Band. Die Pröpstin ist ratlos, seit dieser Zögling im Stift lebt. Ein Wolf ist unter die Schafsherde geraten, und die Schafe folgen ihm nur zu willig". Der Welt der Pröpstin passieren grauenvolle, nie dagewesene Dinge, denn es „spukt nachts im Nebenzimmer der Lehrerin" ja, und die Komtesse wagt, von „geborgtem Geld einer angeschwärmten Freundin zum Geburtstag heimlich den Gedichtband Edelweiß zu schenken". Furchtbareres hat die Geschichte des freiadligen Magdalenenstiftes nicht gesehen. Statt eines Segensspruches zur Konfirmation erhält der junge Mensch eine Art Fluch, er fliegt mit Hinweis über „sündige Verstocktheit" hinaus. Verbittert schreibt die Sechzehnjährige: „Gewiß hatte ich etwas dazu gelernt. Meine Weltanschauung war noch eine sehr harmlose, als ich ins Stift kam. Nur hatte ich gelernt, daß das Leben und vor allem die Menschen nicht so seien, wie ich es damals geglaubt. Es gab jetzt so vieles im Leben, was bedrückend war. Außerdem hatte ich das Gefühl, daß mir sehr unrecht geschehen wäre und ich jetzt noch mehr als früher immer ungerecht, immer wie ein Stiefkind behandelt worden sei. Was hatte ich denn getan? Wenn ich vergnügt war, mußte ich toben — konnten sie das nicht begreifen? Ich war kaum fünfzehn, als ich hinkam, und sollte vernünftig sein. Aber ich hatte fortwährend das Gefühl, mich auslärmen, austoben zu müssen, das mit der Einschränkung nur wuchs."
Nach der Rückkehr verlassen die Eltern Husum und ziehen nach Lübeck, der Stadt Ricarda Huchs, des Thomas Mann. Hier erlebt Franziska ihre „tolle Zeit". „Die Gymnasiasten und jungen Studenten verdrehen sich die Hälse, wenn sie mit der Schulmappe unterm Arm unbekümmert und vergnügt durch die Straßen Lübecks zum Lehrerinnenseminar schlendert." Wohl will sie Lehrerin werden, aber

[1] Franziska Gräfin zu Reventlow: Gesammelte Werke in einem Bande. Herausgegeben und eingeleitet von Else Reventlow. Albert Langen, München.

Digitized by Google

„ihr sehnsüchtigster Wunsch ist — die Malerei, aber in den Augen der Eltern kompromittiert man sich schon mit dem Wort, und nur eine Tante, eine feinfühlige alte Dame, nimmt sich ihrer an und gestattet ihr, bei den Besuchen auf ihrem Gut heimlich zu malen". Aber die Welt bleibt Enge und nochmals Enge. Jedoch auch hier bewahrheitet sich das Wort der Christine Wasa: „Das Schicksal findet seinen Weg." Durch den Bruder Karl wird Franziska Mitglied des Ibsenklubs. In diesem Klub lasen zwanzigjährige Menschen „mit glühenden Köpfen und heißen Herzen Tolstoi, Ibsen, Turgenjew, Jean Paul, Lassalle, Bebel". Und einer dieser jungen Menschen wurde der Freund der Neunzehnjährigen. „Täglich, ja fast stündlich schreibt sie im ersten Jahre an ihn über alles, was sie irgendwie bewegt, interessiert, in Anspruch nimmt, über alles, was ihre Opposition erregt, und ihre Opposition erregt eben alles. Doch der Freund bleibt ein platonischer Freund. Er geht nach München, ein anderer, älterer Mann kommt und erfüllt, was jener verheißen; die Eltern schöpfen Verdacht, „erbrechen in Abwesenheit ihrer Tochter den Schreibtisch und finden den Briefwechsel. Familienrat — die verlorene Tochter wird zur Besserung in ein ländliches Pfarrhaus gesteckt. In diesem Pfarrhaus lernt sie viel Liebe kennen." Am Tage ihrer Mündigkeit flieht Franziska; die Familie sagt sich von ihr los. Ein Assessor tritt in ihr Leben ein, man verlobt sich; der Bräutigam macht ein Jahr Malstudium in München möglich. Hier lebt sie ein buntes Leben; aber „sie geht mit der Sicherheit des genialen Menschen und der Distanz der großen Weltdame durch die zweifelhaftesten Situationen . . .".

In diesem Jahr überfällt sie die Nachricht von der schweren Erkrankung ihres Vaters. In einer ihrer schönsten Skizzen hat die Gräfin die Fahrt und das Erlebnis festgehalten.

„Wird er noch leben? Werde ich noch vor ihm hinknien können, seine sterbenden Hände küssen, in seine verlöschenden Augen sehen, reuig und sehnsüchtig? Oder wird er meine Schuld unvergessen mit hinabnehmen?"

Auf dem Bahnhof empfängt sie der Bruder und ein Geistlicher. „Der Priester hatte mit mir zu sprechen im Auftrage meiner Mutter und der anderen. Ein kalter, harter Auftrag war es — alles, was meine Mutter mir in diesem Augenblicke zu sagen hatte, war: ‚Geh wieder fort, du hast hier nichts mehr zu suchen.' Du hast hier nichts mehr zu suchen — am Sterbebett deines Vaters hast du nichts zu tun. Unstet und flüchtig sollst du sein; aber zur Variation der alten Legende wollen wir dir das Kainszeichen nicht auf die Stirne, sondern ins tiefste Herz hineinbrennen, an die weichste, verwundbarste, geheimste Stelle, die nie wieder heilen kann, wo es doch keines Menschen Auge sieht, wenn es schmerzt und blutet —"

Erst den Toten darf die Schuldige besuchen . . . Sie hat kein Zuhause mehr. . . . „Heimat bedeutet für sie nur noch das Husum von einst, der Schloßpark, das Meer."

Im Mai 1894 heiratet Franziska und ist ein Jahr lang Assessorsgattin in Hamburg. Im neuen Maljahr in München löst sie sich von ihrem Gatten; sie erkennt, daß sie auf die Dauer mit keinem Manne wird leben können; „zu viel Möglichkeiten, zu viel expansive Kraft und Lebensfreude, als daß ein einzelner ihr gerecht werden könnte. Hier beginnt die Odyssee des Menschen Reventlow, eine vielabenteuerliche Lebensfahrt, die ergreifend in skizzenhaften Tagebuchaufzeichnungen lebt. In einer Krankheit schrieb sie einmal: „Und dann fange ich an zu schreiben. Im Fieber versuche ich, mein ganzes Leben hineinzuschreiben, all

Digitized by Google

meine Träume, meine Sünden und mein Elend. Und später, wenn ich tot bin, soll mein Buch es hinausschreien unter Menschen, wie ich geträumt und gesündigt habe, und wie elend ich war ... Wenn ich tot bin ..."
Und nun nach ihrem Tode liegen die Tagebuchnotizen vor uns. Ein zuckendes Herz, zerwühlt und ewig ungestillt, wohl kommt Gnade des Weibes zu ihr, die Gräfin wird Mutter, und hier zeigt sich die Barmherzigkeit des Lebens, denn dieser gejagte Mensch hatte in seiner Seele eine Mutterliebe, die groß und tief und versöhnend das wirre Leben durchströmte. Reisen und Lieben scheinen mit dem Leben der Gräfin zu spielen; fester Punkt bleibt ihrem Leben die Mutterliebe. Noch einmal kommt eine „groteske Formaltrauung mit dem baltischen Baron Rechenberg-Linden". Tragik, Komik und Groteske des Daseins reichen sich im Leben der Gräfin die Hände. Sie starb am 27. Juli 1918 — „sie ging davon, wie man sich an einem heißen Sommernachmittag erhebt, um im Schatten auszuruhen". Die leidenschaftliche Frau von graziöser Schönheit fand bis zu ihrem Tode nicht den Frieden in Gott, dem sie fern war, der sie aber liebte, denn er goß seines Lebens reiche, heiße Fülle in dieses — ewig ungestillte Herz.

*

Nebellandschaft

Ein nasser Nebel durch die Landschaft weht,
Wir tasten wie die Taucher auf dem Grunde ...
Und schau'n hinauf, wo unser Schifflein steht ...
Wie brennt die Kette in der wehen Wunde ...

Hinauf, hinauf! Zieht doch hinauf, hoiho!
Ihr habt die Sonne, ihr habt Mond und Sterne,
Und frische Brisen stürmen frei und froh
Und singen von der Fahrt in selige Ferne.

Gedämpfte Stimmen. Aller Antlitz blaß.
Nur dunkler treibt der Schwaden in der Tiefe.
Kein Antwortruf. Die Kette los und laß ...
Als ob das Glück in seiner Sonne schliefe.

H. B—l.

Digitized by Google

Neue Romane

Von Hubert de Reuter

DES Büchermachens ist kein Ende, und doch scheint unserer Zeit eine große Dichtung versagt zu sein. Um so mehr erfreuen da solche Leistungen, die versuchen, mit schöpferischer Verdichtung ein Bild des Lebens reich, tief und wahr zu gestalten, oder die als Distanzierungswerke eine Weltdeutung in Zeiten projizieren, die selbst das Bestehende noch nicht zu deuten verstanden. Bücher der ersten Art sind die neuen Romane von Frenssen und Herwig, Werke der zweiten Gattung die Arbeiten von Neumann und von Scholz. Gustav Frenssen, der sich nach 15 Jahren noch des Ruhmes erfreute, den ihm „Jörn Uhl" und „Die Getreuen" einbrachten, hat mit seinem neuen Werk: „Otto Babendiek", wohl eine glückliche Verbindung von Autobiographie und Roman zustandegebracht, ohne jedoch den Rang der früheren Leistungen wieder zu erreichen. Sein Leben erzählt Frenssen, von den dunklen, weit entrückten Tagen in der väterlichen Schmiede bis zu den Schicksalen des bekannten Schriftstellers, aber „immer in jener Schwebe zwischen Wahrheit und Dichtung, die allen ähnlichen Werken eigen ist". Eine solche Anspielung auf Goethes „Dichtung und Wahrheit" verpflichtet, und der herausgeforderte Vergleich kann nicht zu Frenssens Gunsten ausfallen. Dieses Leben in diesem Buche der Autobiographie, gewiß reich an Geschehen, Leid, Kenntnis und Erfahrung, durchkreuzt von Menschen aller Art, ist nicht so gefaßt, daß es das irdische Dasein von allen Seiten packte und festhielte, daß es das Leben überhaupt mit allen seinen Abgründen und Schönheiten, mit all seiner Lust und Qual auffinge und zurückwürfe. Wohl sind 30 lebensgroße Figuren mit Kenntnis der Menschen und des Lebens, mit Weisheit und Humor, mit überfeinerter naturalistischer Kunst hingestellt worden, aber aus allen durch Volkstum und Zeit bedingten Hüllen und Gewandungen bricht nicht das Menschliche, das Allgemein-Menschliche leuchtend hervor. Überall begegnen uns Enge und Äußerlichkeiten. Das geistige Leben und das seelische Ringen seiner Zeit hat Frenssen kaum berücksichtigt, ebensowenig seine eigne innere Entwicklung. Nicht das, was menschlich wertvoll und individuell bedeutend war, ist zugunsten einer höheren Wahrheit verdichtet und vergeistigt worden, sondern das Nebensächliche. Dazu fehlt es an ungetrübter Objektivität, die nirgends Groll, Einseitigkeit und Selbstgefälligkeit durchblicken ließe.

Ursprünglich sollte Frenssens Roman von Anfang bis zu Ende ein heiteres Spiel des Erzählens sein, sollte sich mit der Bewältigung, Klärung und Darstellung dessen begnügen, „was der Tag einem ernsten Menschen vor die Füße wirft". Aber die Jahre der großen Unruhe und des Unglücks haben es nicht vor der Not bewahrt, die hinter uns liegt. Es trägt deutlich seine Spuren. Deshalb hat es nicht „das heitere Auge, das es haben sollte". Aber diesem heiteren Auge fehlt noch mehr: die Tiefe, die um seelische und geistige Dinge weiß. Nirgends erhebt sich Frenssens Roman über den Naturalismus. Und wir Menschen von heute sind dem naturalistischen Rezept in keiner Weise mehr verpflichtet. Wir verlangen viel mehr: „Schönheitumflossene Schauung, Gewißheit in geistigen Dingen, Nahrung und Betätigung für aufbauende Kräfte".

Der autobiographische Roman Frenssens ist mit einem Fleiß aufgebaut, der an zahllosen Versuchen gestählt ist, und mit einer Fertigkeit, die scheinbar uner-

Digitized by Google

schöpflich gibt. Und doch war des Verfassers Sorge, ob er die großangelegte Arbeit zu Ende bringen würde, nicht so unberechtigt. Rund 1300 Seiten ist ein langer Weg, auf dem nur die Kunst der Allergrößten reich und aus sich gesättigt bleiben kann. Die der epischen Dichtung zukommende Wortfülle und Breite zugegeben – hier ist dessen zu viel geschehen, so daß am Ende das Wort nur spricht, während die Tat verstummt.
Ist Frenssens Roman mehr Rückblick und Synthese, so ist Franz Herwigs Werk Gegenwartsroman, der die Gegenwart zwar mehr als Mosaiksteine denn als festes Bild sieht. Ist auch hier Raum und Zeit nur Umhüllung und Gewandung für ein an sich und am Leben kläglich leidendes Herz? Wer ist dieser König unter den „Eingeengten", die zum Leben nicht taugen, aber zum Tode zu taugen noch hoffen? Vielleicht auch eine confessio cordis in jener Schwebe zwischen Dichtung und Wahrheit?
Sei dem, wie es wolle, jedenfalls ist Herwigs Roman ein großer Versuch, das Leben nach seiner inneren und äußeren Wahrheit frei und unbefangen darzustellen und in eine gläubige Weltanschauung einzuordnen, der erste große Versuch, den in dieser Zeit ein Talent katholischer Prägung unternommen hat.
Die Welt der Eingeengten mit ihren Menschen, ihren Dingen und ihrem Geschehen hat Herwig dichtend nachgebildet, symbolhaft an der Steinwüste Berlin dargestellt, die Not und Verbrechen stumm in sich verschlingt. Nicht die bürgerliche Welt mit ihrer satten Tugend und ihrer zahlungsfähigen Moral hat den Dichter gerührt, sondern die Gemeinschaft der Verstoßenen und der Verzweifelten, der Dirnen und Mörder, die, von Schuld und Not zerstückt und in die Tiefe gewirbelt, doch noch einen Rest des Göttlichen in sich tragen. Einen eigentlichen Helden kennt der Roman nicht. Zwar ist der Musiker Daniel die Hauptfigur, aber für das ganze erschütternde Bild ist die große Reihe von Menschen notwendig, die von dem Leben hinabgeschleudert werden und durch Verbrechen und Schuld hindurch müssen, um entweder eingeengt zu bleiben oder erlöst zu werden – wie Daniel.
Mit der sicheren Ruhe und mit dem Reichtum eines Epikers von Format hat Herwig die verschiedenen Berliner Milieus gezeichnet und die mannigfachen Figuren mit Fleisch und Blut umkleidet. Aus den seltsamen Verknüpfungen von tragischen Dingen hat er großgeschaute Bilder und eindrucksvolle Gestalten erstehen lassen. Komposition, Sprache und Form verraten gegenüber den früheren Werken, selbst gegenüber „Sebastian vom Wedding", Fortschritt und Reife.
Man kann sich freilich des Eindrucks nicht völlig erwehren, daß das ganze Werk, namentlich aber seine Hauptfigur, Franziskus von Assisi und Dostojewsky arg verpflichtet sei, wenn auch die fremden Elemente mit dem grüblerischen und schwermütigen deutschen Wesen verbunden worden sind. Auch der Einfluß Wittigs ist unverkennbar. Von Franz hat Daniel die große Liebe zur Natur, von Dostojewsky das ergreifende Miterleiden mit den eingeengten Menschen. Von Wittig stammt die zu große Milde und Güte im Urteil über das Menschliche und Allzumenschliche, die in den Verdacht geraten muß, mehr das felix denn die culpa zu sehen. (Fr. W. Foerster.) Was er aber von Franziskus nicht hat, das ist der große heilige Ernst und der sittliche Heroismus, und was ihm von Dostojewsky fehlt, das ist die klare, entschiedene, aus tiefster Metaphysik aufsteigende Verwerfung des Bösen. Gewiß sind starke Stellen in Herwigs Roman, aber nicht solche, die nicht stärkere größerer Vorbilder ins Gedächtnis riefen.
Nichtsdestoweniger sind die „Eingeengten" eine Leistung, die einmal die Mög-

Digitized by Google

lichkeit und die Notwendigkeit einer vollen Darstellung des Lebens für die katholische Dichtung dartat, die in der Religion nicht die Enge, sondern die Weite sucht, die zu Verstehen, Hilfe und Güte für die Eingeengten des Lebens aufruft. Zudem gebührt Herwig das Verdienst, der erste zu sein, dem der Stoff der Gegenwart nicht zu spröde war, dem die Stunde des Gegenwartsromans gekommen zu sein scheint.

Als Distanzierungswerke großen Stils haben die Romane von Neumann und von Scholz die chaotische Gegenwart mit aller metaphysischen Schuld der seelenlosen Epoche verlassen und sich beide, um ein Epos von der Seele zu schreiben, in die entlegenen Räume des zu eigener Deutung nicht geneigten Mittelalters geflüchtet, wo eine Dehnung und Weitung der Seele ohne Grenzen möglich ist. Historisch sind also diese Romane nur nach ihrem Raum und ihrer Zeit; Gegenwart aber bedeuten sie insofern, als sie alle erdenklichen Zustände, Verwirrungen und Geheimnisse der Seele darstellen, die der Mensch von heute selbst erlebt oder zum wenigsten nacherleben kann.

Neumanns Werk ist ein Roman aus der französischen Renaissance, der mit Fülle und Farben die wirre Zeit Ludwigs XI. heraufbeschwört, dieses Dämons der Macht, der Größe und der Tyrannis. Neben ihm steht sein Kämmerer Oliver Necker, genannt Le Mauvais. Von einer Gemeinschaft des Willens und der Seele ergriffen, von einem magischen Bann zu unzertrennlicher Zweiheit getrieben, ergreift ein Teufel von dem anderen Besitz mit der Ordnung vollkommener Einheit: der Teufel und sein Gegenteufel, der König und sein Gegenkönig sind eins, eins in Ränkespiel und Intrigue, im Verbrechen und Mord, in der Qual des Bruders und in der Liebe des Mannes, eins in der Lebenskraft, eins — bis Oliver den ausgehöhlten Bruder aus Mitleid sterben läßt. Doch dieser kehrt jetzt in sein alter ego zurück, das nun auch sterben muß und, die Sünden des Königs übernehmend, selbst die Sorge um seine Verurteilung zum Strang auf sich nimmt.

Trotz allen geschehenen Geschichten und allen geschichtlichen Bildern ist an Neumanns Roman nichts Historie, alles Dichtung, Verhüllung, Dokumente der Menschenseele, in der die Macht mit der Liebe ringt. Aber über diese Heiligkeit der Macht läßt Neumann die Liebe, die Menschen- und Bruderliebe, die potenzierte Menschlichkeit triumphieren. Allerdings hat er diese liebende Menschlichkeit als okkultes Geheimnis gefaßt, als die magische und mystische Verbindung zweier Seelen, einer Liebe, die, sich selbst genug, sich selber rechtfertigt. Diese Liebe stellt Neumann so hoch, daß er, die Hierarchie der Werte vertauschend, sie zur höchsten Religion erhebt, während er die wirklich religiösen Werte ad absurdum zu führen sucht.

Psychologisch bedeutet dieser Roman einen großen Erfolg: die Weiterentwicklung des Doppelgängertums bei Kleist bis zur Einheit und Identität und eine geniale Umkehrung des Doppelgängertums bei Dostojewsky (Iwan und Teufel). Freilich, die Gestalt des Weibes Anne, der gleichen für Ludwig und Oliver, läßt zu wünschen übrig: sie ist zu farblos und zu blaß. Ferner ist Olivers Verzicht auf Annes Liebe, die in der größeren Liebe zu Ludwig aufgeht, wohl geschildert, aber weder psychologisch noch ethisch begründet. Dialektisch aber bedeutet Neumanns Roman keinen vollen Erfolg, da die Schärfe des Geistes offenbar nicht immer ausreicht, so daß der Leser es sich gefallen lassen muß, zuweilen mit dichterischen Launen und Worten genarrt zu werden, die nicht mehr sind als — Rauch und Schall.

Digitized by Google

Auch die Kunstform ist nicht vollendet. Ein Vergleich von Form und Inhalt kann nur zu dem Schlusse kommen, daß der Stoff fast alles, die Form dagegen nur wenig tue, obgleich das ästhetische Verlangen des Menschen von der Form das meiste verlangt, weil sie allein auf das Ganze des Menschen zu wirken imstande ist. Zu der Form selbst ist noch zu sagen, daß sie, zu einer übertriebenen Fertigkeit und Technik neigend, sich eigentlich von wahrer Kunst entfernt. Noch sei erwähnt, daß das rechte Verhältnis der Teile zum Ganzen fehlt. Die einzelnen Teile sind, mehr durch Reflexion ersonnen als durch Intuition gewonnen, so aneinandergefügt, daß die letzte Schönheit eines Kunstwerkes, die Vollendung und der Wert des Ganzen, nicht erreicht ist. Und so kommt es, daß man am Ende des Buches vermißt „die so hohe Gleichmütigkeit und Freiheit des Geistes, mit Kraft und Rüstigkeit verbunden, die Stimmung, in der uns ein echtes Kunstwerk entlassen soll". (Schiller.)

Wie Neumann im „Teufel", so treibt es auch Wilhelm von Scholz in seiner „Perpetua" auf geschichtliche Schauplätze, um Raum für seine Weltdeutung zu haben. Auch er treibt dichterische Psychoanalyse, die Seelenspaltung und Doppel-Ich erkennt. Aber sein Epos von der Seele geht noch darüber hinaus, es schließt das Wunderbare mit ein, aber nicht mit gläubigem Gemüte, sondern nach den modernsten Auffassungen und Erkenntnissen der Psychoanalyse und Parapsychologie.

In dem Augsburg des Kaisers Maximilian (1500) werden einem armen Lichtezieher Zwillinge geboren, die eigentlich ein Wesen darstellen, aber doch so verschieden sind, daß sie als Gegenpole zu den äußersten Möglichkeiten in der Entwicklung des Weibes streben: die eine wird eine Heilige, und die andere wird als Hexe verbrannt. Aber bis zu dieser Manifestierung des Heiligen in der einen Schwester, die Nonne wurde, bleiben beide miteinander verbunden, beide aneinander leidend und schuldig. Geheimnisvoll flutet es zwischen ihren Seelen hin und her. Aus der gleichen Quelle schöpfen sie, doch der einen gereicht es zum Segen, der anderen zum Fluch, der einen zum Leben, der anderen zum Tode. Beide bleiben befähigt zu einer merkwürdigen Teilnahme am Übersinnlichen, die eine vertraut mit den höheren, die andere mit den niederen Mächten, ohne daß die eine von vornherein gut und die andere von vornherein böse gewesen wäre. Im Gegenteil — und das ist das Merkwürdige —, Scholz, der Katharina nur scheinbar als Hexe enden läßt, wie sie ihm auch nur scheinbar die geringere war, ist sogar der Ansicht, daß die Hexe die bessere der Zwillinge gewesen sei, daß sie sich sogar zu einem größeren Gottesmagdtum erhoben habe als die Heilige. So löst er auch — freilich nur äußerlich — die Handlung, indem er die überlebende Schwester erst dann zur wundertätigen Heiligen werden läßt, nachdem die übersinnlichen Kräfte, die sich in der Hexe äußerten, frei geworden waren und in das zweite Ich übersiedeln konnten.

Früher trat schon in den Novellen und Dramen Scholz' ein Hang zu übersinnlichen und okkulten Erscheinungen zutage. Dieser sein erster Roman nun behandelt fingierte Phänomene der Parapsychologie, des Spiritismus und Okkultismus mit einer Einfachheit und Selbstverständlichkeit, die nichts davon zu wissen scheint, daß wir über alles, was jenseits des wachen Bewußtseins liegt, nichts Sicheres wissen. Man begegnet sogar der Merkwürdigkeit, daß der Okkultist Scholz sagenhafte Geheimkünste und Teufelsbuhlschaften, Zaubereien und magische Kräfte als Tatsachen hinnimmt, daß er selbst das Unmögliche mit der Gelassenheit des Epikers als möglich darstellt.

Digitized by Google

Dieser Roman von Scholz ist der Versuch einer mystisch-rationalen Erklärung aller menschlichen und übermenschlichen Erscheinungen. Doch das Ganze (was an und für sich weder persönlich noch dichterisch von Scholz geglaubt werden kann) geschieht unter einer Fiktion: Scholz fehlt ja die Realität der Sünde. Seine Schicksale sind jenseits von Gut und Böse aufgebaut, gefügt von dämonischen Gewalten. Seine Menschen, über denen ein blindes Fatum waltet, sind nichts mehr als Figuren antiker Tragödien. Was soll man vollends zu der Gestalt der alten Hunschild oder des schwarzen Fiedlers sagen, was zu der erdrückenden Passivität der Frau Breitenschnitt und zu der furchtbaren Resignation, in die Breitenschnitt hineinaltert, was zu dem Inquisitor, dessen Richteramt nichts weiter ist als verdrängte Sinnlichkeit?

Was die hier niedergelegte Weltdeutung angeht, so zeigt sich Scholz nicht nur als Kind, sondern sogar als Zögling seiner Zeit. Es fehlt ihm alles, was über eine mystisch-rationale Erklärung der Welt hinausgeht. Und was dem Dichter fehlt, das fehlt auch der Dichtung; denn kein noch so großes Talent kann einem Kunstwerk das verleihen, woran es seinem Schöpfer gebricht.

„Perpetua", der Roman der Schwestern Breitenschnitt, steht künstlerisch hinter den früheren Werken von Scholz gerade nicht zurück. Scholz selber spielt in der Widmung auf die Wohltätigkeit in der Verzögerung seines Werdens, also auf das Gesetz der Reife an. Der Roman ist umfangreich und breit angelegt. Aber das muß man schon sagen: die ersten beiden Drittel sind nichts mehr als Berichterstattung des Stoffes wegen, sind zu lang und zu weilig. Erst beim letzten Teil kommt Fluß in das Geschehen und in die Erzählung, offenbart sich ein reiches Wissen um die Gründe und Abgründe des Lebens, aber niemals frei von dem Glauben an die geheimnisvollen Mächte, die Scholz über die Menschen entscheiden läßt.

In diesen genannten Romanen ist der Wille zu einer großen Dichtung unverkennbar, aber der Wille zur Größe ist Größe noch nicht. Sie sind Verheißungen, aber noch keine Erfüllungen. Vielleicht wird keiner von ihnen berufen sein, als — Rätsel den Menschen — Rätsel des Lebens zu lösen, immer aus verborgenen Tiefen steigend, die Menschheit mit leuchtender Stirne zu grüßen.

Frenssen, Gustav: „*Otto Babendiek*". Roman. G. Grote, Berlin 1926. 8°. VIII und 1291 Seiten. Geheftet 12, gebunden 15, Halbfranz 20 Mk.

Herwig, Franz: „*Die Eingeengten*". Roman. Kösel & Pustet, München 1926. 8°. 520 Seiten. Gebunden 9 Mk.

Neumann, Alfred: „*Der Teufel*". Roman. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1926. 8°. 477 Seiten. Leinen 7,50 Mk.

Scholz, Wilhelm von: „*Perpetua*". Der Roman der Schwestern Breitenschnitt. 1. bis 5. Tausend. Soren-Verlag, Berlin-Grunewald 1926. 8°. 550 Seiten. Leinen 8, Halbleder 12 Mk.

*

Digitized by Google

Verwirrung der Gefühle

Von Dr. Keulers

WENN ein Schriftsteller wie Stefan Zweig von seiner hohen Kanzel herab seiner Lesergemeinde durch ein Stichwort, wie das obige den Grundakkord einer Literaturrichtung angibt, so ist das immer ein Ereignis. Begegnet man der Kritik auch allenthalben mit einer gewissen Skepsis — an dem Geständnis des schaffenden Künstlers kann man nicht vorbeigehen. Man wird vor solcher Ehrlichkeit vielmehr den Hut ziehen und sich vielleicht zu einer ehrlichen Gewissenserforschung sammeln.

Stefan Zweig hat zwar höchstwahrscheinlich nicht daran gedacht, mit „Verwirrung der Gefühle" — der Titel, unter dem er seine neuesten Novellen veröffentlicht — eine bestimmte Richtung der jüngsten Novellenliteratur zu kennzeichnen. Er hat vielleicht nicht einmal beabsichtigt, einen Wesenszug seiner zeitgenössischen Epiker mit diesem Stichwort festzulegen, sondern er hat einfach intuitiv die Diagnose über den gegenwärtigen Zustand der menschlichen Gefühlsskala gestellt, die bis in ihr feinstes Vibrieren vor ihm wie vor keinem anderen offenliegt. Ihn lockt „Verwegene Lust des schöpferischen Spiels in das dornendichte Gestrüpp des Herzens und die Wirrnis des Gefühls".

„Nur dort, nur dort in tödlicher Verstrickung,
Ich fühl's, sind unserer Zweiheit wir entrafft.
Wach wehren wir uns gegen jede Schickung
Und fürchten feig den Sturz zur Leidenschaft."

Mit ritterlichem Mut bricht der Dichter in einer Badegesellschaft in Nizza eine Lanze für eine Frau, die nach zweistündiger Bekanntschaft mit einem jungen Elegant ihren behäbigen, provinzlerischen Gatten und ihre beiden Kinder verläßt. Vor dem Ansturm des entrüsteten konventionellen Anstandes beharrt er mit einer selbstverständlichen, fast eigensinnigen Sicherheit in der Ansicht, daß „eine Frau in manchen Stunden ihres Lebens jenseits ihres Willens und Wissens geheimnisvollen Mächten ausgeliefert sei". Die Wirkung dieses Manneswortes läßt natürlich nicht auf sich warten. Schon nach einigen Tagen wird er von der würdigsten der Damen eingeladen, ihre Generalbeichte — „Vierundzwanzig Stunden aus dem Leben einer Frau" — entgegenzunehmen: eine Monte-Carlo-Geschichte mit allem, was dazu gehört, Spieltisch, blasse Menschen mit zuckenden Nasenflügeln, Kugeln, in denen Schicksale rollen, nächtens ein menschliches Wrack auf einsamer Bank, eine Frau, die sich an den jungen Menschen klammert, um ihn mit ihrem Gelde — zu retten natürlich, wozu sonst! — und die zusammenbricht, nicht, weil er seinen Schwur, vom Spiel zu lassen, nicht hält, sondern weil er sie nicht begehrt: Enttäuschter Heroismus des Geschlechts.

„Untergang eines Herzens", die zweite Novelle, ist wie ein einziger Schrei aus der Brust eines biederen, vielleicht zu bürgerlichen Mannes, der mit Fleiß und Glück seiner einzigen Tochter den Weg in die Gesellschaft geebnet hat und nun zusehen muß, wie sich diese Tochter, die er wie seinen Augapfel gehütet, drei Lebemännern in die Arme wirft. Sonderbar, daß man für diesen Mann, der sich einen Knotenstock kauft, aber nicht den Mut aufbringt, die unsaubere Gesellschaft auseinanderzutreiben, und gebrochenen Herzens stirbt, nur ein Bedauern aufbringt, anstatt ihn wegen seiner Schwäche und Feigheit zu verachten und das Verhalten

Digitized by Google

seiner Tochter zu verurteilen. Wessen Gefühle sind hier verwirrt, die des unglücklichen Vaters oder der ihrem Weibtum lebenden Tochter, die des Lesers oder des – Dichters? Stefan Zweig wird nicht beanspruchen, seiner Zeit einen Spiegel vorhalten zu können, ohne selbst vom Atem dieser Zeit berührt zu werden, zumal er in seiner Sprache beweist, wie sehr er ihr den Pulsschlag ihrer Leidenschaft abgelauscht hat.

Aber ein gutes Maß von Objektivität beweist er in seiner dritten Novelle, „Verwirrung der Gefühle". Ein junger Mensch ist ahnungslos hineingestellt in ein eifersüchtiges Werben des männlichen Eros und der weiblichen Dämonie, jenes gehoben durch geistiges Schaffen des Meisters mit dem Schüler, dieses verständlich aus der auf Erfüllung eingestellten, aber immer wieder abgewiesenen Natur des weiblichen Körpers. Die Tragik dieses jungen Studenten schildert Zweig mit der ganzen Glut eines bis in das Innerste aufgewühlten Menschen, aber bewahrt dabei die strenge Überlegenheit des sittlichen Urteils.

In der neuesten Novelle von Heinrich Mann, „Liliane und Paul" und gleicherweise in der „Traumnovelle" von Arthur Schnitzler liegt der Verwirrung der Gefühle eine Verirrung der sittlichen Begriffe zu Grunde. „Wozu ist eine Frau da, wenn man ihr künstlich Hindernisse in den Weg legt", so denkt und fühlt die „süße Liliane", die Schauspielerin. Darum, aus einem boshaften Protest heraus gleichsam, liest sie sich einen Neger von der Straße auf, sperrt ihn zum gelegentlichen Gebrauche ein, heiratet irgendwo unterwegs und läßt sich scheiden. Sie fühlt sich nur als ein armes Kind und nicht als eine Frau, für die Männer stehlen. Den jungen Paul verkleidet sie als Mädchen mit Spitzenhöschen und Hemdchen: „Da sah sie ihre Laune leibhaftig vor sich, und ihr klopfte das Herz wie einem neuen Schöpfer." Dann tauchen beide unter im Fastnachtsgewühl Nizzas. „Was sie fühlten, war weißer Steindamm in einsamer Helle, darunter einsam das große Schwarzblaue, Schaumgekrönte, und zwischen den Unendlichkeiten der Sonne und des Meeres unser kleines Menschengewühl. Nein, verschwunden war das kleine Gewühl. Aufgelöst war es mit uns selbst in die große Freude. Wir sind in Freude aufgelöst." (S. 28.)

Das komisch-phantastische Erlebnis mit dem „Wesen, das nur noch in anderen lebt", mit einem Greise, der knochige Hände und hohle, rauchblaue Augen hat, ist wie ein Traum. „Wir haben uns nicht mehr in der Gewalt. Wir wissen nicht mehr sicher, wenn wir träumen. Das will er, daß wir wahnsinnig werden ...", bis sie in dem fremden Gesicht den Haß erkennen, die Eifersucht des Alters auf das Glück der Jugend, die Sucht, Unglück zu verursachen durch Verwirrung der Gefühle.

Arthur Schnitzler nimmt in seiner „Traumnovelle" ähnlich wie Stefan Zweig seinen Ausgang von der ungezügelten Hingabe des Geschlechts an abenteuerliches „Wildern auf verbotenen Jagdgründen". Auch in dieser Novelle ist eine Frau „zu allem bereit", entschlossen, Gatten und Kind hinzugeben. Der Gatte muß sich „rächen" und läßt sich einmal „gehen", eine Nacht nur, eine richtige Wiener Nacht, durch Lokale, in die man nur auf Parole Einlaß erhält, in denen der Pianospieler mit verbundenen Augen vor dem Instrument sitzt. Man spürt es bis in die Fingerspitzen, daß die Verwirrung der Gefühle, zwar weniger grotesk als in „Liliane und Paul", aber im Wirbel des Geschehens mit einer geradezu diabolischen Virtuosität das Blut auf sündige Siedehitze bringen will. Wir würden nicht anstehen, den künstlerischen Wert dieser epischen Dichtung anzuerkennen,

Digitized by Google

wenn es uns nicht gar so verhängnisvoll vorkäme, die Verwirrung im Gefühlsleben des modernen Menschen noch zu vergrößern. Erleben wir nicht des Verwirrenden genug? Und — abgesehen von ethischen Erwägungen — ist es nicht eine Gegenwartsaufgabe unserer Epik, dem deutschen Menschen als Gegengewicht gegen den importierten Kult des Muskels und des Kraftmeiertums eine fein abgeklärte Gefühlskultur zu bieten?

Stefan Zweig: „*Verwirrung der Gefühle*". Drei Novellen. 273 Seiten. 8°. Insel-Verlag, Leipzig 1927.
Heinrich Mann: „*Liliane und Paul*". Novelle. 112 Seiten. 8°. Verlag von Paul Zsolnay Berlin, Wien, Leipzig 1926.
Arthur Schnitzler: „*Traumnovelle*". 136 Seiten. 8°. Verlag von S. Fischer, Berlin 1926.

*

Neue Lyrik

Von Josef Hachmann

ALS eine Dichtung ganz eigener Art gibt sich *Max Bittrich:* „*Der Sünder*". Es ist kein Werk von vorherrschenden lyrischen Stimmungen, sondern offenbart eine von Klüften und Abgründen zerrissene Seelenlandschaft. Herb und ehern, hart wie ein unerbittliches Schicksal klirren die Verse. Selten melodisch ausklingend, sondern häufig unheilsschwanger abbrechend, lassen sie in Momenten lyrischer Hochspannung den Leser allein oder verlaufen in dramatisch bewegten Dialogen.

Der lyrische Charakter vieler Gedichte bleibt bei dem Mangel an rein lyrischer Ballung und bei der Anhäufung der dramatisch-epischen Momente zweifelhaft. Will man — wie es vielfach geschieht — die Merkmale der Unterscheidung zwischen Lyrik einerseits und Epos und Drama andererseits in die naiv-bündige Formel: Subjekt — Objekt zwingen, so ist allerdings das lyrische Urteil über die Mehrzahl dieser Gedichte gesprochen. Denn das objektive Geschehen tritt bei den Bitterschen Versen so sehr in den Vordergrund, daß man sie eher der dramatisch-epischen als der lyrischen Gattung zuzählen möchte. Aber eine gewisse Teilnahme des Objektivistischen an dem lyrischen Gebilde ist unumstritten. Was schon August Wilhelm Schlegel andeutete, von Eichendorff aber noch deutlicher formuliert wurde: „Im Epos geht das Subjektive im Objektiven, in der Lyrik das Objekt in der subjektiven Empfindung auf." Eichendorffs Wort kommt hierdurch den Bittrischen Versen zwar bedeutsam entgegen, vermag aber trotzdem viele Gedichte nicht für die Lyrik zu retten.

Diese Überlegungen sind nicht nur von allgemeinem theoretischen Interesse, sondern für die rein künstlerische Bewertung des vorliegenden Gedichtbandes von Bedeutung. Denn in dem harten Aufeinanderstoßen der lyrischen und dramatisch-epischen Zone liegt bei Bittrich eine bemerkenswerte Schwäche seines Werkes als Dichtung.

Trotzdem hebt sich das Werk bedeutsam aus der Flut der heutigen Gedichtbücher heraus, zumal wir auch einige Gedichte finden, die dieser Gefahr mehr oder weniger entgangen sind. Dies gilt besonders von den Gedichten, die der Unterabteilung „In der Fremdenlegion" angehören. Hier kommt die künstlerische Eigenart des Verfassers, die Natur in seiner Seele zu spiegeln, am glücklichsten zur Gestaltung. (Siehe S. 307 dieses Heftes.)

Digitized by Google

Dem Inhalte des Bandes liegt — obschon ein jedes Gedicht mit einer eigenen Überschrift versehen ist — ein Geschehen zugrunde, das ebensogut Stoff für einen Roman hätte abgegeben können: Ein träumerischer Fischerknabe, dessen „Jugendparadies" durch den frühen Tod seiner Mutter eine Trübung erfährt. Der gleichgesinnte, nicht unpoetische Vater

. . . war mir Kamerad,
ein stiller, kein Vielworte-Sprecher,
— — — — — — — — — — — — — —
Sein Kahn, die Geige, Weib und Kind,
die führten ihn zu tiefsten Gründen
und ließen ihn auf Gipfeln münden.

Bei einer Rast in einem Gasthause, in dem zufällig ein Tanzvergnügen stattfindet, verliebt sich der Fischerssohn in ein Mädchen. Einer heimlichen Zusammenkunft altes, trauriges Lied, dem der Verfasser allerdings die Schlacke der Sünde hinwegzuphilosophieren sucht:

Sünde, sagt ihr, haben zwei getrunken?
Schönheit hielt uns, die von Gipfeln lacht.

Dumpfes Warten — tuschelnde Neider, Verleumdung — Überraschung der Liebsten beim Tanz in zweifelhafter Gesellschaft. Bei einer Aussprache mit dem Nebenbuhler verdächtigt dieser die Geliebte:

Ein Blitz und ein Schlag.
„Schurke!" Er lag
röchelnd im Sand.

Flucht des Mörders in die Schweiz, wo er vergessen und büßen will. Läßt sich hier zur Fremdenlegion anwerben. Jedoch wächst in fremden Landen unter der harten Fron „anderer Mächte" als „Knecht unter Knechten" seine Sehnsucht und Liebe zur deutschen Heimat ins Unerträgliche. Die Flucht gelingt. Der Legionär kommt ins Thurgauer Gebiet und schätzt sich glücklich, wenigstens als „Zaungast" in sein geliebtes Vaterland hinüberspähen zu dürfen, bis bei Ausbruch des Krieges die Amnestie dem Überglücklichen eine Rückkehr nach Deutschland gestattet.

Das ist in Kürze „Die Beichte einer großen Liebe", wie der Untertitel des Buches heißt.

In den Versen offenbart sich ein impulsiver Mensch sanguinischen Temperaments, der sich ebenso schnell in ein Mädchen verliebt als zum Mörder seines Nebenbuhlers wird, der aber auch durch eine starke Seele sich auszeichnet, die durch schwere Schuld sich nicht erdrücken läßt, sondern mit verzweifelter Kraft sich wieder in die Menschheit einzugliedern sucht. Ganz besonders wohltuend aber wirkt auf den Leser die tiefe Vaterlandsliebe, die sowohl mit der Liebe zu seinen Eltern als auch mit der Liebe zu dem Mädchen zur wundervollen Einheit verschmilzt und ihm schließlich auch die Möglichkeit zur Sühne gibt.

*

Selten ist mir ein Gedichtband in die Hände gefallen, dessen Gehalt und Gestalt mit solcher Bestimmtheit das lyrische Alter des Verfassers verraten wie *Emil Hadina: „Himmel, Erde und Frauen"*. Obschon der unmittelbare Ausbruch des Ichgefühls noch stark, allzustark die Sonette beherrscht, verspürt man dennoch ernste Versuche, in der Formung eine Distanz des Ichs zu seinen seelischen Empfindungen zu gewinnen. Diese Distanz gründet sich auf die Durchsetzung der Verse mit philosophischen Gedanken, die stets einen Hauch von Skepti-

Digitized by Google

zismus an sich tragen und dem musikalischen Grundton einen müden Zug von Resignation verleihen. Aber das hindert nicht, daß sich eine gewisse selbstbewußte Kraftmeierei breitmacht. Dieses gilt ganz besonders von den Gedichten, die unter dem Sammeltitel „Himmel und Erde" die Weltanschauung des Verfassers enthalten.

Sofort im ersten Gedichte sehen wir den Verfasser sich von Gott abwenden:

Ich hab' mit dir gerungen und gestritten,
Doch deinen Segen hast du stets versagt,

um in einer Reihe der folgenden irgendeinem Pantheismus zu huldigen:

Dich aber, Mutter Sonne, will ich preisen.

„Sonne", „Mond", „Sterne" sind die bezeichnenden Titel, und mancher Strauß gehört ihnen in dem „Sonettenkranz weltlicher Andacht", wie sich der Untertitel des Bandes nennt. Es mag den Leser auf den ersten Blick überraschen, wenn er die letzten Gedichte des Abschnitts „Himmel und Erde" mit Überschriften „Weihnachten", „Karfreitag", „Ostern", „Pfingsten", „Totenfest" versehen sieht. Aber der Inhalt dieser Verse verrät fast ausschließlich Anklage oder Resignation. So heißt es — um nur einige Proben dieser Art zu geben — in den beiden letzten Strophen von „Weihnachten":

Still fällt der Schnee, wenn frohe Kerzen schimmern,
Still fällt der Schnee beim Tod des letzten Lichts,
Wenn die beraubten Äste brechend wimmern.

Das ist das Ende jeglichen Gedichts:
Still fällt der Schnee — aus Urweltkälte flimmern
Die bleichen Sterne fühllosen Gesichts . . .

oder in „Ostern":

Dann sagen sie, nach dreien bangen Tagen
Erhob sich der gequälte Leib ins Licht.
So fliehen feige sie das Selbstgericht,
Weil ihre Kleinheit ihn ans Kreuz geschlagen.

Wir aber wissen: was zu Grab getragen,
Weckt auch der Hunger der Verzweiflung nicht —

oder in „Pfingsten":

In dumpfer Öde schoben sich die Wochen
Vor jenen Tag. Noch stritt geheime Scham.
Doch grollend wuchs verfehlten Lebens Gram,
Bis feilschend sie den Feuereid gebrochen.

Die im Titel des Buches angeführten „Frauen" machen den zweiten Hauptteil des Bandes aus. Die erste Unterabteilung ist ein Zyklus von Sonetten, die unter dem Sammeltitel „Mutter" zusammengefaßt sind. Die tote Mutter schwebt dem Verfasser vor als eine stille Dulderin, die er bis zur Verklärung durch die Zeilen wandeln läßt:

Die Dolorosa-Krone dann im Haar,
Daß noch dein Tod ein Liebesopfer bliebe,
Trugst du dein Leben schweigend zum Altar . . .

Die zweite Frau ist „Friedlinde", seine Liebste und spätere Gattin. Ihr Anblick läßt ihn aufwachen aus seiner dumpfen Apathie. Wir sehen sie vom Mädchen zum Weibe heranwachsen, das „zur Nacht dem Werben ferner Grüße lauscht", hören das heimliche Werben des Mannes, bis der „Hochzeitsmorgen" die Liebenden vereint. Dann wandern die Gatten zur Mutter. Durch die Vermittlung der auf ihrem Grabe blühenden Rose mündet die Liebe zu der Toten in die Liebe

Digitized by Google

zu der lebenden Gattin. Schade, daß dieses Gedicht nicht zur vollen Reife der Gestaltung gekommen ist. Trotzdem mag es des schönen Gedankens wegen hier Platz finden. (Siehe S. 299 dieses Heftes.)

Fragen wir nach dem ethischen Wert der Dichtung, so kommt man in einige Verlegenheit. Wir haben hier eine Menschenseele vor uns, die allem Metaphysischen beinahe bis zum Unglauben skeptisch gegenübersteht, die aber dennoch letzte Fäden mit dem Glauben ihrer Väter verbinden. Sie „kann den alten Traum doch nie vergessen". Was man auch hier und da in einzelnen Zeilen ausgesprochen sieht. Allerdings werde ich das Gefühl nicht los, als wenn ganz besonders in den Versen des ersten Abschnittes eine Melodie von „erlogenen Liebesschmerzen" mitklänge. Diese subjektive Unwahrhaftigkeit mache ich natürlich nicht dem Menschen zum Vorwurf, aber dem Dichter Hadina. Dem Menschen Hadina wünsche ich, daß seine Liebe zur Mutter und Gattin ihm Brücke sein möge, um aus den Niederungen eines verschwommenen Pantheismus zu einer abgerundeten Weltanschauung zu gelangen, indem ich mir dabei bewußt bin, daß hierdurch nicht nur der Mensch, sondern auch der Künstler gefördert wird. Denn hier liegt der vielleicht seltene Fall vor, wo sich ein Dichter zu entscheiden hat zwischen Wachsen im Künstlertum oder Verbleiben in der „Moderne", der die anklagende Resignation so gut zu Gesicht steht. Die Wahl wird nicht schwerfallen. Dafür bürgt mir Hadinas dichterisches Talent.

Max Bittrich: „*Der Sünder*". Die Beichte einer großen Liebe. 2. Auflage. Deutsche Landbuchhandlung, Berlin SW 11 1927.
Emil Hadina: „*Himmel, Erde und Frauen*". Ein Sonettenkranz weltlicher Andacht. L. Staackmann, Leipzig 1926.

*

Mariens Stern

Bin heut in Nacht gegangen,
So lang, den ganzen Tag,
Blieb nur in Angst gefangen,
In Kümmernis und Klag.
Nichts hing am Himmel droben,
Was mir das Grauen nahm,
Nichts hat mein Herz erhoben,
Was auch des Weges kam.

Doch nun der Tag vergangen
Und mir Mariens Stern
Im Dunkel aufgegangen,
Nun ist ein Glanz von fern
Auf meinen Weg gebreitet,
Nun tagt so hell mein Herz,
Und all mein Leben gleitet
Ganz heimlich ruhewärts.

Ferdinand Mayer-Eschenbacher

Digitized by Google

Ein unerkannter Dramatiker

Zu Gustav Renners Werk / Von Franz Graetzer

WENN heute, wenigstens heute, keine der schlesischen Schauspielbühnen, wenn überhaupt kein deutsches Theater, indessen doch jedes den Mangel an spielbaren Stücken laut beklagt, Gustav Renners „Francesca" aufführt, so gehört diese Tatsache zu den unbegreiflichsten Widersprüchen innerhalb der erheblich begreiflicheren Theaterkrise der Gegenwart; denn ein rundes, reifes, dabei gar nicht kostspielig aufzuführendes Meisterdrama vergilbt hier ungenützt. Aber im Lebensgang des Dichters selbst, dessen Wartezeit nun einen äußerlichen Einschnitt erfährt, bedeutet dieses jüngste Symptom anhaltender Verkennung lediglich eine Bekräftigung der leider wohl unaustilgbaren Gewißheit, daß sein Wirken beispielhaft für ein bedeutendes Schaffen der — vor der Mitwelt — verpaßten Gelegenheiten ist.

Als noch der Naturalismus gipfelte, lieferte Gustav Renner den bündigen Nachweis für die überzeitliche Lebendigkeit strenger Stildichtung — und blieb, mit etlichen Achtungserfolgen, im Schatten. Wiederum als Kostümstücke, niedlicher wie anspruchsvoller Art, im Schwang waren, schrieb der abseitige, immerdar marktferne Dichter Dramen von einer Naturalistik, fast noch konsequenter als die von Arno Holz — und ward nicht gehört. Dann gaben Programmatiker, mitten im Krieg und Expressionistengeschrei, die Losung aus, mittels eigentümlich deutscher Bühnendichtung die Theaterkultur zu erneuern: Gustav Renners Tag schien endlich gekommen; aber selbst der Bühnen-Volksbund, wo er gesunder Tradition dienstbar sein wollte, entschied sich gegen ihn, den Urdramatiker, und für Lienhards adelige Bühnenfremdheit. Wenigen bedeutet gleichwohl Gustav Renner einen hohen Wert abseitig starker Kunst, und diese wenigen grüßen ihn heute in Liebe und herzlicher Ehrfurcht.

Dieser schweigsame, stets klüngelferne schlesische Autodidakt ist ja kein liebenswürdig-glatter Umschmeichler bequemer Lesermassen, sondern Bitterkeit, als nur allzu verständliche Frucht schmerzgeprüfter Lehr- nnd Wanderjahre, bildet einen ausgeprägten Grundzug seines Wesens. Er hat, wirklich nicht nur in der Problemstellung mancher Werke, nahe Blutsverwandtschaft mit Friedrich Hebbel, dem Meister des Meisters Anton. Einsamkeit ist um ihn, von Vereinsamung sagen seine tiefsten Äußerungen Wesenhaftes aus. Aber auf dem Weg in diese Einsamkeit sind dem Künstler Gustav Renner Früchte gereift, deren köstliche Herbheit längst genossen sein will: Bekenntnisse eines durch Schmerz gehürnten und zu gebändigter Weisheit gestählten Menschentums, einer tiefen, geklärten Daseinserkenntnis, wie sie gerade im Zeitalter bedrohlichster Oberflächenkultur selten genug erwachsen durfte. Sparsamkeit im Schaffen, zumindest im Veröffentlichen von Büchern, ist kennzeichnend für solche Reife: nur sehr wenige Dichtungen Renners sind gedruckt, noch geringer ist die Zahl seiner grundsätzlichen Äußerungen zur Kunst, obschon hier, nebstbei, ein wahrhaft bedeutender Dramaturg auch in der Aesthetik Schillers und Hebbels verwaistes Erbe betreut. Um so größer ist der Rechtsanspruch auf Beachtung.

Von Gustav Renners Lyrik, die seit je den werdenden Dramatiker verrät, von dieser äußerst redlichen, leidenschaftlich verinnerlichten Bekenntniskunst wird, ganz kennzeichnenderweise, leben, was den mächtigen Gefühlsantrieb jeweils

Digitized by Google

am schärfsten zu objektivieren vermocht hat: jene gänzlich gemeisterten Umsetzungen von eigentlichem Weltleid in das Erleben anderer, längst erloschener Kämpfer, Balladen also und eine vollkommen eigene Art zugleich malender und bauender Sonette. Dem Epiker begegnete, durchaus folgerichtig, zunächst die Gestalt Ahasvers, des gehemmten Herrenmenschen, und die um seine Kämpfe errichtete Dichtung mußte, bei kennzeichnender Einbürgerung des Schicksalsträgers ins eigentümlich Deutsche, Faustische Wesenszüge bekommen. Ahasver ward als Vorbild für Gustav Renners künftig unverhüllt dramatische Männergestalten, und zwar ebensowohl für diejenigen der realistischen Prosawerke: „Dunkle Mächte" und „Medusa", wie für die drei gewichtigsten Verstragödien: „Merlin", „Alkeste" und „Francesca".

Besser als an jedem anderen Beispiel ist an diesen drei Bühnenwerken die allzu oft vergessene Erkenntnis nachzuprüfen, daß Tradition und Konvention grundverschiedene Dinge sind.

Renners Schaffen wurzelt tief in bester, klassischer Tradition, aber nirgends entgleist mindestens der ganz gereifte Dichter der beiden letzten Tragödien ins Konventionelle: vielleicht die einzige Erklärung für seine Mißliebigkeit selbst in einem Lager, dessen Herolde sonst gerade in ihm ihre lautesten Forderungen an echt deutsche, völlig gesunde Dramatik hätten erfüllt sehen müssen. Die Befreiung der Sprache zur reinen Form wird bereits im „Merlin" erzielt, dessen Problemreichtum im übrigen noch der letzten dramatischen Verdichtung widerstrebt, dessen Geistigkeit zuweilen die Staudämme der Bühnengesetzlichkeit überflutet. Zur verinnerlichten Monumentalität des Kammerspieles aber leiten dann die ganz ausgesparten, ausschließlich noch von Hauptgestalten bestrittenen Tragödien: „Alkeste" und „Francesca", und beide so vollkommen, daß ihr Schöpfer jeden seiner vielen Vorläufer in der Auswertung der alten Stoffe hinter sich lassen kann. „Alkeste" hält in erstaunlicher Bändigung die Schranke des Einaktes inne und rückt durch das makellose Gelingen von Chorstrophen die geplante Verjüngung solcher antiken Volksentscheide dicht in den Bereich des Möglichen. In „Francesca" vollends ist die alte Schicksalstragödie durch den Filter von Hebbels und Ibsens vertiefter Seelendeutung geflossen, wird der Kampf um Frauenrecht und Mannesrecht ein letztesmal ausgekämpft, auf daß Menschenrecht unanfechtbar fortan bestehe. Hier waltet große, reine Kunst: des lebendigen Lebens fruchtbarer Widersinn entlarvt alle Regeln starrer Vernunft; und aus grauenhafter Vernichtung keimt die Erkenntnis, daß aller irdische Bestand höchst zweifelhaft, jegliches Grübeln über Schicksalsgerechtigkeit oder Aberwitz darum müßig ist. Gustav Renner hat die Selbsterlösung gefunden.

Der Altersanbruch findet ihn unverbraucht: in reicher, von Verzicht bezwungener Einsamkeit, im unerschütterlichen Gleichmaß von Demut und Hochmut. Vielleicht muß das deutsche Drama noch ärger verarmen, bis man sich dieses Dichters entsinnt.

*

Digitized by Google

Zu unserer Kunstbeilage

Am 26. März werden es 100 Jahre her sein, daß Beethoven, das größte musikalische Genie, die Erde verließ, nachdem er aus der tiefsten menschlichen Einsamkeit 9 Symphonien, die Missa solemnis, die C-dur-Messe, Fidelio, 7 Ouvertüren und Orchesterwerke, 1 großes Violinkonzert, Sonaten für Violine, Cello, Klavier, Konzerte, Kammermusik aller Art, Lieder, Gesänge und Quartette hervorbrachte — Werke von erschütternder Gewalt und zermalmender Tragik, aber auch von erhebender Menschlichkeit und Größe, Musik, mit verschwebenden Farben und dämmernden Fernen, mit den Ahnungen des Übersinnlichen und mit den Schauern des Göttlichen.

Zu der bevorstehenden Gedenkfeier Beethovens an seinem hundertsten Todestag hat der italienische Künstler Hettore Colla eine Büste Beethovens angefertigt, die im Augusteo, dem größten Konzertsaale Roms, aufgestellt werden wird. (Siehe die Kunstbeilage in diesem Heft!) Wohl fehlte es nicht an Statuen und an Büsten des edlen Menschen und des großen Meisters, aber solch eine auserlesene Wiedergabe von Beethovens Kopf war vielleicht noch nicht da. Hier handelt es sich nicht um pedantisches Abschreiben der äußeren Formen. Hier ist der Geist Beethovens begriffen worden. Dieses Antlitz beschreibt den großen Geist, in der Entrückung der höchsten Gedanken, im Schmerz des Genies, in dem das Übermenschliche und Übersinnliche thront.

Vielleicht ist dieser Ausdruck nicht starr mit der Linie geformt; denn neben bestimmten tastbaren Werten zeigt sich auch Übergang und Wandlung, scheint fast die begrenzte Form leise hinter die unbegrenzte zurücktreten zu wollen — aber dieser Ausdruck wird sich dem erschließen, der zu sehen versteht und der ihn erfassen will.

Neue Bücher

Kunst

Dieckmann, A.: „La cathédrale, d'après les études de Ch. Morice, Aug. Rodin, J. K. Huysmans, Maurice Barrès. Aschendorffs moderne Auslandbücherei. Herausgegeben von Dr. Dieckmann und Dr. P. Schultz, Münster 1926. 8°. 161 Texts. 30 Abb.

Dieses, zunächst für den Gebrauch an höheren Schulen zusammengestellte Bändchen stellt nach Anlage und Inhalt eine überraschend erfreuliche Neuerung auf dem Gebiete der Schullektüre dar. Denn an fremdsprachigem Lesestoff in geistig und inhaltlich einheitlicher und so wie hier auch weltanschaulich entschieden eingestellter Auswahl größerer Probestücke aus zeitgenössischer Literatur hat es bisher doch wohl noch völlig gefehlt. Das Programm dieser „Modernen Ausland-Bücherei" werden wir also auch vom katholischen Standpunkt aus mit Freuden begrüßen. Indem das uns vorliegende, auch durch Illustrationen bereicherte erste Bändchen lauter Stücke vereinigt, die sich auf das eine Gebiet der kirchlichen Bau- und Bildkunst des Mittelalters beziehen und dabei nur bedeutende Persönlichkeiten aus den Kreisen der Kunstwissenschaft, der bildenden Kunst und der religiösen Kulturpolitik, jede in ausführlicher Weise, zu Worte kommen läßt, ist ein Sammelbuch entstanden, nach dem — außerhalb seines engen Bestimmungskreises — jeder Freund mittelalterlicher Kirchenkunst gern und mit Nutzen greifen wird. *Prof. Wackernagel, Münster i. W.*

Götz, Heinrich: „Breslauer Kirchen". Mit Einleitung von Alfred Hadelt. 1. Band des Sammelwerkes „Schlesische Kirchen". Ostdeutsche Verlagsanstalt, Breslau 1926. Gr.-8°. 23 S. Text und ca. 120 Abbildungen. Brosch. 12 Mk., in Glanzleinen 15 Mk.

Das vorliegende Werk stellt den ersten Band eines auf 3 Bände berechneten Sammelwerkes über schlesische Kirchen dar. In ca. 120 guten Abbildungen auf Kunstdruckpapier wird der Leser mit der Architektur und den Kunstgegenständen von 15 Breslauer Kirchen bekannt gemacht. Die von Alfred Hadelt geschriebene Einleitung möchten wir lieber einen kunstgeschichtlichen Führer durch die Kirchen der schlesischen Hauptstadt nennen, der gut über die Eigentümlichkeiten der Breslauer Gotik, Renaissance und des alles beherrschenden Barocks unterrichtet und auf die Beziehungen zwischen Kunst des östlichen Siedelungs- und des westlichen Heimatlandes deutlich hinweist. Der aufmerksame Leser wird trotz manchen Verschiedenheiten doch auch sehr viele Ähnlichkeiten zwischen der Kirchenbaukunst beider Landesteile feststellen können, z. B. das Beibehalten des Pfeilers in der Gotik für die gebündelte Säule. Eine Zugabe von Grundrissen der Hauptkirchen etwa innerhalb des begleitenden Textes würde ein Vergleichen des schlesischen und des westlichen Kirchenbaues noch wesentlich erleichtern. Wir wünschen dem vorliegenden Werke, besonders auch im Westen, dem Schlesien in mancher Hinsicht ein fast fremdes Land ist, recht viele Leser. *F. Wagner.*

Digitized by Google

Gröber, Karl: „*Palästina, Arabien und Syrien*". Baukunst, Landschaft, Volksleben. E. Wasmuth, Berlin 1925. 4°. XVI S., 304 Kupfertiefdrucke und eine Karte. Ganzleinen 26 Mk.

Dies Buch ist ein Prunkstück der großen Sammlung Orbis Terrarum, dieses beispiellosen Unternehmens, das die Erde in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit und Schönheit bildhaft wiedergeben will. Auf Gröbers „Palästina" paßt Dalmanns Wort: „Alle Beschreibung des gelobten und geliebten Landes ist wichtig und nützlich, wenn sie die Sache trifft." Und hier ist die Sache mit einer Hingabe, mit einer Kunst und Fertigkeit getroffen wie bei den vorzüglichen Werken von Häfeli, Keppler, Perlberg, Landauer, Preiß und Rohrbach. Der Text, zwar nur eine kurze Einführung und eine gedrängte Schilderung von Lage und Geschichte, vor allem aber die 304 Tafeln geben von der Wirklichkeit und der Eigentümlichkeit dieses Landes: Natur, Menschenwerke und Völkerleben. Von der Seele dieser Länder und ihrer Kulturen haben diese Blätter aufgenommen, die von so vielen Kunstwerken Zeugnis ablegen, selbst auch Kunstwerke geworden sind.

Dr. R. Stein.

Reiners, Heribert: „*1000 Jahre rheinische Kunst*". Buchgemeinde Bonn, 1925. 4°. 42 S. 252 Abbildungen und 1 Farbtafel.

Man ist versucht, dieses Werk neben die Arbeiten von Clemen und Renard zu stellen. Aber nicht so sehr wegen des kurzen, aber kenntnisreichen Textes möchte man sie mit jenem zusammenbringen, der eine Deutung des Formwillens und der besonderen Art der rheinischen Kunst gibt, sondern vielmehr wegen der Fülle von vorzüglichen, teils unbekannten Bildern aus der rheinischen Kunst, Tafeln, die die verschiedenen Stilarten und Auffassungstypen in der Plastik, Malerei und Architektur würdig vertreten.

Dr. J. Klaeger.

Schmidt, Ferdinand: „*Die Kunst der Gegenwart*". Akad. Verlagsgesellschaft Athenaion, Wildpark-Potsdam. 4°. 128 S. Geb. 10.— Mk.

Mit diesem als sechstes Buch der Serie der von *A. E. Brinckmann* herausgegebenen „*Sechs Bücher der Kunst*" kommt diese eigenartige, bemerkenswerte Kunstgeschichte der Akademischen Verlagsgesellschaft *Athenaion* (Wildpark-Potsdam) zum Abschluß. Der Dresdener Museumsdirektor behandelt in dem von Brinckmann für die ganze Sammlung festgelegten Plane die *Kunst der Gegenwart*, d. h. *die des 19. Jahrhunderts*. Das ist nicht gerade einfach, denn die Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts kann nur als eine europäische geschrieben werden, wobei allerdings im wesentlichen nur wenige Länder als führende und hauptbeteiligte in Betracht kommen (Frankreich und Deutschland). Kritisch abwägend steht Schmidt dem für das Kunstleben aller schöpferischen Nationen so vernichtenden Einflusse der „Zivilisation" gegenüber. Er sieht ihren verheerenden, sich über die ganze Welt ergießenden Strom, er kennt auch die materialistischen Instinkte und Triebfedern dieses Jahrhunderts und weiß in treffenden Hinweisen und Begründungen die turbulente Kunstentwickelung geistesgeschichtlich zu ergründen. Unbekümmert um den Hochmut der Zeit, führt er in klarer, manchmal scharfer Sprache den Kampf gegen Scheingrößen, dem wahren Verdienste Anerkennung und Würdigung nicht versagend. So erweist er sich als ein sicherer Führer durch das so schwer zu übersehende Schaffen des verflossenen Jahrhunderts bis in die neueste Zeit hinein. Auch hier urteilt er kühn und sachlich, niemals einseitig ablehnend, sondern die Keime gesunden schöpferischen Geistes herausgreifend, wo er sie nur findet. Meisterhaft versteht es Schmidt auch, neben der *geistesgeschichtlichen* Darlegung der Entwicklung den Anteil der Nationen *völkerpsychologisch* zu deuten und zu begründen. Was er zu wiederholten Malen über den Wesensunterschied zwischen deutscher und französischer Art sagt, ist kaum anderswo treffender gesagt worden und gibt uns Deutschen Mut und berechtigtes Vertrauen auf eine bessere Zukunft. Mit dem Abschluß des sechsten Buches ist die Brinckmannsche Sammlung vollendet. Damit ist eine Kunstgeschichte der Öffentlichkeit geschenkt, die wie kaum eine andere ohne den Ballast von Einzelheiten die leitenden Ideen und Triebkräfte bloßlegt. Klar entfaltet sich das Schaffen der Perioden vor unserm Auge, oft mit einer wundersamen Parallelität der Erscheinungen; gut auch ist überall der Anteil der Völker herausgearbeitet. Für uns aber, die wir an einem Wendepunkt der Zeiten stehen, ist grade das von besonderer Bedeutung. So nehmen diese „Sechs Bücher der Kunst" unter den Kunstgeschichten eine ganz besondere Stellung ein, sich nicht wenig empfehlend auch durch die musterhafte Ausstattung und Ausführung, bei einem wohl erschwinglichen Preis.

Dr. Aloys Dieckmann.

Philosophie

Emerson, Ralph Waldow: „*Lebensführung*". Ins Deutsche übertragen von Karl Federn. I.C.C. Bruns, Minden i. W o. J. 296 S. 8°.

Hat man bei der ersten Übersetzung von Emersons Conduct of Life von Mühlberg vor etwa 20 Jahren den Mißerfolg dem Umstand zugeschrieben, daß die Zeit für Emerson noch nicht gekommen zu sein schien, so darf man heute mit Recht behaupten, daß eine Unterweisung über Lebensführung geradezu eine Notwendigkeit ist. Emerson wandte sich 1860 mit diesen Essais an Amerikaner. Er stellte damals schon das Alltagsleben unter den Gesichtspunkt höchster Lebenswerte. Er streift die Grenzen des mensch-

Digitized by Google

lichen Wollens und Nichtkönnens im ersten Aufsatz, „Fatum" überschrieben; behandelt im zweiten das Element dieses Wollens, Kraft und Unvermögen. Emerson geht dann die am meisten geschätzten Kulturgüter: Reichtum, Bildung, Benehmen, durch und kommt schließlich auf eine Betrachtung des Sehnens im Menschen nach Gottesdienst und Schönheit. Im letzten Aufsatz, „Illusionen", faßt er seine Erkenntnisse zusammen in den Satz: „Wärst du der Weisen Weisester, du wirst genarrt in der Welt; drum sei der Narr der Tugend du, nicht der dem Trug des Lasters fällt." Emerson erweist sich in seiner „Lebensführung" als Dichter und Epiker, der dem modernen Menschen Edles und Wahres zu sagen hat. Vieles erscheint wie für unsere Tage geschrieben. Alles liest sich mit jener Ruhe, die dem klassischen Werke auszuströmen pflegt. Das Wertvollste aber an diesem Werke ist, daß es das Leben sub specie aeternitatis betrachtet.

Dr. Keulers.

Hildebrand, Rudolf: „*Geist*". Philosophie und Geisteswissenschaften. Herausgegeben von Erich Rothacker. Neudrucke. 3 Bd. Max Niemeyer, Halle 1926. 8°. VI und 224 Seiten. 8 Mk., geb. 9,50.

Das Buch ist der Neudruck eines Artikels aus dem „Deutschen Wörterbuch" der Brüder Grimm, von dem der Herausgeber sehr richtig sagt, er berge „Schätze, die für den Nicht-Germanisten noch längst nicht gehoben seien". Hildebrand spürt dem Worte „Geist" und den mannigfachen Bedeutungen, die es annimmt, durch die ganzen Jahrhunderte der deutschen Literatur bis zu seinen Tagen nach: eine Arbeit, die wirklich ein anderes Schicksal verdiente, als daß ihre Früchte der Vergessenheit anheimfielen. Auch heute mag sie noch einen würdigen Auftakt zu dem von Rothacker inaugurierten Ringen um die Historik und Systematik der Geisteswissenschaften sein.

Dr. M. Ferneberger.

Liertz, Dr. med. Rhaban: „*Über Seelenaufschließung*". Ein Weg zum Erforschen des Seelenlebens. Verlag von Ferd. Schöningh, Paderborn 1926. 8°. 178 S.

Es ist zuweilen ratsam, beim Studium eines Buches auf die Lesung des Vorwortes zu verzichten. So hier. Und auch auf den „Wegen der Seelenforschung" muß man alles umgehen, was nach Metaphysik aussieht, so z. B. manches über die Funktion der Seele, daß sie der Urgrund des vernünftigen Lebens und zugleich Grund des empfindenden und ernährenden Lebens im beseelten Körper sei (S. 7), daß die einfachsten, selbsterhaltenden Vorgänge des menschlichen Körpers vom Seelenleben aus beeinflußbar seien (S. 15) u. a. m. Was Liertz aus seiner praktischen Erfahrung in der Behandlung seelisch kranker Menschen erzählt, über das Traumleben, das Elternbild, ist sehr interessant, kann aber nicht als Einführung in die Psychoanalyse gelten. Wenn man sich vom katholischen Standpunkte aus mit S. Freud auseinandersetzen zu müssen glaubt, dann in einer der Freudschen Forschung entsprechenden, tiefschürfenden Weise! Anerkennenswert ist der Versuch, die moderne Psychologie dem scholastischen Denken anzupassen. Die Sprache, die für eine Arbeit wie die vorliegende ein besonders fein geschliffenes Werkzeug sein soll, läßt leider mehr als genug zu wünschen übrig. Die Übertragung einiger scholastischer Ausdrücke wird man, wenn auch mit einem gewissen Unbehagen, noch hinnehmen. Aber unschön wirken Wortbildungen wie „bescheinwerfern", unschön auch die allzu häufige Auslassung des e in Nachsilben („abgeschloßne"); grammatisch unrichtig ist: „Im Sinne eines Ineinanders oder Nebeneinanders — „Beim Beschäftigen mit vergangnen seelenkundigen Arbeiten" — „Tiefenseelenforschung" (statt Seelentiefenforschung)! Wenn Liertz sein Wissen in den Dienst der Beichtstuhlseelsorge stellen will, wird er sich jeden Theologen zu Dank verpflichten, sofern er reine, klare, abgeklärte Wissenschaft in vollendeter Form zu bieten vermag.

Dr. P. H. Keulers.

Theophrast von Hohenheim, gen Parazelsus: „*Sämtliche Werke*". Herausgegeben von Karl Sudhoff und Wilhelm Matthiesen. 9. Bd. „Paranivisches" und anderes Schriftwerk der Jahre 1531—1535 aus der Schweiz und Tirol. Otto Wilh. Bart, München-Planegg 1925. 8°. 706 S. 28 Mk.

II. Abteilung: Die theologischen und religionsphilosophischen Schriften. I. Band: Philosophia Magna I. Ebenda 1923. 8°. 260 S. 14 Mk.

Die beiden Bände, die nur einen Teil der, angesichts des großen Umfanges der Parazelsischen Schriften, auf zahlreiche, z. T. recht dickleibige Bände berechneten Gesamtausgabe darstellen, geben einen hochinteressanten Einblick in die Geisteswelt des großen Renaissance-Genies, das als Mediziner, Philosoph und Alchimist gleich berühmt war. Durch alle Teile seines umfassenden, in die Breite wie in die Tiefe gleich wuchtig ausladenden Gedankengebäudes, das uns Heutige freilich in manchen Punkten bizarr anmutet, ziehen sich bezeichnende Grundgedanken, die die Einheit seines Systems ausmachen. Die Analyse des Menschen, des Mikrokosmos, schließt nach Parazelsus gleichzeitig die Analyse der Welt, des Makrokosmos, ein, dessen Stoffe und Kräfte im Menschen als dem Spiegel des Universums widerleuchten. Dieser Gedanke wurde dem genialen Schweizer einmal der Ausgangspunkt seiner bezeichneten Seelenlehre und Naturmystik und führte ihn außerdem zu seinen eigenartig ausgeprägten medizinischen Lehren, die er in zahllosen Schriften niederlegte und mit einer überreichen, auf den vielfältigen und weiten Reisen seines unsteten Wanderlebens

Digitized by Google

gewonnenen Beobachtungsmaterial zu belegen suchte. In der heutigen Zeit, wo die Naturwissenschaften den Anschluß an das Geistige wiederzugewinnen suchen (Dacqués epochemachendes Buch!), kommt seiner Person und seinen Gedanken erhöhtes Interesse zu. Die äußere Ausstattung der vorliegenden Bände, die den Originaltext in der Sprache und Orthographie der damaligen Zeit bringen, ist mustergültig.

Dr. M. Ferneberger.

Literaturwissenschaft

Wagner, Max Leopold: „Die spanisch-amerikanische Literatur in ihren Hauptströmungen". (Teubners spanische und hispano-amerikanische Studienbücherei.) Teubner, Leipzig. 8°. VI und 81 S. Geh. 2,60 Mk., geb. 3,40 Mk.

Die spanisch-amerikanische Literaturgeschichte bringt dem deutschen Leser zum erstenmal jene Länder nahe, deren bedeutende literarische Leistungen in Deutschland nicht immer in gebührendem Maße gewürdigt worden sind. In großen Zügen entwirft der Verfasser ein Bild von vier Jahrhunderten literarischer Entwicklung, wobei es ihm weniger darauf ankommt, viele Namen und Daten anzuführen, als vielmehr durch eingehende Charakterisierung der Hauptpersönlichkeiten sowie durch glänzend übersetzte Proben (die im Anhang auch im Originaltext abgedruckt sind) ein anschauliches Gemälde von den Hauptströmungen der schönen Literatur in den spanisch redenden Ländern Süd- und Mittelamerikas zu bieten. *Dr. W. Breitenschnitt.*

Werner, Ernst: „Blütenlese der älteren spanischen Literatur". (Teubners spanische und hispano-amerikanische Studienbücherei.) Teubner, Berlin-Leipzig 1926. 8°. XII und 180 S. Kart. 6,80 Mk.

Diese in erster Linie für Studierende der romanischen Philologie bestimmte Auswahl sonst schwer zugänglicher altspanischer Texte kann vielleicht auch dem Liebhaber und Kenner spanischer Literatur manches bieten. Da die Texte fortlaufend von Erläuterungen begleitet sind und das Altspanische sich bekanntlich vom Neuspanischen nicht so grundlegend unterscheidet, wie Altfranzösisch von Neufranzösisch und Altenglisch von Neuenglisch, so dürfte für den Kenner des modernen Spanisch ein Eindringen in diese auch literarisch interessanten Proben (Cid, Romanzen usw.) nicht schwer sein. *Dr. H. Becker.*

Schöne Literatur

Gratowsky, Paul: „Sächsisches Dichterbuch". Franz Peter Scholze, Leipzig 1925. 8°. 280 Seiten.

Nun hat auch Sachsen sein Dichterbuch. Paul Gratowsky hat Sachsens Dichtern eine Scheuer aufgetan für das goldene Feld ihres Schaffens. Auf diesem Felde neigt sich manche Ähre gedankenschwer auf schön gewachsenem Halme. Andere stehen stolz und hochaufgeschossen und sind nichts als — Stroh. Auch grüne, noch reifende haben ihr Plätzchen gefunden. Kurze Angaben der Lebensdaten, auch hie und da eine kleine Charakteristik ist den Gedichten der jungen Musensöhne und -töchter vorausgeschickt. Die meisten wenden sich balladischen Stoffen zu. Die Lyrik ist stark von Mörike beeinflußt. Die Sprache zeigt eine wachsende Vorliebe für gesunde, einfache, klare Formen. Dem jungen Verlag sei für die Herausgabe dieses Sammelwerkes an dieser Stelle volle Anerkennung ausgesprochen.

E. Hoeke.

Janssen, A. und Schräpel, J.: „Niederdeutsches Balladenbuch". Mit Geleitwort von Börries Freiherr v. Münchhausen und Bildern von Professor Bernh. Winter, Oldenburg. Georg D. W. Callwey, München 1925. 316 S. 8°. In Ganzleinenrips, 8 Mk.

Dieses Buch, das in seiner ganzen Gestaltung ein Versuch sein soll, das Balladenbuch von Avenarius auf niederdeutschem Gebiet fortzusetzen, weckt eine „nebeldiesige Stimmung, atmet die nachtgeborene, durch die Mitternacht geisternde Romantik der deutschen Ballade". In Zyklen geordnet (Schwert und Schild, De Spök, Dood un Düvel, Von Holden und Unholden, Märchen und Legenden, Dar wassen twee Königskinner, Schelme und Schufte usw.), erscheinen Namen von edlem Klang: Annette, Freiligrath, Hebbel, Löns, Blunk, Hermann Boßdorf u. a. Schon gleich auf den ersten Seiten steht die Geschichte der Störtebecker und Likedeeler, um die sich ein ganzer Sagenkreis gebildet hat. (Vgl. Hans Leip, Gödekes Knecht!) Die Grundstimmung der Ballade ist der Drang der deutschen Volksseele, Erlebtes und Erschautes aus dem starken Glauben der Väter, umdüstert von der Zauberkraft der germanischen Götterwelt, wiederzugeben. Die Sprache ist vollblutiges Plattdeutsch, von dem Börries von Münchhausen sagt, daß es nicht eine Mundart sei, sondern eine eigene Sprache, so wie Holländisch oder Dänisch. Die ganze Ausstattung des Werkes wird jedem Erwachsenen, der sich in den Reichtum der deutschen Volksseele vertiefen will, köstliche Stunden bereiten.

Dr. P. Heinrich.

*

Conrad, Joseph: „Jugend. Der Geheimagent. Spiel des Zufalls. Die Schattenlinie". Romane. Berechtigte Übertragungen aus dem Englischen. S. Fischer, Berlin 1926. 8°. 362, 382, 495, 182 Seiten. Preis 4, 5, 5, 3 Mk.

Joseph Conrad (1857—1924) ist ein literarisches Phänomen. Er ist Pole von Geburt, Slawe in seinem Temperament, Franzose in seinem Bildungsgange, Engländer in seiner Lebenskultur.

Digitized by Google

In der ersten, 1895 beginnenden Zeit seines Schaffens kämpft er noch mit dem fremden Idiom, sein leise französisch gefärbter Stil ist übersättigt mit Atmosphäre. In der zweiten, mit „Jugend" anhebenden Periode ist er ein Neuschaffer. Die wilde Naturpracht bricht spontan in Lyrik aus, aber die Sprache zeigt jetzt mehr Disziplin und Regelmäßigkeit. In der dritten Periode, zu der u. a. „Der Geheimagent" (1907), „Spiel des Zufalls" (1914), „Die Schattenlinie" (1917) gehören, ist die romantische Lyrik gedämpft, ist der Stil kühler und klarer geworden. Ihn in ein ebenbürtiges Deutsch zu übertragen, ist mithin keine leichte Aufgabe. Um so mehr ist die Arbeit des Übersetzers anzuerkennen. Und die Conradschen Romane, deren exotischer Hintergrund zumeist die glitzernden, einsamen Meere, die würzigen, sonnigen Inseln mit den vom Schicksal oder durch eigene Schuld verstoßenen Menschen bilden, und deren romantische helldunkle Atmosphäre stets eine suggestive Anziehungskraft ausübt, verdienen es gewiß, auch dem deutschen Literaturfreund zugänglich gemacht zu werden. *Dr. Karl Arns.*

Fechter, Paul: „Der Ruck im Fahrstuhl". Roman. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1927. 8°. 493 S. 7,50 Mk.

Der Verfasser zeigt am Beispiel einer Familie — Josias Voßwinkel & Co., Kaffee en gros — die Folgen von Inflation und Stabilisierung. Der große Ruck, den die Einführung der Rentenmark im Leben jedes einzelnen bewirkte — symbolisch in der Einleitung durch den Ruck im Fahrstuhl anklingend —, wird an trefflich und mit viel Humor geschilderten Typen, Großmutter, Mutter und Töchter, Onkeln und Bekannten, gleichsam in einer „volkswirtschaftlichen Vorlesung ohne Zahlen und Statistik" demonstriert. Als Folie dient das uns heute fast schon mythische Leben der Großstadt von damals mit Film, Tanzschule, Radio und Ausländertum, als belebendes, jede Atempause verkürzendes Element ein bizarrer, launiger Stil, fast biedermeierhaft im Schildern und doch vom Kleinbürgertum getrennt durch das Tempo unserer chaotischen Zeit. Weltanschauung, Religion, Kultur, all diese Dinge treten zurück, denn der Ruck trifft das Leben, trifft die Existenz. *Dr. Gert Buchheit.*

Grogger, Paula: „Das Grimmingtor". Roman. Ostdeutsche Verlagsanstalt, Breslau 1926. 8°. 570 Seiten. Broschiert 6,50, gebunden 9 Mk.

Eine außerordentliche Schöpfung ist dieser Roman. In ihm hat ein im Sinne Schillers naives Genie einen gewaltigen Stoff der entgleitenden Zeit, freilich ganz in Gegenwart und persönliches Schicksal aufgelöst, zu einem Kunstwerk geschmolzen, aus dem nicht nur Volkstum, sondern Menschentum hervorleuchtet.

Nach seiner innern und äußern Wahrheit ist dieses Menschentum gesehen. Es fehlt ihm auch nicht der Zwiespalt der menschlichen Natur. Ausgesprochen sittlicher Art ist daher auch sein Hauptproblem: die Heldin, ein frisches Weib im jungen Heim, läßt sich, schwach nur einen Augenblick, von einem Manne liebkosen, der früher um sie warb. Nicht mehr — und doch schon Schuld. Und alle Schuld rächt sich. „Es ist in der Natur eine unbestechliche, schonungslose Gerechtigkeit." Aus ihrer kleinen Schuld macht die Welt einen Ehebruch, dessen Schande dem Erstgeborenen das Leben vernichtet. Zuletzt aber leuchtet über aller Tragik der Natur Verzeihung und Versöhnung, Gnade und Vorsehung.

In dem Grenzlande zwischen Mythus und Wirklichkeit ist Paula Grogger zu Hause, wobei ihre ganzen Anschauungen über das Menschenschicksal stark zur Notwendigkeit, Naturgegebenheit und Naturtragik neigen. Aber das ganze Milieu verrät ein gefestigtes Bild der Welt, das eine Epik im höhern Sinne erfordert. Und hier ist Epik im besten Sinne entstanden: Eine Sprache, wie nur ein Genius sie spielend meistert, eine Schilderung der Natur und des Lebens, wie sie nur dem geborenen Dichter eigen ist, eine Tragik des Schicksals, die erhebt und zermalmt, eine Wahrhaftigkeit und Menschlichkeit, die tröstet und versöhnt. *Hubert de Reuter.*

Hofmann, Ant. Adalbert: „Der schwarze Jobst". Roman aus der deutschen Vergangenheit. Heimatverlag (Leop. Stocker), Leipzig 1926. 8°. 311 Seiten. 4,50 Mk.

Ein farbenreiches Gemälde voll bewegten Lebens aus der Zeit unmittelbar nach dem 30jährigen Kriege, wo die Unsicherheit und die Not fast noch ebenso groß waren wie im Kriege selbst. Die Lösung des Knotens durch den nächtlichen Gang der Eva scheint zu unwahrscheinlich, ebenso das Ende der roten Gretl. Im übrigen eine gute Volkserzählung, namentlich für unsere Zeit, die so viel Verwandtes hat. *Prof. A. Kahle.*

Muron, Johannes: „Die Spanische Insel". Das Buch vom Entdecker Kolumbus. I. Band: Die Fremdlinge. 1.—3. Auflage. Bühnenvolksbundverlag, Berlin 1926. 8°. 346 S. 4,50, 6,90 Mk.

Das beste in diesem Werke ist die scharfumrissene Gestalt des Amerikafahrers Kolumbus, der „den Gürtel der Erde umfassen will, um ihn um das Kreuz des Heilandes zu winden", der Mann, dem Gottbegeisterung die Segel spannt zu einer Fahrt in ungeahnte Lebensfülle und der getragen ist von den Phantasien traumbefrachteter Schiffe. Seine Umgebung, eine Handvoll sinnlich veranlagter, fauler, mißtrauischer Menschen, ist weniger scharf gezeichnet. Überhaupt schöpft der Dichter nicht die gegebenen Möglichkeiten aus. Er überläßt es dem Leser, sich durch die Stoffmasse wie durch einen Urwald hindurchzuarbeiten. Gegen Ende ist es, als ob der Schaffenswille des Dichters erlahme. So läßt die Komposition unbefriedigt. Das ist um so bedauerlicher, als sich Muron zu-

Digitized by Google

weilen durch die Plastik seiner Sprache als werdender Meister verrät. Das Format und äußere Gewand des Buches (Einbandentwurf von Rudolf Schlick, München) sind ein Beweis für die hohe Entwickelung und den guten Geschmack unserer Buchkunst. *Dr. Bruno Knauff.*

Schnack, Friedrich: „Sebastian im Wald". Roman. Jakob Hegener, Hellerau 1926. 8°. 234 Seiten. Geb. 7 Mk.

Friedrich Schnack ist ein Dichter besonderer Prägung, er ist einer von den stillen, dem lauten Treiben entrückten Geistern, die ihr inneres Wesen in der Gestalt eines von ihnen ersehnten schönern Lebens zu verkörpern suchen, die nach ihren Gesichten eine neue Welt erschaffen. Zu diesen neuen Romantikern gehört Schnack.

Mit dem Märchenstil des 20. Jahrhunderts ist „Sebastian im Wald" geschrieben worden. Ein deutscher Fahrer, den die Sehnsucht nach allen Weiten durch Welten und Urwälder getrieben hat, findet im deutschen Wald seine Heimat wieder, wo er an der Seite einer taufrischen Maid und eines lieblichen Kindes in der Waldeswelt den sinnbildlichen Weg des Werdens, Vergehens und Wiederauferstehens geht. Doch das kaum erblühte Glück verfliegt: sein junges Heim wird ein Raub der Flammen. Aber aus Gram und Verzweiflung geht er neu hervor, genesen an der Liebe seines Kindes und an dem Liede seiner Flöte.

Diese Epik ist ein Ausdruck dichterischen Vermögens, ein Gefäß originaler, formbildender Kräfte. Eine blühende Traumwelt mit feiner Natur- und Menschenschilderung ist die Wirklichkeit geworden, freilich nicht bis in die Tiefe und in die Seele langend, aber reich an Innerlichkeit, Güte und Mahnung. *Dr. Rudolf Werner.*

Thode, Henry: „Der Ring des Frangipani". Frankfurter Verlagsanstalt, Berlin 1926. 8°. 230 Seiten.

Von Bauarbeitern, die es auf venezianischem Boden ausgegraben hatten, kauft der Verfasser, Henry Thode, ein Kleinod, einen Ring deutscher Herkunft. Die Frage, wie diese Arbeit eines deutschen Goldschmieds aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts in die Gegend von Pordenone gekommen sei, beschäftigt den Forscher. Seltsame Verkettung von historischem Wissen, Eingebung und Finderglück lassen ihn Dokumente aufspüren, aus denen hervorgeht, daß Graf Christoph Frangipani, der Führer der Deutschen, im Dienste Maximilians gegen Venedig jenen Ring verloren haben muß. Und so gestaltet sich aus vergilbten Urkunden, Pergamenten und verstaubten Briefen ein kulturhistorisches Gemälde voll Wucht und Spannung. Farbe und Bewegung geben die Dokumente, in deren Mittelpunkt der Graf und eine Augsburger Bürgerstochter stehen. Die Darstellung, geschmeidig im Stil, wirkt stellenweise etwas allzu nüchtern, zu exakt, so daß sie mehr das Interesse und die Neugierde denn Herz und Gefühl ergreift. Der Roman ist eine bedeutsame Parallele zur Geschichte der Julia Capuletti. *G. B.*

*

Borrmann, Martin: „Der Don Juan der halben Dinge". Ernst Rowohlt, Berlin 1925. 8°. 151 Seiten.

Ist diese Novelle, die dem Bändchen den Namen borgt, mit ihrem Titel etwa ein Sinnbild der heutigen Zeit mit ihrer Halbheit und Zerrissenheit? Don Juan ist die Verkörperung der Sinnlichkeit; daß dieser Don Juan in Halbheit steckenbleibt und vor den letzten Folgerungen seiner Sinnlichkeit haltmacht, sich nicht schrankenlosem, aber doch teilweise dem Sinnengenuß hingibt — er erliegt ja auch einer „schimpflich benannten Krankheit" —, entspricht nicht sittlichen Hemmungen und edlen Beweggründen, sondern einer erbärmlichen Schwäche der Charakterbildung. Diese macht den ganzen Kerl in seiner Jämmerlichkeit noch ungenießbarer, als er es mit seinen hohlen, bedenklichen und bisweilen auch geschmacklosen (z. B. Seite 29) Leitsätzen schon ist. Die 2. Novelle macht ein wenig in Telepathie, reichlich in Erotik und möchte sich poetisch geben. Die 3. Geschichte, grotesk und harmloser Art, erzählt von einem Zwergklown, der anderen Menschen nachleben möchte und sich, berückt und wie besessen von einer Grammophonstimme, eine eigene Welt aufbaut. Daß sich ihm schließlich die Grenzen zwischen wirklicher und Scheinwelt verwischen, bedeutet für seine närrische Verstiegenheit nur die letzte Folge.

Prof. Dr. Oskar Lorenzoni.

Kollbrunner, Oskar: „Treibholz". Irrgänge eines Amerikafahrers. Verlag von Huber & Co., Frauenfeld und Leipzig 1927. 8°. 280 Seiten.

Dieser Amerikafahrer ist ein deutscher Jüngling, der im Dollarlande sein Glück sucht, dort aber mehr an der Romantik seiner schweizerischen Heimat als an seinem eigenen Goldhunger leidet, der als Geschirrwascher, Zeitungsverkäufer sein Brot verdient, dann als Bettler allmählich der Arbeit abhold wird, schließlich vor Ausbruch des Krieges in Haft gerät und endlich sich in einer Farbenfabrik zum Kaufmann entwickelt. „Treibholz" gehört nicht zu der billigen, sensationellen Amerika-Literatur. Hier erzählt ein Schweizer im Tone warmer, aufrichtiger Freude, wie der Mutter- und Heimatgedanke seinem Leben in der Neuen Welt Halt und Gehalt gegeben hat.

Dr. H. Bernhard.

Meyer-Eckhardt, Viktor: „Die Gemme". Novellen. E. Diederichs, Jena 1926. 8°. 180 Seiten. Brosch. 4,50, Leinen 6,50 Mk.

Meyer-Eckhardts Epik bewegt sich an den Grenzen des menschlichen Fühlens und Denkens. Es erinnert an Shakespeare, wie er die Menschen erbarmungslos in ihre eigenen Schlingen sich verstricken läßt: den Inquisitor in glutvoll läutern-

Digitized by Google

den Fanatismus, die syrakusische Dame in dämonische Rachgier um ihr preisgegebenes Weibtum und die Liebenden in den beiden Liebesgeschichten aus Sizilien in seltsame, groteske Kämpfe um die Erfüllung ihrer Neigung. Die „Gemme", die dem geschmackvoll ausgestatteten Bande den Titel gegeben, ist eine Leistung seltener Art, ein Seelendrama, in dem der männliche Eros in drei Tagen in erschütternder Weise zwei Menschen zermalmt. *Dr. B. Ferneberger.*

Pagés, Helene: „Rodrigo, der Schiffsjunge des großen Kolumbus". Benziger & Co., Einsiedeln. o. J. 8° 240 S. Geb. 7.— Rm.

Dieses sorgfältig ausgestattete Buch wird nicht bloß die Jugend, sondern auch die Erwachsenen unterhalten. Auf dem geschichtlichen Hintergrunde der Entdeckerfahrten des Kolumbus vollzieht sich das Schicksal des Titelhelden. Reich an äußeren Erfolgen, wird der ehemalige Klosterschüler nach Kolumbus' Tode Mönch, um, der Welt müde, höheren Zielen zu dienen. Ein Muster eines Jugendromanes! *Oskar Lorenzoni.*

Zech, Paul: „Das törichte Herz". I. H. W. Dietz, Berlin 1925. 8°. 264 Seiten. Geb. 5,25 Mk.

Was man bereits im Beginne dieses schöngeformten Bandes spürt, weiß man schließlich mit ziemlicher Gewißheit: Zech, der Epiker, ist eine leichte Enttäuschung. Noch haben sich, genauer gesagt, die Möglichkeiten epischer Fassung, die dieser Dichter haben mag, nicht durchaus erfüllt. Einmal die Mängel: jene benannte Zwiespältigkeit der Schilderungen, die zerfahrene Psychologie, die schroffe Entfaltung der Situationen, das Gewollte, Erzwungene. Dann aber auch die offenkundigen Vorzüge: hohe Fähigkeit, das Vergessene, gleichgültig Geringe in prachtvollen Lyrismen aufblühen zu lassen, ein schöner Sinn für kleine Dinge und Zustände der Natur, dazu tiefe Bereitschaft zur Empfindung quälender Traurigkeit und eine mitleidende Neigung für jenes Notgefühl, das dem Grauen benachbart ist.

Man sehe darauf diese vier Geschichten durch! Die erste, deren geschickte Worte aus der zagen Angst einer frühen Liebe der Bangnis „zwischen Ja und Nein" und der Verwundbarkeit „feiner Naturen" eine ungeschickte Tragik gestalten. — Die zweite, in der sich ein sehr Empfindsamer, schwankend zwischen „Gott und Baal", über der Problematik der Liebe bis zu ungefährem Wahnsinn verzehrt. — Die dritte dann, die Geschichte eines Spätgeborenen, der (mit entbehrlicher Wendung ins Erotische) im Gegenstreit von Werk und Liebe schließlich (unglaubhaft und übertriebenerweise) als „Mörder" endet. — Endlich die letzte, ein Märchen aus der Wüste proletarischen Elends, umwittert von der Dämonie rotglühender Hochöfen, schauriger Fron in Bergwerksgräbern der gefolterten Erde — ein Märchen voll starrenden Entsetzens, dessen schwelende Spannung sich wiederum im Wahnwitz unerträglich gewachsenen Leides entlädt.

Man lese dies — und hat mit einem zwischen Kritik und Sympathie schwankenden Gefühl doch die zuverlässige Überzeugung, daß die Vereinbarung lyrischer Kraft mit dem Willen zur Epik noch nicht ganz gelungen ist. *Dr. Jost Terhaar.*

Kleine Anzeigen

Bei dem gegenwärtigen Bestreben, die altklassischen Studien zurückzudrängen, ist es von besonderem Interesse, zu sehen, wie man anderseits zurzeit mehr denn je bemüht ist, die Erzeugnisse der altgriechischen Literatur durch Übersetzungen den Deutschen zu vermitteln. Besonders sind es die griechischen Tragiker, und unter ihnen namentlich Euripides, die man immer von neuem, und zwar möglichst dem modernen Empfinden angepaßt, übersetzt. So liegen uns neben der trefflichen Übersetzung von Aschylos *Persern*, die wir dem feinsinnigen Wilh. Bethge verdanken (*Aschylos, „Die Perser"*. Verdeutscht von *Wilhelm Bethge*. Mit einem Geleitwort von Richard Jahnke. Quelle & Meyer, Leipzig 1925. 8°. XII und 48 Seiten.), zwei neue Übersetzungen Euripidischer Stücke in tadelloser Form und guter Ausstattung vor: *„Euripides, Alkestis"*. Ins Deutsche übertragen von *Hans Rupe* (Verlag von Dr. Benno Filser, Augsburg. Gr.-8°. 66 Seiten. Brosch. 2,50 Mk.) und *„Tragödien des Euripides"*, I. Band, enthaltend: Helena, Iphigenie im Taurierlande, Phönikerinnen. (Verlag von Hölder, Pichler-Tempsky, Leipzig und Wien 1926. 8°. X und 158 Seiten.) In beiden Übersetzungen haben wir das, was wir bei der kürzlich besprochenen Übersetzung von Sophokles Antigone vermißten, nämlich daß Sinn und Ton des Originals vollkommen getroffen sind.

Apulejus: „Der sogenannte goldene Esel". Neu übertragen von Albrecht Schaeffer. Insel-Verlag, Leipzig 1926. 8°. 322 Seiten.

Albrecht Schaeffer hat das blind und stumpf gewordene Gold dieses leichtfertigen „Esuleins" sozusagen blank gestriegelt, daß es nun in der Pracht letzter Vollendung strahlt und funkelt wie eitel Sonne. Größere Sprachkunst ist kaum auszudenken. Sie vereinbart auf geradezu verblüffende Manier lateinische, klassische Gewandtheit der Form mit allen Inhalten deutscher Gemütlichkeit. Man ist perplex, wie glatt diese letzte Verwandlung des leichtfertigen Lucius gelungen ist.

Daß nebenbei der reine Gehalt des Romans, dieses springende, hüpfende, muntere Getändel einer ins Hellenistische gehobenen Odyssee, entzückt, braucht Herrn Apulejus nicht noch einmal versichert zu werden. Alle Neben- und Seitensprünge

Digitized by Google

dieses arg gequälten Tieres wird man zwar nicht billigen können — aber seine Grundhaltung liebt man um so mehr: den tapferen Mut, mit dem es seine Leiden, sein vierbeiniges Elend an den Rosen der thessalischen Ebene vorüberschleppt, bis sein wundgeprügelter Rücken am Ende doch ins Menschliche verklärt wird.

Epiktet: „*Was von ihm erhalten ist*". Nach den Aufzeichnungen Arrians. Neubearbeitung der Übersetzung von J. G. Schultheß von R. Mücke. Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg 1926. 8°. VII, 378 Seiten, Leinwand 7 Mk. Epiktets „Handbüchlein" (Encheiridion) ist durch Hiltys schöne Übertragung und Erläuterung (in seinem Buche vom Glück) in weitere Kreise gedrungen, und die Zahl der seitdem erschienenen deutschen Ausgaben dürfen als Zeichen dafür gelten, daß Epiktets Lehre noch in der Gegenwart seine Wirkung tut. Auch heute noch werden Verehrer der stoischen Philosophie mit Montesquieu sagen: „Wenn ich einen Augenblick des Christentums vergessen könnte, so würde ich den Untergang der Schule Zenos für ein Unglück der Menschheit halten." — Mücke gibt im Gegensatze zu den Ausgaben von Grabisch, A. v. Gleichen-Rußwurm, Capelle u. a. *alles* von Epiktet Erhaltene. Er schließt sich dabei eng an die schöne, klare Eindeutschung von Schultheß an, hat sie sorgfältig durchgesehen und nach der neuesten Edition des griechischen Textes umgearbeitet. Er hat damit die zurzeit vollständigste und beste deutsche Ausgabe gegeben.

Hermann, Paul: „*Nordische Heldensagen*". Eugen Diederichs, Jena. Kl.-8°. 80 Seiten.

Jeder Freund der Dichtung kennt Diederichs Sammlung „Deutsche Volkheit". Sie gehört zu dem Wertvollsten mit, was in den letzten Jahren auf den Büchermarkt kam. Was die anderen Bändchen auszeichnet, gewinnt auch diesem seine Freunde: die Art, wie die unvergleichliche Schönheit oft verschollener Schätze wieder zur Geltung gebracht wird, zu einer Wirkung, die Lebenswert hat. In frei-lebendiger, aber stets den Sinnkern herausarbeitender Übersetzung hat man hier jene alten Sagen, die Saxo Grammaticus in einem zwar klassisch gewandten Latein, aber gespickt mit gelehrten, politischen und moralischen Bemerkungen zu Papier brachte, jene wunderbaren Geschichten, die einem sonst nur in den ungenießbaren Wälzern der Gelehrtenaltgier oder in den farblosen Abklatschen der Schullesebücher zugänglich sind. Gewiß, nur zur Freude an einer unerschöpflich reichen Erzählkunst sind hier die Geschichten von Hadding, Ragnar und Svanhvit, Höd Hödbroddssohn und Baldr Odinssohn, von Amled (Hamlet), Vermund und Uffe, Fridleif, Ali dem Kühnen und Thorkel, dem Weltumsegler, dargeboten. Und doch haben sie nichts eingebüßt von ihrem wissenschaftlichen Wert für die Kenntnis der alten nordgermanischen Welt, ihres Lebens, ihrer Kultur und Geschichte sowie allgemein für die Volks- und Märchenkunde, die vergleichende Literaturgeschichte nicht zu vergessen. *Dr. W. Schulte, Ahlen.*

„*Reinhard Fuchs*", das älteste deutsche Tierepos aus der Sprache des 12. Jahrhunderts in unsere übertragen von Georg Baeseke. Max Niemeyer, Halle 1926. 8°. VIII und 72 Seiten. Der Haller Germanist hat nicht die spätere niederländische Dichtung, die durch Goethes Bearbeitung allgemein bekannt geworden ist, sondern die ursprüngliche Fassung, wie sie Heinrich der Glichezäre 300 Jahre früher zuerst gestaltet hat, mit Geschick ins Neu-Hochdeutsche übertragen und dabei das „archaische Schmücklein" recht gut bewahrt.

*

Buchhorn, Joseph: „*Student sein!*". Wilhelm Meister, Berlin 1926.

„Wer je in Bonn studiert und mehr: wer dort Student gewesen" (allerdings vor dem Kriege und fern den wichtigen Problemen der heutigen Studentenschaft), wird die übermütigen „Lieder und Klänge aus Glück und Not" verstehen, wird manche Ungereimtheit übersehen, aber auch manche schöne Stimmung in der Erinnerung nochmals auskosten.

Einigen der sangbarsten Lieder, die schon in Kommersbücher übergingen, sind die Noten beigegeben. Dem Buche ist ein Bild des auch als Erzähler und Dramatiker bekannten Verfassers vorangestellt.

Holtei, Karl von: „*Christian Lammfell*". Neu herausgegeben von Marie Barsch-Muthreich. L. Heege, Schweidnitz. 8°. Geh. 6, Leinen 7,50 Mk. Eine dankenswerte Tat hat die Schriftstellerin Marie Barsch vollbracht, indem sie Karl von Holteis „Christian Lammfell" zweckentsprechend, aber liebevoll verkürzt, neu herausgegeben hat. Viele köstliche Schätze birgt diese Lebensgeschichte einer an Güte, Hingebung, Treue, Frömmigkeit und Herzensreinheit unerschöpflichen Persönlichkeit. Zugleich ein Stück Heimat- und Nationalgeschichte, verdient dieses Buch, das nicht allein von der tiefsinnigen Gläubigkeit des Dichters, sondern auch von seinem köstlichen Humor und seiner starken, buntfarbigen Gestaltungskraft Zeugnis gibt, daß sich ihm die Herzen nicht nur der Schlesier, nein, aller Deutschen öffnen. *Ch. D.*

Kahle, Carl: „*Hermann Löns und die Frauen*". Wilhelm Köhler, Minden i. Westf. 1926. 8°. 120 Seiten. Geb. 4 Mk.

Ditzer, Amalie: „*Elisabeth Löns*". Ein Frauenschicksal. Zweite, vollständig umgearbeitete und erweiterte Auflage. Ebenda. 8°. 96 Seiten. Elegant in Ganzleinen 3,50 Mk.

Ein glühender Verehrer Hermann Löns versucht in dem erstgenannten Buche eine Rechtfertigung des Dichters gegenüber den Anklagen und Vor-

Digitized by Google

würfen, die hier und da in bezug auf sein Verhältnis zu den Frauen lautwerden, eine Rechtfertigung, zu der sich der Verfasser vor allen anderen berufen fühlt, was er nun im ganzen ersten Teil des Buches in ermüdender Weise unter immer wiederholten Angriffen auf diese anderen, auf Herdenmenschen, auf Nachtwächter, auf Kirchenlehre usw. klarmacht. Die dann folgenden, sprunghaften Ausschnitte aus des Dichters Liebesleben geben nichts Neues, nichts Aufklärendes, sondern nur einen Begriff von der wirren, völlig ungeklärten Auffassung des Verfassers von Ewigkeitswerten, von dem Ethos der Liebe, dem Ethos der Ehe, dem Ethos des Dichters, in dessen zügelloser Hingabe an das Triebleben und „ungeschminkter Ausnutzung des Subjektivismus" er bald das Recht des Platzhirsches sieht, bald das Recht der urwüchsigen, unverfälschten Natur, des Mannes mit dem gesunden Empfinden, der „nimmt, was ihm zukommt", bald wieder den Weheruf des Lauschers auf das Ewige.

Befriedigender und weit versöhnender wirkt daneben die in 2. Auflage herausgegebene Darstellung des Schicksals Elisabeth Löns, die, vielleicht ein wenig einseitig, aber weniger anspruchsvoll, vom Standpunkt einer liebe- und gütevollen Frauenseele ausgestaltet ist.

Melander, Richard: „Die Brigg, Zwei Brüder". Eine Seemannsgeschichte. Übersetzt aus dem Schwedischen von Rhea Stenberg. Mit vielen Bildern von Theodor Kammerere. Herder, Freiburg 1926. 8°. 175 Seiten. Geb. 3,80 Mk.

Eine sehr interessante, ja, äußerst spannende Geschichte — nur daß der Zufall allzuoft eine geradezu unglaubliche Rolle spielt.

Metz, Ernst: „Menschliches und Allzumenschliches". Aus den Erinnerungen eines alten Richters. I. M. Spaeth, Berlin 1926. 8°. 235 Seiten.

Die heitern, frohen, manchmal allerdings auch ausgelassenen Geschichten aus den Erinnerungen eines alten Richters enthalten trotz aller feuchten Fröhlichkeit und dem häufigen Mangel an Ernst und Weihe so viel Lebenskenntnis, ein so tiefes Verständnis für alles Menschliche und Allzumenschliche, daß sichtbar über ihnen das Bild des guten Richters schwebt, der seine Fälle nicht nur mit dem Verstande, sondern auch mit dem Herzen entscheidet.

„Rasmussens Thulefahrt." Zwei Jahre im Schlitten durch unerforschtes Eskimoland. Von Knud Rasmussen. 2. bis 8. Lieferung. Frankfurter Sozietätsdruckerei, G. m. b. H., Frankfurt a. M. 1926. Preis pro Heft 3 Mk., Vorzugspreis für Bezieher des Gesamtwerkes 2,80 Mk.

Bereits im Märzheft des „Gral" haben wir auf dieses bedeutsame Werk aufmerksam gemacht, das nun vollständig herausgekommen und auch als Buch erschienen ist. Für jeden, der über Leben, Sitte und Kultur der Polarbewohner Aufschluß zu erhalten wünscht, bietet dieses Werk eine reiche, dankbare Fundgrube. Knud Rasmussen versteht es, uns in meisterhafter, lebensvoller Schilderung Landschaft und Menschen jener Polarzonen näherzubringen. Alles in allem: eine einzigartige Leistung.

Reinacher, Eduard: „Runold". Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1926. 8°. 95 Seiten.

Der hl. Franziskus hat sich sicher gefreut, daß dies Büchlein in seinem Jubiläumsjahr erschienen ist. Denn es ist Liebe von seiner Liebe, die in Runold wirkt und ihn zu so seltsamen Erlebnissen drängt, die der Welt als Narrheit erscheinen. Alemannische Fioretti des 20. Jahrhunderts, das ist der Ehrentitel, den Reinachers anspruchsloses Büchlein nach Inhalt und Form verdient.

Wulf, Josef: „Der Waldjörg". Novelle. Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag, Düsseldorf m. b. H. 1926. Gr.-8°. 80 Seiten. 2 Mk.

Mit ehrlichem ethischem Wollen, aber künstlerisch belanglos, unausgereift, wird hier das Schicksal eines vom Familienfluch und Unglück Verfolgten erzählt.

Ch. D.

Stimmen aus dem Auslande

Als Beweis, wie sehr die *Kritik* nach dem Vorbild Frankreichs auch in anderen Ländern ständig an Bedeutung und Ansehen zunimmt, sei hier über das Ergebnis einer Rundfrage berichtet, die die englische Zeitschrift *„The Bookman"* an eine Reihe von Schriftstellern richtete. Es äußerte sich u. a. *Gerald Gould:* Das Niveau der kritischen Literatur ist in England heute bereits außerordentlich hoch. Man muß nur bedauern, daß es den Grad der Vollkommenheit noch nicht erreicht hat. — Cecil Roberts: Aus vielen Gründen wäre zu wünschen, daß man über ein Buch nur in dem Fall eine Kritik schreiben würde, wenn man etwas Gutes darüber zu sagen hätte. Denn sei es schlecht, so sei sein Tod doch unvermeidlich, auch ohne Totschlag. — Mary Borden: Mit wahrem Heißhunger lese ich stets die Kritiken über meine Bücher und muß leider immer wieder die Erfahrung machen, daß die meisten Kritiker die Bücher, die sie besprechen, nicht gelesen haben. Dies ist bedauerlich, einmal für die Kritik selbst, die als eine jedem anderen Zweig der Literatur gleichwertige Kunst auch der gleichen Begeisterung würdig ist, zweitens aber für uns Schriftsteller, die wir haltlos hin- und hergerissen werden zwischen unseren Freunden einerseits, die alles ausnahmslos loben, und unseren Feinden andererseits, die alles ausnahmslos tadeln. — Stephan Leacock: Ein guter kritischer Aufsatz ist ebensowohl ein Stück schöpferischer Literatur wie ein Gedicht. Sein Wert für das Publikum kann nicht hoch

Digitized by Google

genug eingeschätzt werden, indem er Interesse und Geschmack weckt und die öffentliche Aufmerksamkeit auf vieles wendet, was sonst verborgen bliebe. Für den Schriftsteller hingegen ist er kaum von Nutzen. Denn wenn jemand nicht schreiben kann, können ihm auch alle Kritiker der Welt nicht helfen.

In einem Pariser Brief, den die Brüsseler Zeitschrift „*La Renaissance d'Occident*" veröffentlicht, berichtet Léon Boquet über die Gründung einer Gesellschaft zum Studium der ausländischen und vergleichenden Literatur. Bemerkenswert ist dieser Bericht durch einen besonderen Hinweis auf die junge amerikanische Literatur, deren Schwächen vielleicht ein wenig gar zu scharf getadelt werden, da sie den Verfasser als Franzosen naturgemäß besonders stören, wie z. B. Mangel an Eleganz, Harmonie und Feinheit im Stil, ein gewisses „Parvenütum", das in bezug auf ästhetische Forderungen ebenso zum Ausdruck kommt wie in der Wirklichkeit. Nichtsdestoweniger empfiehlt er dringend, auch diese Literatur in den internationalen Austausch einzubeziehen. Da sie noch klein, erst im Werden sei, sei sie in ihrer Gesamtheit leicht zu erfassen und darum von großem Wert zur Erkenntnis und zum Verständnis des amerikanischen Volkes, von dessen nationalem Stolz wir Europäer manches zu lernen hätten.

In einer Untersuchung über den geistigen Gehalt der jüngsten Literatur — veröffentlicht in der „*Revue de Paris*" unter dem Titel „*1930*" — begründet Henry Béraud die Schwierigkeit ihrer Beurteilung und Bewertung damit, daß nur allzu leicht vergessen werde, wie heute zwischen dem Schriftsteller von 40 Jahren und dem von 20 vier literarische und soziale Generationen stehen. Unsere ganze Sorge, wie die seine, müsse den Jüngsten gelten, den „Kindern des Jahrhunderts", die den Krieg im Kinderzimmer verlebten. In ihnen, die unter Greisen, Frauen und Kindern groß geworden, des Einflusses älterer Männer vollkommen beraubt, deren Träumen, Zielen, Erfahrungen fremd, wohl aber lebende Zeugen der „geopferten Generation", in ihnen sei die Zukunft der Literatur zu sehen, an die man glauben *müsse*. Auch er betont die Wichtigkeit, Gefährlichkeit und entscheidenden Einfluß des Kinos bei der Entwicklung dieser Generation. Mit 10 Jahren habe es ihnen die ganze Welt gezeigt, es habe sie sehen gelehrt, was wir nur zu sehen glaubten, durch das Objektiv seien sie von den teuren Träumen der Älteren geheilt worden. Aber wenn man sie auspressen wollte, käme aus diesen Alleswissenden nichts heraus als ein paar Klassiker und ein paar Werke der Jüngsten. Andere müßten für sie arbeiten, damit die Menschheit nicht vergesse, daß zwischen dem Louvre und dem Salon des Indépendants 50 Jahre Kunst liegen, die man nicht das Recht habe zu vergessen. Andere müßten arbeiten für sie, um das Theater, den Roman gegen Snobismus und Unfruchtbarkeit zu schützen. Denn das Unglück der Menschheit habe dem Dichter seine heilige Mission wiedergegeben.

Der weitverbreiteten Ansicht, daß mit der höheren Erziehung der Frau die Zahl der Heiratslustigen immer mehr abnehmen würde, tritt Miß Nancy E. Scott in dem „*American Journal of Sociology*" entgegen. Sie sieht in der höheren Erziehung der Frau vielmehr die Ermöglichung einer Ehe, die bisher nur als Ideal gegolten hat. Was die studierende Frau vom Heiraten abhielte, sei ein zweifacher Grund: 1. ein wirtschaftlicher, bei dem nicht immer das Geld die Hauptrolle spiele; denn es gäbe viel mehr Frauen als Männer, die mit alten Eltern oder Geschwistern zusammen leben — und 2. ein sozialer, der wichtiger sei als der erste. Von vielen Berufen seien verheiratete Frauen ausgeschlossen. Entscheidender aber als beides sei der Idealismus, der aus der höheren Erziehung hervorgehe. Schneller und tiefgreifender als beim Mann, der vornehmlich nach Erfolg in Beruf und Geschäft strebe, sei die soziale Umwälzung bei der Frau vor sich gegangen, die sich zwar auch am Wettbewerb beteilige, das erworbene Wissen aber viel mehr auf das Innenleben beziehe. Die so gewandelte Frau suche in einer Ehe nicht mehr wie einst Geld, Bequemlichkeit, soziale Bevorzugung, sondern Halt, Charakter, Tüchtigkeit im Mann. Diesen Wandel habe der Mann nicht schnell genug begriffen, und sein Frauenideal habe nicht Schritt gehalten mit dem ihren.

In New York wurde im Verlag von Georg Hecht eine neue Zeitschrift gegründet: „*The Children*", die als bemerkenswerter Markstein in der modernen Wissenschaft für Kindererziehung und -fürsorge zu bezeichnen ist. Sechzig bedeutende Führer und Leiter des Kinderfürsorgewesens sind an dem Unternehmen beteiligt. Zweck der Zeitschrift ist, die Fülle von Erfahrungen und praktischen Wissens über Erziehung und Wohlergehen der Kinder den Eltern zu übermitteln. Das erste Heft bringt einen interessanten Aufsatz: „Winke für Väter", der offen dem Vorwurf Ausdruck gibt, daß die Schuld an der Herabwürdigung der Väter zur bloßen Brieftasche der Familie in ihrem eigenen mangelnden Interesse und Verständnis für die Angelegenheiten der Kinder zu suchen sei. Denn gar wohl merke das Kind, wenn es von einem Menschen unterhalten wird, der sich mit etwas anderem beschäftigt.

Anläßlich der Neuauflage der „*Encyclopädia Britannica*", über die an dieser Stelle schon berichtet wurde, wird von katholischer Seite die Anregung gegeben, einen katholischen Nachtrag zu verfassen, um mancherlei irreführende Darstellungen gewisser Dinge und Probleme, die

Digitized by Google

besonders Katholiken interessieren, richtigzustellen. Eine solche Ergänzungsschrift, zu deren Mitarbeit katholische Theologen, Historiker, Wissenschaftler heranzuziehen wären, sei nicht als Konkurrenzwerk der katholischen Encyklopädia gedacht, sondern als selbständiges Unternehmen kenntlichzumachen, äußerlich der „Encyclopädia Britannica" angepaßt. Spätere Entgegnungen hierauf dürften dann vielleicht zu einer Wiedergeburt der uralten „Federkämpfe" in der Welt der Literatur führen.

Pierre de Lanux spricht in der „*Revue Européenne*" von der Notwendigkeit, den Begriff des Kosmopolitismus scharf zu umgrenzen, da heute von seiten der Leute, die nach „allgemeiner Verbrüderung" streben, bereits eine ebenso große Gefahr drohe, wie einst von seiten der Anhänger der chinesischen Mauer. Die Unkenntnis der fremden Welt sei hier wie dort die gleiche. Auch heute noch verstehe ein sehr kleiner Kreis erst, daß die größte Freude, die größte Schönheit und das Wesentliche der Menschheit in der Verschiedenheit der Nationen beruhe. Auch im eigentlichen Kosmopolitismus seien noch zwei Gruppen zu unterscheiden: die eine, die auf dem absoluten unüberbrückbaren Gegensatz der Verschiedenheiten beruht: der Exotismus (Hauptvertreter Loti) und der eigentliche Kosmopolitismus, der auf Grund genauer Kenntnis und Erforschung der durch den Exotismus entdeckten Verschiedenheiten danach strebt, Brükken zu bauen zwischen ihnen. Hier gelte Valéry Larbaud als Vorbild. Unter denen, die seinen Spuren folgen, seien vor allem Girandoux, Paul Morand, Abel Hermant zu nennen. Ein starker nationaler Charakter, Erfassen der eigenen Rasse, Traditionen, Sitten, d. h. also ein ausgeprägtes historisches-soziales-politisches Bewußtsein der eigenen Nation gegenüber seien die Grundbedingungen des Kosmopolitismus, um durch die Hauptstärke der eigenen Nation zur Schaffung eines Ganzen beizutragen, das weniger grob, weniger haßerfüllt sei als das einzelne, aber — obwohl ebenso verschiedenartig, doch erhaben sei über dieses, besser unterrichtet — friedvoller; das neben vielen höchsten Idealen diese Ziele nicht vergesse: Erhaltung mancher alter guter Sitten, Abschaffung mancher Steuern, Schutz der Kirchtürme, Beschränkung der Polizei; damit unsere Kinder einst weniger Hassenswertes, ebensoviel Wissenswertes und mehr Liebenswertes zu erben hätten.

Gelegentlich einer *argentinischen Kunstausstellung* in Rom bemüht sich Harvey Vickham in der „*Catholic World*" klarzulegen, wieviel uns hier eine Kultur zu lehren habe, die verschont geblieben ist von dem tiefen Riß, den die Reformation in die Kultur des europäischen Christentums eingegraben hat. Hier sei noch das zu finden, was der europäischen Kunst seit Entwicklung einer selbständigen protestantischen Kunst immer mehr und mehr verlorengegangen sei: nämlich das *freudige* Bewußtsein von der Existenz einer geistigen Welt, der Existenz Gottes als des ewigen Schöpfers der *Freude;* ein Verlust, an dessen Stelle ein Element der Schwere und Schroffheit in die Welt der Kunst kam, und der erste Schritt zu der materiellen Weltauffassung, der Dekadenz des klassischen Stils, dem Bruch mit der Tradition. In der Kunst Argentiniens, eines Landes, in dem die Tradition ununterbrochen fortlebte, offenbare sich ein Volk, das noch wisse, was Gottesverehrung sei, offenbare sich ein Künstlertum, das noch religiös sei, und das den Europäern mit dieser Ausstellung beweisen wolle, wie sich damit auch Realismus und Aufrichtigkeit vereinen lasse.

Bernad Shaw beantwortete das Glückwunschschreiben der deutschen Regierung anläßlich seines 70. Geburtstages mit einer an den deutschen Gesandten gerichteten Danksagung, der wir folgendes entnehmen: „Die Ehre für mich ist um so größer, da sie mir durch Sie übermittelt wurde. Einem englischen Minister würde eine solche Geste nicht einfallen, denn wie Sie wissen, sind wir, was Kultur betrifft, Barbaren. Wir haben einen offenen Abscheu gegen den Verstand in jeder Form, und wir sind davon überzeugt, daß das Wesen der Kunst unmoralisch ist, wenn man sich auch persönlich an ihr ergötzen kann . . .Da Deutschland die Nation ist, der Europa das Bewußtwerden der Wichtigkeit des Gedankens und der dramatischen Kunst verdankt, sowie den Sinn für den Wert eines Lebens geistiger Arbeit, so ist eine Huldigung, die aus Deutschland kommt, eine Auszeichnung, die keine andere Nation zu bieten hat."

Ch. D.

Zu kaufen gesucht.

Die Schriftleitung sucht vom „Gral" die folgenden Hefte zurückzukaufen: 12. Jahrgang, Heft 3—4, 14. Jahrgang, Heft 11—12, 15. Jahrgang, Heft 1—2.

Verantwortlicher Herausgeber: Friedrich Muckermann. S. J., Münster i. W., Königstraße 36a / Schriftleiter: Josef Hachmann, Münster i. W. / Für Ausland und Rezensionswesen: Joseph Schmitz / Anschrift der Schriftleitung: Münster i. W., Königstraße 36a

Für unverlangt eingereichte Beiträge keine rechtl. Haftung / Nachdruck aller Beiträge nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet

Digitized by Google

Zur Besprechung eingegangene Bücher[1]

Ailinger, Albert: „*Heiraten oder ins Kloster*". Carl Ohlinger, Mergentheim 1926. Kl.-8°. 78 S. Geh. 60 Pfg.

Ailinger, Albert: „*Hand aufs Herz*". Carl Ohlinger, Mergentheim 1926. Kl.-8°. 52 S. 50 Pfg.

Ailinger, Albert: „*Herzensfreundschaft mit dem Heiland*". Carl Ohlinger, Mergentheim 1926. Kl.-8°. 63 S. 50 Pfg.

Albani, Johannes: „*Welt im Werden*". Bonifacius-Druckerei, Paderborn 1927. Gr.-8°. 131 S. Kart. 2 Mk.

Bachofen, J. J.: „*Urreligion und antike Symbole*". In 3 Bänden. Phil. Reclam, Leipzig 1926. Kl.-8°. à 4,80 Mk.

Bartók, Béla: „*Das ungarische Volkslied*". W. de Gruyter, Berlin 1925. Gr.-8°. 208 u. 87 S. Geh. 15 Mk.

Bauer, Erich: „*Wunder der Weihnacht*". W. Wenng, Dinkelsbühl o. J. Kl.-8°.

Behn, Siegfried: „*Sein und Sollen*". Ferd. Dümmler, Berlin 1927. Gr.-8°. 319 S. Geb. 11,75 Mk.

Bie, Oskar: „*Das deutsche Lied*". S. Fischer, Berlin 1926. 8°. 274 S. Geb. 10 Mk.

Bismarck, Otto, Fürst v.: „*Gedanken und Erinnerungen*". I. G. Cotta, Stuttgart 1926. 8°. 906 S. Geb. 8 Mk.

Boelitz, Otto: „*Das Grenz- und Auslandsdeutschtum*". R. Oldenbourg, München 1926. 8°. 196 S. Geb. 6 Mk.

Braun, Reinhold: „*Fröhliche Lebenskunst*". Oranien-Verlag, Herborn 1927. Kl.-8°. 102 S. Geb. 2,40 Mk.

Bronnen, Arnold: „*Die Exzesse*". Ernst Rowohlt, Berlin 1923. Gr.-8°. 89 S. Geh. 2, geb. 3,50 Mk.

Bronnen, Arnold: „*Katalaunische Schlacht*". Ernst Rowohlt, Berlin 1924. Gr.-8°. 120 S. Geh. 3, geb. 4 Mk.

Bruder, Otto: „*Christopherus*". Schlüchtern, Habertshof 1926. 8°. 55 S. 1,25 Mk.

Bruder, Otto: „*Der Herold*". Schlüchtern, Habertshof 1926. Kl.-8°. 35 S. Geh. 1,25 Mk.

Burdach, Conrad: „*Vorspiel*". 2 Teile (3 Bände). Max Niemeyer, Halle a. S. 1925. Gr.-8°. 1. Bd. geh. 16, geb. 18 Mk.; 2. Bd. geh. 14, geb. 16,50 Mk.; 3. Bd. geh. 22,50, geb. 25 Mk.

Cappelanus, Georg: „*Sprechen Sie lateinisch?*" Ferd. Dümmler, Berlin 1927. 8°. 118 S. Kart. 2 Mk. 3. Auflage.

Castle, Eduard: „*Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte*". Carl Fromme, Wien 1926. Gr.-8°. 160 S. 8,40 Mk.

Castle, Eduard: „*In Goethes Geist*". Österreichischer Bundesverlag, Wien 1926. Gr.-8°. 414 S. Geh. 13 Mk.

Cohausz, Otto: „*Seherblicke auf Patmos*". Volksvereins-Verlag, M.-Gladbach 1927. 8°. 260 S. Geb. 5 Mk.

Coudenhove-Kalergi, R. N.: „*Praktischer Idealismus*". Paneuropa-Verlag, Wien 1925. Gr.-8°. 191 S.

Delmont, Josef: „*Der Casanova von Bautzen*". Roman. Neue Berliner Verlagsges. Berlin 1926. 8°. 403 S. 6 Mk.

Dilthey, Wilhelm: „*Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*". B. G. Teubner, Leipzig 1927. Gr.-8°. 380 S. Geh. 10, geb. 13 Mk.

Dimmler, Hermann: „*Die Auferweckung des Lazarus*". Hermann Dimmler, München 1926. Kl.-8°. 98 S. 1 Mk.

Dörfler, Peter: „*Die Braut des Alexius*". Novelle. Kösel & Pustet, München 1926. 8°. 74 S. Geh. 1,50, geb. 2,80 Mk.

Dreesen, Arend: „*Diek langs*". G. Grote, Berlin 1927. 8°. 102 S. Geh. 2,50, geb. 3,80 Mk.

Ebermayer, Erich: „*Caspar Hauser*". Schauspiel-Verlag, Leipzig 1927. Gr.-8°. 148 S. 3,50 Mk.

Eisner Paul: „*Volkslieder der Slaven*". Bibliogr. Institut, Leipzig o. J. 8°. 560 S. Geb. 4,25, Halbleder 7,50 Mk.

Flosdorf, Wilhelm: „*Das Siegesfest des Gonzaga*". Jugendführungsverlag, Düsseldorf 1926. 8°. 77 S. 2 Mk.

Frank, Bruno: „*Erzählungen*". E. Rowohlt, Berlin 1926. 8°. 309 S. Geh. 4,50, geb. 7 Mk.

Görte, Erna: „*Der junge Tiek und die Aufklärung*". E. Eberig, Berlin 1926. Gr.-8°. 101 S.

Graf, Oskar Maria: „*Finsternis*". Drei-Masken-Verlag, München o. J. 8°. 229 S.

Hahn, Erich: „*Pädagogik der Gegenwart*". Felix Meiner, Leipzig 1926. Gr.-8°. 221 u. 16 S. 12 Mk.

Halliburton, Richard: „*Die Jagd nach dem Wunder*". Paul List, Leipzig o. J. 8°. 314 S. Geb. 5,50 Mk.

Hammerschmidt und *Rohfleisch*: „*Deutsches Denken und Dichten*". Ferdinand Schöningh, Paderborn 1927. 8°. 257 S.

Hartlaub, G. F.: „*Georgines Geheimnis*". Allgemeine Verlagsanstalt, München 1925. Gr.-8°. 83 S.

Hege, Walter u. *Wilh. Pinder*: „*Der Bamberger Dom und seine Bildwerke*". Deutscher verlag, Berlin 1927. 4°. 87 S. Text. 32 Mk.

Heyck, Ed.: „*Höhenfeuer*". Moritz Schauenburg, Lahr i. B. 1927. 8°. 276 S. Geb. 6 Mk.

Meynicke, Kurt: „*Kampf um Preußen*". Schauspiel-Verlag, Leipzig o. J. Gr.-8°. 103 S. 3,50 Mk.

Hoffmannsthal, Hugo von: „*Schillers Selbst-*

[1] Für *unverlangt* eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung weder die Verpflichtung zur Besprechung noch zur Rückgabe.

Digitized by Google

charakteristik aus seinen Schriften". Verlag der Bremer Presse, München 1926. 8°. 186 S. Geh. 7, geb. 9 Mk.

Jellinek, Oskar: „*Die Mutter der Neun*". Novelle. Zsolnay, Berlin 1926. 8°. 82 S.

Kipling, Rudyard: „*In Schwarz und Weiß*". Novelle. Paul List, Leipzig 1926. 8°. 284 S.

Kleinschmidt, Beda: „*Das Auslanddeutschtum in Übersee*". Aschendorf, Münster i.W. 1926. Gr.-8°. 403 S. Geh. 7,80, geb. 9 Mk.

Kletzl, Otto: „*Sudetendeutsches Jahrbuch*". Johannes Stauda, Augsburg 1926. 8°. 228 S. Geh. 6, geb. 7,50 Mk.

Kohlenegg, Victor von: „*Der Gast auf Juchhee*". Roman. I. G. Cotta, Stuttgart 1926. 8°. 312 S. Geh. 4,50 Mk.

Koischwitz, Otto: „*Der Theaterherold im deutschen Schauspiel des Mittelalters und der Reformationszeit*". E. Ebering, Berlin 1926. Gr.-8°. 102 S.

Kollbrunner, Oskar: „*Treibholz*". Huber & Co., Frauenfeld 1926. 8°. 218 S. 4,80 Mk.

Kornfeld, Paul: „*Kilian oder die gelbe Rose*". Ernst Rowohlt, Berlin o. J. 8°. 126 S. Geh. 2,50, geb. 4 Mk.

Kosztolányi, Desider: „*Der blutige Dichter*". Iris-Verlag, Frankfurt a. M. 1926. 8°. 375 S. Geh. 5, geb. 7,50 Mk.

Kraze, Friede H.: „*Dom der Zeit*". Roman. Ostdeutsche Verlagsanstalt, Breslau 1927. 8°. 236 S. Geh. 4,50, geb. 6 Mk.

Lang, Siegfried: „*Die fliehende Stadt*". Orell Füßli, Zürich 1926. Gr.-8°. 163 S. Geh. 4,80 Mk.

Langbehn, Julius: „*Niederdeutsches*". Felsen-Verlag, Buchenbach, Baden 1926. 8°. 80 S. Geh. 1,80, geb. 2,60 Mk.

Leip, Hans: „*Der Pfuhl*". Roman. Albert Langen, München 1923. 8°. 290 S.

Lersch, Heinrich: „*Manni!*" Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1927. 8°. 124 S. Geb. 3 Mk.

Level, Maurice: „*Entsetzen*". Roman. Neue Berliner Verlags-Gesellschaft, Berlin 1926. 8°. 182 S. 5 Mk.

Lienert, Meinrad: „*Das Mark im Bergholz*". Huber & Co., Frauenfeld o. J. 8°. 288 S. Geb. 6,40 Mk.

Lissauer, Ernst: „*Der heilige Alltag*". Propyläen-Verl., Berlin 1926. Gr.-8°. 325 S. Geh. 3,80, geb. 5,50 Mk.

Lothar, Ernst: „*Gottesgarten*". Speidel, Wien o. J. 8°. 190 S. Geh. 4, geb. 5,50 Mk.

Luther, Arthur: „*Dostojewskijs Briefe*". Bibliographisches Institut, Leipzig o. J. 8°. 479 S. 5 Mk.

Marti, Hugo: „*Rumänisches Intermezzo*". A. Francke, Bern 1926. 8°. 159 S. Geb. 4,50 Mk.

Mauel, Joh. Peter: „*Das Weihnachtsbuch*". Benziger & Co., Einsiedeln 1926. 8°. 237 S. Geb. 6 Mk.

Maurer, F. F.: „*Der hl. Franz Xaver*". Bonifacius-Druckerei, Paderborn 1926. Gr.-8°. 317 S.

Maxwell, W. B.: „*Die späte Trauung*". Roman. Drei-Masken-Verlag, München o. J. 8°. 470 S.

Mayer-Eschenbacher, Ferdinand: „*Ausgewählte Gedichte*". Kösel & Pustet, München 1927. Gr.-8°. 46 S. Kart. 2,50, Leinen 3 Mk.

Michel, Otto: „*Der flammende Becher*". Orion-Verlag, Hanau a. M. o. J. 8°. 54 S.

Morax, René: „*König David*". Rotapfel-Verlag, Zürich o. J. Gr.-8°. 131 S. 4,50 Mk.

Müller, Otto: „*Götterdämmerung*". Aloys Mecke, Duderstadt o. J. 8°. 536 S.

„*Karl Neundörfer zum Gedächtnis.*" Math. Grünewald, Mainz 1926. 8°. 36 S.

Noeldechen, Ernst: „*Christ ward geboren*". Paulus-Verlag, Kaiserslautern 1926. Gr.-8°. 103 S.

Noeldechen, Ernst: „*Die Glocke um Mitternacht*". Paulus-Verlag, Kaiserslautern 1926. 8°. 144 S. Glanzleinen 3 Mk.

Nord, F. R.: „*Die Sichel*". Roman. Ring-Verlag, Berlin 1926. Gr.-8°. 371 S. Geb. 6 Mk.

Nückel, Otto: „*Eine Geschichte in Bildern*". Delphin-Verlag, München o. J. 8°. 200 Bleischnitte. Kart. 7, geb. 9,50 Mk.

Oppenheim, D. E.: „*Dichtung und Menschenkenntnis*". Bergmann, München 1926. Gr.-8°. 262 S. Geh. 12 Mk.

Paludan, Jakob: „*Vögel ums Feuer*". S. Fischer, Berlin 1926. Gr.-8°. 366 S. Geh. 5, geb. 7 Mk.

Panait Istrati: „*Onkel Angiel*". Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 1927. 8°. 242 S. 4, geb. 6 Mk.

Pfohl, Ernst: „*Neues Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache*". I. u. II. Teil. F. A. Brockhaus, Leipzig 1926. 8°. 542 S. Geb. 11 Mk.

Pischel, Richard: „*Leben und Lehre des Buddha*". R. G. Teubner, Leipzig 1926. 8°. 122 S. Geb. 2 Mk.

Prinzhern, Hans: „*Gespräch über Psychoanalyse*". Niels Kampmann, Celle o. J. 8°. 97 S. Geb. 4,50 Mk.

Rolland, Romain: „*Das Leben Tolstois*". Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 1927. 8°. 219 S. Geh. 5, geb. 7,50 Mk.

Rosenhain, Paul: „*Die Insel der Träume*". Rudolf Kammerer, Berlin o. J. 8°. 184 S. Geb. 4,50 Mk.

Rößler, Karl: „*Die drei Niemandskinder*". Drei-Masken-Verlag, München 1926. 8°. 292 S.

Röttger, Karl: „*Die moderne Jesus-Dichtung*". L. Klotz, Jena 1927. Gr.-8°. 243 S. Geb. 6 Mk.

Schauer, K.: „*Malerei der Goethezeit*". B. G. Teubner, Leipzig o. J. Gr.-8°. Kart. Mk. 4.

Schickele, René: „*Maria Capponi*". Kurt Wolff, München 1926. 8°. 479 S. 8 Mk.

Schiedel, Richard: „*Die Christuskraft und Kronenlicht*". Fritz Fink, Weimar o. J. 8°. 1 Mk.

Digitized by Google

DER GROSSE BUCHERFOLG

Das Grimmingtor

ROMAN VON PAULA GROGGER

Preis broschiert 6,— Mk., Ganzleinen 9,— Mk.

Börries, Freiherr von Münchhausen. „Wir vom Bau wissen, daß der Name Paula Grogger nun einige Jahrzehnte lang nicht mehr aus unseren Gesprächen, nicht aus den Spalten der Zeitungen, nicht aus den Zeilen der Schrifttumsgeschichte verschwinden wird. Ja, ein Sack Perlen, wie ihn die Märchen der Tausendundeinen Nacht beschreiben, ist dieses Buch, fast mehr als eine große Sammlung Kostbarkeiten. Laßt uns ein Fest feiern, daß wir wieder ein großes deutsches Kunstwerk haben!"

Heinrich Federer. „Es herrscht da solcher Glanz und Rausch und solche Erschafferlust, daß man einfach mitschwingt, mitfliegt wie in einem Märzsturm, einem Julibrand, einer Oktoberverschwendung. Heil ihr, der mächtig. Erzählerin!"

Agnes Miegel. „Zu dem quellenden Reichtum der Sprache, der verblüffenden Kraft fortreißender Menschenschilderung kommt eine Naturschilderung von größter Farbigkeit, Kraft und Eigenart, wie sie nur dem geborenen Dichter eigen. Man könnte vor das Grimmingtor den Spruch setzen: Aus der Kraft des Augenblicks zu leben ist die Kunst der Künste; wer sie beherrscht, hat den Stein der Weisen gefunden."

Ernst Thrasolt. „Wieviel Dank sind wir der Dichterin schuldig für diesen Reichtum an Volk, an Güte und Heldentum. Es ist ein Werk, das auch die Selma Lagerlöf nicht übertroffen hat. Oder: ich wüßte in den letzten dreißig Jahren keinen Roman, den ich höher stellte."

Selma Lagerlöf. „Ein sehr reiches Buch voll Poesie und Schönheit, mit ungewöhnlicher Intensität gestaltet. Dem Leser muß das Werk, mit dem Paula Grogger den Dienst am Wort auf so prachtvolle Weise angefangen hat, einen großen Genuß schenken."

Die 4. Auflage des Romans erscheint in den nächsten Tagen und wird dann wieder in jeder Buchhandlung vorrätig sein.

Ostdeutsche Verlagsanstalt G. m. b. H.
Breslau

Digitized by Google

Seherblicke auf Patmos

Eine gemeinverständliche praktische Erklärung der Geheimen Offenbarung aus St. Johannes. Von P. Otto Cohausz, S. J. 8°. (264 S.) In Ganzleinen RM. 5.—

Der Verfasser versucht eine Anflösung der Rätsel in diesem dunkelsten und schwierigsten Teil des Neuen Testamentes, gestützt auf die bewährten katholischen Erklärer aus alter und neuer Zeit. Sein Zweck war, den in unseren Großstädten vielgesuchten sektiererischen Erklärungen der Geheimen Offenbarung eine katholische entgegenzusetzen und auch volkstümliche Erbauung zu bieten. (Kölnische Volkszeitung.)

Gott Dank, daß wir dieses Buch haben. Bei dem vielen Mißbrauch, der gerade mit der Apokalypse getrieben wird, bedeutet dieses vortreffliche, wissenschaftlich und dogmatisch wahre Werk eine Erlösung. Es wird viele Zweifelnde aus der Dunkelheit herausführen. (Herner Anz.)

Ferner erschien soeben: *Der lebendige Tag*

Joseph-Kühnel-Gedanken

Aus seinen Schriften zusammengestellt von Schwester Maria. Taschenformat.. 100 Seiten. Pappband RM. 1.20, in Ganzleinen RM. 1.60.

Schwester Maria schreibt im Geleitwort: „Bruder, Schwester, mitten in jedem deiner Tage soll ein großer Gedanke stehen. Der dich mutig macht. Der deine Seele aufruft, wenn sie erdgebunden ist. Dies Büchlein will dir vom Reichtum deiner Seele sagen. Und von der Kraft Gottes in dir."

DURCH ALLE GUTEN BUCHHANDLUNGEN

VOLKSVEREINS-VERLAG GMBH. / M.GLADBACH

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Die Kunst

FÜHRENDE DEUTSCHE KUNSTZEITSCHRIFT
ZEITGENÖSSISCHE MALEREI, PLASTIK,
WOHNUNGSKUNST, KUNSTGEWERBE

Immer wieder ist man beim Durchblättern der Hefte dieser vornehmen Kunstzeitschrift überrascht von der Fülle des Textes und dem Glanz des illustrativen Teiles. Ein erstaunlicher Reichtum und immer gleiche Vortrefflichkeit der Abbildungen sind die Vorzüge, die wir in keiner der Kunst gewidmeten in- und ausländischen Zeitschrift in dem Maße vereinigt finden. Hamburger Fremdenblatt

Erscheint monatlich / Preis viertelj. 6 Mk.

Verlag F. Bruckmann, A. G., München

Digitized by Google

Der Gral

Monatsschrift für schöne Literatur

In Verbindung mit Dr. K. E. Lasser, Dr. L. van de Mark u. Dr. Friedr. Schreyvogl
herausgegeben von Friedrich Muckermann S. J.

Inhalt

Rainer Maria Rilke †. Versuch einer Deutung. Von Friedrich Schreyvogl / Mein stilles Zelt. Gedicht von H. B—l. / Meister Sebastian. Von Charlotte Ursina / Trost. Gedicht von Ina Seidel / Puschkins Tod. Von Paul A. Schmitz / Euphrat. Bilder und Gedanken von Johannes Maria Fischer Sie hält ihn, daß er soll bei ihr bleiben. Gedicht von Angelus Silesius / Die skandinavischen Literaturen der neuesten Zeit. Versuch einer Übersicht und Wertung. Von Dr. Ernst Alker Auf der Gralwarte. Von Friedrich Muckermann S. J. / Theater und Drama. Von Dr. Lorenz Kjerbüll-Petersen / Das Heilandskreuz. Gedicht von Ferdinand Mayer-Eschenbacher / Neue Romane. Von Hubert de Reuter / Neue Lyrik. Von Josef Hachmann / Zu unserer Kunstbeilage. Von Dr. Gert Buchheit / Neue Bücher / Kleine Anzeigen / Stimmen des Auslandes Mitteilungen / Kunstbeilage: Corot: Landschaft

21. Jahrgang **Heft 6** März 1927

Fredebeul & Koenen ✦ Verlag ✦ Essen

Schwester Edmunda Pöbling.

Digitized by Google

In unserem Verlage sind stets vorrätig

Das Goldene Anstandsbuch

Ein Wegweiser für die gute Lebensart zu Hause, in Gesellschaft und im öffentlichen Leben. Von J. von Eltz. 12. Auflage 548 Seiten 8°. In Leinen gebunden 8.— Mk.

Soeben erschien in II. verbesserter Auflage Eltz:

Lebens- und Anstandsfragen

434 Seiten. Auf holzfreiem Papier in Leinen gebunden 8.— Mk.

Das Kleine Anstandsbuch

Ein Leitfaden des guten Tones für jedermann. Von J. von Eltz. 12. u. 13. Auflage. Gebunden in Ganzleinwand mit Rotschnitt 3.— Mk.

Die praktische Tante

4000 Rezepte und Ratschläge für alle Gebiete des Haushalts. Von M. Lorenz. 1034 Seiten. Gebunden in 2 Bänden. Pro Band 4.— Mk.

Die Hausbäckerei

Von M. Lorenz. Preis in 1/1 Leinen gebunden 4.50 Mk.

Davidis Kochbuch

Neu bearbeitet von Charlotte Taeuber. 1212 Rezepte nebst einem reichhalt. Anhang. 524 Seiten, Gr.-Okt. In Leinen gebunden 3.— Mk.

Lehrbuch für Dienstmädchen

Von Elise Keltinger. Gebunden 1.50 Mk.

Das Goldene Glückwunschbuch

Eine Sammlung von Gedichten für die Jugend und Erwachsene zu allen Festen und besonderen Gelegenheiten. Von M. Pohl. 2. Auflage. In Halbleinen gebunden 3.— Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt von

FREDEBEUL & KOENEN, VERLAG, ESSEN

Digitized by Google

Digitized by Google

Corot: Landschaft

Digitized by Google

Der Gral
Monatsschrift für schöne Literatur
Einundzwanzigster Jahrgang Heft 6 Essen, im März 1927

Rainer Maria Rilke †

Versuch einer Deutung / Von Friedrich Schreyvogl

NOCH sein Tod war so merkwürdig wie sein Leben, hatte das doppelte Gesicht des Geschehens und des Gleichnisses. Leukämie hat ihn hinweggerafft, jene Krankheit, die plötzlich den ganzen Körper des Menschen als einen einzigen Kriegsschauplatz widerstreitender Kräfte kenntlich macht. Die weißen Blutkörperchen waren auf einmal stärker als die roten, ein Grad der Übermacht wurde erreicht, der Tod bedeutete. Ist das nicht überhaupt eine unerbittliche Lebensgleichung? Nicht daß das Böse mächtig gegen das Gute kämpft, löscht schon den ewigen Sinn des Menschen aus, erst wenn das Tötende über das Lebendige, die Verzweiflung über die Sehnsucht, die Resignation über die Revolution jene geheimnisvolle Oberhand gewinnt, die Urteil heißt, ist er zerstört. Rainer Maria Rilke war, das ist Feststellung und Ruhm zugleich, ein Dichter der Wenigen. Und es ist keine geringe Ehre für das deutsche Volk, daß diese Wenigen, wenn man von den verkauften Büchern auch auf Leser schließen darf, zum Schluß rund eine Million geworden sind. In allen Generationen, in allen Lebenskreisen. Es gab alte Herren, die noch einmal die Sehnsucht der Knabenjahre an seinen Versen entzündeten, und Knaben, die aus ihnen Überlegung kommender Reife schöpften, Frauen, die in dem Rilkebuch Mädchenerinnerungen heimlichster Art behüteten, und Mädchen, die schon ahnungsvollen Anstieg, Gefahr und Dämmerung des Frauenlebens den Versen dieses Dichters entschweben fühlten.

Faßt man sie alle zusammen, so ist die Benennung Rilkes als Dichter der Suchenden nur beiläufig; auch Dichter der Ahnenden trifft noch nicht das Wesen. Erst wenn wir noch weiter ausgreifen und von einer besonderen Art der *Liebenden* sprechen, fühlen wir einen Einklang. Rilke war der Dichter aller, die das Leben liebten. Freilich muß man hierbei die richtige Liebe im Auge haben, nicht Leidenschaft, Verliebtheit oder den flüchtigen Rausch schmerzlicher Mißverständnisse.

Liebe zum Leben: in den Versen Rilkes entfaltete sich ihr selten erschauter richtiger Kern. Liebe ist in ihrer Tiefe Glück eines *Wissens* um Besitz, nicht des Besitzens. Wer der Einsamkeit des Ich entflieht, indem er liebend seine Grenzen sprengt, will in einem andern Ich versinken, in dem er sich wiedererkennt. Freilich ist hier ewig eine tiefe und tragische Linie gezogen. Der Suchende versinkt immer nur in dem Gefühl, daß er jenseits der Grenzen sich selbst wiederfinden wird.

Digitized by Google

Auch das stürmischste Glück ist nur eine zur Gewißheit gereifte Ahnung, nie das Versinken selbst. Daß wir in uns verharren müssen, macht ja das Leben aus. Aus eben dieser Begrenzung erwächst das Schicksal als ewige Zwiesprache: mit dem Menschen, mit der Geschichte, mit der Welt, zu der man hinstrebt und zugleich auf merkwürdigem Wege sich selbst immer näherzukommen hofft. Mit dem Wort Liebe erlöst man viele tausend Ströme des Lebens, die man sonst kaum zu deuten wüßte, zu ihrer wahren Gestalt.

Liebe: eine Urkraft der Menschenseele ist am Werk, doppelt hinreißend, weil sie nicht nur ewig dauert, sondern ewig auch wachsend empordrängt. Diese gleiche Wurzel erklärt so manche tiefere Übereinstimmung irdischer Erscheinungen. Es ist nur immer ein anderes Ziel: der einzelne Mensch, ein geistiger Traum, die ganze Welt. Jede Liebe ist der anderen irgendwie verwandt. Das ist der Grund, warum gerade der liebende Mensch plötzlich die Welt in einer vorher nie geahnten Deutlichkeit und Blüte vor sich sieht, und warum jeder, der suchend in die tieferen Geheimnisse der Natur einzudringen bemüht ist, nun für alles Lebendige Sinngebungen findet, die ihm vorher verschlossen geblieben sind. Die Sehnsucht, besser die *Kraft, sich in anderem Leben wieder zu erkennen,* ist der gewaltige Strom, der durch die zahllosen Spannungen einer sich niemals in ihren letzten Gesetzen entschleiernden Ordnung in eine verwirrende Fülle von Gestalt und Wirkung gebunden ist. Rainer Maria Rilke hat diesen Kraftstrom an den Früchten des Lebensbaumes etwa in der Weise entdeckt, wie man plötzlich ein grünes Blatt im Frühling zum Licht hält, die Verzweigungen seines zarten Äderwerkes erblickt und damit der bisher fremden Gestalt Sinn und Gesetz ihres Wachstums ablauscht. Hiermit ist eine Brücke geschlagen, die sich immer wieder erneuern läßt. Es ist dann nicht mehr ganz klar zu entscheiden, wo gerade jedesmal der Ausgangspunkt des bewegten Hin- und Widergehens zwischen Ich und Welt ist. Schon die bloße Übung, daß man vom homo sapiens Linnéi spricht und dabei wohl davon hingerissen ist, daß der unvergleichliche Linné, Entdecker botanischer Systeme, ohne weiteres seine Lebenshierarchie zum Menschen als natürlichem Gipfel hinanführte, schon diese Übung verwischt eigentlich jeden Übergang. Wo beginnt der Mensch bei der Deutung der Welt von den Kräften seines Inneren nach Außen zu schließen? Wo sprengen scharfe Folgerungen aus dem Gesetz der äußeren Welt die letzte Tür einer Ungewißheit über sich selbst?

So ist Rainer Maria Rilke ebenso ein Dichter der Natur und der geistigen Welt außer uns, wie im engeren Sinne der des menschlichen Schicksales gewesen. Ja, der eigentümlichste und zärtlichste Reiz seiner Dichtungen war gerade die ständige Verschwisterung seiner möglichen Ausblicke. Noch strahlte die frische Erinnerung weiter Weltschau in jeder menschlichen Enge, und die heimlich geschärfte Mündung in das Einzelleben gab auch dem Hymnus über die Unendlichkeit gebändigte Kraft. Wenn Rilke von der Frau oder von der Liebe eines Mannes, von Blinden oder von Sehenden, von einem Kinde oder einem verwelkten Greis sprach, zitterte das weitere Firmament der Welt um sie; die Figuren, welches Wort das persönliche Gesetz ausdrückt, wandelten im Rhythmus allgemeiner Gestalt. Hierdurch wuchs alles Einmalige ins Dauernde, alles Persönliche ins Allgemeine. Ein Dichter, den Mißverstehende als Individualisten bezeichnen mochten, war dennoch immer vom Universum erfüllt.

Seine entscheidende Bedeutung aber empfing Rilke noch nicht durch diese geistige Wesenheit, die sich wohl in allen dauernden Gaben der Dichtung entdecken läßt.

Digitized by Google

Er hatte noch eine ganz besondere *Beziehung zum Wort*. Er war weder ein Diener am Wort noch Herr des Wortes, er war auch ihm gegenüber ein *Liebender*. Das erklärt uns seine Schöpfungen in einem sehr hellen Sinn. Liebe zum Wort ist ja auch nichts anderes als *Wiedererkennen des Ich im Wort*. Nun begreift man auch manchen Mißbrauch tiefer, der mit dem Wort getrieben wird. Er ist derselbe, der mit der Liebe überhaupt geschieht, indem man ihren Namen dazu herabwürdigt, bloße Verbindungen und Verständigungen zwischen den Menschen und von diesen zu den verschiedensten Erscheinungen der Welt zu bezeichnen. Wie die Liebe niemals nur schlechthin zwei Menschen verbindet, sondern sie dadurch verwandelt, daß das einsame Ich etwas, das außerhalb seiner Grenzen liegt, als zu ihm gehörig empfindet, und diesen Besitz, wenn auch nicht besitzen, so doch in die Lebensrechnung einwerfen kann, so ist auch das Wort nicht nur bloß Mittel des Ausdrucks, sondern verknüpft Sprecher und Gesprochenes, Ich und Welt mit einer tieferen Beziehung. Rilke hat Worte, tausendmal gebraucht, verkannt und glanzlos geworden, im Frühling seiner dichterischen Kraft gegen das Licht gehoben, wie der Ruhende das Blatt gegen die Sonne hält. Er bewegte den Wortkörper anders wie alle vor ihm; so wie etwa jener, der in das Geheimnis des Blattes geschaut hat, es anders in seiner Hand hält als der, der in ihm nur Laub sieht. Ein Einwand meldet sich: ist solche Beschäftigung des Wortes je ganz von der Willkür des Spielerischen zu befreien? Wer unterscheidungslos, nie ohne Vorwurf vom „Wortkünstler" spricht, geht auch ahnungslos an einer Verbundenheit vorbei, die diesem Spiel jeden Augenblick einen tieferen Sinn geben kann. Freilich, wer dann in der geheimeren Gestalt des Laubes nichts anderes erblickt als eine neue Besonderheit, die keine Brücke in das Wesen der Welt gewinnen läßt, mag gegen die anderen, die totes Laub auf die Wege des Lebens häufen, nicht sonderlich verschieden sein. Aber nur eine kleine Wendung, und er findet mit dem Einblick in das Laubgeäder auf einmal die ganze Stufenleiter der Schöpfung, die das System Linnés bis zum homo sapiens verbindet ...

Das war Rilke; nicht etwa nur Wortkünstler, schon Wortgestalter und Wortentdecker in einem Sinn, der vielleicht überhaupt erst mit ihm geboren worden ist. Ähnlich wie auch die Liebe zwischen den Menschen erst langsam von einer bloßen Verbindung der Triebe wie der Nützlichkeit zu ihrem eigentlichen Sinn erlösender Verwandlung emporreifen mußte, ist es der schöpferischen Gewalt des Dichters vorbehalten, das Wort erst vom bloßen Mittel der Verständigung zur zauberhaften Macht der Deutung emporzuheben. Rilke hat das erfüllt. Das doppelte Wesen des Wortes wurde deutlich wie nie; man kann es „verwenden", und man kann in seine Gestalt schauen. Dann findet man nicht mehr Klang allein, schon Deutung der Schöpfung, von Welt und Ich. Das gibt dem Wort seine besondere Würde, dieses zweifache Gesicht deckt seine Verwandtschaft zum Leben auf, das ja auch diese doppelte Wesenheit in sich trägt. Auch das Leben ist einmal, innerhalb der Grenzen von Ursache und Wirkung, nur rasch verbrauchtes Mittel, das andere Mal Deutung und Sinn übernatürlicher Bestimmung.

*

Das steigt im Lebenswerk Rilkes vom festlichen Anfang zu immer strahlenderem Gipfel. Von den ersten Bänden, wie *„Traumgekrönt"*, *„Frühfrost"* und *„Mir zur Feier"*, bis zu dem *„Stundenbuch"* und der *„Weise von Liebe und Tod"*, von den *„Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge"* bis zu den *„Sonetten an Orpheus"* und den *„Duineser Elegien"*. Was immer man über die immer geheimnisvolle

Digitized by Google

musikalische Gewalt seiner Strophen zu sagen vermag, ist nur ein Widerschein der tieferen Tatsache, daß auch das Verschiedenste bei ihm aus der gleichen nährenden Wurzel drängt. Rilke war für die deutsche Sprache einer der wenigen großen *Metaphysiker des Wortes.* In seinem natürlichen Klang machte er den übernatürlichen Sinn deutlich. Überall im Leben gelingt derartiges am gleichen Schnittpunkt der Mächte Natur und Geist, der plötzlich ihre Verbundenheit offenbart: in der Vollendung der Gestalt, die sich, aus beiden gewachsen, erhebt. Wie für den allzusehr in der Natur verstrickten Menschen jedes „heilige" Leben der mit allem Rausch der Entdeckung ergriffene Beweis für die übernatürliche Berufung dieses Daseins ist, so gibt es für die über die Verständigung reichende Kraft des Wortes keinen unmittelbareren Beweis als eben das *reine,* das *vollendete Wort.*
An Tausenden von Beispielen läßt sich zeigen, wie Rilke das Wort aus der bloßen Niedrigkeit der Verständigung zur deutenden Gewalt der Musik emporgehoben hat, wie er in merkwürdiger Art eine *Erlösung des Wortes* bewerkstelligt hat. Nirgends aber geschieht Erlösung ohne Not; es ist mehr als ein bloßer Zufall, daß Rainer Maria Rilke gerade in der Zeit lautester Ernüchterung der Dichter leisester Festlichkeit geworden ist, in einer Zeit des nächsten Zweckes und der falschen Herrschaft der Mittel ein Erkenner des Zieles. Darauf kommt es immer wieder an: auch wer künftig nicht dem Worte dienen, auch nicht Herr über das Wort sein, sondern mit dem Worte *liebenden Dienst am Leben* erfüllen will, wird den Weg Rainer Maria Rilkes gehen müssen. Und sich vor dieser reinen und großen Seele verneigen.

*

Mein stilles Zelt

Auch ew'ge Liebe hat ihr stilles Zelt,
Das hinter Schleiern sein Geheimnis hält.

Wer dort zu Haus, der reicht dir wohl die Hand,
Doch immer nur, zum stillen Zelt gewandt.

Er geht mit dir wohl Straßen ein und aus,
Doch immer so, als müßt' er gleich nach Haus.

Stets wandernd, und doch immer still beglückt,
Ja, ganz bei dir und immer doch entrückt.

Ein Ringlein trägt er, und du siehst es nicht,
Das kommt, weil es in tiefer Wunde liegt . . .

Die Sonne lockt, die wonnige Woge wellt . . .
Die Wunde brennt . . . o du, mein stilles Zelt!

H. B—l

Digitized by Google

Meister Sebastian

Von Charlotte Ursina

JOHANNES Groß war gestorben. (Schluß)
Auf dem kleinen Friedhof lag er zur letzten Ruhe gebettet.
Sein Grab trug nur wenige Blumen.
Seit drei Tagen saß Frau Annette bei Meister Sebastian droben im Giebelstübchen am niedrigen Fenster im Lehnstuhl und wartete still. Sie trug ein schwarzes Kleid und schien noch bleicher als gewöhnlich. Ihre Hände ruhten im Schoß. Ihr Blick trank sich tief in die Ferne, über den Friedhof hinaus, hin in die einsamen Berge.
Was war geschehen zwischen Johannes und Meister Sebastian? Sie wußte es nicht. Sie hatten den düsteren Mann noch niemals so friedlich gesehen seit jener Nacht, da Sebastian verschwunden. Er hatte gelächelt, ihr Haar sanft gestreichelt.
„Bete für mich mit Meister Sebastian!" Das war das Letzte, was er gesprochen, dann war er entschlafen.
Frau Annette saß stille und sann. Sie trug einen Brief für Sebastian in ihrem Täschchen. Den hatte Johannes ihr kurz vor seinem Tode gegeben.
Und Meister Sebastian war fort. Kein Mensch wußte von ihm. Und sie saß Stunden und Stunden, ganz still, ganz einsam, in Warten. Langsam rollte der Vollmond über die fernen Berge. Frau Annette schaute empor, voll Tränen und Sehnen. Er war so groß, so blank und silberhell, der ferne Mond. In den Zweigen rauschte der Wind. So hell und leuchtend war die Nacht. Sie sah die stillen Hügel zwischen den Büschen und Bäumen. Sie fühlte den Duft der Blumen und Blüten und Zweige. Zuweilen tropften die blanken Sterne vom Himmel wie funkelnder Tau.
Frau Annette schaute mit fragenden Augen.
... und Meister Sebastian ...?
Sie faltete die bleichen Hände und gedachte des toten Johannes. Sie wollte beten und fand kein Gebet.
... er kommt auch diese Nacht nicht, der Meister Sebastian. Müde lehnte sie den jungen Kopf zurück und schloß die Augen.
„... Sebastian ...," murmelte sie wieder, „... Meister Sebastian!" und lächelte leise.

*

Die erste Morgenfrühe blühte über dem Himmel wie fahler Purpur. Frau Annette erwachte im Lehnstuhl. Ganz still war es rings. Ganz lautlos still. Kein Hahnenschrei. Kein Vogelgezwitscher. Verloren glitt ihr Blick über des kleinen Friedhofs frühe Maienpracht.
„Sebastian!" rief sie plötzlich.
Da schwankte er hin, gebeugt, mit schwerem Schritt. Den Mantel nur leicht um die Schultern geworfen. Den Blick stier zur Erde.
„Sebastian!" rief Frau Annette und eilte zur Tür.
Das kleine Mauerpförtchen war nur angelehnt. Sie huschte hindurch. Ihre kleine Gestalt flog dahin, leicht, in wiegender Anmut.
„Sebastian!" flüsterten ihre Lippen. Sie irrte über die winkligen Wege vorbei an Büschen und Hecken. Ganz heimlich begannen die Vögel zu singen.

Digitized by Google

Sebastian . . .
Da kniete er nieder, dicht hinter der alten Kastanie, am kleinen Hügel mit der goldenen Aufschrift im Stein . . . Maria Paudin. Annette blieb stehen, verlegen, verwirrt. Er ahnte sie nicht.
„Meister Sebastian!" Sie schrak zusammen beim eigenen Laut.
Er wandte sich um, starr und erschreckt. Er sah sie stehen und hob sich empor.
„Annette!" Sie starrte ihn an, groß, fragend, verlegen.
„Annette!" sagte er wieder. Sie senkte den Blick.
Leicht fühlte sie seine Finger ihre Hände umschließen.
Schweigend gingen sie nebeneinander. Und über ihnen blühte der Mai. Rings um sie spielte der Frühling.
Am Kapellchen blieben sie stehen. Kein Wort fiel von ihren Lippen. Minuten verflogen. Sie blickten sich an.
„Spielen Sie, Meister!" sagte sie und wurde so rot wie der brennende Mohn am einsamen Wege. Langsam schritten sie hin. Die Stufen empor, in die kleine Kapelle.
Kühl wehte es drinnen. Matt wob sich die Dämmerung hin durch die Stille.
Der Meister stieg das Treppchen hoch, hinauf zur Orgel.
Frau Annette tastete sich weiter, bis vor zum Altar, dem kleinen versteckten, in Blumen gehüllten, mit wächsernen Kerzen.
Sie hörte die Orgel, leise, ganz leise, und sank auf die Knie. Es war so seltsam hierinnen, in dieser Frühe. Das Ewige Lämpchen zuckte und bebte, sonst rührte sich nichts. Die Heiligen träumten von steinernen Sockeln, aus tiefdunklen Rahmen.
Annette schaute sich um. Über ihr wogte die Orgel in weichen, schwellenden Tönen. Ganz seltsam, ganz wundersam seltsam.
Sie hielt den Atem an und lauschte.
Wie herrlich der Meister zu spielen verstand, der Meister Sebastian! Versteckt saß er droben im Dunkel und spielte und spielte und wußte nicht, was er gespielt. Bald war es ein Schluchzen, ein kämpfendes Ringen. Und wieder verzweifeltes, bangendes Stöhnen. Er hielt die Augen geschlossen und träumte sein Spiel.
Dann wogte es an, gewaltig, in hohen Akkorden. Ein Rauschen, ein Wogen, ein tönendes Brausen, als bebe die Kirche in jedem Gestein.
Er fühlte sein Herz ganz sacht sich erheben. Die Seele erfüllt von göttlicher Ehrfurcht und gläubigem Ahnen.
Er spielte und spielte, und Stunden verrannen.
Annette kniete ganz heimlich versonnen und schaute zum Kreuzbild und lauschte zur Orgel.
Sebastian! Sebastian!
Der Morgen stand klar, hell leuchtend und rein. Da ließ der Meister sein Spiel verklingen, leise, ganz leise, erhob sich langsam und ging wie im Traum. Sein Schritt war noch schwankend, doch seltsam verklärt schien sein Antlitz.
„Annette!" raunte er leise und beugte sich über sie hin. Tränen blinkten in ihren Augen, Tränen und Tränen.
„Annette!" sprach Meister Sebastian und führte sie schweigend hinaus.

*

Frau Annette war rot und erhitzt, verlegen, mit ängstlichen Blicken. Der Meister ging auf und nieder, ruhig und ernst, still und verschlossen.

Digitized by Google

Nun hatte sie alles gesagt. Alles, auch alles gestanden.
Er wußte ihr gar nichts zu sagen. Er war so erstaunt, so verwundert, und doch war ihm alles verständlich, als hätte er längst es geahnt. Annette! Die kleine Annette! Er schüttelte schweigend das Haupt. Da saß sie nun bei ihm am Fenster.
„Der Brief!" rief er plötzlich. Sie nickte und griff in ihr Täschchen. Er trug seine Aufschrift, des toten Johannes unstete Züge.
Der Meister zerriß das Kuvert, lehnte im Winkel und las.
Da stand es geschrieben, alles, was sie und wie sie erzählt.
Sie war nicht sein Weib! Johannes Weib nie gewesen. Er hatte sie zu sich genommen, die kleine Annette, als Waise, verarmt und in Not. Siebenzehn Jahre noch kaum, hilflos und krank war sie damals. Er hatte gutmachen wollen, was er einst vielleicht verschuldet. Der Welt gegenüber galt sie sein Weib und trug seinen Namen. Sie waren gereist, bald hierhin, bald dort. Er hatte sie selbst unterrichtet, mit Mühe und Eifer erzogen, bewacht, behütet in Strenge und Härte.
Und sie? Sie war gut, still, einfach und brav, bescheiden und folgsam, nur ängstlich.
Und nun, da es kam, das große, tief düstere Sterben, da bat er Sebastian: „Nimm du sie zu dir und halte sie treulich und gut."
Sebastian las und las wieder, mit zuckenden Lippen. Er nickte und neigte das Haupt.
Annette saß unbeweglich, in stillem, bangem Erwarten.
„Annette!" sagte er leise. Sie trat zu ihm hin, mit heimlich verlorenem Lächeln.
„Sebastian . . .!"
Er blickte sie an, verlegen, voll Staunen und Wundern.
Sie lächelte wieder und senkte errötend den Blick.
„Ich sorge für dich, so gut ich es eben vermag, mit meinen bescheidenen Verdiensten.
Ich selbst will ein Leben beginnen, ganz neu, voll Mut und voll Glauben. Und einmal, noch einmal voll . . . Hoffen!" Sein Blick hing an ihr. Sie fühlte es schweigend, mit leisem Zittern.
„Und später hol' ich dich zu mir!" Leicht faßte er ihre Hände.
„Anders, als einst der Johannes!" Er lächelte ernst und versonnen.
„. . . und jetzt . . .?" Sie fragte mit leichtem Zögern.
„Ich werde schon alles besorgen!"
Sie schaute ihn an, mit inniger Freude und doch voll schimmernder Trauer.
„Annette!" sagte der Meister, „Annette! Kleine Annette!"

*

Drei Jahre flogen dahin, voll Arbeit, voll Mühen und Eifer. Doch mehr noch in Kummer und Sorgen.
Oft sehnte der Meister sich stille nach Haus, fern in das Städtchen der Heimat, hinauf in sein einsames Stübchen.
Aber Annette? Die kleine Annette?
Er riß sich wieder zusammen und kämpfte sich durch. Es war gewiß nicht immer leicht für Sebastian.
Aber endlich war es erreicht! Erreicht, was er wollte, was einst nur sein Traum vor Jahren, Jahrzehnten gewesen.
Sebastian war wirklich ein Meister!
Sein schönstes Konzert war gespielt. Sein höchster Ruhm war errungen. Man jauchzte ihm zu: „Meister! Meister Sebastian!"

Digitized by Google

Es war ein einzig großer Erfolg. Und um ihn ein einzig wogender Jubel.
Meister! Meister Sebastian!
Doch er blieb wie früher, bescheiden, fast kindlich, mit heimlich getragener Scheu.
Nun war er müde geworden. Weltenmatt. Menschenmüde. Der große Meister Sebastian.
Er wollte reisen und reisen. Weit fort, ganz stille für sich. Noch einmal das Städtchen sehen! Den Friedhof! Den einsamen Hügel! Die Winkel! Das Kirchlein! Sein Haus! Und träumen, träumen, nur träumen. Und dann ... zu ihr, zu Annette! Der kleinen, jungen Annette! Da plötzlich fiel es ihm wieder ein, so dunkel und schwer auf die Seele. Was war mit der kleinen Annette?
Sie hatte ihm nichts mehr geschrieben. Kein Briefchen von ihm war erwidert, seit einem Jahr ungefähr.
Nur das Geld enthob sie ganz pünktlich, was er ihr allmonatlich schickte. Das hatte die Bank ihm geschrieben.
Und sonst? Herr Sebastian hatte nur erfahren, daß Frau Barkoni gestorben war, der er Annette einst anvertraut hatte. Die gute, alte Frau Barkoni! Eine treue Freundin seiner toten Mutter.
Annette hatte ihm dann geschrieben, daß sie umgezogen sei, ganz schnell und plötzlich, in eine andere große Pension, deren Namen Sebastian niemals gehört hatte. Dort, so hatte sie ihm berichtet, trieb sie fleißig Musik und übe sich eifrig im Singen.
Dann waren ihre Briefchen immer seltener und seltener geworden, und schließlich blieben sie aus. Sebastian schrieb und fragte dies und das. Doch niemals kam eine Antwort.
Und anfangs! Wie viel sie ihm da zu schreiben hatte, die kleine Annette. Wie viel! Und so rührend und kindlich und dankbar klangen die Worte. Und doch voll heimlichen Sehnens. Daß der Meister oft verlegen die Briefe im Tischkasten verschlossen hielt.
Die kleine, die kleine Annette!
Vielleicht war es nur eine Laune von ihr, geheimnisvoll vor ihm zu spielen, dachte er oft und versuchte sich zu trösten.
Die kleine junge Annette! Noch immer sah er sie vor sich, wie einst mit dem düsteren Johannes. Ein kleines, verängstigtes Vöglein. So war sie ihm immer erschienen.
Annette! Die kleine Annette!
Gleich morgen schon wollte er reisen.

*

Tageweit war er gefahren. Er hatte Annette geschrieben und keine Antwort erhalten. Es war wohl ein kleines Erstaunen in ihm und dunkles Verwundern.
In der Pension, die ihr letzter Aufenthalt war, zuckte man nur leicht die Achseln. Seit eineinhalb Jahren war Fräulein Annette verschwunden. Ganz plötzlich, ohne ein Wort. Ihr Zimmer stand leer eines Morgens. Nur das Pensionsgeld lag auf dem Tisch, verschlossen im weißen Kuvert. Sonst wußte niemand von ihr.
„Wien!" meinte die kleine Jungfer. „Von Wien hat sie oftmals gesprochen. Von guten Bekannten dort drunten und Freunden, fern an der Donau! Überhaupt, Frau Annette ..." Ganz plötzlich sagte sie Frau, mit scharf bestimmter Betonung.
„Frau Annette war lustig! Charmant und hatte ihr eigenes Köpfchen. Sie sang und sang von früh bis zur Nacht und wollte Sängerin werden."

Digitized by Google

Das Jüngferlein lachte belustigt. Meister Sebastian sprach nichts, verneigte sich kühl, schritt wortlos zur Tür, die Treppe hinunter, mit stolperndem Fuß.
Annette . . .?
Annette . . .?
Er wollte sie suchen. Er wollte sie finden. Das stand bei ihm fest.
Am Abend schon fuhr er gen Wien.

*

Wien!
Sebastian hob die Augen zum Himmel.
Langsam glitt der Fiaker durch die regennassen Straßen, vorbei am Stefansdom, bis nah der Hofburg. Herr Sebastian schaute mit großen, verwunderten Augen. Mit Kinderaugen schaute er um sich. Wie schön dies Wien doch war!
Und ihm? Ihm war doch so eigen, so seltsam dabei . . . ohne Annette!
Acht Tage war er in Wien, bald hier, bald dort. Er forschte und fragte, und niemand wußte ihm Antwort. Er traf zwei alte Bekannte. Es wußte ihm niemand zu raten.
Zuweilen irrte er einsam durch Straßen und Gassen. Er suchte und fühlte, wie töricht es war, noch zu suchen.
Gegen den Abend vom Samstag zum Sonntag der dritten Woche kam er ein Seitengäßchen langsam hinauf. Eng, schmutzig und klein. Ein Kaffeehaus lag an der Ecke, verstaubt und düster.
Meister Sebastian blieb stehen, unwillkürlich, durchschaute die Fenster.
Plakate hingen davor mit den Namen auftretender Künstler.
Und da . . . der Meister stützte sich fester auf seinen alten Eichenstock.
Annette Collani, Soubrette.
Die Buchstaben tanzten ihm vor den Augen. So bunt wie ein Reigen.
Annette? War es Annette? Wie kam sie zu diesem Namen?
War sie es wirklich? Konnte sie es sein? Die kleine Annette?
Er wankte die Stiege empor. Das wacklige Türchen knarrte in rostigen Angeln. Das Café war leer, finster und eng, ohne Licht.
Es mag noch zu früh sein, dachte Sebastian und drückte sich tief in den Winkel.
„Annette!" murmelte er, „Annette! Kleine Annette!"
Langsam, ganz langsam füllte sich der kleine Raum. Galante Gäste, die er nie hier erwartet, saßen ringsum. Damen und Herren, elegant und graziös, in großen Toiletten.
Ein kleines Kapellchen geigte im Winkel, und plötzlich . . . .
Sebastian schrak auf . . . . Annette! Die kleine Annette! Man jauchzte ihr zu. Man schenkte ihr Blumen. Sie lächelte süß, bestrickend, kokett. Sie schaute umher von einem zum andern, charmant und . . .
Meister Sebastian schämte sich fast. Das war die kleine Annette! Sie sah ihn nicht, den Meister Sebastian, in seinen dunklen Winkel gedrückt.
Aber ihr Stimmchen hörte er plötzlich, ganz hell, ganz rein. Er mußte sich wundern. Wie reizend sie sang. Zwei Lieder waren es nur, leichte, pikante Chansons. Man lachte ihr zu, man rief ihren Namen. Sie lächelte wieder, verneigte sich leicht. Dann war sie verschwunden. Sebastian saß still. Ganz still. Unbeweglich. Ihm war wie im Traum. Er sah nicht die Menschen rings um sich im Raum. Er hörte kein Lärmen und Rufen.
Annette! Die kleine Annette! Wirr war ihm der Kopf, dumpf und benommen.

Digitized by Google

Was war nur geschehen? Er wußte es nicht. Und wußte es doch. Und wollte nichts wissen!
Annette! Kleine Annette!
Er saß so lange schon in seinem Winkel und merkte es kaum. Sie war nicht wiedergekommen. Andere Künstler kamen und gingen. Er achtete niemand. Und Stunden verrannen.
Langsam gingen die Gäste. Wankten und schwankten zur Tür, mit Singen und Lachen. Da zahlte auch er, verlegen, als Letzter seine kärglichen Heller. Die Wirtin lachte.
„Grüß Gott! Herr Baron!" und schob ihn zur Tür.
Herr Sebastian stand still auf der Gasse.
Wo war er nur plötzlich? Wo mußte er hin?
Annette!
Und einsam irrte er tief in das Dunkel des nächtlichen Wien.

*

Der Meister Sebastian kam jeden Tag. Zur pünktlichen Stunde saß er im Winkel bei seinem Kaffee und blieb bis zum Nachtschluß.
Annette sang jeden Abend, den ganzen Monat hindurch, so stand im Programm. Wie zierlich sie war. Genau so wie einst. Um nichts, auch um gar nichts verändert. Er schaute sie an, wieder und wieder. Das Röckchen so kurz. Die Blumen im Arm, und immer ein Lächeln . . .
„Frau Nanni!" sagte er endlich und winkte die rundliche Wirtin heran.
„Ich will zu . . . Annette!"
Endlich gewann er es über sich. Endlich einmal! Er staunte wohl selber.
Die Wirtin lachte und äugte ihn an, von Kopf bis zu Füßen.
„Zu Frau Collani? Wenn sie empfängt, Herr Baron . . .!" Sie lächelte spöttisch und schlürfte davon.
Sebastian saß still. Ganz still. Und mußte noch warten. Sehr lange. Dann ließ Frau Collani ihn bitten.
Zitternd ging der Meister. Ihm schwindelte fast.
Annette!
Da stand er nun vor ihr. Er wußte kein Wort und drehte verlegen den Hut.
Verwundert blickte Annette ihn an, verwundert und lange.
„Ach, Meister!" rief sie, „Meister Sebastian!" und plötzlich, wie sich besinnend, eiskalt, mit schneidender Stimme.
„Was steht noch zu Diensten?"
Sebastian stand steif und verlegen.
„Ich hatte versprochen, zu . . . kommen, Annette!"
Da lachte sie auf, so schrill, beinah rauh. Der Meister schrak peinlich zusammen.
„Meister! Ach, lieber Meister! Ich hatte sie beinahe vergessen.
Doch alles ist anders beschlossen! Ganz anders, lieber Sebastian!" sagte sie ernst und zupfte am Röckchen.
„Und dabei bleibt es und wird es bleiben! Leben Sie wohl!" Auf dem hohen Stöckelschuhabsatz drehte sie sich um, huschte geschwind wie ein Hauch zur Tür und warf sie krachend ins Schloß. Das war Annette!
Er mußte fast lächeln. Dann ging er. Im Gang war es dunkel. Er schlich die Stiege hinunter, hinaus zum hinteren Pförtchen. Der Mond stand am Himmel. Die Gasse lag einsam, ganz weiß versponnen in seinem Licht.

Digitized by Google

Sebastian ging schwebenden Schrittes.
Seltsam! So leicht war ihm plötzlich. So wundersam leicht! Das mußte ihn wundern.
„Annette!" rief er, „Annette Groß!"
Des armen Johannes Vermächtnis . . .

*

Wie er nun wieder im Zuge saß!
Weit fort von Wien! Weit fort von der Donau! Hinauf nach Norden! Der Heimat entgegen. Sein Herz klopfte laut.
So mußte es kommen! dachte er still.
So war es recht! Er nickte versonnen.
Wie er sich nach Hause, in die Heimat sehnte, so allgewaltig. Zurück in sein Städtchen, den traulichen Frieden. Und alles, was sein!
Wie er sich nur alle die Jahre hindurch danach gesehnt hatte. Alle die Jahre! Und doch . . . und doch . . .
Aber nun war es gekommen, wie es kommen mußte. Genau so! Er war es zufrieden. In tiefster Seele zufrieden.
Träumen wollte er wieder, träumen, im alten Stübchen, droben, im winkligen Giebel des alten Gehäuses. Träumen und träumen.
Und unter dem Fenster mußte der Frühling erblühen. Wieder der Frühling weit über Buschwerk und Hügel.
Der Frühling, der Frühling!
Und die Wege konnte er wandern. Bald wieder wandern. Die alten, traulichen Wege, in Sinnen und tiefen Gedanken.
Still hinter der großen Kastanie knien, an jenem einsamen Hügel, mit Efeu umsponnen, vor jenem Kreuz, mit goldener Inschrift: Maria . . .
„Maria!" sprach Meister Sebastian, „Maria!" und faltete langsam die friedlichen Hände, ein glückliches Leuchten im ernsten Gesicht.
Maria! Maria Paudin!

*

Trost[1]

Unsterblich duften die Linden. —
Was bangst du nur?
Du wirst vergehn, und deiner Füße Spur
Wird bald kein Auge mehr im Staube finden.
Doch blau und leuchtend wird der Sommer stehn
Und wird mit seinem süßen Atemwehn
Gelind die arme Menschenbrust entbinden.
Wo kommst du her? Wie lang bist du noch hier?
Was liegt an dir?
Unsterblich duften die Linden. —

Ina Seidel

[1] Entnommen dem soeben erschienenen Band: „Neue Gedichte" von Ina Seidel. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Digitized by Google

Puschkins Tod[1]

Von Paul A. Schmitz

DURCH die Straßen von Petersburg fegt ein eisiger Nordostwind. Ächzend quält er sich durch die Straßen, zerrt wild an Ziegeln der Dächer und stürzt lärmend gegen die beleuchteten Fenster eines vornehmen Hauses. Natalie Puschkin im Boudoir hinter den mattbeleuchteten Scheiben hält erschreckt inne im lässigen Spiel der Finger mit dem dunklen, gelösten Haar. Sie sitzt vor dem geflügelten Spiegel des Toilettentisches und bereitet sich zum abendlichen Empfang der Gäste.

Huiii, rüttelt wieder der Sturm an den Fenstern. Natalie zuckt zusammen, und ihr Blick springt ängstlich vom Spiegel zu den schwankenden Gardinen der Fenster. Einen Augenblick lang leuchten die Augen schreckhaft, dann aber lachen übermütige Worte: „Schau, wie er ins Zimmer will, der tolle Wind. Wie ein dreister Kavalier, Maruschka", wendet sie sich an die Kammerzofe. — „Man hat ihm wohl erzählt, wo schöne Frauen wohnen. Wir wollen ihm zeigen, daß er nicht fehlgegangen. — Heute abend kommt Georges, sag', liegen die Gedecke so, wie ich es angeordnet?" — „Gewiß, gnädige Frau. Herr d'Anthès findet seine Tischkarte zu Ihrer Linken, wenn er Sie zur Tafel führt!" — „Wie wird er Freude haben, der kleine Georges . . ." — „Welcher Mann hätte die nicht, wenn Petersburgs schönste Frau neben ihm sitzt, Herrin!" — „Meinst du wirklich Petersburgs schönste Frau? Oh, gib dir Mühe mit dem Haar, Maruschka, *daß* ich es bin!" —

Nataliens Blick taucht wieder in den Spiegel. Die Flügel der Nase beben leicht, fast sinnlich lüstern. Dann verfolgen die Augen gespannt die geschickten Hände der Kammerzofe, die das Haar zur kühnen Frisur türmen.

‚Schnell, schnell' — drängt sie — „in einer Stunde kommen die ersten Gäste."

*

Zur gleichen Stunde, unter dem gleichen Dach sitzt Puschkin, Rußlands größter Dichter, am schweren Arbeitstisch. Vor ihm an der Wand hängt Nataliens blendendes Bild. Das Weiße ihres Nackens springt aufreizend aus dem Dunkel des Hintergrundes und zieht, ins Licht der Lampe getaucht, die Blicke auf sich.

„Das beste Bild", flüstert Puschkin. „Das Weiße des Nackens und die dunklen Augen: das ist Natalie!"

Die Blicke des Dichters brennen wie die eines Irren auf dem Bild an der Wand. Im Zimmer atmet Stille. Man hört nur das Ticken einer Uhr und den schweren Atem eines Mannes. Dann poltert der Sturm wieder auf der Straße wie ein Gassenjunge. Der Dichter schreckt auf. Das irre Leuchten der Augen erlischt, und schwer tropfen Worte von den Lippen und ertrinken im Lärm des tobenden Windes: „Alle Frauen wollen mein sein, nur die eine nicht, die meine Frau ist!" — Dann flackern die glühenden Blicke wieder vor dem Gemälde, brennen wie Fackeln des Untergangs, angefacht von dem Sturm ungestillter Leidenschaften.

Draußen heult noch immer der Wind. Irgendwo klirrt eine Fensterscheibe. Puschkin springt auf. Ruhelos irren seine Schritte durch das Zimmer, auf, ab, auf, ab. Seine Augen sind geschlossen. Er kostet gierig das gähnende Schwarz des geschlossenen Auges.

[1] Stofflich fußt die obige Skizze auf dem Werk von Schtschogolew „Puschkin und seine Zeitgenossen" und auf Ssuworins „Geheimtagebücher". Beide Werke Petersburg 1925.

Digitized by Google

Dann tritt er ans Fenster. Schwer fällt die Gardine zwischen ihn und das erleuchtete Zimmer. Die heiße Stirn sucht die Kühle der Scheibe. Voll Hingabe lauscht er dem Sturmgesang.
„Wandern können wie der Sturm, unbeschwert, beflügelt, mit Kraft und Stärke, ohne Leiden, und überall zu Hause", denkt der Dichter, während seine Rechte wieder den Brief in der tiefen Tasche des Rockes sucht. Das Papier knistert in der verkrampften Hand und brennt wie Feuer. Aber die geballte Faust kann die Glut nicht ersticken, die aus dem Papier lodert. Sie peinigt mehr als flackernde Flammen. Sie nagt an der Seele, seit Monden schon. „Sie nagt, nagt" – zernagt, flüstert Puschkin, und er trägt wieder die Melodie der Briefworte im Ohr, die ihm Nataliens Untreue höhnisch zutragen. — Als wenn er es nicht lange wüßte, — aber nun machen sich die andern schon lustig über ihn. Wütend stampft der Atem in des Dichters Brust und hilfloses Gurgeln löst sich aus der Kehle. Seit Monden schon ringt er um einen Entschluß, und immer wieder nimmt das Bild an der Wand die Kraft, wenn er sich mühsam einen Vorsatz abgerungen. Jäh schlägt er die Gardine hinter sich zurück, wie um seine Kraft zu beweisen, an die er selbst nicht glaubt, und tritt in den Lichtkegel der Lampe.
Es klopft an der Tür, und eine Zofe tritt ein. Puschkins Blicke kommen ihr müde entgegen. Lacht das Mädchen auch über ihn, oder flattert Mitleid aus diesen Augen? Keiner kann anderes geben: Hohn oder Mitleid!
„Was willst du, Mädchen?" fragt der Dichter mit weicher Stimme.
„Die gnädige Frau bittet Sie, sich zur Soiree zu bereiten!"
„Ich komme!" — zittert die Stimme. Puschkin ist wieder allein. Er tritt vor den Spiegel und betrachtet eindringlich sein vergrämtes Gesicht.
„Warum solche Affenfratze noch zur Soiree verschönern", berauscht er sich an der trostlosen Bitterkeit seiner Worte. Dann löscht er die Lampe und geht, Nataliens Wunsch zu erfüllen.
Das Festmahl ist beendet, die Köstlichkeit der gedeckten Tafel zerstört. Die Gäste verlassen den von Weinduft durchschwängerten Speisesaal und suchen die Salons. Genossener Wein läßt das Blut schneller kreisen. Gewecktes Leben sprüht aus Gesprächen und Gesten und gipfelt in gewagten Witzen, die in einer Woge dankbaren Gelächters versinken.
Natalie tänzelt von Gast zu Gast, flirtend und lachend. Dem Baron von Heckeren schlägt sie übermütig mit dem kostbaren Fächer auf die Schulter und nimmt dann den Arm dieses Vertrauten ihres Georges d'Anthès.
„Schöne Frau, Georges wird eifersüchtig sein, wenn er Sie an meinem Arm sieht", spöttelt der alte Baron.
„Eifersüchtig auf seinen Freund. Wie ihr Männer einander traut! Das scheint mir nette Freundschaft!"
„Solange keine Frau lächelt", — wird der Baron ernster — „blühen Männerfreundschaften. Mit der lockenden Geste ihrer weißen Hände zertrümmert ein Weib sie!"
„Das ist erbärmlich!"
„Vielleicht — aber warum solche Armut mit lügnerischer Maske verschleiern? — Gehen Sie zu Georges, Natalie, sie werden sich beide wohler fühlen. — Noch eine Neuigkeit ... aber nein, lassen Sie es sich von Georges erzählen, er kann das besser!"
„Eine Neuigkeit — und Georges hat sie noch nicht mit mir getauscht! Wo ist er?"
„Im Musiksalon, Herrin!"

Digitized by Google

Natalie läßt, allzu schnell fast, den Arm des Barons und eilt durch die Flucht der Räume zum entlegenen Musikzimmer. Der Lärm der Gäste bleibt in der Ferne zurück, und lautlos schleicht die Schöne über die Teppiche, um den Geliebten im einsamen Gemach zu überraschen.
Hinter der schweren Portiere, die ihren Blicken den Flug ins verlassene Zimmer verwehrt, flüstert Georges Stimme und schäkert das Lachen ihrer Schwester Catherine. Nataliens Schritte ersterben. Gebannt steht sie vor dem Vorhang. Ihre Gesichtszüge verzerren sich, und die Augen sprühen katzenhaftes Lauern.
Da schwankt die Portiere zurück. Catherinens Nacken leuchtet aus dem geteilten Vorhang. Ihr Lachen singt noch einmal, und Georges Stimme gaukelt dagegen an, zärtlich und verführerisch. Dann wendet sich Catherine und — sieht die Schwester. Schrill zerbricht das Lachen. Angst huscht über das mädchenhafte Gesicht. Doch Natalie scheint sie nicht zu beachten. Was ist ihr die Schwester. Nachtwandlerisch schreitet sie zur Portiere, schlägt sie zurück und sucht mit erwachenden Blicken den treulosen Geliebten.
„Natalie!" — wirbt er um sie. Aber sie wehrt sich dagegen und schüttelt die Schultern.
„Was willst du mit Catherine — bin ich dir nicht mehr genug?"
„Ich werde mich mit ihr verloben . . ."
„Georges — — —", stellt sich entfesselte Wut gegen die Worte des jungen Franzosen. Der aber lächelt sein einziges Lächeln und schlägt damit dem entfesselten Weib die letzte Waffe aus den Händen.
„. . . verloben . .," fährt er fort,". . . um der Gesellschaft, die über uns beide mault, den Mund zu stopfen — und dann" — in seiner Stimme schwingt kühnste Verheißung — „ungestörter bei dir weilen zu können, Natalie!" —
„Georges" — trägt ihm sein Name Antwort zu, aber nicht mehr haß- und wutbeflügelt, sondern beschwingt durch die Glut einer leidenschaftlich bewundernden und hingebenden Frauenseele.
Sie reicht ihm die sinnlich zitternden Hände und birgt den Kopf an des Mannes Brust, den Kopf, hinter dessen geschwungener Stirn eine sinnlose Angst, nicht um den Verlust des Mannes, sondern um den Triumph der eigenen Schönheit bangte.
So stehen sie eng aneinandergeschmiegt und lauschen dem Herzschlag des anderen, bis der Lärm erwachender Schritte diese unheilschwangere Umarmung löst.

— —

„Alexei, eine Neuigkeit" — eilt Natalie ihrem Gemahl stürmisch entgegen. Und Puschkin trinkt mit der Inbrunst eines wieder zum Leben Erwachenden diesen scheinbar mädchenhaften Jubel, der aus den Augen seiner Natalie leuchtet. Solch sprudelnde Freude eines Augenblicks läßt Wochen dunkelster Grübeleien vergessen.
„Alexei," — drängt sie — „Monsieur d'Anthès hat mir ein zartes Geständnis gemacht."
Puschkins Blick verfinstert sich. Aber husch, fährt Nataliens weiße Hand über seine Stirn und zerstört das graue Gespenst.
„Höre — er will sich mit Catherine verloben, der Schelm — und keiner von uns ahnte etwas. Kommen Sie," wendet sie sich an die Gäste, „wir müssen den beiden gratulieren."
Später klirren Weinpokale aneinander. Puschkins Glas begegnet dem des Fran-

Digitized by Google

zosen. Hell läuten die Kristalle — Freudengeläute, denkt der Dichter —, und die Blicke der beiden Männer tauchen ineinander.
So grenzenlos lügen können Menschenaugen nicht — kredenzt der Dichter sein Glas, dann drückt er warm und aufrichtig d'Anthès die Hand. Doch um dessen Gesicht lauert eine rätselvolle Falte. Der Dichter sieht sie nicht, denn er ist gläubig. Aber Dansas, der Freund, der hinter dem Dichter steht, blickt schärfer. Armer Puschkin — denkt er —, jetzt hast du auf den eigenen Untergang getrunken. Dann aber zwingen auch ihn der Augenblick und die Gesetze dieser Kaste zum Anstoß mit erhobenem Glas.

— —

Puschkins Gäste sind lange gegangen. Die Lampen sind gelöscht, und der Novembersturm braust um das dunkle Haus.
Der Dichter kann den Schlaf nicht finden. Unruhig wirft er sich in die Kissen oder lauscht wachen Auges dem Sang der eigenen Atemzüge. Aber auch dieses Schlaflied bringt ihm den Schlummer nicht. Er steht auf und schreitet lautlos in Nataliens Schlafgemach. Gebannt lauscht er dem gleichmäßig ruhigen Lied der eingesaugten und ausgestoßenen Luft. Wie ruhig die Frau schläft — schuldlos wie ein Kind. Erinnerungen kommen auf den Lauschenden zu aus dem Dunkel dieses parfümgeschwängerten Schlafgemachs. Erinnerungen an jene Tage, da er beseligt Nacht um Nacht dem Atem der Schlafenden gelauscht, in den ersten Tagen der Ehe, da er sie neunzehnjährig — fast noch Mädchen war sie — in dieses Haus geführt als Herrin! Durch seinen Ruhm und seinen Namen war sie berühmt geworden, und da man sie vergötterte, entglitt sie ihm. Für andere war sie groß geworden durch ihn.
Mit gehobenen Händen wehrt der Dichter den bitteren Atem der Erinnerung ab. Er ist ja zufrieden, jetzt wieder zufrieden, da d'Anthès sich mit Catherine verlobt. Puschkin tritt ans Fenster. Am Horizont ahnt man den Morgen. Er erschrickt. Hinter ihm rief jemand. „Du!" — träumte Nataliens Stimme. Wem galt dieser Ruf? Wenn man das wüßte. — Aber er will ja glauben, und dann ist dieses „Du" ihm zu eigen, ihm ganz allein.

— —

Wochen sind vergangen seit jener Soiree und seit der ruhlosen Nacht, da der Dichter lauschend am Bett seiner Gattin stand und gläubig hoffend jene Zweifel zurückschlug, die aus dem Dunkel der Nacht auf ihn einstürmten.
Aber sein Glaube ist betrogen worden. Trümmer der letzten Hoffnung haben die Seele des Dichters verschüttet.
Wieder singt der Winterwald um Puschkins Haus. Aber der Dichter im hohen Sessel vor dem Arbeitstisch hört das Lied nicht. In ihm braust stärkerer Sturm und droht sein Leben zu zerbrechen.
Unter der Hand liegt — schamlos entfaltet — ein Brief und grinst ihn mit tanzenden Lettern an. Die Lettern fügen sich zu Worten, die Gift atmen. Gift, das am Leben nagt.
„Und in dieser Stunde hat Ihre Frau ein Rendezvous mit dem Franzosen, der vor acht Tagen die Schwester gefreit . . ."
Wenn diese Worte lügen wollten, aber sie logen noch nie, jene Papierfetzen, die ein grausames Schicksal ohne Unterschrift und ohne Namen auf den Tisch seiner Arbeit geworfen. Sie logen noch nie.
Seit Stunden würgt Puschkin an diesen Worten. Er droht zu ersticken an der Ungeheuerlichkeit ihres Sinns.

Digitized by Google

So war d'Anthès Hochzeit nur abgekartetes Spiel, nur Futter, mit dem man die kläffende Meute der Kaste zum Schweigen bringt. Lachte d'Anthès nicht an jenem Abend, da ihre Gläser zusammenklangen?

Jetzt sitzt der Dichter und wartet auf Nataliens Rückkehr, um das Urteil über sein Leben aus ihrem lächelnden Mund entgegenzunehmen, denn Natalie ist ehrlich, wenn es gilt, grausam zu sein.

Der Abend sinkt über den grübelnden Mann. Der entzündet die Lampe nicht, denn ihr Licht zerreißt die Dunkelheit seiner Seele nicht mehr. Er kann im Dunkeln warten. Und die Dämmerung wandelt sich in finstere Nacht. — Da schreckt Puschkin auf. Unten schlug die Tür schwer ins Schloß. Dann trällert Nataliens Stimme. Ihre Schritte tänzeln die Treppe herauf. Sie versinken lautlos im Teppich vor der Tür. Das Schloß ächzt, und Natalie tritt mit einer brennenden Kerze ins Zimmer. Das flackernde Licht malt Schatten ins helle Antlitz der Frau.

Da sieht sie im schwankenden Schein der wehenden Kerzenflamme, zerrissen und spukhaft, den Mann am Arbeitstisch. „Alexei . . .", zerbricht sie die Stille, die unheimlich lastet und droht. Er antwortet nicht. Noch einmal schmeichelt die Stimme der Frau „Alexei . . .!" — und mit einem Sprung ist Natalie bei ihm, stellt hart die Kerze auf den Arbeitstisch, wühlt zärtlich mit den Händen in den Haaren des Mannes und bettet den gesunkenen Kopf weich an die Brust. Aber Puschkin wehrt ab. Mit müder Geste reicht er Natalie den Brief, und der Klang seiner Stimme zittert, da er fragt: „Ist das wahr?" —

Die Frau stutzt. Dann greift sie hastig zum Brief, überfliegt die schwarzen Lettern, lauert, sich lesend stellend, auf Puschkins geballte Fäuste. Zittern sie, kommt ihr ein Gedanke, während die Unterlippe sich kühn nach vorne schiebt und den Schwung des Mundes zu einem Lächeln verzieht. Gut muß dir dieses Lächeln stehen, denkt sie, wenn er jetzt schauen wollte.

Aber der Dichter sitzt regungslos, bis die Worte über ihn flattern, halb trotzig, halb spielend, als sei ein Nichts damit gesagt: „Ja, ich war eben bei ihm. Gerade eben. Warum soll ich es dir verschweigen?"

„So bestiehlst du mich — und deine Schwester?" — und des Dichters Blick ist aufgeblitzt aus der Starrheit des Wartens und drängt klagend in die Augen der Frau. Natalie erschrickt, einen Augenblick nur, dann lächelt sie, aber unter den Flügeln dieses Lächelns verbirgt sich noch immer die Angst. Und aus dem Lächeln tropfen die Worte, beleidigt fast klingen sie, aber auch dieser Klang will nur Angst verbergen.

„Ich bestehle niemanden — wenn ich mich schenke. Hast du denn ein Recht auf mich?"

„Ich glaubte es, aber es war Wahn!" —

Wieder wollen die Hände der Frau die Schläfen des Mannes umkränzen. Der Dichter fühlt ihr Nahen und wehrt ab, denn er weiß, sie werden ihn wieder verführen, die schmeichelnden Hände. Und er trägt doch schon einen Entschluß, den er retten will.

„Geh schlafen, Natalie!" — zittert seine Stimme wieder. „Geh schlafen!" — Und die Frau wendet sich von ihm, nachdenklich sinnend. Sechs gemessene Schritte geht sie zur Tür, dann ächzt wieder das Schloß. Das zaubert fieberhaftes Schaffen aus den seit Stunden erstarrten Gliedern des Dichters. Jäh reißt er Papier aus der knirschenden Schublade, fliegende Hände werfen schwarze Worte auf den weißen Bogen — Worte, die triefen vor Hohn und Spott und Beleidi-

Digitized by Google

gungen. — Lachenden Mundes verfolgt er das Wachsen der Sätze, die sein Gehirn in den Stunden der Starre ausgebrütet.
Löschsand sprüht über die Feuchte der Tinte. Nicht eher ruhen die fiebernden Hände, bis der Umschlag geschlossen und mit steilen trotzigen Zügen d'Anthès Anschrift trägt.
Die Schelle schreit nach dem Diener, der noch zur Nacht den Brief dem Franzosen zuträgt. Erst als des Dieners Schritte auf dem Pflaster der Straße verhallen, kommt Besinnung über den Rasenden.
Verzweifelt wühlt sich der Kopf in die Kissen des Ruhebettes, und vielleicht tropfen Tränen in dieser Stunde letzten Erkennens aus gütigen, gläubigen Augen, die seit Kindertagen nicht mehr geweint. —

— —

Der Morgen schleicht durch die Scheiben der Fenster und wirft sein mildes Licht auf den Dichter, der noch immer wachen Auges in den zerwühlten Kissen des Ruhebettes liegt, wohin ihn die Stunde des Abends geschleudert. Wenn sich die Uhren schlagend rufen, lauscht er auf. Da der Morgen in voller Blüte steht, läßt sich d'Anthès Vertrauter melden und überbringt die Forderung zum Pistolenduell. Jubel orgelt in des Dichters Brust, da er mit unbeweglichen Zügen diese Antwort auf seinen Brief entgegennimmt. Endlich naht die klare Entscheidung über Sein oder Nichtsein seiner Tage. Er oder d'Anthès soll die schönste Frau sein eigen nennen. Teilen kann er nicht mehr. Teilen? — Da dieses Wort sich im Selbstgespräch auf die Lippen drängt und sein Klang ihm im Ohr liegt, weiß er, daß er kein Teil mehr hat an Natalie, kein Teil mehr, schon lange nicht. Nur die Unerfülltheit seiner Wünsche gaukelte ihm noch Besitz vor. Warum dann der Kugelwechsel, warum Blut und Tod — steigt eine Frage drohend aus den Trümmern seines unerfüllten Lebens. — Um der Erlösung willen — echot ein gütiges Geschick. Eine andere Stimme will aufstehen dagegen, aber Puschkin erstickt sie. Warum die letzten Kräfte vergeuden ohne Erfolg, ohne Sinn, nur um der Qual willen? — Und wieder schreit die Schelle nach dem Diener.
„Rufen Sie Dansas!"
„Sofort, Herr!" zuckt der Diener zusammen unter der grausamen Härte dieser Stimme, die sonst weich klang, wie die eines Kindes.

— —

„Dansas, bist du bereit, Freund?" —
„Ja, Alexei!" —
„Dann laß uns gehen! Der Schlitten wartet draußen!"
Der Freund zögert. Puschkin dreht sich fragend um.
„Natalie . . .?" — kommt flehend der Name seines verlorenen Weibes von den Lippen des Freundes.
„Nein!" — schüttelt Puschkin den Kopf.
„Es geht auf Leben und Tod!" — fleht der Freund noch einmal.
„Ich brauche eine sichere Hand, Dansas, und dieser Abschied könnte sie zittern machen." —
Dann reißt er die Tür auf und drängt Dansas hinaus. „Komm, komm!" —
Ohne Abschied geht der Dichter aus seinem Haus, in dem er vergebens die Heimat und Ruhe gesucht. Den Kutscher des Schlittens entläßt er und ergreift selbst die Zügel. Ein flotter Trab läßt die Gassen der Stadt versinken. Auf freier Straße feuert Puschkin die Pferde zu wildem Galopp. Mit Windeseile fliegt der Schlitten

Digitized by Google

über den gefrorenen Schnee. Die Hufe der Pferde donnern über den Boden. Rings steigt schon Dämmerung aus den verschneiten Feldern, und ein eisiger Nordwind schlägt seine Peitsche um das rasende Gefährt.
„Fühlst du, wie wir Getriebene sind, Dansas — und wähnen uns doch Treibende?"
Der Freund antwortet nicht, aber er spürt den Sinn dieser Worte, da er den Freund mit wehenden Haaren und knatterndem Mantel dem Untergang entgegenjagen sieht.

— —

„Fünf Schritte von der Barriere, bitte!"
„Fertig!" —
Der Wind heult über eine Waldwiese und zerrt an den Kleidern der Männer, zerrt an den Händen, um die tödliche Waffe zu entringen. Aber die Hände ruhen starr und ruhig in der Richtung des Gegners.
D'Anthès Schuß fällt zuerst. Der Dichter stürzt. Augenblicke zuckt der Körper im Schnee. Puschkin hört nichts als das Knirschen der eigenen Zähne. Eine magische Macht reißt ihn empor, da er sich mit letzten Kräften in die Knie zwingt. Knieend zielt er lange. Warum zittert die Hand, wütet ein Gedanke in ihm. Dann fällt der Schuß.
Der Held reckt sich nach vorne, um den Gegner fallen zu sehen. D'Anthès schwankt, stürzt zu Boden. Freude gurgelt, tierisch fast, aus der Kehle des Dichters. In großem Bogen wirft er die Pistole von sich, klatscht in die Hände — dann sinkt er ohnmächtig nieder.
Man hört nichts als das Weinen des Windes. Die Freunde und Ärzte stehen starr an des Dichters gefälltem Körper.
Erst als sie ihn in den Schlitten laden, kommt ihm wieder Besinnung. — „Sonderbar," — murmelt er — „ich glaubte, es würde mir Freude bereiten, ihn zu töten. Aber auch das blieb unerfüllter Wunsch, wie das ganze Leben ... Und jetzt bleibt nur noch der Glaube ...", er will weiterreden, aber die gütige Dunkelheit einer Ohnmacht nimmt ihn wieder in die weichen Arme.

— —

Die Nacht löst den Tag ab, und wieder der Tag die Nacht. Immer noch ringen Tod und Leben um den Besitz eines Menschen. Seit Stunden sind zwei Ärzte um den verwundeten Dichter bemüht. Mit wachen Sinnen liegt er und fühlt seine Kräfte zerrinnen wie Wachs an der Sonne. Freunde kommen und gehen — und stundenlang sitzt Natalie an seinem Bett, und ihre weißen Hände ruhen aus auf seiner Stirn und schenken Erfüllung ...
Aber er spürt es kaum. All die Bilder, die die Stunden um ihn stellen, winken nur noch von ferne mit Farben und Gesten.
Da der dritte Abend anbricht, liegt Puschkin mit weit geöffneten Augen. Eine Frau kommt auf ihn zu, sie reicht ihm die Hände.
„Natalie!" — flüstert er, so leise, daß der Hauch nicht mehr den Weg zum Klang kann finden. Er folgt leicht, beseligt und geblendet der Gestalt, die ihm die Unerfülltheit seiner kleinen Wünsche nimmt, an denen die Größe seines Lebens zerbrach. Sein gebrochener Körper richtet sich auf, und da er wieder zurücksinkt, merkt er es nicht mehr, denn er ist schon weit.
Der Arzt, der am Lager steht, reicht den Freunden ein Wort: Tot! — Und mit leisem Fingerdruck schließt er die gläubigen Augen.

— —

Die Nacht aber findet eine weinende Frau an der Bahre des Dichters.

Digitized by Google

Euphrat

Bilder und Gedanken von Johannes Maria Fischer. (Geschrieben Juli 1917)

DSCHERABLUS[1].

Karchemis uralt, die Euphratbrücke modern, die Landschaft unbestimmbar, zeitlos.

Besteige den Drachenfels und blicke in die Lande! Und wenn du auch aus dem Zeitlosen kämest, du würdest fast auf das Jahrzehnt die Epoche bestimmen können. Stelle dich aber auf einen Hügel am Euphrat, dann kommst du in Verlegenheit, und du möchtest dich um tausend Jahre leicht irren. So ist die mesopotamische Landschaft ewiger als die am Rhein, die von den Menschen in den Zeitbegriff hineingedrängt wurde, sie ist ewiger und dem Unendlichen näher. Golden und silbern das Land, blau und silbern das gewundene Band des Stromes. Die strahlende Sonne ist die Mutter aller Farbentöne, das Wasser bringt nur Abstufungen hinein, ein zartes Blau am Himmel, das bescheiden in dem Sonnenglast verschmilzt, ein tieferes Blau im Strom und ein paar grüne Spritzer, die ein Bächlein in den Vordergrund streut.

Nun fällt der Blick auf die Brücke. Sie ist gigantisch und armselig, als ob man einen Riesen am kleinen Finger fesselt. Und doch, die Fessel ist Stahl. So macht der listige Mensch es immer, wenn er sich die Herrschaft erobert; vom Finger wächst die Fessel zur Hand, und schließlich trägt der Riese das Menschenjoch am Halse und muß arbeiten.

Der größte Teil der Menschheit gehört noch ebenso zur Natur wie der Euphrat und seine Berge. Es sind im Grunde genommen dieselben: die, welche Karchemis gebaut haben, und die, welche zu Hause die Äcker bestellen und in den Fabriken arbeiten. Einzelne Menschen aber, von einer anderen Rasse der Seele, Herrenmenschen, suchen sie zu fesseln, sich dienstbar zu machen. Die Masse wird nur so weit bedacht, als notwendig ist. Doch der Riese der Menschenmasse wehrt sich heftiger als der Boden der Erde. In fast regelmäßigen Abständen schüttelt er sein Joch ab, um — am kleinen Finger wieder eingefangen zu werden. Denn das ist die Tragik: In die Masse derer, die sich befreien, schlüpfen schon vor der Befreiung die Gefährlichsten der Herrenmenschen unter, diejenigen mit dem sicheren Instinkt dessen, was kommen muß. Sie geberden sich am lautesten, sind wohl gar die Führer im Befreiungskampf, um so sicherer die Masse wieder in die Hand zu bekommen.

Es ist wichtiger und schwieriger, diese Herrenmenschen für das Christentum zu missionieren als die Völker, die am Rande der Erde wohnen.

Karchemis, eindruckvollste assyrische Ruine, die ich sah, was ist in deinem Schutt erkennbar geblieben? Götter und Altäre!

Die größten Könige sind die größten Herrenmenschen, die meisten Könige nur Spielball von Herrenmenschen.

Wunderbar geheimnisvoller Zusammenhang! Die große Menge, die Masse des

[1] Dscherablus, das alte Karchemis, berühmt durch den Sieg Nebukadnezars über Pharao Necho II. (604 v. Chr.), liegt etwas über 100 km nordöstlich Aleppo, an der Stelle, wo die Bagdadbahn auf einer 800 m langen Eisenbrücke den Euphrat überschreitet. Während des Weltkrieges war Dscherablus, da ja die Bagdadbahn nicht ausgebaut war, Anfangsetappe für die Floßfahrt euphratabwärts bis Felludscha auf der Höhe von Bagdad. Der Verfasser machte diesen rund 1300 km langen Weg mit seiner Truppe vom 26. September bis 28. Oktober 1916 auf 12 kleinen Doppelflößen.

Digitized by Google

Volkes, hat sich kein Denkmal gesetzt, sie hat es nicht nötig, sie ist immer selbst da, ist ewig. Aber die anderen, die sich aus der Masse hervorhoben, die als die Größten erschienen, sie sind gerade dadurch, daß sie sich hervorhoben, dem Fluche der Endlichkeit verfallen. Gegen diese Endlichkeit kämpfen sie an, indem sie Bilder in Erz und Stein von sich errichten, die die Endlichkeit ihres Lebens überdauern sollen.

Götter gibt's in Karchemis. Sie sind die Symbole dessen, was auch der ärmste Mensch verlangt und ahnt, Symbole der großen, allmächtigen und allgerechten Kraft. Die Götter sollen über die Zeit weghelfen, die Widersinnigkeit des Einzelfalles aufheben, aus äußerer und innerer Not retten.

Die Bilder der Götter und Könige sind sich ähnlich. Ehrgeiz der Könige, tastende, rührende Armseligkeit der Künstler verursachten diese Ähnlichkeit.

Wundervolle Altäre gibt es in Karchemis. Aus schwarzem Stein, zwei Stiere mit Edelsteinaugen flankieren den Altar; auf dem Altartisch die tiefe Rinne, die Blutrinne der Opfer.

Opfer, geheimnisvolles Symbol der Menschenerlösung! Der Mensch fühlt, daß er Böses getan hat, daß er nur sein Ich suchte und das Ziel vergaß, das nur außer ihm liegen kann. *Eine* Sühne gibt es nur, den Tod, die Vernichtung des Ich. Das Blut der Opfertiere ist das Symbol der eigenen Bereitwilligkeit, den Tod zu erleiden zur Versöhnung und zur Ehre der beleidigten Gottheit. Und wenn das Blut der Opfertiere rinnt, geschieht die mystische Vereinigung der Opfernden mit Gott, durch den symbolischen Tod entweicht er dem Endlichen, taucht unter im Unendlichen.

Während des Opfers läßt sich gut beten. Beten ist ein Versuch, die Kluft zwischen dem Endlichen und Unendlichen zu überbrücken. Beim Beten aber, das nur ein Bitten bleibt, fallen die Bitten wie Steine in die trennende Kluft und erreichen das Unendliche nicht. Deshalb setzt das Beten Ergebung in Gottes Willen voraus. Dann ordnet sich der Eigenwille dem Gotteswillen unter, das Beten hebt sich selbst auf, die Erhörung ist Gewißheit.

RAKKA.

Ich erwartete wenig und fand viel. Der Euphrat hat die Stadt verlassen, und ich mußte über viel Schwemmland gehen, bis ich die Häuser erreichte. Im Mikroskop sah ich oft Zellen der Malariaparasiten in den verschiedenen Entwicklungsstufen. An die mußte ich denken, als ich Rakka erblickte. Rings eine Stadtmauer, die einen leeren Raum umschließt, und in diesem Raum, eng zusammengedrängt, ein Häufchen Häuser, der Zellkern. Rakka ist eine Zelle in Rückbildung, die nur noch ein kümmerliches Dasein fristet.

Die Stadtmauern geben ein groteskes Bild. Sie sind aus luftgetrockneten Ziegeln gebaut. Der Winterregen von Jahrhunderten hat sie abgeschliffen, so daß sie oben einen scharfen Grat haben und die Seitenflächen bald sanft gebauchte, bald scharf gerissene Rillen zeigen.

Nahe dem Ostrand der Stadtmauer erheben sich die Überreste der Riesenmoschee von Rakka. Wenige gibt's ihrer Art, ihr Gegenstück ist die alte Moschee von Samarra. Aber die Form gibt tiefe Aufschlüsse über den frühen Islam. Gebaut wurde die Moschee unter Almansor. Sie zählt zum Typ der Kasernenmoscheen. Ein riesiger viereckiger Hof, von Lehmmauern umgeben; vor der westlichen, nach Mekka liegenden Hofmauer eine offene Halle, so lang wie eine Seite der Umfassung, aber wenig tief. Alles roh gebaut aus gebrannten Ziegeln, die Mauern

Digitized by Google

und Pfeiler sind niemals verputzt gewesen, auch nicht im Innern. Trotzdem eine große Schönheit der Verhältnisse. Im Hof ein Brunnen und das Minarett, dessen Rundgang weiten Ausblick über die Mauern weg gestattet.
Alles in allem genommen: das befestigte Lager einer Truppe etwa von Regimentsstärke. Die Truppen im Hof um den Brunnen gelagert, der Wachtposten auf dem Minarett, die Offiziere in der Halle. Fünfmal am Tag Antreten: die Offiziere in der Halle, die Mannschaften im Hof, in langen Reihen, das Antlitz gegen Mekka, militärisch geleitetes Gebet, militärisch geordnete Körperbewegungen.
Dies die echte Form der Moschee, wenn auch schon in einem fortgeschrittenen Zustand. Beim Siegeszug des Islam nach Norden, in ungünstigere Klimate, durch Syrien und Anatolien, wuchs der überdeckte Raum immer mehr, der Brunnen kam zeitweise sogar *in* die Halle zu liegen; der Hof schob sich, nach vorn abnehmend, nach hinten zunehmend, immer weiter rückwärts, aus der quadratischen Grundform wurde eine rechteckige.
Aus dem Zusammenschmelzen dieser Form mit der christlichen Agia Sophia entstand die neue Konstantinopler Moscheenform, die wieder rückwärts auch nach Anatolien eindrang, aber nicht weit kam.
Der Islam ist eine Kriegerreligion, dies seine Stärke und seine Schwäche. Ein Gott, und nur ein Gott, Mohammed sein Feldherr. Dies das ganze dogmatische Gebäude, der Soldat braucht nicht mehr. Alles andere ist unwesentliches Anhängsel. Zum Übertritt zum Islam genügt ja auch dieser eine weltbekannte Satz, das islamische Credo.
Daß die reich ausgemalte Belohnung im Jenseits, der Fatalismus, die erlaubte Polygamie große militärische Bedeutung haben, braucht gar nicht erörtert zu werden. Oft habe ich darüber nachgedacht, wie es kommt, daß der Islam kein Opfer hat, da mir das Opfer als wesentlicher Bestandteil einer Religion erscheint, die Dauer haben soll. In Rakka fand ich die Lösung. Der Islam hat ein Opfer, sogar Menschenopfer, den Tod des gläubigen Mohammedaners auf dem Schlachtfeld. Man muß es gesehen haben, mit welcher Würde islamische Sterbende und Sterbezeugen dem Tod begegnen. Der Islam ist groß, wo ein Krieg ihn erfüllt, im Frieden erstarrt er in Traditionen.

HALEBIJE.

Ungefähr 80 km flußabwärts Rakka durchbricht der Euphrat in einer 13 km langen, an Stromschnellen reichen Schlucht einen quer vor ihm liegenden Höhenzug, den Dschebel Bischri.
Kurz vor Sonnenuntergang trieben wir in die Schlucht ein und landeten bald an einer geschützten Stelle zur Nachtrast. Der Mond löste die Sonne ab. Ganz überwältigend überkam mich das Gefühl: du bist am Rhein, irgendwo zwischen Koblenz und Bingen. Der gurgelnde Fluß im Mondenschein, die schroffen Hänge, und im Süden, ganz zart gegen das Mondlicht sich abhebend, die Silhouette einer ausgedehnten Burgruine.
Am anderen Morgen verhielten wir eine Stunde an der Ruine. Halebije sagte unsere Karte, sonst wußten wir nichts.
Die Anlage ist ein großes gleichseitiges Dreieck. Gewaltige Mauern aus Marmorblöcken, man möchte sagen Zyklopenmauern, da der Mörtel kaum sichtbar ist, bilden die Umfassung. Die Grundlinie des Dreiecks läuft als turmverstärkte Kaimauer am Fluß entlang. Dann ziehen sich von den beiden Endpunkten des Kais, in scharfem Winkel einschlagend, die Mauern an den Hängen des kegel-

Digitized by Google

förmigen Berges entlang zum Scheitelpunkt hin, der die Burg trägt. In diesem Dreieck liegen die Ruinen von allerhand Gebäuden.
Aus welcher Zeit stammt die Anlage? Bis jetzt hatten wir am Euphrat nur Araberburgen gesehen. Aber dies konnte keine Araberburg sein, denn diese sind immer aus Lehm und Lehmziegeln gebaut. Und hier reichstes Material in einer entwickelten, durchgebildeten Form. Seleuzidenzeit? Unsere historischen Kenntnisse sind zu spärlich.
Auf einmal geht uns ein Licht auf: die Stadtmauer hat ja eine verblüffende Ähnlichkeit mit der von Konstantinopel, wenn sie auch bescheidener ist. Also in Justinians Zeit wird dies Sperrfort gebaut sein. Der strategische Zweck ist klar. Zusammen mit dem weiter flußabwärts auf dem anderen, linken Euphratufer gelegenen kleinen Fort Selebije konnte man hier leicht den Fluß sperren.
Wir studieren die Ruinen innerhalb der Mauern und finden unverkennbar die Grundrisse von zwei Basiliken, die nur einen Steinwurf weit voneinander liegen, aus demselben Material und in ähnlicher Art gebaut wie die Befestigungen. Diese zwei christlichen Wahrzeichen, vielleicht die zwei letzten aus alter Zeit zwischen Dscherablus und Basra, stimmen ehrfürchtig und nachdenklich. Verlorene Posten des Christentums wie so viele andere. Wie weit war doch der Siegeszug des Christentums in den ersten Jahrhunderten seines Bestehens schon gedrungen! Bis tief nach Persien hinein blühten christliche Gemeinden. Dann kam der Islam und machte alles nieder. Und wenn ich heute einem der wenigen treugebliebenen Christen begegne, so stoße ich mich vielleicht an seiner Ärmlichkeit, seiner Kulturlosigkeit, seiner kriechenden Haltung. Der arme Christ des Orients aber geht weiter, schüttelt den Kopf und denkt bei sich: wie kann der deutsche Christ Bundesgenosse des Türken sein?
Später wurde ich gewahr, daß Halabije das alte Zenobia ist.

DER EZ ZOR.

Der ez Zor, der Hauptort des mittleren Euphrat, ist ein liebliches Städtchen in fruchtbarer Gegend. Es ist die Hauptstadt eines unabhängigen Sandschaks von rund 100 000 qkm. Der oberste Beamte führt den Titel Pascha und untersteht unmittelbar Konstantinopel. Ich war in seinem Hause eine Stunde zu Gast. Der Pascha, fünfunddreißigjährig, aussehend wie ein jüdischer Arzt oder ein französischer Lyriker. Der Vater ein inaktiver Major in arabischer Tracht. Der Pascha still und höflich, der Vater um so gesprächiger.
Türken und Araber, ein großer Gegensatz. Beiden wird der Europäer schlecht gerecht, den Türken kann er vielleicht noch am leichtesten verstehen, weil er doch immerhin etwas westlich gefärbt ist. Am nächsten steht uns Deutschen der anatolische Bauer, wenn man sich etwas an sein schwerblütiges Naturell gewöhnt. Denn der Anatolier hat nichts von südlicher Lebhaftigkeit.
Man könnte meinen, er stamme aus noch nördlicheren Zonen als wir Deutsche. Das beweist wieder einmal die Hohlheit einer bei uns festgewachsenen Ansicht, daß wärmere Landstriche ohne weiteres größere Lebhaftigkeit des Charakters bedingten. Die auszeichnende und sympathische Eigenschaft des Anatoliers ist seine Ehrlichkeit. Mein und Dein sind für seine Ethik unantastbare Begriffe. Der Anatolier ist ein sehr tüchtiger Soldat. Er erfüllt seine Pflicht, wohin er gestellt wird. In der Verteidigung ist er unübertrefflich, im Nahkampf voll wilder Wut, der Angriff dagegen liegt ihm weniger, dafür ist seine Natur zu passiv.

Digitized by Google

Trotzdem führt er auch angreifend aus, was ihm befohlen wird. In bezug auf Ernährung ist er märchenhaft anspruchslos, ein paar Stückchen Brot, ein paar Datteln, einige Oliven genügen ihm. Auch die Menge ist lächerlich gering. Nach dem Fall von Bagdad hat ein Armeekorps tagelang von Tee und Zucker gelebt, dem einzigen, was noch vorhanden war.

Wenn der Anatolier nichts zu tun hat, hockt er sich in irgendeine Ecke und schaltet alle körperlichen und geistigen Funktionen nach Möglichkeit aus. Ich glaube, daß sogar sein Pulsschlag sich verringert wie bei einem Tier im Winterschlaf. Man nennt diese negative Beschäftigung „Keef" machen. Der Keef ist die notwendige Ergänzung der spärlichen Ernährung, die jeden überflüssigen Kräfteverbrauch verbietet. Der Anatolier ist ein Virtuos des Nichtstuns, aber nicht aus Faulheit. Wenn er eine Arbeit hat, so führt er diese erst aus, etwas langsam zwar, doch er kommt mit ihr zu Ende. Aber er sucht keine Arbeit. Tritt zum Keef noch etwas Rauchwerk, eine Schale Kaffee oder Tee, so ist die Zufriedenheit vollkommen.

Manchmal, nicht oft, wächst auf der Grundlage dieser Zufriedenheit ein Betätigungsdrang, die innere Behaglichkeit auch äußerlich zu dokumentieren: einer beginnt zu singen, zwei zu tanzen, sie wechseln sich ab, die andern begleiten die Darbietenden durch Händeklatschen, rhythmische Ausrufe und Gebärden. Meist sinkt diese Welle äußerlicher Freude bald wieder ins süße Nichtstun zusammen, aber einmal habe ich erlebt, daß alle mitgerissen wurden, daß diese schwerblütigen Seelen über den Siedepunkt ihres seelischen Gleichgewichts herauskamen, und da gab es eine wilde Szene von verzerrten Gesichtern, tollen rasenden Tänzen und dämonischen Gesängen, die erst aufhörten, als die Körper vor Ermüdung zusammensanken.

Während die Anatolier den Eindruck einer einheitlichen Rasse machen, liegen die Verhältnisse ganz anders bei den oberen Zehntausend der Türkei, bei den Elementen, denen man im Offizierkorps und in der Verwaltung meist begegnet, die sich größtenteils aus der Bevölkerung von Konstantinopel zusammensetzen. Ein unglaubliches Gemisch von Rassen und Charakteren, das jede Zusammenfassung unmöglich macht. Schlechterdings jeder Körpertyp ist vertreten, jede Charaktervariation ist vorhanden. Nur *ein* gemeinsames Merkmal habe ich herausgefunden: ein maßloses, unausrottbares Mißtrauen untereinander und besonders dem Fremden gegenüber. Die Folge ist ein unentwirrbares Netz von Intrigen, das jeden Tag neu Persönlichkeiten und Absichten umstrickt.

Und nun die Araber, das Volk, von alten Zeiten her unter der Oberherrschaft des Padischah geblieben, das die Türkei, die keine Ordnung im eigenen Lande hält, zu kolonisieren sucht. Schon die Tatsache, daß die Türkei ein solches Unternehmen wagt, ist verblüffend, und noch verblüffender ist, daß sie es gar nicht ungeschickt anfängt, wenn man die kärglichen Kolonisationsmittel, die ihr zur Verfügung stehen, betrachtet. Die Araber zerfallen in zwei Klassen, die trotz vieler Übergangsformen deutlich zu unterscheiden sind: Beduinen und Stadtaraber. Als ich mit meinen Flößen zwischen Rakka und Der ez Zor fuhr, hatten sich die Herden des Beduinenstamms der Aneze dem Euphrat genähert. Ich sah Tausende und Abertausende von Schafen und Kamelen. Der Eindruck war gewaltig, diese Herden aufmarschiert an der Tränke zu sehen. Bei einem der größten Zeltlager ließ ich anhalten und ging hinein. Es mögen 3—400 Zelte gewesen sein. Die Hunde des Lagers fielen mich wütend an. Die Beduinen ließen mich

Digitized by Google

machen, was ich wollte, sie hatten anscheinend Scheu vor unseren Waffen, aber sie verhielten sich ablehnend, ich war Luft. Ich suchte den Scheich, man gab mir keine Auskunft. Die Dolmetscher erhielten ebensowenig Antwort. Zu kaufen gab es erst recht nichts. Die Zelte sowie die Kleidung von Männern und Frauen war armselig, dazu aber der große Reichtum an Herden! Wahrscheinlich waren, dem Zwang der Jahreszeit folgend, nur die Herden mit der notwendigen Begleitung zum Euphrat gekommen, alles andere lag in der uneinnehmbaren Festung „Wüste" versteckt. Die Beduinen sind herdenzüchtende und räuberische Naturmenschen. Ihr Reichtum sind ihre Herden, aber dieser Reichtum wird weder für sie noch für ihre Nachbarn wirksam. Ich habe den Eindruck, daß die Herden leben und sterben, daß aber nicht der zwanzigste Teil ihres Wertes ausgenutzt wird. Der Handel der Beduinen mit ihren Nachbarn ist sehr gering, ein paar Kleinigkeiten wechseln den Besitzer im Tauschhandel. Mit den vielgerühmten kriegerischen Tugenden der Beduinen ist es nicht weit her. Sie greifen nur an, wenn sie durch vielfache Überlegenheit des Sieges sicher zu sein glauben. Finden sie entschlossenen Widerstand auch nur von wenigen gut bewaffneten Leuten, so reißen sie sofort aus und verschwinden ebensoschnell, wie sie gekommen sind. Einen schwachen Punkt weist die Lage der Beduinen auf, in dem sie zu fassen und gefügig zu machen sind, das „Wasser". Sie müssen zu den Wasserstellen, müssen in der trockensten Jahreszeit, dem Herbst, zu den Flüssen. Diesen Punkt haben die Türken sehr geschickt ausgenützt, indem sie schon im Frieden den ganzen Euphrat hinab, von Dscherablus bis Felludscha, alle Tagereisen eine Kyschla. eine befestigte Kaserne, anlegten, die mit einem Dutzend Gendarmen belegt ist. Diese Handvoll energischer und tapferer Leute hält die Beduinen im Zaum.

Die Stadtaraber sind Beduinen, die sich schichtenweise seßhaft gemacht haben. Was beim Beduinen Räuberei war, ist bei ihnen Gaunerei geworden. Wo Fremde sind, ist das ganze Sinnen und Trachten dieser Leute darauf gerichtet, die Fremden auszubeuten. Der Fremde muß sich dies gefallen lassen. Der Türke macht es anders: er läßt sich nicht nur nicht ausbeuten, sondern erpreßt nach Kräften.

Der ez Zor ist im Krieg ein Grab der Armenier geworden. Zu Tausenden hat man sie, jeden Alters und jedes Geschlechtes, den Euphrat hinunter bis Der ez Zor geführt und dann von Der aus durch die Wüste in Richtung auf irgendeinen vom Euphrat abliegenden Punkt „deportiert". Natürlich haben sie den Wüstenmarsch nicht überstanden. Diese Armeniermorde sind das Schrecklichste, was man hier unten erlebt. Ich sah manche Armenierlager auf der Euphratstrecke bis Der. Der Anblick dieser Ärmsten, die dem sicheren, langsamen, grausamen Tode entgegengingen, versetzte jeden von uns in eine unbeschreibliche Wut. Am liebsten wären wir zu Gewalttaten gegen die Türken geschritten, um den Unglücklichen zu helfen. Aber was hätten wir machen sollen? Wir konnten ja gar nicht auf die Dauer helfen. Eine Überrumpelung wäre uns selbstverständlich geglückt, aber schon nach einigen Tagen wären wir in Lebensmittelschwierigkeiten geraten, und die Armenier hätten noch ein paar Wochen eher sterben müssen. In trauriger Erbitterung mußten wir sie ihrem schweren Schicksal überlassen und weiterfahren. Diese Armenier, neben ihnen die christlichen Syrer und Chaldäer, sind Fremdkörper im Türkenstaat. Es sind Rassen von unglaublicher Zähigkeit, die Volkstum, Religion und Sitte unter den trostlosesten Umständen treu bewahrt haben. Aber es ist ebenso erklärlich wie unbestreitbar, daß sie dem türkischen Staate unfreundlich, um nicht zu sagen feindlich, gegenüberstehen. Sie reichen

Digitized by Google

sofort jedem die Hand, der ihnen Schutz gegen die Türken bietet oder auch nur verspricht. Die Türken wissen sich keinen Weg, das Problem auf gütlichem Wege zu lösen, und versuchen es deshalb mit Gewalt.

ANAH.

In Anah sind auf einmal die Palmen da, ohne Übergang und gleich in üppiger Fülle.

Anah ist landschaftlich von größter Schönheit. Und wenn es nicht dem modernen Verkehr so unzugänglich läge, würde ich ihm eine große Zukunft als Winteraufenthalt der großen Welt versprechen.

Der Euphrat hat von Der ez Zor bis Felludscha bei Bagdad eine Höhendifferenz von rund 150 m zu überwinden. Diese Arbeit besorgt er aber nicht allmählich, sondern ruckweise, und in Anah ist er am fleißigsten. In malerischen Moselwindungen sich durch Bergzüge zwängend, hüpft er alle 20 Meter einen Meter abwärts. Vor Anah müssen die Flöße anlegen, Lotsen kommen an Bord, und nun geht's in toller Fahrt durch die Stromschnellen, nach rechts, nach links, abwärts, 10 km weit, daß einem angst und bange wird. Währenddessen rollen sich vor der eigenen unruhigen Seele die entzückendsten Landschaftsbilder wie auf einem Film ab: malerische Bergnasen, eine Burg, riesige Schöpfräder, zu Batterien zusammengefaßt, Inseln, Häuser, Reste alter Befestigungen, Gärten, Minaretts und Palmen, Palmen, Palmen.

Anah verdankt seine einzigartige Fruchtbarkeit den Stromschnellen. Denn das große Gefälle ermöglicht, auf der kurzen Strecke eine unverhältnismäßig große Zahl riesiger Schöpfräder aufzustellen, die von der Strömung getrieben werden und reichlich Wasser auf das Uferland schaffen. Wenn sonst am Euphrat solche Schöpfräder alle 300 Meter stehen können, so folgen sie sich hier alle 50 Meter, zu beiden Seiten, auf den Inseln, überall, wohin man blickt.

So überwältigend der erste Eindruck der Palmengärten war, so wenig hielt dies Entzücken an. Schon am ersten Nachmittag, als wir gelandet waren, fand ich die Palmen (es gibt in Anah nur Dattelpalmen) langweilig. Immer diese Federwische! Und noch stärker ward meine Entzauberung, als ich in die Palmengärten hineinging. Der Boden eine gelbe Tenne, ohne eine Spur von Grün, mit um so mehr Unflat, die Umfassungsmauern wie uralte, verbrauchte Theaterkulissen, die Stämme plump und ohne Schwung, über mir dies Meer von spitzigen Pfeilen, die mir fast körperlich wehtaten.

In der Nacht schlug meine Stimmung wieder um. Ich lag auf dem Floß und träumte, ich sei in einer deutschen Dorfkirche und höre den Gesang einer gläubigen Gemeinde: Männerstimmen, Frauenstimmen, nicht ganz harmonisch und doch zusammengehend, scharf abgehoben dagegen das glockenhelle Singen der Kinder, alles umfaßt von mächtigen Orgeltönen sämtlicher Register. Der Gesang schwoll stärker und stärker an, ich wurde wach, kam aber nicht gleich zu mir — der Gesang ging weiter —, ich war in einem seltenen Zustand zwischen Wachen und Träumen. Endlich erkannte ich bei gewaltsam aufgerissenen Augen das Geheimnis: das Knurren und Knirschen und Pfeifen der unermüdlichen Schöpfräder in sonst lautloser Nacht hatte mir den Gesang vorgetäuscht. Die akustische Ähnlichkeit war so stark, daß ich nur die Augen zu schließen brauchte, um sofort wieder die Illusion zu haben und den Gesang zu hören. Ich ermunterte mich nun vollends und stand auf. Der Mond glänzte am Himmel. Vor dem Dunkelblau des Nachthimmels bewegten sich leise die Fächerkronen der Palmen. Ja, das war

Digitized by Google

wieder wunderschön. Und manchmal lief ein Glitzern über die Bäume, wenn sich der Mond in den glatten, bewegten Zweigen spiegelte. Und die Harmonie in den Kronen setzte sich fort in dem Spiel der grotesken Schatten auf dem Boden: alles eine Sinfonie in Dunkelblau und Elfengold.

HIT.

Hit ist noch nicht viel, kann aber viel werden. Auf einem sich an den Euphrat drängenden runden Hügel gelegen, mit hohem Minarett, sieht es von ferne aus wie ein Damenhut mit Reiherfeder. Hit wäre so ein Ort, wo der alte Faust seine volksbeglückenden Pläne verwirklichen könnte. Der Anfang ist schon gemacht. Während Anah einen uralten Palmenbestand hat, gibt es in Hit zukunftsreiche Palmengärten mit *jungen* Bäumen. Einem tüchtigen Beamten war es geglückt, die widerstreitenden Elemente der Bevölkerung zu einem einheitlichen Kolonisationswerk zusammenzufassen. Der Boden ward aufgeteilt, dann wurden in gemeinsamer Arbeit die Schöpfräder und Wasserkanäle angelegt. Jeder erhält nun für bestimmte Stunden des Tages das Wasser in seinen Garten geleitet. Die Unterhaltungskosten werden gemeinsam getragen. Also es geht doch, selbst im angeblich so energiearmen Orient, wenigstens für eine Zeitlang. Die Folge, daß Hit der aufstrebendste Ort am ganzen Euphrat ist. Die jungen Bäume geben wundervolle Datteln. Der Kommandant verehrte mir einen Zweig, beladen mit Früchten. So köstliche habe ich weder vorher noch nachher gesehen oder gekostet. Wie kleine Hühnereier, mit glatter Schale, von goldgelber Farbe, im Munde zerfließend mit zarter Süße. Ich hing den Zweig neben meinen Sitz auf dem Floß und griff, auf dem Wasser treibend, von Zeit zu Zeit hinein.

Landeinwärts hinter dem Stadthügel von Hit zieht sich ein flaches Tal. Wenn man von der Höhe der Stadtmauer aus seinen Blick hindurchwandern läßt, zeigt sich ein wunderliches Bild. Die Talebene, durchschnitten von Kanälen und Bächen mit schillerndem Wasser, dazu unzählige Lachen von silberigem Glanz und zwischendurch Gräberfelder mit gemauerten Erinnerungszeichen, Kapellen, Kuppeln, Imanheiligtümern. Auch auf den Höhen hinter dem Tal erheben sich allerorts Grabkapellen. Wir sind an den Asphaltquellen von Hit mit ihren Salzlachen. Menschlicher Glaube hat dann das außergewöhnliche Naturerscheinen mit dem Übernatürlichen, mit Heiligem und Totenkult, verknüpft.

Die Asphaltquellen sind kreisrunde Trichter, aus denen das Wasser emporstrudelt und fortwährend etwa faustgroße Stücke reinen Asphalts aus dem Erdinnern zutage fördert. Der Quellabfluß ist abgedämmt, so daß die schwimmenden Asphaltstücke sich stauen, um von Zeit zu Zeit abgeschöpft zu werden. Das abfließende Wasser ist sowohl salz- wie ölhaltig. Nur das Salz wird auf eine primitive Art gewonnen, indem man flache Lachen vollaufen und dann austrocknen läßt.

Schon jetzt haben die Quellen eine große wirtschaftliche Bedeutung für die ganze Strecke von Hit euphratabwärts. Der Asphalt ist Mädchen für alles. Er dient zur Feuerung, als Straßenpflaster (Hit hat seit Jahrhunderten asphaltierte Straßen), zum Bereiten von Krügen und Fässern, indem er über ein Gerüst von Flechtwerk geschmiert wird, zum Bauen von Schiffen und Kähnen, als Keulenknopf der Beduinen und zu allem möglichen Hausrat.

Eine moderne Ausbeute hat die größten Aussichten. Nur möchte ich Hit und der ganzen Gegend von Herzen wünschen, daß die Erschließung nicht eher begonnen wird, bis dem modernen Kapitalismus die Gurgel abgedreht ist. Denn was wird geschehen, wenn heute eine europäische Gruppe die Konzession erhält

Digitized by Google

und ausnützt? Zunächst wird Hit selbst, dieser aufstrebende und sympathische Ort, ruiniert werden. Denn all das, was aus dem Boden quillt, was doch mit vollem Recht zunächst einmal den Bewohnern des Landes selbst zugute kommen müßte, wird, in Gold umgewandelt, in die bekannten Taschen fließen.

FELLUDSCHA.

Die Fahrt ist zu Ende. Nur zwei Tagemärsche entfernt fließt der Tigris, liegt Bagdad. Dreizehnhundert Kilometer Flußlauf habe ich auf dem Euphrat zurückgelegt, immer offenen Auges. Keinen anderen Strom kenne ich auf einer so langen Strecke ähnlich genau. Dreiunddreißig Tage Fahrt verbracht mit Schauen und Sinnen. Leb' wohl, Euphrat, ich hab' dich liebgewonnen.

*

Sie hält ihn, daß er soll bei ihr bleiben[1]

Bleib' hier, bleib' hier, du Trost der Schäferinnen,
Ich lasse dich, mein Schatz, ja nicht von hinnen;
Bleib' hier, mein Bräutigam, mein Liebster, weiß und rot,
Ach, bleib' doch hier, mein Licht, mein Engel und mein Gott!

Was Trost's hab' ich auf dieser dürren Erden,
Wenn du, mein Lieb, auch solltest mir entwerden?
Bleib' hier, ich lasse dich aus meinen Armen nicht,
Bis daß der große Tag der Ewigkeit anbricht.

Bist du mein Trost, so tröst' auch meine Seele;
Bist du mein Schatz, so bleib' in meiner Höhle;
Bist du mein Bräutigam, so liebkos' auch die Braut,
Die durch deine Lieb' dir einmal hast vertraut!

Denk' doch, was ist die Welt ohn' eine Sonne;
Die Höhl' ohne Schatz, das Leben ohne Wonne,
Der Himmel ohne Gott, die Braut ohn' Bräutigam?
Drum bleib' doch hier, mein Lieb, mein Täublein und mein Lamm!

Jedoch willst du, daß ich soll einsam leben,
So will ich mich aus Liebe drein ergeben;
Vergiß nur meiner nicht, kehr' wieder bald zu mir,
Du Leben meines Geists und meiner Seelen Zier!

[1] *Angelus Silesius*: „*Heilige Seelenlust*". Mit einem Nachwort herausgegeben von Dr. Reinhold Zickel, im Iris-Verlag, Frankfurt a. M., der in liebenswürdiger Weise den Freunden und Mitarbeitern des „Gral" 200 Exemplare kostenlos zur Verfügung stellte.

Digitized by Google

Die skandinavischen Literaturen der neuesten Zeit

Versuch einer Übersicht und Wertung / Von Dr. Ernst Alker

SKANDINAVISCHE Literaturen? Die ungebräuchliche Mehrzahl ist mit Absicht angewendet. Es soll dadurch dem, wie es scheint, fast unausrottbaren Mißverständnis entgegengearbeitet werden, daß man den geographisch-physischen Begriff „Skandinavien" ohne besondere Sicherungen und Bedingungen für geistesgeschichtliche Angelegenheiten und Probleme gelten lassen dürfe. Dies wäre nur dann statthaft, wenn der Norden eine unzweifelhafte und untrennbare kulturelle Einheit und Bindung darstellen würde. Und dies ist durchaus nicht der Fall.

Ich habe an dieser Stelle nicht darüber zu sprechen, wie es kommt, daß die nordischen Völker trotz ihrer nahen Bluts- und Sprachenverwandtschaft (von den Finnen sehe ich im Augenblick ab), trotz vieler Gemeinsamkeiten historischen Erlebens, trotz beinahe unübersehbarer Kraftfelder von Attraktionen und Repulsionen aller Art so stark und scharf getrennt sind; ich will nur mit Nachdruck feststellen, daß dem so ist.

Wohl gibt es etwas, das Skandinavismus heißt, das Streben, die Nationen im nördlichen Teile des europäischen Kulturkreises zu einer übervölkischen Einheit zusammenzufassen, aber faktische Auswirkungen hat bis jetzt dieser Gedanke noch niemals aufweisen können, obwohl die Ereignisse der Jahre 1848, 1864 und 1917/18 (Finnlands Befreiung) die denkbar geeignetsten Gelegenheiten dazu geboten haben. Die Hoffnung, die Idee — jedesmal wurde sie zur großen Phrase.

Will man sich über die Hauptzüge und die innere Struktur der gegenwärtigen skandinavischen Literaturen orientieren, so muß man darüber im klaren sein, daß an diesen fünf Nationen (Schweden, Norweger, Isländer, Dänen, Finnland-Schweden und Finnen) Anteil haben, Völker von ausgeprägter Eigenart und lebendem Selbstbewußtsein.

I

Der primäre Grundrhythmus alles *Schwedischen* ist Antithese, modifiziert durch die vegetative Lebenssicherheit eines durch äußere Feinde nur selten ernstlich bedrohten Bauernvolkes, erhöht durch eine Adelskultur, die vor dreihundert Jahren plötzlich und doch nicht unorganisch aus einer anscheinend schon neuzeitlich demokratischen, in Wirklichkeit noch mittelalterlich standesgebundenen Symbiose hervorbrach, welche an der Reformation voll teilgenommen hatte, aber durch sie nicht erschüttert und zerrüttet worden war.

Die aufreizenden und einander bekämpfenden Kraftlinien der Gegenwart lassen auch auf dem Gebiete der Dichtung diese eigentümliche und komplizierte, doch ungewöhnlich vitale Struktur erkennen. Das bunte und widerspruchsvolle Bild, welches sich dem Betrachter bietet, das anscheinende Fehlen jedes sinngebenden Rhythmus in der Fülle der Erscheinungen (zumindestens seit Strindbergs Tod ist es so) erklärt sich auf diese Weise.

Neben der berückenden Prosa-Epopöe von „Gösta Berling", diesem Jubelgesang der schwedischen Seele, der mit Recht eine ganze Welt bezauberte, steht die ungesunde Heilsarmee-Mystik und die Regenwetterstimmung mancher späterer

Digitized by Google

Werke *Selma Lagerlöfs*. Spiegeln die meisten ihrer Bücher den frohen Märchenblick und die schöne Weltfröhlichkeit ihres Volkes wider, dennoch hat auch sie der Indignations-Literatur geopfert, die seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, allen Wandlungen des Zeitgeschmackes trotzend, einen ausgedehnten Platz im schwedischen Schrifttum einnimmt. Eine ganze Reihe von Schriftstellerinnen und Schriftstellern (der bedeutendste unter ihnen war *Gustaf af Geyerstam*)ergingen und ergehen sich in unendlichen (meistens stark sozialistisch gefärbten) Jeremiaden über die Beschwerlichkeiten des Erdenlebens und die bösen Menschen (speziell die Männer). Mit Unrecht sieht diese unverwüstliche Richtung Strindberg als ihren Schutzheiligen an.

Das Unheroische dieser — manchmal übrigens zur Erkenntnis der Formgeheimnisse gekommenen — Entrüstungs-Literatur sticht kräftig ab gegen die stilsichere, heldische Weltauffassung eines *Verner von Heidenstams*, der neben Lagerlöf gegenwärtig der stärkste und charakteristischste ältere Repräsentant wesentlich schwedischen Wesens ist. Mehr national und weniger christlich als diese orientiert, ist er vollgültiger — und vielleicht letzter — Ausdruck jener Adelskultur, die einst in der Großmachtzeit entstand und welche — zusammen mit dem Pietismus des 18. Jahrhunderts und dem Einfluß der französischen Kultur des Rokokos — dem Lande jene seelische Verfeinerung gab, die Voraussetzung war zur Erreichung eines höheren Kulturniveaus, gleichwertig dem zentraleuropäischen. Es hat für den tiefer Blickenden etwas Symbolisches an sich, daß Heidenstams Produktion seit langen Jahren quantitativ minimal ist. Und auch, daß seine wenigen Schüler von Bedeutung gewöhnlich aus dem sozialistischen Lager kommen, z. B. *Fabian Mansson* mit dem großen historischen Roman „Sancte Eriks gard". Innerlich tiefst verwandt, doch durch bedeutenden Generationsunterschied von Heidenstam geschieden, ist diesem die junge *Agnes von Krusenstjerna*, welche sich mit dem formvollendeten und dichterisch tiefst gefühlten Entwicklungsroman „Tony" (bisher zwei Bände) als eine überragende Persönlichkeit in die vorderste Phalanx der neuen Generation stellte; sie erzählt die Geschichte des Verfalles einer adeligen Familie, repräsentiert durch die ungewöhnlich sympathische Gestalt der Titelheldin; heroisches Grundgefühl, müde Untergangssehnsucht und fast religiöse Schicksalsbereitschaft vereinen sich zu einer magischen Synthese von seltenem Kunstwert.

In der verfeinerten, sorgfältig ziselierten Kunst *Per Hallströms* sind deutlich Elemente bürgerlicher Weltanschauung (aus welcher die eben erwähnte Indignationsliteratur erwuchs) und des wertvolleren Aristokratizismus zusammengeflossen. Dies erklärt zur Genüge, warum Hallström vor zwanzig Jahren in Deutschland starke Beachtung fand und heute zu Unrecht vergessen ist. Mehr bürgerlich, doch im besten Sinne des Wortes, kann man *Sigfrid Siwertz* nennen, einen geborenen Erzähler von seltenen Qualitäten, auch weltanschaulich durch seinen relativistischen Konservatismus an Thomas Mann erinnernd, die stärkste Begabung der mittleren Generation, doch alles andere als ein Führer. Einen bedeutenden Konkurrenten hat er: *Hjalmar Bergman*, den humoristischen Prosateur, dessen Romane in ihrer vielbändigen Gänze einen phantasiereichen Durchschnitt durch die bürgerliche Welt Schwedens bieten, und dessen Lustspiele allmählich zu europäischer Geltung aufsteigen. Noch viele andere Namen wären aus der mittleren Generation zu nennen, die viel Gutes und Schätzbares leistete, welche aber — wie in allen sonstigen Ländern — keine wirklich große Erscheinung hervorzubringen vermochte. Eine namentliche Erwähnung soll aber *Ernst*

Digitized by Google

Didring, Hjalmar Söderberg, Ludwig Nordström, Bo Bergman, Hugo Gyllander, Folke Rudelius, K.G. Ossiannilsson und besonders dem einsamen Dichter *Vilhelm Ekelund* nicht versagt sein. Unter den schreibenden Frauen ist die Katholikin *Marika Stjernstedt* die bedeutendste; ihr Roman „Die von Sneckenström" ist im Bereich der schwedischen Literatur ein stoffliches Unikum. Doch es kann vielleicht der zu einer seltenen Vollendung herangereiften Kunst *Fredrik Perssons* noch gelingen, den ganz großen (künstlerischen) Erfolg zu erzielen. Auch die bedeutenden Leistungen des genialen Zeichners *Albert Engström*, der Kraftmenschentum mit tiefem germanischen Humor verbindet, und der auch ein begabter Erzähler ist, müssen in diesem Zusammenhang hervorgehoben werden.

Der erste Tote unter den Jungen war *Dan Andersson*, ein hoffnungsvolles — und mehr als das — Talent, ein Dostojewski-Mensch voll chaotischer Religiosität. Zum Erfolg durchgestoßen ist sein Freund *Ivan Oljelund* (über den ich in diesen Blättern berichtete), wohl die stärkste Verheißung, welche der Norden gegenwärtig besitzt. Tief religiös orientiert wie er und begeisterter Vorkämpfer der ekstatischen Sekte der „Pfingstfreunde" ist *Sven Lidman*. Neben diesen in die Zukunft weisenden Gestalten steht das kultivierte und menschlich tiefe Formtalent *A. v. Krusenstjerna* und die von einer echten und hellen Fröhlichkeit erfüllte Begabung *Birger Sjöbergs*. *Adolf Johansson*, dessen „Rotköpfe" eine faszinierende, doch nicht immer von nur dekorativen Elementen freie Wildnis-Schilderung boten, hat in späteren Werken tief enttäuscht, doch das letzte Wort kann über ihn noch nicht gesprochen werden, ebensowenig wie über den gehaltenen, expressionistisch angehauchten Stilwillen *Pär Lagerkvists*. Daneben wirken die ganz Jungen, ein *Rudolf Värnlund, Maj Hirdman, Erik Blomberg, Astrid Väring, Eyvind Johnson*, stürmischer Most, der aber guten — kann ausnahmsweise auch sein: köstlichen — Wein verheißt. Deutlich sind sie alle durch die russische Kunst beeinflußt, auch die neueste deutsche Literatur ist an ihnen nicht spurlos vorübergegangen. Sie sind möglicherweise berufen, die schwedische Erzählung, welche seit 1900 eigentlich stets (bei dauernder Vervollkommnung im Formellen) zwischen einem griffstarken, doch nicht gerade tiefen Realismus und einer romantisch-ideellen, doch im wesentlichen unsicheren Stilisierungs-Artistik hin und her wankte, zu neuen Zielen und Eroberungen heranzuführen, hinweg von Strindbergischer Zerrissenheit, kann sein, auf die hohen Gipfel weitgespannter Menschheitsdichtungen, zu einer großen religiösen Kunst. Denn es gehört nicht zu den Unmöglichkeiten, daß das gesündeste Land im kranken Europa bis auf weiteres die kulturelle Führung der Alten Welt übernimmt, zumindestens auf dem Gebiete der erzählenden Kunst, der Lyrik und — was ich als entscheidend ansehe — der Architektur. (Das neue Stockholmer „Stadshus" ist unzweifelhaft das bedeutendste Gebäude, das im letzten Menschenalter entstand.)

Und was die Lyrik angeht, so zweifle ich, ob man in ganz Europa eine Vergleichsmöglichkeit finden kann für die erdgeborene Unmittelbarkeit und zentrale Empfindungsstärke eines *Erik Axel Karlfeldt* und die fast unerschöpflich reiche Fülle und kultivierte Männlichkeit eines *Anders Österlings*. Dabei verschweige ich noch die von echtem nationalen und menschlichen Pathos erfüllten Vers-Dichtungen Heidenstams und die reifen Leistungen mancher anderer Lyriker, auf die Schweden stolz sein kann.

II

Doch im Augenblick (das will sagen, seit den letzten dreißig Jahren) kommen die

Digitized by Google

stärksten literarischen Ergebnisse des Nordens aus *Norwegen*. „Dies Volk, zwischen Meer und Gletscher eingeklemmt, gemahnt in seiner Düsterkeit, in seinem schaffenden Trotz an Tantalos und Prometheus zugleich. Der Nebel qualmt im Blute des Wikings, aber unter diesem Nebel brennt ein fürchterliches Feuer: Urleidenschaft." (W. Hj. Kotas, „Die skandinavische Literatur der Gegenwart", 1925, eine gute, zuverlässige Arbeit, gegenwärtig die einzige deutschsprachige Behandlung des Themas.)

Nur Lagerlöf hat so mondial gewirkt wie *Knut Hamsun*, der unvergleichliche lyrisch-epische Gestalter norwegischer Landschaft und Menschheit, der einzige wirklich bedeutende Dichter im Sinne Nietzsches. Doch Hamsuns Kunst ist ein Abgeschlossenes, Fertiges, das schon im Abendlichte steht, unendlich schön, doch im tieferen Sinne steril und areligiös. Nun fliegt der Name *Sigrid Undset* über die Erde, und man kann, ohne Prophet sein zu wollen, sicher sein, daß der Schöpferin der gewaltigen Prosa-Epopöen „Kristin Lavranstocher" und „Olav Andunssön" (der Undset neuestes Werk) die Unsterblichkeit gewiß ist. Ihr als einziger gelang es, die organische Kunstform unserer Zeit, den realistisch-expressionistischen Roman, zum religiös orientierten Prosa-Epos hohen Stiles umzuwerten. Doch man wagt kaum zu hoffen, daß Undset ihre eigenen Gipfel-Leistungen zu übertreffen vermag, und es ist zu fürchten, daß sich um sie ein schreibseliges Epigonentum breitmachen wird, welches, seinen Blick zeitabgewendet auf nordische Vergangenheit gerichtet, Nur-Anekdotisches zu gestalten versucht und nicht Ewig-Menschliches, den wilden Wiking nur und nicht den faustischen Heroen. Der nationale Hochmut Norwegens macht diese Gefahr leider sehr wahrscheinlich.

Unzweifelhaft aber: neben diesen überwältigenden dichterischen Phänomenen lebt eine mittlere Generation und eine Jugend, oft überquellend von Kraft und Frische, erfüllt von großen Problemen, fern allem Kompromiß (die stete Gefahr alles Schwedischen) und allem Nur-Ästhetentum (der Fluch des neueren Dänemark). Neben den schon heimgegangenen *Sigbjörn Obstfelder, Hans Jäger, Christian Krohg* sind zu nennen: *Thomas S.* und *Vilhelm Krag, Johan Bojer, Andreas Haukland, Peter Egge, Ninni Roll Anker, Nanti Dedichem, Mikkjel Fönhus, Johan Falkberget, Nordahl Grieg, Finn Halvorsen, Axel Krogh, Sigurd Mathiesen, Gabriel Scott, Kristofer Uppdal, Olav Duun.* Sicherlich eine ansehnliche Reihe, die, wenn es darauf ankäme, ohne Schwierigkeit mit weiteren Namen verstärkt werden könnte. Eine besondere Hervorhebung verdient der eben gestorbene, gedankenreiche Dichter *Hans Ernst Kinck*, dessen Lebenswerk (Romane, Dramen, Reisebeschreibungen und Essays) von ungewöhnlicher Bedeutung, Tiefe und Umfang ist, mag er auch niemals eine gewisse Sprödigkeit des Ausdruckes und der Form überwunden haben. Man hat ihn lange zurückgesetzt und verkannt, doch nun, da sein Name europäische Geltung erhalten, beginnt man Kinck zu überschätzen und will ihn über Hamsun und Undset stellen.

Vielleicht konnte die bloße — durchaus nicht vollständige — Aufzählung der bedeutungsvolleren Namen eine Vorstellung von dem Reichtum an literarischen Begabungen, über welchen Norwegen gegenwärtig verfügt, vermitteln. Doch anderseits muß mit Entschiedenheit darauf hingewiesen werden, daß im Charakter dieses Landes eine unselige, fast russisch — im bösen Sinne des Wortes — anmutende Neigung zu Überkonsequenz vorhanden ist, zu Einbohrung in abseitige Probleme, zu einer Ideologie, welche sogar die Deutschlands weit übertrifft. Die lebensstarken, gesunden Instinkte eines Gebirgsbauern- und Fischervolkes werden

Digitized by Google

durch den typischen Größenwahn schwer gefährdet, heroische norwegische Charakterfestigkeit kann in zerfleischende Streitlust, die kleinlich wirkt, umschlagen, die stolze, persönlichkeitsbewußte Demokratie droht manchmal in Ochlokratie rötester und rohester Observanz überzugehen. Brands Heimat ist auch das Vaterland Peer Gynts, man soll es nie vergessen. Die modernste Erzählungskunst Norwegens hat oft etwas krankhaft Bewegtes, Schrilles, Flackerndes, ein fieberhaftes Hintaumeln zwischen Dreck und himmlischen Träumen — alles Phänomene, die für die Zukunft nichts Gutes verheißen, um so mehr, da im Lande der Fjorde und Gletscher starke russische Winde blasen, die (im Gegensatz zu dem gern in Selbstzufriedenheit versinkenden Schweden) zerstörend wirken können. Wenig günstig scheint es mir auch zu sein, daß sich der Expressionismus einzubürgern beginnt, der sonst in Skandinavien (abgesehen vom schwedischsprechenden Finnland) schon infolge linguistischer Voraussetzungen keinen Boden fand. Dem Expressionismus gehört offenbar besonders die Liebe der Jugend. Schädlich ist auch die Zweiteilung des Schrifttums in sprachlicher Hinsicht, welches aus dem mit fanatischer Heftigkeit betriebenen (wenn auch an sich nicht unberechtigten) Streben entstand, eine nationale Sprache (landsmaal), unabhängig vom Dänischen, zu schaffen, was manchmal dazu führt, daß Schriftsteller mit Wörterbuch und Grammatik neben sich arbeiten, ohne doch eine vollkommen adäquate Ausdrucksweise finden zu können. Bedenklich kann auch der Umstand stimmen, daß — abgesehen von Undset und den Werken des Katholiken *J. Soeter* — keine Ansätze einer Dichtung religiösen Gehaltes und hohen Stiles nachzuweisen sind.

Auf dem Gebiete des Dramas ist Norwegen gegenwärtig wieder ein führendes Land, kann es im Augenblick auch nicht zu absoluten Höchstleistungen gelangen. Es ist begreiflich, daß bei einem Volke, das mehr den Kampf als die Versöhnung liebt, das den Untergang dem Nachgeben vorzieht, daß dort, wo die Natur hart, ohne Kleinlichkeit und erfüllt von mächtigen Gegensätzen in Landschaft und Klima ist, das Drama einen günstigen Keimboden und Zukunft hat, eine größere wohl als in einem sonstigen Lande. Und stolze und gar nicht alte Traditionen können nur befördernd wirken, vor allem, was die Solidität der Technik angeht. Das zeigen die Dichter *Kinck, Egge, Sigurd Ibsen, Bojer, Nils Kjoer* u. a.

Lyrik liegt der abgründigen, unschmiegsamen norwegischen Seele am wenigsten. Wirklich bedeutende Vertreter dieser sind nur *Olaf Bull, Arnulf Överland*, und *Henrik Rytter*, ferner *Herman Wildenvey*, der freilich stark vom weicheren Geiste Kopenhagens beeinflußt ist. (Schluß folgt)

*

Digitized by Google

Dichtung und Leben

auf der Gralwarte Von Friedrich Markmann

FRIEDRICH DESSAUER hat uns ein Buch über die „*Philosophie der Technik*" geschenkt. Es bietet Philosophie und doch wieder so reine, edle, begeisterte Menschlichkeit und so viel sicheren Blick für unsere Zeit und ihre wichtigsten Strukturen, daß nicht nur der Fachmann, insbesondere der Ingenieur und der Techniker, sondern jeder Kulturmensch, ja, ich möchte glauben, auch das sogenannte einfache Volk sich dieser Gabe freuen wird. Die im großen Sinn zeitgemäße Bedeutung dieses Werkes liegt darin, daß hier von innen her ein Versuch gemacht wird, gerade das Gebiet, das am meisten als rein mechanisch, seelenlos und dergleichen geschildert und sogar verflucht worden ist, dem Geiste, der Seele, ja, in seiner Folgerichtigkeit auch der Gnade, zu erobern. Es offenbart sich von Seite zu Seite eine faszinierende Persönlichkeit, eine Echtheit des Empfindens bei vollkommener Frische und Reinheit der Sprache, etwas einmalig Individuelles, daß man einfach mitgerissen wird und erst lange nachher sich des Wunsches des Verfassers erinnert, es wäre ihm nicht unlieb, zur Förderung der Sache ein Zeichen des Widerspruchs zu hören.

Nun, so schnell wagt man den Einspruch nicht. Die Freude darüber, daß uns ein großer Wunsch erfüllt wurde, will sich stärker erweisen. Wir haben es im „Gral" oft ausgesprochen, daß sich eine geradezu tragische Kluft aufgetan hat zwischen den Menschen der geistig-kulturellen Sphäre und zwischen denen der Technik und der Wirtschaft. Diese Kluft schließt sich hier, wo in der Technik selber das Geistige, die menschliche Schöpferkraft, der philosophische Wert und die ethische Forderung hervorgehoben werden. Habe ich nicht zu viel gesagt? Gewiß nicht, und nun steigt eine merkwürdige Erinnerung auf, die ein Gefühl weckt, wie es dem des Verfassers wohl wesensverwandt sein könnte. Es wird jeden überkommen, der etwa bei Bonn die Rheinbrücke betrachtet, während auf der anderen Seite das Siebengebirge in den dunklen Abend verdämmert. Mondschein breitet sich über den düsteren Strom, und feiner Nebel senkt sich in die Niederungen. Dann entstehen phantastische Bilder voll Nibelungenpoesie, voll Festlichkeit und Grauen. Die Rheinbrücke aber, an der Einzelheiten schon nicht mehr zu unterscheiden sind, schwingt sich wie ein federnder Bogen von Ufer zu Ufer, eine geformte Wirklichkeit mitten im Rätsel des rings in Nacht sinkenden unendlichen Raumes, und scheint die Seele immerfort aus dem Genuß an der Natur in einen anderen irgendwie davon verschiedenen hinüberzurufen. Du sinnst darüber nach, und es wird dir offenbar, daß ein anderes Gefühl der großen Natur antwortet, ein Gefühl der Ehrfurcht, des Schweigens und des Staunens, während jenes Werk der Technik Bewunderung, Stolz und spannende Kraft auslöst. Beides gehört verschiedenen Reichen an, und Dessauer hat recht, wenn er die Technik als ein wirkliches neues viertes Reich betrachtet. Und nun soll doch widersprochen werden, wenn auch nur halb. Wie denn?

Es liegt schon in dem Ausgangspunkt, der hier genommen wurde. Die drei Reiche Kants, das des Verstandes, das des Willens, das des Fühlens, die hier durch das vierte der schöpferischen Technik überbaut werden, scheinen sich doch nicht recht in diese Konstruktion fügen zu wollen. Zunächst handelt es sich doch einfach um

Digitized by Google

Natur und Kultur, wenn man will, auch um das Ding an sich, das große Unbekannte, und das Produkt des menschlichen Geistes. Insofern Naturwissenschaft und Technik beide das Werk dieses Geistes sind, befinden sie sich trotz großer Unterschiede in dem gleichen Reiche der menschlichen Tätigkeit. Dessauer sieht in Kant, wie es schon manche vor ihm getan (zuletzt in Königsberg beim Kantjubiläum), sehr stark ein platonisches Element. „Das Ding an sich wird in der platonischen Idee entdeckt." Aus dem Bezirk der über aller Erfahrung liegenden geistigen Wirklichkeiten zwingt der technische Künstler die Idee in sein schöpferisch geformtes Gebilde und stellt sie in dem immer neu sich verjüngenden Schöpfungstage der Menschheit in die Wirklichkeit der konkreten Dinge ein. Das wäre also Platonismus, der sich hier in Gegensatz zum Aristotelismus stellt. „Plato lehrt: Die Dinge haben ihre Wurzeln in den Ideen, Aristoteles: Die Ideen haben ihre Wurzeln in den Dingen." Wie es sich auch immer mit dieser Formel verhalte, eines ist doch gewiß, daß dieses Reich der Ideen in beiden Auffassungen zuletzt auf die große Realität Gott zurückgeht, und daß in dem Augenblick, wo sie als Möglichkeiten im göttlichen Denken angenommen werden, die Frage an Bedeutung verliert, ob sie nun auch noch in einem besonderen Reich eine davon verschiedene, aber wirkliche Existenz haben, oder ob diese nur in den Dingen und im betrachtenden Menschengeiste besteht. Wollen wir der Erfahrung gemäß sprechen, so nimmt der schaffende Techniker alles, was er braucht, von der Naturwissenschaft her. Die Idee, die er realisiert, scheint dem gegenüber, was er von der Naturwissenschaft empfängt und was schon durch sie in ihm angeregt wird, so unbedeutend, daß man es nicht ohne weiteres als eine Entwürdigung der Technik empfinden kann, wenn jemand in ihr nur angewandte Physik oder dergleichen sehen wollte. In jedem Falle aber ist diese Naturwissenschaft doch in ganz anderer, greifbarerer Weise der Mutterboden technischer Schöpfungen als das noch so gefeierte Reich von existenten Ideen, das doch noch nie einem schaffenden Künstler erfahrungsgemäß eine Vision vom Himmel herabgereicht hat. Dessauer hat an Kant angeknüpft, und das hat seinen Sinn für unsere Zeit, offenbart, nebenbei gesagt, auch eine der größten Schwächen Kants. Man wäre dankbar gewesen, wenn auch die Wege, die von der scholastischen Philosophie zu der Technik hinüberführen, angedeutet wären, etwa die Lehre von den Möglichkeiten, die alles Platonische in einem erhabenen Gottesbegriff gereinigt zeigt, verbunden mit der Lehre vom handelnden Intellekt. Angemerkt sei auch, daß neben *Meißinger*, der doch trotz seines prickelnden Ausdrucks von dem „katholischen" Kant der Zukunft nur mit größtem Vorbehalt empfohlen werden darf, *Bernhard Jansens* Schrift über Kant in der Sammlung des Theatinerverlags mit größerem Rechte als Weg zu Kant bezeichnet würde. Was den philosophischen Teil also angeht, so meine ich, die kühne Art, wie hier das Reich der Technik konstruiert wird, bewundern zu müssen, meine aber auch, daß der Platonismus in diesem wie in manchem früheren Falle das Gebiet des Philosophischen ins Dichterische zu verschieben droht, dem Laien wahrscheinlich ein Hochgenuß, dem kritischeren Denker schon kein reines Vergnügen.

Geradezu wundervoll möchte ich die Teile nennen, in denen der Unterschied zwischen Unternehmer und Kapitalist aus tiefer Schau in das Wesen der Dinge entwickelt wird, wie denn überhaupt der Wert des ganzen Buches mehr in einer eigenartigen geistigen Durchdringung eines bisher allzu vernachlässigten Reiches liegen dürfte, das hier vor unseren Augen aufgeht mit der ganzen Schönheit seiner

Digitized by Google

platonischen Himmel. Walther Rathenaus Pessimismus ist wirklich überwunden, wenigstens in der sieghaften Stimmung des Verfassers. Diese Teile bekommen ihre besondere Note durch die Betrachtung der Auswirkungen der Technik im Leben des Arbeiters und der Wirtschaft. Nachdem die Sache des Geldes wegen, zu dem sie äußerlich führt, und nicht des Adels wegen, der ihr innerlich eignet, mehr produziert und geliefert als schöpferisch hervorgebracht wird, verfällt sie nicht nur selber der Entwürdigung, sondern reißt auch den Menschen in den Fluch dieser ersten Sünde hinein. Das Problem der Technik wird zum Problem der Ethik. Sachdienst wird gefordert, Opfer, Gemeinschaft und ähnliches. Das sind sehr schwerwiegende Worte. Menschenschicksal bergen sie in sich, und das ist mehr als die Idee von der vollkommensten Lokomotive. Hier setzen nun wieder meine Zweifel ein. Ist schon eine platonische Philosophie der Technik angebahnt, und kommt sie zu dieser Schicksalsfrage, so bleibt doch die Unzulänglichkeit der Lösung empfindlich. Hier will ein Zugang zur Ethik geschaffen werden, wie etwa Friedrich Wilhelm Foerster sie in seiner Art dargeboten hat. Hier wird wiederum der Dämon sichtbar, zu dessen Bezwingung Kräfte gefordert werden, die das Reich der Technik nicht in sich schließt.

Es sollte ja widersprochen werden, und so wurden hier einige Gedanken kritischer Art geäußert, die mehr Interesse als Kritik bekunden sollen. Rückhaltslos möchte ich sonst dieses Buch voll des jubelnden Optimismus empfehlen. Das Omnia vestra der Weltanschauung des Verfassers öffnet den Raum auch in das strahlende Reich der Technik, das in seiner Weise auch den höheren Bezirken, der Religion und ihrer Verbreitung, gedient hat. Wer dieses Buch gelesen hat, der sieht die Welt geistiger, tiefer und reicher und steht doch wiederum nur, dem Faust gleich, der nicht rasten kann, auf einer Höhe, die über das Durchschrittene hinaus noch nach weiterer Erfüllung im umfassenderen Geheimnis ruft.

Dessauer, Friedrich: „Philosophie der Technik". Friedrich Cohen, Bonn 1927. Gr.-8°. 180 S. Geh. 5 Mk, geb. 7 Mk.

Noch jüngst gingen aus Anlaß eines Erinnerungstages Huldigungen an *Frau von Stein* durch die Presse, die an schwärmerischer Verehrung nichts zu wünschen übrigließen. Nach dem Kapitel, das die *Neuauflage des Goethe von Eduard Engel* über Frau von Stein bringt, kann man sich nun nicht mehr verhehlen, daß hier ein Literaturskandal allerübelster Art die gesamte deutsche Öffentlichkeit irrgeführt hat. Eduard Engel ist liberal. Seine Einstellung zum Christentum, zu Dogma und Kirche insbesondere wird hinreichend gekennzeichnet durch den Satz: „Es braucht kaum gesagt zu werden, daß ein Naturforscher von der Höhe Goethes nicht Religion im Sinne irgendeiner der Offenbarungskirchen gehabt haben kann." Der Verfasser ist also frei von einem Verdacht, wie er sich in solchen Fällen vielleicht gegen Baumgartner-Stockmann wenden könnte, der schon viele Jahre vor Eduard Engel seine starken Zweifel in dieser Angelegenheit mit größter Sachlichkeit ausgesprochen hat. Eduard Engel, der sich einst „dem unbeirrbaren Wahrheitseifer, dem unparteiischen Spürsinn der berufsmäßigen, zumeist beamteten Goetheforscher" anvertraut hatte, führt nun bittere Klage über jene Gelehrten, die das wichtigste Quellenwerk über Charlotte von Stein einfach unterschlagen haben, weil es nicht in ihre Goethelegende hinein paßte. Eduard Engel sagt wörtlich: „In der ganzen geschichtlichen Literatur gibt es schwerlich einen zweiten Fall wie diesen: daß eine überreiche Fülle unwiderleglicher Selbstzeugnisse eines Menschen von der zu seiner Erforschung berufenen Wissenschaft so gut wie ganz

Digitized by Google

übersehen, man kann nicht anders sagen als unterschlagen wurde." Man muß ihm recht geben, wo er anführen kann, daß sogar Erich Schmidt in einem seiner Aufsätze schreibt: „Von ihrer Hand ist uns auch sonst (außer ihren Briefen an Goethe) nicht eben viel erhalten, z. B. die Briefe an Lotte Schiller aus verwitterten Jahren." Um seine eigene Anschauung überzeugend darzulegen, mußte der Verfasser das Kapitel über Charlotte von Stein auf fast 50 Seiten anwachsen lassen. Dafür aber wird der Gegenstand mit einer solchen Gründlichkeit behandelt, daß ein Widerspruch nicht mehr aufkommen kann. „Vornehmlich Dünzers großes Sammelwerk über die Stein, dazu sein zweites Verteidigungsbuch: ‚Charlotte von Stein und Corona Schröter' (1876) haben dem Verfasser die unerschütterliche Überzeugung verschafft, daß jene Frau, die Goethe in Versen und in Prosa besungen hat, wie nie einem Weibe geschah, von dem die Literaturgeschichte meldet, die größte Täuschung oder Selbsttäuschung Goethes an einem der wichtigsten Menschen seines Lebensganges gewesen ist. Diese Überzeugung durfte nicht auf Meinungen gestützt werden, sondern nur auf klarste Urkunden. Die von Dünzer *zur Verteidigung der Stein* unter den Familienpapieren des Steinschen Hauses vorsichtig ausgewählten Briefe — eine vollständige Sammlung der Briefe Charlottens fehlt bis heute —, dazu der Briefwechsel von Charlotte Schiller, Fritz von Stein und anderen, genügen überreich zur Begründung des Urteils, *daß Frau von Stein sich weder durch sittliche Höhe und Gemütstiefe noch durch geistigen Gehalt der rührenden Hingabe Goethes würdig erwiesen hat.*" An anderer Stelle: „Wer ein grausiges Musterbild der unerschütterlichen Selbstgerechtigkeit der pharisäischen Wortmacherei am Werke sehen will, der lese die Briefe der Frau von Stein . . ." Oder: „Goethes Dichtergeschöpf war die Stein, nicht umgekehrt Goethes Dichtung das Werk dieser Frau. All sein Anbetungsbedürfnis, seinen Durst nach anschmiegender Zärtlichkeit hatte er an sie gewandt, die durch nie völlig zu enthüllende Reize den täuschenden Taumel in ihm erzeugte: hier ist die Erfüllung jeder Sehnsucht, das höchste Erdenglück, die vom Schicksal vorbehaltene Schwesterseele."

Ein besonderer Streit ist darum geführt worden, ob jenes Verhältnis platonisch geblieben sei oder nicht. Eduard Engel, der sich hier als ganz kluger Beurteiler des Lebens zeigt, sagt dazu: „Vielfach sind die Grade der Schuld zwischen Keuschheit und voller Hingabe: Charlotte von Stein wird gar klüglich, immer selbstsicher, die Grade gesteigert oder gemindert haben, ohne die allerletzte Schranke niederreißen zu lassen."

Zum Äußersten ist es nach Eduard Engel also nicht gekommen, und das wird so dargelegt, daß sich vielleicht auch die Zweifel der Baumgartner-Stockmannschen Biographie dabei beheben könnten. Auf der anderen Seite ist das, was geschah, wahrscheinlich häßlicher als volle Hingabe gewesen, und so wären die Zweifel Baumgartners in einer noch trüberen Wirklichkeit aufgelöst. Mit wachem Intellekt hat die Stein die Reize ihrer Natur spielen lassen und das Schauspiel eines Dichters genossen, dessen männliche Leidenschaft sie aufrief, ihn den Qualen des Tantalus überantwortend — ein wahrhaft widerliches Bild, das sich vor dem Hintergrunde eines selbstgerechten, ständischen und sittlichen Pharisäertums zu einer scheußlichen Teufelsgrimasse verzerrt. Der arme Goethe, sagt man unwillkürlich. Wie müssen Menschen, die den Halt an den großen Objektivitäten von Religion und Kirche nicht mehr haben, es doch schrecklich büßen. Elf Jahre lang ist diesem Olympier eine unbedeutende, sittlich gegen ihn und gegen ihre eigenen Kinder wie auch gegen den Mann rohe Frau Liebe, Halt und Stütze gewesen! Man gebe

Digitized by Google

endlich der Wahrheit die Ehre und prüfe wenigstens sachlich die Darlegungen eines ernst zu nehmenden Forschers, der unzweideutig bekennt: „Gleich wie ein Teil der Goetheforscher noch immer schablonenhaft von einem ‚Sesenheimer Idyll' schwärmt; wie sie Goethe und Friederike auf die Höhe der beiden Helden in ‚Alt-Heidelberg' heben, da sie die tiefe Tragik in Goethes Jünglingsleben nicht erkennen wollen, so verschönheiteln und übertünchen sie die qualvollste Tragödie in Goethes reiferem Mannesleben: seine blinde Leidenschaft für einen wertlosen Menschen und seine späte Erkenntnis der traurigen Wahrheit . . ."
Eduard Engels Biographie ist für breiteste Kreise der Gebildeten bestimmt. Wissenschaftlicher Forschung kann sie weniger dienen, da sie auf jeden Apparat verzichtet. Das ist gegenüber Baumgartner-Stockmann ein starker Mangel, zumal dieser in seinem eine ruhige Lesung durchaus nicht störenden wissenschaftlichen Apparat nicht nur dem nachdenklichen Laien etwas gibt, sondern auch dem noch so eingeweihten Goetheforscher. Die Grundstimmung ist bei Eduard Engel eine edle Liebe zu seinem Dichter, dessen Stimme er beim Schreiben zu hören und dessen Antlitz er zu sehen glaubte. Andererseits findet hier echte Liebe schon in der wundervollen Einleitung die männlichen Worte: „Ein sehr großer Mensch war Goethe, kein Gott, kein Halbgott. Er selbst hat Sinn und Bedeutung seiner Schriften und seines Lebens in dem Triumph des rein Menschlichen erblickt. Der Schreiber fühlt sich nicht frei von feurigem Triebe zur Heldenverehrung; Goethes Vergottung oder Vergötzung aber bekämpft er, soweit er dies durch ein Buch vermag. Wir wollen aus diesem herrlichen Menschen um keinen Preis einen Buddha mit einem engsten Zirkel anbetender Goethepriester machen lassen. Nicht dulden wollen wir, daß man Schiller als Dichter, als Menschen, als Freund herabsetze, um Goethe über alles menschliche Maß hinaus zu verhimmeln. Wollen nicht ruhig zuhören, wie einige verzückte Anbeter die mißlungensten Werke Goethes für Meisterwerke erklären und die höchstgebildeten Verehrer des Dichters anmaßend verhöhnen, wenn sie mit tieferer Einsicht in dieses ungeheure Lebenswerk einiges für wertlos, anderes für unlebendig halten. Goethe steht viel zu hoch für jene kritiklose Lobhudelei, die ihm z. B. in politischen Dingen die Naturgabe der Weissagung in eminentem Maße zuschreibt, ihm ungeprüft recht gibt gegen jeden, dem er vorübergehend oder dauernd nicht ganz gerecht geworden, gegen Schiller und Beethoven, gegen Kleist und Grillparzer. Und eine Pflicht der wahren Goethegemeinde gegen das Gebaren der falschen ist die schroffe Zurückweisung der Weiß- oder Schönfärberei, die Goethes höfische und beamtliche Ablenkung und Zersplitterung, seinen Stilbruch, sein absichtliches Griechentum, seine politische Unteilnahme in großer Zeit, seine bewußte Symbolik, seinen gewollten Alterstil nicht als merkwürdige und erklärliche Tatsachen seiner grenzenlosen Entwicklung, sondern als die unübertrefflichen Vorbilder eines in allem und jedem vollendeten Menschen- und Künstlerlebens anpreist. Auch hier fordert Goethes Gebot frommen Gehorsam: „Das, was gelungen ist, mit Ehrfurcht zu bewundern; das, was mißlang, anständig zu bedauern".

Engel, Eduard: „Goethe. Der Mann und das Werk". Mit 31 Bildnissen, 8 Abbildungen und 12 Handschriften. 15.—17. Auflage. Neubearbeitete Ausgabe. Band I und II. Gr.-8°. 956 Seiten. Geb. 54 Mk..

*

Wie sehr sich die Gegenwart um Goethe bemüht, zeigt eine beängstigend wachsende Zahl von Neuerscheinungen. Eine *Sammlung großer Meister* eröffnet ein Band, der alles das enthält, was man ethische und religiöse Weisheit nennen

Digitized by Google

könnte. Es handelt sich um ein bewußt freimaurerisches Unternehmen, das den Logenbrüdern das „ihnen anvertraute unschätzbare Erbe ihrer Altvordern" vermitteln und auch Nichtfreimaurer auf dem Weg über Goethe für die ‚Lebenshochschule der Freimaurerei' begeistern soll. Es heißt im Vorwort: „Es ist richtig: die Freimaurerei oder die Loge war vor Zeiten der Treffpunkt der ganz Großen. Unsere großen Heerführer und Staatsmänner, unsere Fürsten, unsere Geistesheroen, große Künstler sind zum großen Teil Jünger der Maurerei gewesen. Heute finden wir verhältnismäßig wenig Namen von Größen allerersten Ranges in der Gemeinschaft der Freimaurer . . ." Lessing, Goethe, Fichte, Friedrich der Große, Wilhelm I., Haydn, Mozart, Blücher, Scharnhorst werden genannt — Schiller fehlt . . . Für den Wissenden ist das alles höchst interessant. Auch der nationale Ton! Die Harmlosigkeit dieser ganzen Vorrede ist geradezu entzückend. Nur immer Humanität. Gottmensch oder Menschengott, wie geringfügig ist nicht diese Umstellung. Wie sagt doch der wackere Adolf Pichler:

„Zum Teufel die erlogenen, die schönen Ideale,
Das allgemeine Menschliche ist das Bestiale."

Was Goethe angeht, so verdankt er sein Bestes keineswegs der Loge, über die er sich zeitweise sogar lustig machte. Daß es sich für seinen Weltruf lohne, als ihr Freund zu sterben, hat er vielleicht geahnt, wie Schiller das Umgekehrte in so tragischer Weise schon bei seinem Begräbnis zuteil geworden ist.

„Goethe und Rom" ist ein namentlich auch für den Unterricht sehr brauchbares Buch, das die wichtigsten Ereignisse der italienischen Reisen erzählt und zu den einzelnen Stücken als Illustration die entsprechenden Tafeln der Piranesi bringt. Es geht einzig um das antike Rom, während manche charakteristische Äußerungen über das christliche fehlen. Warum eigentlich?

Der *„Goethekalender"* berichtet von den Arbeiten Goethes im Jahre 1827, die zum Teil Weltliteratur und Völkerversöhnung betrafen, druckt noch einmal die Gedichte an Frau von Stein und endlich eine hübsche Skizze über Goethe als Wohltäter — die allerdings sehr einseitig bleibt, denkt man etwa an Eckermann. Etwas zum Schluß beigefügte Goetheliteratur könnte reichhaltiger sein, was dem Zweck des Kalenders sicher sehr entspräche.

„Christiane von Goethe", von *Etta Federn*, ist eine fließend geschriebene, immer sich auf Quellen stützende Darstellung des Lebens der Vielverkannten, die vom „Eroticon" bis zur kirchlich getrauten Gattin aufrückte, erscheint in vierter Auflage. Für die Mitteilung der Tatsachen sind wir dankbar, können allerdings in Goethe nicht einen Vorkämpfer auf dem Gebiete der Ehefragen bewundern, sondern eher bedauern, daß er in diesen Dingen nicht zu den Idealen des Christentums zurückgefunden hat.

In einem Schriftchen *„Goethe und die Juden"* legt *Julius Bab* lehrreich und sachlich dar, was Goethe zu den Juden hinzog und was ihn von ihnen abstieß: „Es ergibt sich, daß Goethe, der in seiner Individualität Elemente von Verhaltenheit und Scheu langsam zu der strengen, selten noch gelockerten Formgeschlossenheit des Alters steigerte, zweifellos Eigenschaften besaß, die ihm die besondere jüdische Rhythmik fremd und zuweilen peinlich machten, daß das spezifisch Jüdische ihm nur in ganz bestimmten, eben angedeuteten Punkten — gemeint ist die Lehre von Gott, dem Gerechten, dem irdischen Ordner, dem Bewahrer und Erhalter — sympathisch gewesen sein kann. Es ergibt sich, daß er in seiner sozialen Einstellung Elemente besaß, die ihn skeptisch, zuweilen sogar feindlich gegen die staatliche

Digitized by Google

Judenemanzipation machten. Es ergibt sich aber nicht minder deutlich, daß hier wie überall die Solidarität des Menschlichen für ihn die alles beherrschende Macht blieb, daß völlig nichts ihn hindern konnte, wirkliche Werte, wo er sie im jüdischen Menschen traf, rückhaltlos und dankbar aufzunehmen und anzuerkennen, daß er jeder generellen Herabsetzung oder Mißhandlung der Juden feind war, und daß er auch für den individuellen Wert der historischen Gesamtpersönlichkeit des Judentums ein sehr lebendiges Gefühl besaß."

Fast ausschließlich an Forscherkreise wendet sich ein Büchlein von *Sp. Wukadinovic: „Goethe-Probleme"*. Es behandelt in neuer Weise das Lied an den Mond, das nicht von Frau von Stein angeregt wurde (die Hofdame kommt auch hier sehr schlecht weg), Goethes „Märchen", das weder eine „alchemistische Kosmogenie noch eine zweite Offenbarung Johannis", sondern vielmehr das „ungebundene Spiel einer sich selbst genügenden Einbildungskraft" ist, endlich „Die Christianer", ein Dramenfragment, das bisher Calderonschem Einfluß zugeschrieben wurde, zweifellos aber zunächst auf Zacharias Werner zurückweist. Die Beziehungen zwischen beiden Dichtern, die bedeutender waren, als man oft angenommen hat — vgl. hierzu auch Stockmanns „Zacharias Werner" —, erscheinen hier in neuem Lichte. Bekanntlich kam nach großer Anfreundung bald der Bruch. Wenn der Verfasser daraus den Schluß zieht: „Vom Weimar Goethes führte eben kein Weg nach Rom", so ist das zu rund gesagt. Man braucht nicht für alle möglichen Eigenarten eines Zacharias Werner sich zu begeistern, um den Weg nach Rom zu finden. Philipp Neri wäre da schon ein besserer Führer gewesen . . .

Als eine besonders wertvolle Bereicherung der Goetheliteratur müssen wir *Eduard Castle: „In Goethes Geist"*, bezeichnen. Es sind Studien eines Gelehrten der alten Schule, der sich genau an die Tatsachen hält und mit den Konstruktionen vorsichtiger ist. In diesen Kapiteln, die meist wohldurchdachte und feingeformte Vorträge enthalten, steckt die Mühe eines ganzen arbeitsfrohen Gelehrtendaseins, das sich in ständiger Verbindung mit dem Leben und der Jugend seinen idealen Sinn bewahrt hat. Kann man nicht immer zustimmen, am wenigsten vielleicht in den Erörterungen zum Faust, so begegnet man doch stets klar formulierten und objektiv gestützten Gedankengängen. Einzelne Kapitel, wie „Deutsche Größe", „Goethes Bildungsideal und das moderne Gymnasium", wenden sich an ein breiteres Publikum, wie denn das Ganze zur Reife einer schönen Gemeinverständlichkeit gediehen ist. Wo die Weltanschauung des Verfassers durchblickt, dürfte es die liberale sein.

Tobias Pöhlmann behandelt *Goethes Naturgefühl, Naturforschung* und *Naturanschauung*, um alle drei am Neuen Testament zu prüfen. Dieses Buch können wir allen Goethefreunden auf das wärmste empfehlen. Es enthält wahrhaft tiefe Erkenntnisse und beleuchtet wie nur ganz wenige andere die Stellung Goethes zum Christentum. Es liegt ganz in der Richtung der Auffassungen, die wir im „Gral" vertreten: Goethe ist uns nicht Ende, sondern Anfang. Aus einer Zeit, die zur Wüste geworden war, wandert er wieder neuen Höhen zu. Aber er hat, was die Lebenswerte betrifft, die alte Höhe unseres Volkes nicht wieder erreicht, und da muß man ihn weiterführen und ergänzen. Wir können den Inhalt des Buches nicht besser wiedergeben als mit den Worten des Verfassers selber: „Die Goethesche Naturauffassung bekommt durch die christliche Naturauffassung eine starke Befestigung, großartige Erweiterung, unendliche Vertiefung und beglückende und erhebende Befreiung. Starke Befestigung, indem die Wahrheitsmomente der

Digitized by Google

natürlichen Offenbarung durch die christliche Offenbarung festen Grund und sicheren Halt bekommen. Großartige Erweiterung, indem die positivistische, vielfach resignierte Einstellung Goethes zu äonenhafter Weitschaft ausgedehnt wird. Unendliche Vertiefung, indem die letzten, tiefsten Abgründe der Natur mit ihren Rätseln und Schrecken nicht durch den ästhetischen Schleier zugedeckt zu werden brauchen, sondern furchtlos aufgedeckt, ruhig geschaut und mutig betreten werden können, weil sie im Schatten des Kreuzes und darum im Frieden Gottes liegen. Und schließlich beglückende und erhebende Befreiung, weil in dem Glauben an den welterhabenen, weltversöhnenden, welterneuernden Gott die Gebundenheit und Gefangenschaft der Natur und Kreatur an sich und in sich selber dahin fällt und die Freiheit der Herrlichkeit der Gottesgeschöpfe grundsätzlich und tatsächlich in die Erscheinung tritt."

„Große Meister." I. Band: *„Goethe"*. Ausgewählt von Bruno Noack. Leopold Klotz, Gotha, und Otto Meißner, Hamburg 1927. 8°. 284 Seiten.

Schulz, Otto Th.: „Goethe und Rom". Mit 70 Abbildungen und einer Karte. Velhagen & Klasing, Bielefeld 1926. Gr.-8°. 78 Seiten. o. P.

„Goethe-Kalender für das Jahr 1927." Herausgegeben von Dr. Karl Heinemann. Dietrichsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig 1927. Gr.-8°. 123 Seiten. Geb. 3 Mk.

Federn, Etta: „Christiane von Goethe". Ein Beitrag zur Psychologie Goethes. Mit 16 Bildern. Delphinverlag, München o. J. 4. umgearbeitete Auflage. 8°. 272 Seiten. o. P.

Bab, Julius: „Goethe und die Juden" (Die Morgen-Reihe. 3. Schrift). Philo-Verlag, Berlin 1926. Gr.-8°. 36 Seiten. Geh. 2,25 Mk.

Wukadinovic, Sp.: „Goethe-Probleme". Max Niemeyer, Halle a. S. 1926. Gr.-8°. 97 Seiten. Geh. 3,60 Mk.

Castle, Eduard: „In Goethes Geist". Österreichischer Bundesverlag, Wien 1926. Gr.-8°. 415 Seiten. Brosch. 13 Mk.

Pöhlmann, Tobias: „Goethes Naturauffassung". Furche-Verlag, Berlin 1927. Gr.-8°. 189 Seiten. Geb. 6 Mk.

*

Es ist bei der heutigen Lage Europas und Deutschlands nicht verwunderlich, wenn es die schöpferischen Geister zu den Fragen des Staates, der nationalen Erneuerung und überhaupt zu den Problemen der politischen Ethik und Entwicklung zieht. Von großen Romanen ganz abgesehen, drängen sich dergleichen Motive auch stark im dramatischen Schaffen. Man darf sogar hoffen, daß die Beschäftigung mit diesen „großen Gegenständen" uns wieder eine Dramatik bescheren werde, die über Lyrismen und über Erotik hinweg sich wieder im Kampffeld männlicher Leidenschaften bewegt. An die Seite von Franz Werfels Juarez und Maximilian sind zwei neue überragende Leistungen getreten, nämlich *Alfred Neumanns „Der Patriot"* und *Fritz von Unruhs, „Bonaparte"*. Im „Patrioten" erkennt man den Dichter des „Teufels" wieder, der uns das Bild Neckers und sein Verhältnis zum König in einem russischen Staatsmann und seinem Zaren erneuert. Pahlen geht über die Leiche des Herrschers in den eigenen Tod und zur Krönung des neuen Zaren, sich über die gewöhnliche Moral im Sinne einer höheren Moral des Staates hinwegsetzend. Tyrannenmord des allgemeinen Wohles wegen (das Problem ist von Max Scheler in einem Berliner Vortrag und von Pater Schuster, S. J., in den „Stimmen der Zeit" neuerdings behandelt worden). Wohl bietet uns Neumann ein fesselndes Stück, aber keine Lösung; kann doch diese Lösung niemals in der Anerkennung einer doppelten Moral liegen. Die Schwierigkeit dürfte überhaupt nicht so sehr im ethischen Problem zu suchen sein als vielmehr in dem damit verknüpften psychologischen. Im großen Menschen ist die seelische Weite anders und dem Spießer nicht verständlich. In grandioser Weise hat doch Gott

Digitized by Google

selber dieses Problem gelöst, als er die Welt schuf. Seine Vorsehung bleibt der größte Diplomat der Weltgeschichte, rechnet mit Mord, Krieg, Krankheit und Pest, ordnet dies alles ein in ihre Pläne und bleibt sich und damit dem obersten metaphysischen Gesetz aller Ethik treu. Fritz von Unruh stellt das Problem in seinem Bonaparte weniger ethisch. Die Schwerkraft liegt bei ihm wohl im Ontologischen, d. h. im Bonaparte bricht ein neues Seinsgefühl empor mit dem innerlichen Anspruch, sich auswirken zu wollen. Das sieht sich an wie Individualismus und zeigt auch in der Tat einen gigantischen Egoismus. Er wird dramatisch gesteigert durch den Gegensatz von „Bonaparte", dem Sohn der Revolution, und Enghien, dem Sprößling von vierzig Königen. Ein Bonapartedrama hat uns Fritz von Unruh freilich nicht geschenkt. Feldherrn und Führer sind keine lyrischen Enthusiasten. Der Schwung Fritz von Unruhs ist noch ein wenig leutnanthaft bramarbasierend. Auch seine Frauengestalten bleiben unklar und zeigen nie die Vollblüte gereifter Schönheit. Gelöst ist der Konflikt auch hier nicht. Man kann das Stück spielen als Festakt bei der Gründungsfeier einer Republik, und es wird Carnot (Brutus) der Hauptheld sein, und er wird das ewige Recht gegen den Usurpator ins Feld führen. Man könnte es mit kleinen Akzentverschiebungen auch spielen zur Verherrlichung eines neuen Kaisertums, denn die innere Überlegenheit und menschliche Größe Napoleons (Cäsar) zwingt alles in die Knie. Zwei Seelen trägt dieses Stück in seiner Brust, die zwei Seelen, die jetzt in unserem Volke miteinander ringen. Auf dem Papier siegt hier wohl die republikanische, in der Kraft des Dichterischen aber vielleicht die cäsarische Ansicht. Trotz mancher an Demagogie streifenden Sentenzen darf man doch wohl sagen, daß alles in allem das Politische dichterisch bezwungen wurde. Vierzig Bühnen haben das Stück bereits angenommen, dem es an starken Theatereffekten nicht fehlt.

Neumann, Alfred: „*Der Patriot*". Drama in fünf Akten. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1927. 8°. 120 Seiten.
Von Unruh, Fritz: „*Bonaparte*". Ein Schauspiel. Frankfurter Sozietätsdruckerei, Abt. Buchverlag, Frankfurt a. M. 1927. Gr.-8°. Brosch. 3,80 Mk., geb. 4,80 Mk. 152 Seiten.

*

Bekanntlich wurde *Gerhart Hauptmann* von der Ufa-Gesellschaft gebeten, den Text zu einem Faustfilm zu schreiben. Wie es heißt, erhielt er dafür 20 000 Mark, die gleiche Summe, die einst Goethe von Cotta für das ganze Faustdrama bekam. Für die Verwendung im Film unbrauchbar, erschien diese Jobsiade als Manuskript im Druck. Anbei einige Kostproben, die, wie ausdrücklich bemerkt sei, nicht aus Wilhelm Busch stammen, auch nicht aus dem „Simplizissimus", sondern aus Gerhart Hauptmanns Bearbeitung des Goetheschen „Faust":

Mutter, du hast einen Mordskerl zum Sohn,
Den Bravsten der Braven: da ist er schon!

Meine Warnung — glaubt — ist triftig:
Weiße Lilien sind giftig!

Gretchen, Mädchen, drückt dich was —
Du bist ja wie ein Laken so blaß!

Was würde wohl Goethe sagen erstens zu den zwanzigtausend Mark und zweitens zu den Versen? Er hat einmal zu Eckermann gesagt: „Das ist aber eben das Wesen des Dilettanten, daß sie Schwierigkeiten nicht kennen, die in einer Sache liegen, und daß sie immer etwas unternehmen wollen, wozu sie keine Kräfte haben."

Digitized by Google

Theater und Drama

Von Dr. Lorenz Kjerbüll-Petersen

ALS zu Beginn des laufenden Spieljahres am Mannheimer Nationaltheater die neuerdings allgemein üblich gewordene Gründung einer sogenannten „Jungen Bühne" vollzogen wurde, da geschah es mit der nicht minder allgemein üblichen Begründung, man wolle im Rahmen der bestehenden Bühne eine Institution schaffen, die es ermöglichen sollte, außerhalb des regulären Betriebs und der für das Publikum obligatorischen Abonnementsserien solche Dichter der jungen Dramatikergeneration zu Worte kommen zu lassen, deren Produktion irgendwie abseits der großen dramaturgischen Heerstraße läge und deren Aufführung somit ein Wagnis mit zweifelhaften ideellen wie materiellen Erfolgchancen bedeuten würde, mit dem eine vorsichtige Leitung das offizielle Repertoire lieber nicht belastet. Kurz, man wollte den Suchenden und vielleicht nicht Findenden, den Ringenden und vielleicht Unterliegenden, den Werdenden und vielleicht Zukunftlosen ein kleines Hinterpförtlein wenigstens zum Tempel der Kunst öffnen in der Hoffnung, daß vielleicht der eine oder andere, erfolggestärkt, die Kraft finden würde, die Öffnung des Haupttores sich zu erzwingen. Als Kritiker begrüßt man solche edlen Absichten natürlich mit dem erforderlichen Respekt, nicht ohne indessen gewissen Befürchtungen Raum zu geben, die in anderorts gemachten Erfahrungen bei ähnlichen Unternehmungen ihre substantielle Begründung fanden. Man fürchtete, es möchte auch hier der Fall eintreten, daß unter dem Deckmantel problematischer Kunstexperimente der Versuch unternommen würde, auf Umwegen in die noch leidlich gesunde Provinz Stücke einzuführen, wie sie im Zeichen demokratischer Freiheit und unbedingter Selbstbestimmung nun schon jahrelang ungehindert dem sensationsgierigen Publikum verderbter Großstädte vorgespielt werden. Es war klar, daß man einem derartigen Versuch mit allen Mitteln würde entgegentreten müssen; denn sollte er glücken, so wäre die Bahn für neue entsprechende Bestrebungen frei; langsam, aber sicher würde die ethische Korruption des Publikums in Kunstdingen fortschreiten, und eines schönen Tages wäre es reif, derartige Kunst nicht mehr unter dem Ausnahmezustand einer „Jungen Bühne", sondern ganz allgemein im geregelten Betrieb des Spielplans zu ertragen. Man sah daher der ersten künstlerischen Manifestation der „Jungen Bühne" mit entsprechendem Interesse entgegen und war als Pessimist nicht weiter erstaunt, als man erfuhr, daß Arnolt Bronnens „Vatermord" ersehen sei, den Reigen der Darbietungen zu eröffnen.

Der literarhistorisch bewanderte Leser wird vielleicht erstaunt fragen, was denn der „Vatermord" mit einer „Jungen Bühne" zu tun habe; entsinnt er sich doch, daß dieses Stück vor bereits zwölf Jahren das Licht der Welt erblickte. Zwölf Jahre aber zählen heute mehr als doppelt; bergen sie doch in sich all jene grundstürzenden Erlebnisse, wie sie Krieg, Revolution, Inflation zwangsläufig mit sich gebracht haben. Die Menschen, die 1914 jung waren, sind es heute irgendwie nicht mehr; sollte es die Kunst, sollte es das Drama der damaligen Zeit sein können? So sehr man bereit wäre, die Frage mit der Selbstverständlichkeit einer einfachen logischen Erwägung zu verneinen, so sehr ist man auf Grund eines reiflich überprüften Tatbestandes verpflichtet, sie zu bejahen. Es ist effektiv so, daß die literarische Situation von heute gegenüber derjenigen von 1914, abgesehen von einer

Digitized by Google

Unmasse willkürlicher formeller Experimente und von dem Fortfall einer Reihe von konventionell-moralischen Hemmungen, wesentliche Veränderungen nicht aufweist. Welches von den als typisch modern proklamierten Dramen der jüngsten Zeit hätte nicht genau so gut 1914 geschrieben werden können, welches zeugt von einer veränderten geistigen Atmosphäre? Freilich ist im Zeichen risikoloser demokratischer Freiheit das zynische Bekennen Mode geworden. „Ich kenne nichts als Unzucht! Ich will nur Unzucht!" erklärt heute Bert Brecht mit der ganzen Feierlichkeit eines Menschen, der sich zu besonderer Mission berufen wähnt; was er aber künstlerisch tut, ist im Grunde nichts anderes als das, was die Operetten- und Vaudevillefabrikanten von 1914 getan haben, nur daß die fortschreitende intellektualistische Vereisung inzwischen die Glut des Eros um einige Grade abgekühlt und man soundso viel anderweitige Ideen verloren hat, daß das erotische Moment schier das einzige ist, was nach der geistigen Zwangsversteigerung im Armenhause unserer Zeit übriggeblieben ist, weshalb man es mit besonders ernsthafter Pietät behandelt, wo es früher in zwei- oder eindeutigen Späßen dem Gelächter einer immerhin gesunderen, weil nicht monomanischen Generation preisgegeben wurde.

Wie aber war es um das Dramatikergeschlecht von 1914 bestellt? Nicht viel anders als um das ganze damalige Geschlecht, das schwer am Wehe seines Enkeltums litt! Die großen Taten hatten die Väter getan, und den Erben blieb die Tradition. Materieller Wohlstand herrschte, und leidlich gesunde soziale Verhältnisse ließen keinen revolutionären Radikalismus aufkommen. Viel beleibte Männer sah man um sich, mit kahlen Köpfen und gesundem Schlaf; kein hohler Cassiusblick störte die geregelte und angenehme Verdauung der Nation. Dabei war sie keinesfalls untüchtig, diese Generation — sie hat es später zur Evidenz bewiesen! —, sie war nur satt; das war ihr Unglück! Was aber die geistige, insbesondere die künstlerische Betätigung betrifft, so bewährte sich auch hier der banale alte Satz vom plenus venter. Alle Möglichkeiten neuen Gestaltens schienen erschöpft, alle inhaltlichen Probleme, sofern sie Wunschziele in sich bargen, ebenso gelöst wie diejenigen einer vernünftigen Formgebung. Man beachte doch nur, wie wesentlich gut bürgerlich selbst die sogenannte Arbeiterdichtung der damaligen Zeit war! Auch die breite naturalistische Eselswiese war abgegrast, was aber selbst unternehmungslustige Grautiere nicht über Gebühr erregte, wenn sie an die gefüllten Scheunen dachten, die ihrer auf alle Fälle daheim warteten. Und so kam es, wie es kommen mußte: die Kunst war zur komfortablen Luxusangelegenheit eines angenehmen bürgerlichen Lebens geworden, und die Lehre vom l'art pour l'art war nur die theoretische Formulierung des de facto bestehenden Zustandes einer rein spielerischen Auffassung. Der Mangel an wirklich bewegenden Problemen führte zu einer gewissen Vorliebe für das stofflich Abseitige, Singuläre, häufig Perverse und Kranke, während das originalitätssüchtige Extrem das Formproblem beherrschte. Es war die Zeit der wechselnden, unmotivierten Tagesmoden, denen kein bleibender Wert eignete. Auf der anderen Seite pflegte man in geruhsamem Epigonentum eine bewährte Tradition, versuchte sich in überkommenen Stilen und schuf so einen Neoklassizismus, eine Neuromantik und wie die Richtungen und Schulen alle heißen mögen.

Umwälzungen irgendwelcher Art erklären sich stets aus einem von folgenden zwei Gründen. Entweder sind sie bedingt durch die Unzufriedenheit mit bestehenden Zuständen, deren Verbesserung mit allen Mitteln erstrebt wird. Man nennt

Digitized by Google

solche Umwälzungen Revolutionen. Sie dienen stets der Verwirklichung irgendwelcher Ideen, mögen diese nun auf den ersten gewaltsamen Anhieb in die Tat umgesetzt werden, mögen sie einer längeren Zeit evolutionärer Reife bedürfen. Die zweite Kategorie von Umwälzungen entspringt dem Überdruß. Man ist geistig wie materiell gesättigt und muß sich irgendwie Bewegung schaffen, man hungert nach Sensationen, greift nach ihnen wie nach einem Narkotikum und findet sich eines schönen Tages in einer Situation, in der man sich selbst nicht mehr recht auskennt und die man noch weniger zu meistern vermag. Jede Umwälzung führt zunächst zur Zerschlagung des Bestehenden, zum Chaos. Während aber über dem revolutionären Chaos ordnende Ideen spürbar werden, die irgendwie zu neuer kosmischer Bildung und Bindung drängen, führt die Überdrußrevolte zunächst zu einem einzigen großen Scherbenhaufen, aus dem kein Geist Frucht zu ziehen vermag, bevor der Verwitterungsprozeß einer natürlichen Entwicklung die Bildung einer dünnen Humusschicht bewirkt hat. Letzteres ist unser Fall. Aus Überdruß zerstörte die expressionistische Revolte die geistige Tradition eines Jahrhunderts in absoluter Verneinung, dahinter kein positives Moment sichtbar ward. Man zerstörte die Tradition der schönen Form und setzte an ihre Stelle primitivistische Unform; man zerstörte die geistigen Inhalte und verschrieb sich dem absoluten Ungeist rohester Triebe. Über dem Chaos zerschlagener Geistigkeit brütet heute dumpf und schwer die sternenlose Nacht. Da man aber das innere Suchen und Sehnen der Menschenseele nicht wegeskamotieren kann, so kopulierte man es dem Trieb. Physischer und psychischer Trieb, beide hoffnungslos zivilisatorisch pervertiert, einten sich zu seltsamen Mißbildungen. So ward die Kunst zum metaphysischen Bordell, darin zerquälte Süchte betäubende Vergessenheit und rauschhafte Lysis vom Druck des unerträglichen Augenblicks suchen. Sinnenfusel statt des Weines der Gestirne, das ist die Ursache unserer ordinären Trunkenheit.

Man könnte erheblich krassere Beispiele wählen als dasjenige *Arnolt Bronnens*, des vielumstrittenen, um an ihnen den gegenwärtigen Tatbestand zu demonstrieren. Aber wozu in die Region des absoluten Unflatmilieus hinabsteigen? Zudem ist Bronnen lehrreicher. Einmal, weil er stärker und gesunder ist und als mehr äußerlich infiziert denn innerlich verfault erscheint, dann aber auch, weil sein absolutes Können dasjenige der Leute, die mit ihm gern in einem Atemzuge genannt werden, sicherlich um ein Beträchtliches übersteigt. Eine Dialogpartie wie folgende zeugt schon von einem nicht alltäglichen dramatischen Talent:

Fessel: Eine Schande ist es, in einem Vaterland zu leben.
Walter: Vaterland ist das Land der Väter.
Fessel: Vaterland ist das Land, wo die Väter fronen für ihre Söhne.
Walter: Und sie prügeln.
Fessel: Und sie ernähren.
Walter: Und sie einsperren.
Fessel: Und sie kleiden.
Walter: Und sie knechten.
Fessel: Und sie erziehen.
Walter: Und sie hassen.
Fessel: Und für sie besorgt sind.
Walter: Und sie zertreten, wenn sie können.
Fessel: Und sie zertreten, wenn sie wollen.
Walter: Will!

Der Inhalt des „*Vatermord*"[1], dem diese Dialogpartie entnommen ist, bedeutet

[1] Sämtliche Werke Arnolt Bronnens sind im Ernst Rowohlt-Verlag, Berlin, erschienen.

Digitized by Google

keinesfalls ein Novum in der dramatischen Literatur. Es handelt sich um das alte Motiv des Kampfes zwischen Vater und Sohn, das hier bis zur letzten Konsequenz durchgeführt wird, und das ganze Stück ist eine einzige große Keilerei, in der Vater und Sohn zuerst mit Schimpfreden, dann mit allen möglichen an sich nützlichen Gebrauchsgegenständen aufeinander eindringen, bis endlich der Dichter ein Einsehen hat und den Vater durch einen Messerstich erledigen läßt. Zu dieser ekelhaften Haupthandlung gesellt sich noch ein nicht minder ekelhaftes Zubehör erotischer Art, das in einem Inzest auf offener Bühne gipfelt. Der Erfolg des Stückes aber anläßlich der Aufführung der „Jungen Bühne" war unbestritten. Harmlose, modern sein wollende Großmütter, brave Familienväter, unmündige Pubertätsjugend, alles spendete frenetischen Beifall! Ein charakteristisches Zeichen für unsere Generation! Möge sie viel Freude erleben an ihren Kindern! Besonders bezeichnend für die erwähnte widernatürliche Paarung von physischem und metaphysischem Trieb ist desselben Bronnen *„Geburt der Jugend"*, ein Werk, zum Zerreißen gefüllt mit explosiven erotischen Massenspannungen, in etwa Wedekinds „Frühlings Erwachen" vergleichbar, die sich zum Schluß zu einer großen Brunstgemeinschaft vereinen und einen einzigen dunkeln, heißen Leib bilden, aus dem einige emporwachsen, also, daß etwas wie eine Wollustpyramide entsteht, aus deren Spitze es metaphysisch dampft:

Nun seh ich Gott
Gott
Nun sind wir Gott
Gott
Wir Gott
Gieriger wachsender herrschender Gott
All Gott
Wi—i—ir Gott!

Blasphemische Weitung also des rauschhaften Sexualempfindens zu einem pantheistischen Gottgefühl voll entsetzlicher Tragik und fürchterlicher Komik zugleich. Nehme man es, wie man will! Wenn aber diese Brunstpyramide in sich zusammenstürzt, nachdem die Erregung verflammte, was dann? Was bleibt dann übrig vom tollen Gotteswahn? Ein zuckender, dampfender, in sich zusammengesunkener Haufen todmüden Fleisches, darüber sich in unerreichbarer Ewigkeitsferne ein fremder Gotteshimmel wölbt!

In seinem sogenannten Lustspiel *„Exzesse"* versucht es Bronnen, dem Erotischen auf dem Wege des Komischen nahezukommen. Ohne Erfolg, wie es sich alsbald herausstellt und auch bei den wenigen Aufführungen, die erfolgt sind, herausgestellt hat. Bemerkenswert auch hier die letzten Endes ganz unsinnliche Art, wie er seinem höchst eindeutigen Stoff gegenübersteht. Überhaupt muß um der Ehrlichkeit willen festgestellt werden, daß Bronnens Erotik zwar sehr viel Ekelerregendes, aber kaum etwas Verführerisches in sich birgt. Das ist allemal das moralische Plus des Eindeutigen gegenüber dem Zweideutigen. Es ist mehr absolute Schweinerei in den Dramen der Nachkriegszeit als in jenen der Generation von 1914; aber seit wann ist die Verführungskraft des Schweines beträchtlich? Über das Stück ausführlich zu sprechen, verlohnt sich nicht; es bezieht seine Komik aus niedersten Stammtischregionen, und seine Erotik persifliert sich selbst nicht ohne Erfolg, aber diskutabel ist die ganze Angelegenheit nicht.

„Anarchie in Sillian" ist wiederum niedrigsten erotischen Bezirken verhaftet, und doch läßt sich bei näherem Zuschauen vielleicht gerade hier eine Hinwendung

Digitized by Google

des Dichters — denn ein solcher bleibt Bronnen trotz allem irgendwie stets! — zu höherer Problematik feststellen. Ich kenne keinen Dichter, der die Katastrophenstimmung unserer Zeit intensiver erfühlt hätte als er; nur begeht er leider den Fehler einer Überbetonung des Erotischen als verwirrenden Moments, während die Krise letzten Endes geistiger Natur ist und die Flucht ins Erotische nur eine untaugliche Abreaktion darstellt. Ich glaube, daß Bronnen das vielleicht instinktiv empfindet, aber es fällt ihm unendlich schwer, sich vom alten Pubertätsadam zu befreien. Auch in *„Rheinische Rebellen"* gelingt ihm das nicht. Ich muß sagen, es hat mir ein klein wenig imponiert, daß Bronnen die unbekümmerte Frechheit, die an ihm wohltuend berührt, hatte, aus der ganzen Schwindelaffäre der Separatistenbewegung eine banale Liebesgeschichte von wüsten Proportionen zu machen. Geht man objektiv den Dingen nach, so stellt sich dem historischen und psychologischen Blick nicht viel Besseres dar. Technisch taugt das Stück nicht allzuviel; es ergeht sich in breiten Reden und paradoxen Betrachtungen, die auf die Dauer trotz aller turbulenten Handlungselemente ermüden. Aber man stelle doch einmal einen Vergleich mit *Zechs „Erde"*[1] an, und man wird einen erheblichen Begabungsunterschied mühelos feststellen können. Noch tastender, noch unsicherer ist die *„Katalaunische Schlacht"*, die mit Schützengrabenchaos anfängt und mit erotischen Zusammenbrüchen endet. Immer deutlicher tritt die Problematik des Erotischen in Erscheinung. Ich sollte mich sehr täuschen, wenn Bronnen die staunende Mitwelt nicht eines Tages, vielleicht wenn der Anreiz verlockender Konjunkturen verschwunden sein wird, mit einer höchst diffizilen geistigen Problematik überraschen wird. Nur muß gehofft werden, daß es bis dahin mit der Schöpferkraft nicht aus ist. Das Pubertätsstadium dauert mir bei unseren modernen Dichtern zu lange, als daß ich nicht die Befürchtung hegen müßte, es könne eines bösen Tages in Senilität umschlagen. Man hat Beispiele! Und von einem physisch bedingten Verzichtethos halte ich so wenig wie von jener Tugendhaftigkeit, die durch ein „quia non possumus" zunehmender Altersbeschwerden bedingt ist. Im übrigen ist die Situation typisch, und nur aus diesem Grunde wird sie hier exemplifikatorisch erörtert, nachdem wiederholt im „Gral" auf Einzelwerke Bronnens eingegangen wurde.

Das bislang letzte Werk des Dichters ist der *„Ostpolzug"*, eine Art Monodram, das mir die absolute Wende zu bedeuten scheint. Aber man kann sich täuschen, und nicht ohne Beklemmungen sehe ich dem nächsten Werke entgegen. Der Ostpol, das ist das letzte Ziel menschlichen Strebens, sofern es sich auf das Realisierbare erstreckt. Der unbekannte Osten, bei Alexander dem Großen die ultima Thule des fernsten Orients, bei Alexander dem Modernen die Bezwingung des Mount Everest! In beiden Fällen die absolute Gipfelleistung! Der antike Alexander, im übrigen natürlich modern gesehen, in seiner romantischen Pose, versagt und unterliegt seelisch wie körperlich; der moderne Alexander, Sportsmann, schnodderig, aber mit eisernem, rekordsüchtig gestärktem Willen, siegt. Triumphierend donnert er seinen Jubelruf in die tiefen Menschentäler dort unten:

Das war der Ostpol, das war die unbesiegbare Erde,
Hier, wo ich stehe, Religionen unter meinen Füßen,
Zwar im Sturm, zwar unsicher selbst der nächsten Minuten,
Aber doch etwas höher, als es mir bestimmt war,
Doch etwas weiter, doch etwas stärker, doch etwas ewiger,
Als das Schicksal es in meine Hand schrieb, in Eläus.

[1] Im Schauspiel-Verlag, Leipzig.

Digitized by Google

Denn in diesem Ring hier fürchte ich mich vor keinem, sei er noch so unsichtbar.
Wenig Sinn wird es haben, meinen Abstieg zu stören, nach den Signalen,
Und, wenig verändert, werde ich bald die ersten Menschen wiedersehen, die nicht tot sind.
So geschehen die Taten, die Ereignisse langsam,
Manche Wünsche werden Jahrtausende alt,
Aber unaufhaltsam wachsen die Organe ins Unsichtbare hinein,
Und der Gewinn der Unsterblichkeit ist nahe.

Ist das bloßes artistisches Getön, oder kündet sich hier eine bedeutsame Wandlung? Schwer zu sagen! Es bleibt nur eine nicht ganz unfundierte Hoffnung. Die Hoffnung gilt nicht Bronnen allein, sondern einer ganzen Dramatikergeneration. Ich habe mit Bronnen begonnen, weil ich in ihm einen Prototyp moderner Zustände und Entwicklungen sehe. Der nächste Aufsatz wird an Hand neuerer und neuester Erscheinungen das Dunkel, das über unserer Zeit liegt, zu durchdringen und werdende Entwicklungen zu erspüren suchen.

*

Das Heilandskreuz

Vor einem Betgestühl mit Blumenhecken
Hängt an ein Kreuz des Heilands Leib gehämmert,
In dessen Wunden, bis der Abend dämmert,
Die Sonnenstrahlen tief wie Lanzen stecken.

Als fühlte er des Tags geheime Qualen,
So schüttelt schauernd seine Brust ein Brennen,
Und Blut, lebendig' Gralsblut, will sich trennen
Aus seiner Stirne schweren Schmerzensmalen.

Doch hängt das Tuch der Dunkelheit sich fein
Um des Erlösers bebendes Gebein
Und hallt der Tritt des Schlummers durch den Raum.

Da klemmt der Mond die Finger seiner Hand
Durch den aus Stein gehau'nen Dornenrand
Und wischt dem Herrn das Blut vom Schläfensaum.

Ferdinand Mayer-Eschenbacher

Digitized by Google

Neue Romane

Von Hubert de Reuter

„Es herrscht jetzt ein so kläglicher Zustand in der Poesie der Deutschen, daß alle Liebe und aller Glaube dazu gehört, um noch an ein Weiterstreben zu denken und auf eine bessere Zeit zu hoffen", so schrieb Schiller am 17. Februar 1803 an Wilhelm von Humboldt.

Gelten diese Worte nicht auch heute? Könnte man nicht fast meinen, jeder große Zweck und aller echte Sinn für das Wahre und Tüchtige sei aus der Literatur verschwunden, wenn man z. B. an die Urteile in dem Roman-Preisausschreiben des „Hamburger Fremdenblattes" und der „Münchener Neuesten Nachrichten" denkt? Den ersten Preis trug der Roman von Elsa Bonin davon: *„Borwin Lüdekings Kampf mit Gott"*. Die Schreiberin hatte es sich zum Ziele gesetzt, den Gegensätzen zwischen Kopf und Herz nachzugehen, die als die Folgen einer ruhe- und haltlosen Zeit das Innere führender Persönlichkeiten unserer Tage zerwühlen müssen. Symbolhaft sind diese Gegensätze an einem Großkaufmann dargestellt, der zu höchster Stellung und zu größtem Ansehen gelangt ist, freilich über das Leben seiner Frau hinweg, die er in jungen Jahren heiß liebte, hinweg über zwei Kinder, die sie ihm schenkte, hinweg über sein eigenes irdisches Dasein, das in einer bürgerlichen Ehe Halt und Ruhe finden sollte, aber durch die Macht der Vergangenheit zerstört wird. Der Vorwurf ist zweifellos nicht neu, aber immerhin motivreich und groß, da der höchste Vorwurf der Kunst für denkende Menschen der Mensch ist.

Was aber hier daraus gemacht worden ist, ist zunächst kein „Kampf mit Gott" und zweitens alles andere als ein Kunstwerk. Die Hauptfigur hat von einer führenden Persönlichkeit nicht einen Zug an sich. Es ist eine vorübergehende Erscheinung, wie die Zeit der großen Unruhe und Not sie in Menge hervorgebracht hat. Er versteht nichts anderes als sein Geschäft, das wie ein verschleiertes Bild geheimnisvoll und rätselhaft bleibt, versteht aber sein Leben nicht zu meistern, schwankt zwischen Gegenwart und Vergangenheit hin und her, ist keinem ein rechter Vater und guter Gatte. Gestalten des Geschäfts- und Vergnügungslebens, die alles andere denn belehren und erheitern, greifen in dieses Leben ein und beeinflussen den einzigen glaubwürdigen Menschen, die empfindsame Kathrin, die dann in die Hände eines Einfaltspinsels fällt, der in der Bekehrung von Dirnen eine angenehme Wohltätigkeit erblickt und darüber das junge, überempfindliche Geschöpf zugrunde richtet. Daß aber aus diesem Wesen Gottes Stimme spricht, wird weder von der Schreiberin noch von den Preisrichtern geglaubt worden sein. Dem Ganzen fehlt die Beschäftigung mit dem Schweren und Guten. Überdies enthält es kaum etwas, was den Geist ergötzt und was der Seele gefällt.

Der unerquickliche Eindruck, den dieser Roman zurückläßt, wird noch durch eine überaus dürftige Schreibfähigkeit erhöht, die eine telegrammstilartige Verkümmerung der Sprache verrät und Fehler und Geschmacklosigkeiten nicht vermissen läßt. Hätte die Schreiberin es nicht vergessen, daß Kunst Kennen und Können bedingt, so würde sie weise geschwiegen haben — und hätte das Kollegium der erlauchten Preisrichter besser geurteilt und mit Schopenhauer gedacht, daß in der Kunst wie in der Moral der gute Wille nichts ist, dann wäre dieser Roman nicht mit einem Preise ausgezeichnet worden.

Digitized by Google

Den zweiten Preis in dem Romanwettbewerb erhielt das Buch von *Edmund Kiß: „Der Weg in die Nacht"*, nicht mehr als ein Durchschnittsroman, vielleicht als Handwerk gelungen.

Ein Regierungsrat heiratet die Witwe seines gefallenen Freundes, der ihm immer wieder unter eigenartigen Umständen erscheint, und den er mit sich herumschleppt bis zu einem Selbstmordversuch, der aber mißlingt und der ihn dann von der Vergangenheit befreit und heilt.

Der Versuch, den „Weg aus der Nacht" und den Kampf mit dem Tode phantastisch-realistisch darzustellen, ist wohl nicht gelungen. Was hätte ein großer Künstler aus diesem Stoff machen können! Wie wertvoll erscheint daneben das „Totenbuch" von Wilhelm Matthiessen! Bei Kiß handelt es sich um eine alltägliche Geschichte, der der Stempel des Künstlerischen fehlt, nicht einmal überall glatt und amüsant erzählt. Man spürt weder den Schauer der dämonischen Erscheinungen noch die Gewalt der Liebe. Die unermeßlichen Weiten, die diesem Stoff zu eigen sind, sind nicht ergriffen, nicht gestaltet und nicht mit Empfindungen erfüllt worden.

Gerade in solch einem Buche hätte sich Leidenschaft und Fähigkeit für die Kunst, Begeisterung für Größe und Schönheit offenbaren und das Wesen der Poesie verraten können, die den Menschen verklären und für das Große und Schöne begeistern soll.

Mit dem dritten Preis ging die *„Vision auf dem Lofot"* von *Felix Möschlin* aus dem Romanwettbewerb hervor. Die Krönung dieses Buches ist bis zu einem gewissen Grade symptomatisch, denn es ist eigentlich kein Roman.

Ein Maler, der seine Geliebte im Stich läßt, flieht nach den nördlichen Gegenden Schwedens und Norwegens. Auf dem Lofot hat er die Vision einer neuen Kunst, die er später zu verwirklichen sucht. Seine Geliebte, die er wiedersieht, wird von einem Nebenbuhler erschossen, worauf er sich mit einer anderen vermählt.

Ein Geschick, die nordische Landschaft und Zivilisation mit Licht und Farbe wiederzugeben, ist diesem Buche nicht abzusprechen. Jedoch geschieht die Darstellung in der Form eines ermüdend langen Briefes. Was Möschlin in der Kunst bringen will, ist im wesentlichen das Programm des endgültig überwundenen Expressionismus. Die Handlung tritt fast ganz zurück und ist lediglich durch seelische Erschütterungen und Stimmungen ersetzt. Die Kraft der Gestaltung ist nicht groß, dazu fehlt es an der Begeisterung und an der Freude, ohne die in der Kunst noch nie etwas Großes hervorgebracht worden ist. Immerhin hat dieser Roman einige Eigenschaften, aber nicht solche, die die Auszeichnung mit einem Preise rechtfertigen könnten.

Ein ähnliches Geschrei wie bei diesem dritten Roman wurde um *Axel Lübbes „Kainsgrund"* erhoben. Ein heimkehrender Krieger, durch die Schrecken des Todes entmenscht, wird zum Verbrecher und Mordbrenner. Die „Gerechtigkeit" sühnt das vergossene Blut seines Opfers mit dem Tode, indes der Mörder aber, durch keine Reue und keine Gnade entsühnt, als Held über alle Ordnung triumphiert.

Vielleicht sollte dieses Buch ein Spiegelbild des heutigen Menschen sein, der ohne Raum und Halt ist, vielleicht sollte es auch eine Mahnung und Warnung bedeuten an alle, denen der Rücken des Armen ein Spieltisch ist. Selbst solch ein geplanter, jedoch mißratener Versuch in Ehren, aber das Buch ist nicht mehr als ein Gemisch von Illusion, Wahn und Verwirrung, nirgends durch den Verstand geordnet,

Digitized by Google

mit Ekel, Verdruß und plumpen erotischen Zutaten gewürzt. Wozu könnte es dienen, das Dunkle als das Tiefe, das Unbestimmte als das Unendliche und das Sinnlose als das Übersinnliche zu geben?

Künstlerisch wertvoller, ethisch noch wertloser als *Axel Lübbes „Kainsgrund"* ist der wohl über Gebühr beachtete Roman von *Alfred Brust: „Die verlorene Erde"*. Dieser Roman ist im allgemeinsten Sinne die uralte Tragödie der beiden Seelen in der Menschenbrust. Im besonderen Sinne ist er die Geschichte des pruzzisch-litauischen Menschen, „der heute noch kenntlich ist an den polaren Gegensätzen, zwischen denen sein Leben kreist oder deren einem er meteorhaft entgegenstürzt". Weiter hat Brust über die Rassen und Religionen schreiben wollen, in die der pruzzisch-litauische Mensch hineingestellt ist. Das Ganze könnte man also als ein Gemisch von Gedanken über Rassen, Bekenntnisse, Mystik, Okkultismus und Theosophie bezeichnen, dem allerdings die Absicht innewohnt, eine Apologie der ostjüdischen Tradition zu sein, „die allein noch als christlich angesehen werden kann".

Die Handlung ist die Geschichte einer vom Schicksal verfolgten Familie, die durch zwei Geschlechter hindurch wiedergegeben und als Sinnbild der „verlorenen Erde" dargestellt wird, die wegen der Verschiebung ihrer Achse zum All unter den Gestirnen verflucht herumirrt und auch ihre Kinder zu Verbrechen und Wahnsinn verdammt. Nur wenige auf ihr sind auserwählt. Wie einige von den wenigen mit Blut und Schmerz gesammelt und erlöst werden müssen, will Brust zeigen.

Dem Roman von Brust muß zugestanden werden, daß er die Stimmung und die Seele der memelländischen Landschaft wohl getroffen hat. Aber behaupten zu wollen, er stelle für das Samland dasselbe dar wie Selma Lagerlöfs „Gösta Berling" für das Wermland, wäre objektiv unwahr. Auch die unglückselige Spannung in der Seele des ostdeutschen Menschen ist richtig gesehen, aber in der Darstellung höchst unkünstlerisch gelungen, da die ästhetischen und ethischen Gesetze in keiner Weise gemeistert worden sind. Alles versinkt in die Ausgeburten einer Phantasie, die sich krankhaft in Sinnlichkeit windet und deren Darstellung an einer Elephantiasis der Brunstpartikel leidet. Nimmt man noch die vielen künstlerischen Schwächen hinzu, den verworrenen Rassemystizismus, die erstaunlich rudimentäre Kosmologie und das infantile Weltbild, so hat man hinreichend Gründe, um von der Lesung dieses Buches Abstand zu nehmen.

Bücher dieser Art werfen ein merkwürdiges Licht auf den Beruf des Dichters von heute. Die meisten halten es nicht mehr mit Th. Körner, der vom Dichter die Pflege alles Edlen und Heiligen verlangte, wodurch die menschliche Natur sich verherrlicht. Aber unsere Dichtung wird dafür auch für die Kunst und für die Menschen nicht wieder von letzter Bedeutung werden, solange die Dichter nicht wieder der Jahrtausende alten Vorstellung entsprechen, nach der der Dichter als „Darsteller eines höheren Weltganzen, als Mahner und als Sänger des Vaticiniums" galt.

Bonin, Elsa von: „Borwin Lüdekings Kampf mit Gott". J. G. Cotta, Stuttgart 1926. 8°. 299 Seiten Leinwand 6,50 Mk.
Kiß, Edmund: „Der Weg aus der Nacht". Broscheck & Co., Hamburg 1926. 8°. 189 Seiten.
Möschlin, Felix: „Die Vision auf dem Lofot". Orell Füßli, Zürich 1926. 8°. 258 Seiten. Geh. 3,60 Mk,
Lübbe, Axel: „Der Kainsgrund". Engelhorn, Stuttgart 1926. 8°. 284 Seiten, geb. 3.50 Mk.
Brust, Alfred: „Die verlorene Erde". Horen-Verlag, Berlin 1926. 8°. 376 Seiten. 7,50 Mk.

Digitized by Google

Neue Lyrik

Von Josef Hachmann

DEN vielen Veröffentlichungen der Unberufenen gegenüber muß es einmal gesagt werden: Je mehr ich mich mit der jüngsten Lyrik beschäftige, desto mehr Verehrung empfinde ich für den heiligen Bruno — den großen Schweiger. Sicher hat dieses Kölner Kind, das zum Stifter des Karthäuserordens wurde, auch Gefühle in sich getragen, die selbst über den üblichen „Weltschmerz" der Pubertätsjahre hinausgingen. Ich habe sogar gute Gründe zu der Annahme, daß Bruno, den schon seine Zeitgenossen einen Dichter und Philosophen nannten, und dessen Name wegen seines Wissens und seiner Klugheit in ganz Europa einen guten Klang hatte, Augenblicke seelischer Hochspannung erlebte und durchlitt. Und doch verpflichtete er sich und seine Jünger durch ein Gelübde zu beständigem Stillschweigen.

Aber das Schweigen dieses Heiligen bedeutet mir unweit größere Poesie als die Mehrzahl der Gedichtbände heutiger Lyrik zusammengenommen.

Muß denn jedes Gefühlchen registriert werden? Schon die Natur hat dafür Sorge getragen, daß nicht jeder Hinz und Kunz in unsere Seele schaut. Birgt diese Vereinzelung auch den Keim zu einer gewissen Tragik in sich, die durch Mißverstehen und Mißdeuten zu einer Katastrophe auswachsen kann, so beweist uns andererseits die Unüberbrückbarkeit von Mensch zu Mensch die Heiligkeit des Seelenlebens. Das Gefühlsleben aber ist so etwas Zartes, so etwas Intimes, daß man schon aus diesem Grunde nicht mit ihmh ausieren gehen sollte, wenn es sich nicht zu solcher Unerträglichkeit zusammenballt, daß starke Dichterkraft es hinauswirft aus der zu eng gewordenen Brust, hinein in die Menschheit — ihr zum Segen oder zum Fluche. Aber ist es nicht ein Verbrechen am Gefühle, wenn man es herauszerrt ohne Not und es hineinquält in Verse und Rhythmus und Reim, wo es sich, ach, so fremd fühlt wie ein verstoßenes, mißhandeltes Kind? Ja, es besteht in Wahrheit die Gefahr, daß sich die Menschen unserer poesiearmen Zeit noch das letzte Fünkchen von Poesie hinweg„dichten".

Wenn sie aber glauben sollten, daß ihr „Gesinge" der Menschheit zum Heile gereiche, so möchte man sie zur Strafe und Heilung am liebsten dazu verurteilen, von der Massenfabrikation ein paar Dutzend Gedichtbände durchzulesen. Sie würden bald mit mir zu der Meinung kommen, daß gerade in der Lyrik Mittelmäßigkeit unerträglich ist und eher verrohend als veredelnd wirkt.

Ich sage dies besonders mit der Blickrichtung auf religiöse Gedichte. So manches fromme Gemüt läßt sich verführen, sein religiöses Empfinden — vielleicht aus seelsorgerischen Absichten oder was weiß ich — in Verse zu setzen. Ich zweifle nicht am guten Willen, achte das fromme Gemüt, aber der gutgemeinte Dilettantismus gibt das Heiligste der Lächerlichkeit preis und schadet der guten Sache mehr, als er ihr nutzt. Gewiß, der Inhalt ist einwandfrei. Vielleicht würde sogar jener Briefschreiber, der in dem Weihnachtsbild der „Kölnischen Volkszeitung" eine „Herausforderung der Sittlichkeit" erblickte und damit einen so starken Sinn für Sittlichkeit (bzw. Unsittlichkeit), aber einen so schwachen Sinn für Kunst bekundete, keine Anhaltspunkte zur Entrüstung finden, aber der Inhalt allein bestimmt nicht die Dichtung, die Form muß hinzukommen, ja, sie macht den wesentlichen Teil eines Kunstwerkes aus[1].

[1] Wenn ich in diesem Zusammenhange die künstlerische Schwäche vieler *religiöser* Gedichte besonders betonte, so geschah dies im Hinblick auf die Heiligkeit des *religiösen* Gefühls. Daß sich der Kitsch in ebensolchem Ausmaße auch in der profanen Lyrik breitmacht, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung.

Digitized by Google

Man kann es immerhin noch gelten lassen, wenn die Verse so in den Vordergrund des Intellektes gerückt sind, daß sie zwar wenig Anspruch mehr auf Dichtung erheben können, aber immerhin für das Leben brauchbare Gedanken enthalten. Ein Buch dieser Art ist *Kurt Zotz*: „*Empor*". Sinnend geht der Verfasser durch die Natur, lernt von Bäumen, Sträuchern, Ästen und Laubwerk, von Blumen und Efeu, vom Regentropfen, Bergbach, Strom und Meer, von Mond und Sternen, von der Rakete und der Ruine. Überall versucht er die Natur symbolisch zu deuten, um daraus Gewinn für das Leben zu ziehen. Ein beliebiges Beispiel wird es klarmachen.

An die Bäume.

Wollt ihr hoch einst eure Häupter
Über diese Erd' erheben,
Müßt ihr erst mit euren Wurzeln
Tief und immer tiefer streben.

Launisch sind die Sturmgesellen.
Und mit grimmiger Gebärde
Fällen sie die schlanken Leiber,
Stehn sie fest nicht in der Erde.

Tief und tiefer müßt ihr streben,
Wollt ihr stark im Sturm euch zeigen,
Und je mehr ihr euch vertiefet,
Um so höher könnt ihr steigen.

So geht es durch das ganze Buch. Es wechselt der Gegenstand der Betrachtung, es wechselt der Gedanke, aber die künstlerische Schwäche bleibt dieselbe (nirgendwo gipfelt äußere Form in innerer Gestaltung), und die Gedanken werden nicht tiefer.

Es sei gern zugegeben, daß sich im letzten Drittel des Buches eine leichte Verstärkung des künstlerischen Momentes zeigt, insofern der ethische Gedanke sich nicht so sehr aufdrängt, sondern sich mehr unter dem Bilde verbirgt.

Größere Beachtung verdient der Gedichtband, den *Carl W. G. Meißen* unter dem Titel „*Morgen*" herausgebracht hat. Jedenfalls ist die der Dichtung zugrundeliegende Idee nicht unoriginell. Zwei Welten stehen sich gegenüber: die äußere, nach Taten dürstende, klirrende Welt des Ritters (Mannes) und die nach innen gekehrte, psychische Welt des Weibes. Die „Sonette und Lieder gehören abwechselnd und je in sich verbunden der Welt des Ritters und der Frau an", wie uns der Verfasser in einer „Vorbemerkung" bedeutet. Aber der Kampf zwischen diesen beiden Welten spielt sich nicht etwa dramatisch ab, insofern sich die Träger des Kampfes (der Ritter und die Frau) als Feinde erkennen und gegenüberstehen, sondern unbewußt nach den eigenen Naturgesetzen der verschiedenen Welten.

Aus stillem Glück reißt sich der Mann los:

Hörst du das Horn? Es ruft zu Lust und Streiten —

und er stürmt hinein in die ihm eigene Welt:

An jedem Morgen wieder frisches Wagen —
— — — — — — — — — — — — — —
Die Wege mit dem Schwerte wir uns bahnen,
Vor keinem Feinde wir in Furcht erbeben,
Und von den Türmen wehen unsre Fahnen.

Nach heißem Kampf des Kriegers Rast — bei Wein und schönen Frauen. Im selben Augenblick das ahnende Weib:

Zwei Wolken seh ich ziehn im Himmelsblau
Auf ihrer Bahn.
Ich lieg allein im Gras und sinn und schau,
Wie sie sich nahn.

Digitized by Google

Sie wollen eins im andern jetzt vergehn
Im Augenblick,
Doch aus dem Westen Winde schnell verwehn
Das kurze Glück.

Die Wolken trennten Welten riesengroß
Am Himmel dort.
Ich sah es nicht. Und das ist Menschenlos
Und Menschenwort.

Schon hat der Seelenkontakt den Mann erfaßt: er „springt aus dem Sattel", um Weise nach dem Ursprung des letzten geheimnisvollen Wirkens zu fragen:

Man sagt, ihr hütet hoher Weisheit Ringe,
Ihr wißt ums Wesen aller letzten Dinge,
Von Welt und Mann und Gott, gebt schnell mir Kunde.

Aber ihre Antwort befriedigt ihn nicht. Das Weib kämpft unterdessen den Kampf mit den Dämonen, die Umwelt und Mitmenschen heraufbeschwören:

Sie sagen, daß er nimmer wiederkehre,
Sein Leib sei längst im Wüstensand begraben,
Nachts hören sie die leeren Rosse traben,
Wenn um den First fällt Sturm in rauhe Leere.

Sie hoffen, daß ich mich in Gram verzehre,
Umflattern mich wie Winterszeit die Raben.
Daß sie an Weibes Schwäche sich nicht laben,
Blieb mir der Mut, zu wahren Wehr und Ehre.

Und wieder springt der Funke über in des fernen Mannes Seele und übt schon lähmende Wirkung aus:

Vergeßne Geister steigen träumend nieder,
Und allen Wanderns Lust in Sehnsucht ruht.

Der Raum reicht nicht, um den ganzen Werdegang des Kampfes zu schildern. Nur der Ausgang ist noch wesentlich: Sieger bleibt die Frau. Ihre ungeheuerlich zähe, vom Glauben an ihren Sieg durchblutete Macht saugt mit unwiderstehlicher, suggestiver Passivität die aktive Kraft des Mannes in ihre Welt. Und der Besiegte? Bettelnd klopft er an — im Bewußtsein seiner *Schuld*:

Am Tore klopft's zur Nacht: „So laßt mich ein,
Gebt, Herrin, Obdach einem Wandermüden,
Den Sorg' um Euch vertrieb aus sonnigem Süden
Und Schuld und Reu; er will entsühnet sein."

„Es ist eine alte Geschichte . . ."; würde Heine bissig bemerken, und der dreimal verheiratete und dreimal geschiedene Strindberg würde mit müder, schmerzlicher Resignation auf die Urvision seiner gesamten Werke hinweisen.

Will der Verfasser den Sieg der Frau als den Sieg einer heiligeren, besseren Welt gedeutet haben, oder sieht er ihn mehr an als den letzten Akt einer ewigen Tragödie: Mann — Weib? Es gibt viele Stellen in dieser Dichtung, die mit starker Note das Letztere betonen, aber auch für die erste Ansicht spricht manche Zeile. Die Einleitungsstrophen aber machen es wahrscheinlich, daß Meißner den Kampf in das Mysterium der Schöpfung einbettet.

Wenige Gedichte ausgenommen, ist die bei den heutigen Lyrikern so beliebte Sonettenform gewählt. Man könnte bei der seelischen Innenstruktur dieses Werkes im Zweifel sein, ob der Dichter mit dem strengen, steilen, mehr für die Gedankenlyrik brauchbaren Sonett einen guten Griff getan habe. Jedenfalls aber kann die übernommene äußere Form den Mangel an Gestaltung nicht verbergen. Die Kraft hat nicht gereicht, um das seelische Werden und Geschehen in voller Plastik

Digitized by Google

herauszuheben, so daß manche Einzelstelle für das Gesamtbild der Dichtung unklar bleibt. Immerhin kann man auf die vom Verfasser geplante größere Arbeit in Prosa, die den Titel „Mittag" tragen soll, und zu der diese Dichtung als Auftakt gedacht ist, gespannt sein.

Kurt Zotz: „*Empor*". Gedichte. Weinfelden, A.-G. Neuenschwandersche Verlagsbuchhandlung, 1926. *Carl W. G. Meißner:* „Morgen". Romanzen in Sonetten und Liedern. Marburg 1926. N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung (G. Braun). Geb. 3 Mk.

* * *

Zu unserer Kunstbeilage

Von Dr. Gert Buchheit

Camille Corot und der französische Impressionismus. — Im Landschaftsbild der französischen Impressionisten erfüllt sich Formwille und Naturgefühl zweier Jahrhunderte. Wirkungsvoll angeordnete, stillebenhafte Staffagen und Hintergründe, bald fein geschliffen, bald nervöser empfunden, kannte auch die ältere Kunst. Wo auch immer Dürer mit Bewußtsein das ruhende Wesen der Außendinge gestaltet, stets war in ihm die Vorstellung von der Schönheit der Erscheinung lebendig. Altdorfer, Wolf Huber und Urs Graf, die Venetianer, Pieter Bruegel strebten danach, die Welt als Wirklichkeit zu fassen. Die Erscheinung als Formidee blieb ihr Ziel. Doch erst Rembrandt gelang es, die Natur vermöge einer alle Sichtbarkeit durchströmenden seelischen Kraft, die man als Religiosität bezeichnen kann, in den Kreislauf der menschlichen und göttlichen Dinge einzubeziehen. Dabei fühlte er sich getragen von der Erkenntnis eines gotterschaffenen, im Unendlichen, Unbegreiflichen schwingenden All.

Der Mensch des 19. Jahrhunderts dagegen, der Mensch einer materialistisch-positivistischen Epoche, der nur den Stoff sieht, da für ihn die Seele nicht greifbar ist, liebt die Natur nicht mehr als Phänomen, das einer metaphysischen Deutung oder Verklärung bedarf, sondern nur als Komplex aufeinander bezogener Lebendigkeiten, als Wirklichkeit, der kein Dahinter entspricht. Ihn treibt einzig die Sehnsucht aus dem wärmelos unbeherzten Treiben des Alltags in das befriedete Reich selbstgenugsamen Wachstums, das zwar Heroismus, aber keine Leiden kennt.

Von Thomson und Haller vorgeahnt, von Jean Jacques Rousseau leidenschaftlich gepredigt, von Goethe verklärt, erreicht die neue Naturbewegung nach ersten zaghaften Versuchen (Turner, Gainsborough, Old Crome) ihren Höhepunkt in den französischen Künstlern, die wir unter dem Namen der „Meister des Paysage intime" zusammenfassen. Bruch mit den strengen Gestaltungsgrundsätzen, die der romanischen Kunst eigen sind, Beobachtung und unablässiges Studium der Natur, Festhalten des Eindrucks ist ihr Programm. „Licht ist Farbe" ihr Schlachtruf. Aufbau, Farben- und Formkomplexe werden gelockert, die scharfen Umrisse linearer Zeichnung gemieden, die Grenzen aufgelöst, kurz: alle Kunst wird ins Malerische gedrängt, da man nicht Dauer will, sondern einmaliges Erleben des Augenblicks, Bewegung im Moment.

Nicht etwas unbedingt Neues ist diese „Eindruckskunst", wie wir den Impressionismus mit Oskar Walzel auch nennen können. Sie hat Vorläufer so gut wie der Naturalismus, und zwar Vorläufer „auf den Höhen der Malerei früherer Jahrhunderte". Bereits bei Greco und Velasquez lassen sich „impressionistische" Tendenzen feststellen, die sich vertiefend über Goya zu Manet führen. Auch Rembrandt, der riesige Abschluß, die starke Erfüllung der Bemühungen von Generationen, strebte im Gegensatz zu den Malern des Cinquecento danach, dem Leben und dem bewegten Augenblick nahezubleiben. Das Licht, erst spielerischer, die Gegensätze willkürlich schärfender Effekt, wird notwendiger, gültiger Ausdruck innerer Lebendigkeit. — —

Manet, Monet und Degas sind die drei glänzendsten Namen, die Vollender des französischen Pleinairismus (Freilichtmalerei), Corot der eigentliche Begründer, der Idylliker, der größte Dichter unter den Landschaftern, Theodore Rousseau der männlich-herbste, der Epiker. Jenem liegt am farbigen Abglanz, am Duft, der über den Dingen schwebt; dieser will der Natur ins Innerste schauen und wiedergeben, was sich ihm in seltener Stunde der Gnade enthüllt. —

In einem stillen Örtchen südwestlich von St. Cloud, zwischen Wasser, Bäumen und Blumen beginnt Camille Corots Leben. Das Leben eines freundlichen, wenig talentierten, aber gern mit Stift und Farbe hantierenden Knaben! Nachhaltiger als seine Lehrer Michallon und Bertin wirkt auf den Werdenden der große Magnetberg des Südens: Rom. Dort lernt er den Freund kennen, der der Entdecker seiner Kunst werden

Digitized by Google

sollte, Aligny, dort entwickelt er sein vielseitiges Programm: Porträts, religiöse und historische Motive und — Landschaften. Aber nur die Landschaft, die unter seiner Hand aus den Fesseln des Klassizismus zu Freiheit und Geistigkeit erwachte, erhebt den stets heiteren, unverwüstlichen Vollmenschen in das Reich der Unsterblichkeit. Mit Augen zum Sehen und einem Herzen, jeder Stimmung offen, greift er in das große Wörterbuch der Natur, um daraus seine Idyllen und Elegien zu formen. Er gestaltet Morgen- und Abenddämmerung, in lichten Dunstschleier gehüllte Hügel, kleine Bäche, die wie Silberfäden sich durch taufrische Wiesen winden, Nymphen und Flöten blasende Hirten, die unter Pappelbäumen mit lustigem Geistervolk Scherz treiben. Im leichtestem Farbenauftrag, mit verschwimmenden Umrissen, in einem weichen grauen, kaum grün angehauchten Tone entstehen diese Gebilde, wie wenn der Schleier des Nebels, von der Sonne angezogen, zart und immer zärter die Reize der Natur enthüllt. „Seifenwasserfarbe" haben Corots Gegner diese Technik genannt und den Meister mit Geringschätzung als den bezeichnet, „der immer dieselben Nymphen in derselben Landschaft tanzen läßt". Corots ganz andersartigem Wesen gerecht zu werden, vermochten sie nicht. Denn die Antike schien ihnen überwunden und lächerlich, darüber zu diskutieren. Corot aber war, trotzdem er der Begründer des Impressionismus wurde, ein Grieche. Nicht weil er Theokrit verehrte oder Dryaden und arkadische Tempel malte — das tat der eine oder andere seiner Zeitgenossen auch —, sondern weil sein Impressionismus das griechische Erbe, das er mit Poussin wahrte, auch unter der nordisch-romantischen Form zum Durchbruch kommen ließ.

Neue Bücher

Philosophie

Geiger, S.: „Der Intuitionsbegriff in der katholischen Religionsphilosophie der Gegenwart". (Freib. Theol. Stud., 30) Herder, Freiburg 1926. Gr.-8°. XII und 112 Seiten. 6 Mk.

Wo man von Dichter und Dichtwerk spricht, ist auch das Wort Intuition zu Hause. Was ist Intuition? Es ist auch für die Literatur gut, die Antwort da zu hören, wo die Frage am ernsthaftesten gestellt wird, in der Religionsphilosophie. Denn ob es so etwas wirklich gibt wie Intuition, ist niemals eine so drängende Angelegenheit, als wenn es um Gott geht, um Erfassung höchster Wahrheit, lautersten Wertes, des Urquells des Guten. Bei solcher Frage muß auch der Literat aufmerken. Die vorliegende Arbeit beschränkt sich auf den Intuitionsbegriff in der katholischen Religionsphilosophie der Gegenwart. Diese Gegenwart steht aber stark auf der Vergangenheit. Drei große Denker, bei denen die „Intuition" eine große Rolle spielte, wurden in jüngster Zeit wiederholt als Zeugen wahrer Intuition der Gotteserkenntnis aufgerufen: Augustinus (I. Hessen), Pascal und Newman (M. Lavis). Sie werden besprochen. Sodann kommt die Schule der „Phänomenologie" zu Wort (M. Scheler) und einige verwandte Denker (Gründler, Switalski, Adam). Das Ergebnis ist: die drei Großen haben eine eigentliche Intuition im Gegensatz zum begrifflichen Denken nicht gelehrt, und die Neuern haben sie — soweit sie es wollten — nicht zu begründen vermocht. Klare Erkenntnis, die in den Gottesbeweisen ihre wissenschaftliche Läuterung erfährt, ist nicht zu umgehen. Aber Intuition ist darum noch nicht ein Schemen. Der vieldeutige Begriff umfaßt die lebendige Vorbereitung und Einstellung des Erkennens aus dem Willens- und Gefühlsbereiche heraus — kurz, die Tätigkeit des ganzen Menschen in seiner höchsten Denkleistung. Das haben die Neuern wieder ins Licht gestellt. Dies Ergebnis ist weder ganz neu noch überraschend, aber in einer Zeit, wo „Irrationales" überall die Herrschaft haben will, von ernüchternder Wirkung, wobei das Echte der Intuition in seinem Rechte verbleibt.

Ernst Böminghaus, S. J.

Jacobi, Heinrich: „Schriften". In Auswahl und mit einer Einleitung herausgegeben von Leo Matthias. Die Schmiede, Berlin 1926. 8°. 227 Seiten.

Jacobis Polemik nach zwei Fronten: gegen die Aufklärungsmoral Kants und gegen den Idealismus Fichtes und Schellings, sein Kampf gegen Spinoza und doch noch für ihn gegen Mendelssohn reißt eine Kluft auf, die bis heute noch keine Philosophie wahrhaft überbrückt hat: die zwischen Glauben und Wissen. Wenn Jacobi im Kampfe für den Gott der Offenbarung auch daran scheitern mußte, daß er nicht wußte, die „einmütige Religion der Väter so zu wollen, daß sie mir auch wirklich und wahrhaft werde", so sprach er ahnend dennoch aus, was dem Unglauben und Aberglauben eines ganzen Jahrhunderts Ereignis wurde: „Ich sehe nicht, wie der Menschheit mehr zu helfen ist, woran wir ein festes Ja und Nein, Treue und Glauben auf jede Gefahr binden wollen, ohne welches alle Konstitutionen sowohl für den einzelnen Menschen als für Gesellschaften nur Schattenspiele an der Wand sind." — Die gute Auswahl von Leo Matthias kann unter diesem Gesichtspunkt, den auch die

Digitized by Google

Einleitung hervorhebt, mehr als eine bloße Interessantheit aus alten Bücherschränken sein: — ein unmittelbar gegenwärtiges Buch.

Dr. H. Eckstein.

Kallen, Gerhard: „Joseph Görres und der deutsche Idealismus". Aschendorffs zeitgemäße Schriften, 11. Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster i. W. 1926. 8°. 48 Seiten. 1,20 Mk.

Der Titel dieser bei einer akademischen Reichsgründungsfeier in Münster gehaltenen Festrede verspricht zu viel, insofern die geistesgeschichtlichen Linien, die Görres mit dem deutschen Idealimus verbinden, mehr angedeutet als wirklich aufgezeigt werden. Die Rede gibt aber mehr, als der Titel besagt, indem sie ein zentral geschautes Bild von Görres umreißt, Werk und Wirkung dieses scheinbar so wandelbaren Geistes in den einheitlichen Aspekt einordnet, der als Frucht der jüngeren Görresforschung mehr und mehr Allgemeingut zu werden verspricht.

Dr. H. Eckstein.

Wagner, Julius: „Einführung in die Pädagogik als Wissenschaft". Lehrbuch der Erziehungswissenschaften. I. Band. Verlag von Quelle & Meyer, Leipzig 1926. 8°. 245 Seiten. Leinenband 8 Mk.

In dem vorliegenden Werke unternimmt es ein in Theorie und Praxis in gleicher Weise bewährter Fachmann, die Pädagogik als Wissenschaft, und zwar als „autonome Wissenschaft innerhalb des globus intellectualis" darzustellen. Nach ihm hat die Pädagogik „die Aufgabe, dafür zu sorgen, daß die objektiven Werte der Kultur im Kinde entwickelt und versenkt werden, um durch Erhaltung und Vermehrung der Kulturgüter der Vertiefung und Veredlung der Kultur überhaupt zu dienen".

In straffer Konsequenz entwickelt Wagner das System der pädagogischen Wissenschaften, indem er die Beziehungen der Pädagogik zu den Seins- und Sollenswissenschaften nachweist. In tiefgründiger, allgemeingültiger Weise wird der Bildungsbegriff zergliedert und seine Bedeutung für die Pädagogik erläutert. Die Analyse des Bildungsprozesses, der interessanteste Abschnitt des Werkes, hätte durch ein Eingehen auf die Psychologie des Kindes eine willkommene Bereicherung erfahren. Wenn auch Wagner methodologisch den Kritizismus vertritt, so ist seine Wertlehre doch der modernen Strömung im guten Wortsinne angepaßt. Der an den Schluß gesetzte Abriß der geschichtlichen Entwicklung der Pädagogik hätte als Einleitung vielleicht manche gedankliche Wiederholung unnötig gemacht, die jetzt nicht vermieden ist. Die besonderen Vorzüge der Wagnerschen „Einleitung" liegen in der übersichtlichen, durch Zeichnungen und Tabellen erläuterten Anordnung des Stoffes und in der Prägnanz des Ausdrucks.

Dr. Keulers.

Kunst

Anheisser, Roland: „Mein Köln". Bilder eines deutschen Malers. L. Schwann, Düsseldorf 1926. 4°. 184 Seiten. Preis 24 Mk.

Nachdem vor 15 Jahren Roland Anheisser allen Freunden altdeutscher Städte das inzwischen vergriffene Werk „Altkölnische Baukunst" geschenkt hat, erfreut er uns an der Schwelle von Jahrtausendfeier zu ersehnter Rheinlandbefreiung mit einem Monumentalwerk, das wiederum seiner *Vaterstadt Köln* gewidmet ist. Über 100 Zeichnungen und Radierungen führen den Betrachter durch die malerischen Winkel und Gäßchen des alten Kölns, durch efeuumrankte Tore, an Gemäuer und spitzgiebeligen Häuschen vorbei über die großen Plätze zum Dom, dem Symbol einst deutscher Sehnsucht, jetzt deutscher Einigkeit. Und die Worte, die der Künstler, ein feiner Kenner der Vergangenheit Kölns, dazu findet, vertiefen die Freude des Betrachters, der nach jedem Einblick das Buch aus der Hand legt mit dem Bewußtsein, daß hier einer spricht und gestaltet, der das schöne Alte unseres Vaterlandes versteht und für Kunst und Geist, Volk und Natur ein allzeit offenes Auge hat. Darum sei auch von dieser Stelle aus das trefflich ausgestattete Werk aufs wärmste empfohlen.

Dr. G. Buchheit.

Le Corbusier: „Kommende Baukunst". Übersetzt und herausgegeben von Hans Hildebrandt. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1926. Gr.-8°. 253 Seiten. 12 Mk.

Man wird selten unter der Fachliteratur ein so temperamentvolles, in aphoristischer Form abgefaßtes Werk finden wie dieses, das schon bei seinem ersten Erscheinen in Frankreich (der Übersetzung liegt schon die 2. Auflage zugrunde) größtes Aufsehen erregte. Le Corbusier ist ein West-Schweizer und gegenwärtig der erste Architekt von Paris. Das große Interesse, das für Bauschöpfungen überall erwacht ist, beruht in dem Verlangen, sich ein Haus bauen zu können, das der Individualität entspreche. Streben nach persönlicher Gestaltung! Le Corbusier weist den modernen Bau nicht dem Architekten, sondern dem Ingenieur zu. Was Le Corbusier über Grundriß-, Oberflächen- und Raumlösungen sagt, ist seinem Inhalt nach gewiß auch in Deutschland schon oft gesprochen und geschrieben worden. Es sind fast gleiche Gedankengänge hüben und drüben des Rheins, doch die fast unvermittelte Beweisführung an der Hand der Beispiele, wie sie Alt-Rom und Hellas bietet, hat etwas Überzeugendes. Am wertvollsten scheint mir der Abschnitt über Serienbau, dem gegenwärtig aktuellsten Bauproblem, und das Kapitel: Baukunst oder Revolution, in dem mit Recht darauf hinge-

Digitized by Google

wiesen wird, daß die heute wichtigsten Klassen der Gesellschaft, die Kopf- und Handarbeiter, keine ihnen zusagende Ruhestätte finden, sobald sie zu der Gründung einer Familie schreiten. Daß Le Corbusiers Einzelvilla-Entwurf oder manche Inneneinrichtung meinen Beifall nicht findet, ist eine rein subjektive Angelegenheit, die den Wert dieses Werkes nicht zu schmälern vermag.

Dr. Bruno Binder.

Kieslinger, Franz: „Die mittelalterliche Plastik in Österreich". Österr. Bundesverlag, Wien 1926, 8°. 13 Seiten.

Die Durchforschung des österreichischen Kunstgutes macht erfreuliche Fortschritte; doch sind wegen der heterogenen Art der ostalpinen Kunst und wegen der Verschiedenartigkeit der Einflußgebiete allgemeine Richtlinien schwer zu finden. Kieslinger, der ausgezeichnete Kenner der österreichischen mittelalterlichen Plastik, hat in dem vorliegenden, verdienstvollen Buch sehr viel zur Klarstellung der Verhältnisse beigetragen und in dem Denkmälerverzeichnis ein zwar nicht lückenloses, aber schon lange ersehntes Inventar geboten.

Das Buch wendet sich aber auch an den nichtösterreichischen Leser, da Kieslinger auf sehr geschickten historischen und kulturgeschichtlichen Fundamenten allgemeine Richtlinien für die Entwicklung der nordisch-mittelalterlichen Plastik zeichnet und Zusammenhänge von Wichtigkeit und prinzipiellem Interesse aufdeckt. Die Illustrierung ist reichhaltig und drucktechnisch gut.

Prof. Schaffran, Wien.

Kleinschmidt, Beda: „Sankt Franziskus von Assisi in Kunst und Legende". Mit farbigem Titelbild und 118 Abbildungen. 4. und 5. Auflage. B. Kühlen, M.Gladbach 1926. Gr.-8°. 151 Seiten. Geb. in Leinwandrücken mit Deckenpressung 10 Mk. (Band II in der Sammlung „Monographien zur Geschichte der christlichen Kunst" von demselben Verfasser.)

Die erste Doppelauflage des vorliegenden Werkes erschien im Jahre 1912. Die dritte Auflage war ein unveränderter Abdruck der ersten. Nunmehr liegen die vierte und fünfte Auflage vor, die man mit vollem Recht als eine vielfach vermehrte und verbesserte bezeichnen darf. Die Zahl der Abbildungen ist von 81 auf 118 gestiegen, der mehrfach umgearbeitete und erweiterte Text von 135 auf 151 Seiten angewachsen. Andauernde Beschäftigung mit der Geschichte der christlichen Kunst und vor allem die Studien des gelehrten Verfassers über die Basilica di San Francesco in Assisi, deren Ergebnis er in seinem Monumentalwerk gleichen Titels niedergelegt hat, haben auch auf die vorliegende Monographie befruchtend gewirkt. Daher sind von den älteren Malern besonders Giotto, der „sozusagen noch ganz im Hauch und in der Lebenswärme des Santo ihn durch zahlreiche Stationen seines Erdenlaufs darstellt, immer mit einer imposanten Kraft und Energie" (Federer), sowie Fra Angelico mehr als früher berücksichtigt. Daneben kommen aber auch neuere und neueste Franziskusmaler, wie P. Damascen Hahnel und Elma König, gebührend zu Wort. Aus welchem Grunde dagegen die zwei Bilder in der ersten Auflage: Wohlgemuth, Belehrung der hl. Klara, und A. v. Dipenbeeck, Franziskus und das allerheiligste Altarssakrament, unterdrückt wurden, ist nicht recht ersichtlich, zumal auf das Bild des deutschen Meisters im Texte selbst (Seite 57) Bezug genommen wird.

Alle Bilder werden schlicht und einfach, meistens mit den Worten der Geschichte oder der Legende selbst, denen ihr Gegenstand entnommen wurde, erklärt, miteinander verglichen und nach ihrem künstlerischen Werte beurteilt. So gestaltet sich B. Kleinschmidts Buch nicht bloß zu einem volkstümlichen, reich illustrierten Leben unseres Heiligen, sondern auch zu einem sehr lehrreichen Abriß der Geschichte der ihn abbildenden Kunst selbst. — Die Ausstattung des Werkes ist gut und vornehm, aber es will uns scheinen, als ob die Bilder auf dem etwas dunkler getönten Kunstdruckpapier der ersten Auflage besser wirkten als auf dem weißen der vierten und fünften.

F. W.

Martin, Alois: „Ein religiöses Kunstbuch". 67 Weihnachtsbilder nach alten und neuen (lebenden) Meistern. Mit Einführung. Habbel, Regensburg o. J. 4°. 148 Seiten. Kart. 3 Mk. Geschenkausgabe mit 7 farbigen Tafeln in Glanzleinen 7 Mk.

Eine Schau des Mysteriums der Menschwerdung mit den Augen kunstbegnadeter Menschen, die ihres Gottes im Kindlein von Bethlehem innegeworden sind und in seiner Beziehung zur heiligen Gottesgebärerin alle Relationen des Gottmenschen zur Menschheit verkörpert sehen. Die Reproduktionen der Bilder befriedigen, mit Ausnahme einiger. Die einführenden Texte sind nicht für kritisierende Leser, sondern für stille Betrachter, die in ihrem Herzen noch Platz für warme Menschenliebe haben. Diesen wird man mit dem vorliegenden Werke eine herzliche Freude bereiten.

Dr. H. Peters.

Schiestl, Rudolf: „Fränkische Wanderungen". Zeichnungen aus seinen Skizzenbüchern. Mit einführendem Text von *Dr. H. Höhn* und 40 (ausgezeichnet gedruckten) Tafeln. Wegweiserverlag (Volksverband der Bücherfreunde), Berlin 1925. 4°. 22 Seiten.

Dieses prächtige Buch dient der Einführung in das Schaffen eines lebenden Künstlers. Für Freunde der Handzeichnung — und wer wäre dies nicht? — ein wirklicher Genuß. Der noch im besten Alter stehende Würzburger Maler führt uns in das still-besinnliche fränkische Land und zeigt es uns im Spiegel seiner Seele. Gleich gut als Landschafter wie als Figuralist, liegt seine Stärke

Digitized by Google

in monumentalem Zusammenfassen und besonders in der Darstellung leicht gewellten Landes. In den Blättern 5, 7 und 11 ist er groß und raumbeherrschend wie van Gogh, und auch die figuralen Tafeln 8 und 14 nehmen einen sehr beachtenswerten Platz ein. Daß auch Schiestls monumentaler Art wie so oft in weniger glücklichen Stunden die Leere naheliegt, zeigen die Blätter 38 und 40, zwischen denen wieder die verblüffend meisterliche Landschaft 39 steht.

Sein Kreidestrich ist von großer Sicherheit und umreißt kräftig die große Form. Es gelingt aber auch dem Künstler mit wenigen Mitteln, die malerische Stimmung seines Objektes trefflich festzuhalten, wie dies u. a. Blatt 32 in schöner Weise zeigt. Der Einführungstext von Dr. Höhn ist von glücklicher Art und geht der Kunst Schiestls nach allen Richtungen nach.

Prof. E. Schaffran, Wien.

Schnerich, Alfred: „Der Dom zu Gurk". Österreichischer Schulbrüderverlag, Wien 1926. Gr.-8°. 148 Seiten und 53 Abbildungen.

Der Dom zu Gurk in Kärnthen gehört zu den berühmtesten Beispielen ostalpiner Romantik, als Bau sowohl als auch als Hüter wichtiger romanischer Fresken, denen sich Kunstwerke aus allen anderen, späteren Stilepochen vollwertig zur Seite stellen. Schnerich, seit Jahrzehnten mit dem ehrwürdigen Bau gleichsam verwachsen, hat in der vorliegenden Monographie ein mustergültiges Werk geschaffen, das nicht nur den Fachmann anspricht, sondern das jedem Besucher ein lebendiger und vollkommen einwandfreier Behelf zur Geschichte und bei der Besichtigung des Domes sein wird. Der knappe, klare Text wird durch Literaturangaben und durch meist gut gebrachte Abbildungen unterstützt.

Prof. E. Schaffran, Wien.

Woermann, Karl: „Lebenserinnerungen eines Achtzigjährigen". Zwei Bände. Mit 20 Tafeln. Bibliographisches Institut, Leipzig 1926. Gr.-8°. 487 und 426 Seiten. Geb. 16 Mk.

Die Bedeutung dieses Buches ergibt sich sozusagen von selbst. Karl Woermann, der Nestor unter den Kunstgeschichtlern, Humanist schönen Formates, ordnet hier die Fülle seines achtzigjährigen Lebens. Eine wunderbar runde Summe des Erkannten, Geschauten, Gefühlten wird als letzte, reife Frucht großer Bemühungen dargeboten. Edelster Gehalt, klarer Rückblick ohne Beschönigung, feinfühlige Sichtung, Wahrheit — das sind etwa die Prädikate, die man bei der Lesung an den Rand schreibt. Dabei ergibt sich nicht nur die Spezialinformation über diesen Dresdener Galeriedirektor, sondern die viel wesentlichere Einfühlung in den inneren Rhythmus eines ernsthaften Lebens, in den Sinn seiner schön gestuften Abfolge, in die Bedeutung eines reich entfalteten, herzlich durchwärmten menschlichen Wesens überhaupt. Wen diese Perspektive nicht interessiert, dem bleibt am Ende außerdem noch eine splendide Fülle künstlerischer Einzelerkenntnisse. Intimes Material zur Kunstgeschichte. Lichtvolle Spezialitäten über kleine Geheimnisse, die in kein offizielles Lehrbuch der Kunst eingehen.

Dr. Jost Terhaar.

Musik

Bie, Oskar: „Das deutsche Lied". Zeichnungen von Hans Meid. S. Fischer, Berlin 1926. 8°. 274 S.

Weil aus der leicht anklingenden Sentimentalität des Titels allzugern auf eine schwärmerisch süßliche Tonart dieses Buches geschlossen werden könnte, sei zunächst und mit Nachdruck betont, daß der Schein auch in diesem Falle trügt.

Bie nämlich — um es rund heraus zu sagen — schreibt anders als das im Ganzen so eigentümlich zur poetischen Tirade neigende Gros unserer sogenannten Musikschriftsteller. Man findet kaum eine Spur der obligaten Schwelgerei in schlechten Normalgleichnissen. Bie schreibt — obschon gerade das vorliegende Thema zu romantischer Liebäugelei mit Sonne, Mond und Sternen, mit Wiesenrain und tränenreichem Liebesleid verführen könnte — ohne allen hinschmelzenden Subjektivismus. Aber: er schreibt aus einer wunderbaren Fülle warm begreifenden Verständnisses. Er verteilt die Akzente mit schlüssiger Sicherheit. Und — keiner ist falsch gesetzt. Die Spreu der artistischen Liedermacher ist akkurat vom Weizen der liedhaften Musikanten gesondert. Nie ist, glaube ich, ein schöneres Bild Schuberts gezeichnet als hier. Und nirgendwo findet man treffendere Worte über Brahms und Wolf, über Schumann und Mahler. Sehr gut auch, daß eine überaus vornehme Kritik an Mendelssohn, Reger und Strauß die Bedeutung dieser weitaus Überschätzten auf ihr richtiges Maß reduziert. Daß die köstlichen acht Bilder Meids dem stilistischen und sachlichen Niveau der Leistungen Bies nichts nachgeben, ist selbstverständlich. Wer ist überhaupt besser zur Illustration eines solchen Werkes berufen als gerade dieser junge Meister, der auf eine so unvergleichliche Art den vibrierenden Reiz der intimsten Nuance und die Klarheit des sicher gefaßten Striches in einem Griff beherrscht?

Dr. Terhaar, Genf.

Nef, Karl: „Geschichte unserer Musikinstrumente". Quelle & Meyer, Leipzig 1926. Kl.-8°. 104 S. 1,80 Mk.

Einfach und gediegen ist diese Geschichte der Musikinstrumente, der es auf die Eigenart und die Wirkung des Tones, also auf das innere Leben, auf das geistige Wesen, auf den Zweck und auf die Bestimmung der Musikinstrumente ankommt, die vor allem die Bedeutung der Instrumente für die Tonkunst und die Kultur der verschiedenen

Digitized by Google

Zeiten darlegen will. Das Büchlein ist trotz der Kürze so reichhaltig, daß nicht nur der Liebhaber, sondern sogar der Fachmann hier und da noch Neues findet. *Ewald Schwelmbach.*

Schwers, Paul und Martin Friedland: „Das Konzertbuch". Muthsche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1926. 8°. XXV und 501 S. 6 Mk.

Seidl, Arthur: „Neuzeitliche Tondichter". Bd. 18/19 der Deutschen Musikbücherei. Gustav Bosse, Regensburg 1926. 8°. 377 und 357 S. Geb. je 5 Mk.

Rolland, Romain: „Musiker von ehedem". Georg Müller, München 1927. 4°. 470 S. Geh. 6 Mk., geb. 10 Mk.

Drei Bücher zur Musik. Erstens: *„Das Konzertbuch"* von *Paul Schwers* und *Martin Friedland.* Rein ästhetisch gewertet, gerade kein fulminantes Werk, aber, gemessen an der bewußt zugrunde gelegten Absicht der Verfasser, ein „praktisches Handbuch für den Konzertbesucher" zu schaffen, eine durchaus gelungene, respektable Leistung. Klar und einfach geschrieben — und doch voller Sachverstand. Absolut also keiner jener banalen „Konzertführer", die das Kunstwerk zu Tode popularisieren. Kurzum: für jeden, der sich im Gedränge der „Musik von heute und ehedem" nicht zurechtfindet, ein sehr brauchbares, unbedingt empfehlenswertes Orientierungsmittel.

Zweitens dann: *Arthur Seidls „Neuzeitliche Tondichter".* Ein sehr bemerkenswertes Buch, zunächst schon dadurch, daß sich der Verfasser, einer der beachtlichsten Musikessayisten der Gegenwart, hier in einer Fülle von Aufsätzen, Studien und Skizzen eingehend und fast ausschließlich mit dem wirren Durcheinander der zeitgenössischen Musikentwicklung auseinandersetzt — also eine Aufklärung vermittelt, deren Notwendigkeit man von Tag zu Tag dringender empfand. Alle akuten Fragen und Spezialitäten werden von ihm zum mindesten gestreift, die bedeutenderen Probleme und Schwierigkeiten durchweg mit eindringlicher Schärfe von allen Seiten beleuchtet und zu meist so klar herausgestellt, so wesentlich geklärt, daß selbst der fachlichste Fachmann seinen Nutzen finden wird. Dazu ist trotz der ungewöhnlichen Besonderheit des Gegenstandes auf keiner Seite des Doppelbandes auch nur ein langweiliger Passus aufzufinden — aber eine Fülle köstlicher Anregungen, eine seltene Lebendigkeit, ein prachtvoll enthusiastischer Stil — mit einem Wort: alle Vorteile, die man sonst in „musikalischen" Schriften meist entbehren muß.

Endlich drittens: *Romain Rollands „Musiker von ehedem".* In etwa ist dieses Buch anders, als man erwartet. Es ist keineswegs, wie wohl aus der „poetischen" Wendung, die Rolland genommen hat, gefolgert werden könnte, ein auf „dichterische" Tonart gestimmtes Werk. Im Gegenteil, es ist sehr kühl, sehr ruhig — fast zu objektiv. In der Sache natürlich ist diese andere Haltung Rollands, diese strenge Wissenschaftlichkeit des Stiles und Denkens, ungemein vorteilhaft. Was er über Lully schreibt, über Gluck, über Luigi Rossi, Grétry und über andere Phänomene der ersten Entwicklungszusammenhänge der Oper — das alles klingt so zuverlässig, bereichert das bare Wissen und die Erkenntnis dieser vielfach übersehenen Fakta so ungemein, daß man kein anderes Werk mehr empfehlen könnte. Fraglich ist aber, ob diese Art, die von der Erregung und dem wirkenden Reiz ihres Gegenstandes so gar nicht ergriffen zu sein scheint, mehr bringt als die klaren Fakta der „Musik von ehedem" — das heißt, ob sie in ihrer eigentümlich gedämpften Beruhigung das Innerste, den schwingenden, klingenden Sinn dieser Musik zureichend vermittelt. So ist beispielsweise seine Mozartstudie wohl interessant, aber in keiner Weise zutreffend. Sie zeigt nur periphere Randprobleme, aber nicht das Wesen. Daß manche Ungeschicklichkeiten und Schiefheiten des Eindrucks durch den korrekten, aber nicht immer sehr glücklichen Ausdruck der Übersetzung *Wilhelm Herzogs* entstanden sein mögen, ist nicht zu verkennen.

Dr. Jost Terhaar.

Verdi, Giuseppe: „Briefe". Herausgegeben und eingeleitet von *Fr. Werfel.* Übersetzt von *Paul Stefan.* Paul Zsolnay, Wien 1926. Gr.-8°. 391 S. Es hätte der ausgezeichnet gestaltenden und tief begreifenden Einleitungsworte Werfels kaum noch bedurft: Verdi ist, gleichviel ob aus Mode oder Überzeugung, so gründlich rehabilitiert, wie nur ein Unterschätzter rehabilitiert werden kann. Und — es ist gut, daß die seit einiger Zeit fühlbare Verdirenaissance organisch aus der wachsenden Sympathie eines Publikums entsprang, das lange Jahrzehnte der nervösen Musikphilosophie Wagners vor der sinnlich warmen, volkhaft aus gesunder Landschaft aufbrechenden Kunstgewalt des Bauern Verdi den erstaunlichsten Vorrang gab. Jetzt hat der Musikant über den Philosophen gesiegt. *Musikant,* d. h. hier der Lebensvollere, der aus der tieferen Quelle des Gefühls in hellerem Drang gesunder Leidenschaft Überströmende.

Diese Renaissance hat die Zeichen eines immer größer werdenden Theaterrepertoires. Sie hat auch ihren Roman, den Werfel schrieb. Sie bekam ihre, von Weißmann sehr gut verfaßte Biographie. Nun folgen die Briefe. Sie sind — sagen wir es ohne Pathos — sehr schön. Innig und schlicht. Fast jeden liest man mit Freude, wie in stillem Einvernehmen. Und — weil man am Ende das Bedürfnis spürt, sich mit seinen Freunden über den konkreten Menschen Verdi zu unterhalten, empfiehlt man ihnen gerne, sie möchten sich mit diesen menschlichen Dokumenten Verdis auseinandersetzen. *Dr. Terhaar, Genf.*

Digitized by Google

Barclay, L. Florence. „*Die Scheidewand*". Ferdinand Schöningh, Paderborn o. J. 8°. 390 S. Geb. 5,50 Mk.

Es ist etwas Eigenes um gute englische Romane: Sie beginnen etwas eintönig, als bereite sich alle Spannung erst vor, fast nur widerstrebend geht man mit, mit einem Male fühlt man sich gefaßt und kann kaum mehr los, bis das Ende da ist. So ergeht es auch mit diesem Romane. „Die Scheidewand", in übertragenem Sinne, ist ein Mißverständnis, das zwei Liebende auf zehn Jahre trennt. Wörtlich genommen: Es scheidet sie nur eine Wand, während beide unter gleichem Dache wohnen, ohne daß der Mann, der nach jenem langen Zeitraum zurückgekehrt ist, es weiß. Wie es der Frau endlich gelingt, den Stolz des Mannes zu überwinden, wird mit solcher Kunst der Seelenschilderung, mit vollkommener Feinheit und Reinheit entwickelt, daß dem durchaus christlich eingestellten Buche in seiner stilgerechten Übertragung wärmste Empfehlung gebührt. Die äußere Aufmachung läßt keinen Wunsch offen. *Dr. Oskar Lorenzoni.*

Bech, Josef: „*Alarm*". Ein Kulturroman aus der Gegenwart. Paulus-Verlag, Kaiserslautern 1926. Gr.-8°. 327 S.

Daß „der Weg falsch war", der Deutschland (und seine Feinde) durch Macht zum Glück führen sollte, ist heute keine Offenbarung mehr. Wo aber ist, so fragt Bech, der richtige Weg zum wahren Frieden und dadurch zum Glück? Er läßt einen jungen Adligen aus industriell expansiven Kreisen den Weltkrieg denkend miterleben; die Kriegsereignisse sind dabei plastisch und naturwahr gestaltet, und zwar so, daß die entscheidenden Wendepunkte gut hervortreten. Krafft von Sturmseß entwickelt sich vom ruhmbegierigen Kriegsfreiwilligen in der Zeit der Enttäuschungen und des Zusammenbruchs zum Apostel der Menschlichkeit und der Menschenachtung. Aber ach, der Weg endet — in einem Traum, in der nebelhaften Vorstellung des „großen Friedenskaisers". Wie deutsch ist das! So bleibt dieser Kulturroman ein Fragezeichen. Höchst problematisch ist, was Bech über den Waffenstreik der Katholiken bei Kriegsgefahr sagt; aber diese Frage verdiente, statt in Romanen in sachlich-literarischer Fehde heftig und kräftig erörtert zu werden. Mit anderen Kriegsromanen verglichen, hat das Buch etwas Qualität.

Dr. Toni Weber.

Dammann, W. H.: „*Der Schlotbaron*". A. Roth, Stuttgart o. J. 8°. 348 Seiten. Geb. 7 Mk.

Der Roman bringt die Geschichte eines Großindustriellen. Durch die Heimatkunst, die etwa um 1900 in deutscher Literatur einsetzt, werden die Fragen der Industrie und Technik gern von der Seite des Unternehmertums her betrachtet, so bei R. Herzog. Dammann rückt das rein Menschliche seines in der Arbeit bewährten Helden in den Vordergrund, er macht ihn sympathisch. Das große Erlebnis des Weltkrieges findet den Schlotbaron als Gegner des Kriegsgewinnlertums; er steht offen, treu deutsch seinen Mann. Der Verfasser hat vor allem an die Jugend gedacht, ihr will er Begeisterung geben; dabei ist er freilich etwas sentimental geworden; die Sprache wirkt zuweilen matt, z. B. die junge Männerbrust, die allgewaltige Liebe, teurer Freundeskreis, seetiefe Blauaugen u. a. Es ist ein Unterhaltungsroman. *Dr. Th. Maus.*

Kohne, Gustav: „*Jugendsehnen, Mannesstreben. Heldenleben*". Drei Scharnhorstromane. Fr. W. Grunow, Leipzig. 8°. 353, 342 und 331 Seiten. Geh. je 3,50 Mk., geb. je 6 Mk. Als Trilogie in Kassette Ganzleinen 6 Mk.

Diese Romantrilogie ist Epik in gutem Sinne, ein Heldenlied in Prosa, Zug um Zug fortreißend zu neuer Steigerung, bis aus dem Schäferjungen von Hämelsee der Waffenschmied des deutschen Volkes geworden ist. In knappem Rahmen und doch in den Höhepunkten voll poetischer Kraft wird uns der Kampf gegen eine Welt von Widerständen erzählt. Eros und Mars — dies das klare Leitmotiv — ringen um den Besitz der Mannesseele, bis sie endlich auf der Höhe des kategorischen Imperativs ineinanderfließen. Nicht ganz ebenso klar ist des Dichters visionäre Darstellung des Schicksals; im zweiten Bande wird es von Scharnhorst erstochen, im dritten erwürgt es den Helden. Das Ende der Dichtung, Verwundung und Todeskampf, ist eine prachtvolle Schlußkadenz. Ein gutes Buch für unsere männliche Jugend, dieses Scharnhorstleben. *Dr. Toni Weber.*

Nord, F. K.: „*Die Sichel*". Ringverlag, Berlin 1927. Gr.-8°. 371 Seiten.

Die Entsetzenstaten des russischen Bolschewismus werden geschaut als die furchtbare Vernichtungsmahd jahrhundertelanger europäischer Abirrung von allem Geistigen. Die unermeßlichen geographischen und religiösen Horizonte Asiens öffnen sich hinter diesem schauerlich grandiosen Bilde. In der Ewigkeitsruhe des Buddhismus flammt den Bolschewiken ihr Gottesurteil entgegen. Es ist ein verdammendes Halt, welches sich durch das Martyrium einer flüchtigen Russin und das Erwachen des fernen Ostens vollzieht. Die äußere dichterische Bewältigung des riesigen Vorwurfes ist nicht mit den erforderlichen Breitenschilderungen ummauert. Dafür entschädigt aber rücksichtsloses Eindringen in die Tiefe. Aus dem Werke kommt der Hauch echten Entsetzens.

Dr. A. Kamp.

Paludan, Jakob: „*Vögel ums Feuer*". Übersetzt von Erw. Magnus. Fischerverlag, Berlin 1926. 8°. 366 Seiten. Geh. 5 Mk., geb. 7 Mk.

Digitized by Google

Der Kampf zwischen Meeresgewalt und moderner Technik, zwischen Naturkraft und Menschengeist findet in diesem Buche wirkungsvolle Gestaltung. Die Darstellung stößt an manchen Stellen in die Schauer des Mythologischen durch, ohne je balladeskem Überschwang und Tempo zu verfallen. Die Einsamkeit der Nordseeküste Dänemarks, die Größe des Meeres, seine Melodie und Stimmungsgewalt, das Sein der Menschen, die dort geboren, das Wesen und Getue moderner Zivilisationsmenschen, all das ist mit bedeutender expressionistischer Stärke und zugleich weiser Sachlichkeit zu echt künstlerischer Einheit gebildet worden. *Dr. A. Kamp.*

Schrott-Fiechtl, Hans: „Das linke Pfarrerle". Ein Roman aus dem heutigen Tirol. Heimatverlag von Leopold Stocker, Leipzig 1926. 8°. 266 Seiten. Glanzleinen 5 Mk.

Wir möchten dieses Werk Schrott-Fiechtls als sein reifstes ansehen. Es handelt sich um einen Priesterroman, aber keinen landläufiger Art, und er kommt von einem, der Land und Leute als Landsmann kennt wie nicht leicht ein zweiter, es auch versteht, heiklen Problemen auf den Leib zu rücken. Er scheut sich auch nicht, manch offenes Wort über Mißstände, über Mängel der Priestererziehung fallen zu lassen. Aber soll der, der es mit der Sache gut meint, nicht berechtigt sein, seine Finger auf offene Wunden zu legen? Man spürt, wie Schrott-Fiechtl, der in der Großstadt eine zweite Heimat gefunden, den nötigen Abstand gewonnen hat, um, nicht mitten in, sondern über den Dingen stehend, Verhältnisse wiederzugeben, die er mit reicher Erfahrung und bedeutendem Scharfblick gesehen hat. Wenn es auch katholisches Schrifttum schwer hat, sich zur Geltung zu bringen, sind wir doch fest überzeugt, daß dieser Roman, dessen Kleid das Auge jedes Bücherfreundes entzücken muß, sich ganz durchsetzen wird. *Prof. Dr. Oskar Lorenzoni.*

Undset, Sigrid: „Kristin Lavranstochter", 3. Band: *„Das Kreuz".* Rütten & Loening, Frankfurt 1927. 8°. 622 Seiten. Geh. 7,50 Mk., geb. 10 Mk. Übersetzt von J. Sandmeier und S. Angermann.

Nachdem nun im dritten Band das gewaltige Epos der nordischen Dichterin geschlossen vor uns liegt, soll die Anerkennung der außergewöhnlichen geistigen, künstlerischen und ethischen Werte und Fähigkeiten dieser Frau keine Einschränkung erfahren. Doch bleibt auch das Urteil bestehen, daß ihre Hauptkraft im Schaffen starker Charaktere beruht, während ihre Schwächen hinsichtlich der Entwicklung der Handlung gegen Ende des Werkes immer deutlicher zutage treten. Immer häufiger reißt der Faden ab, verliert sich im Gewirr langatmiger Schilderungen von nebensächlichen, kleinlichen Banalitäten, immer häufiger und störender muß Wichtiges, das in der Gegenwart lebendig werden sollte, nachträglich aus der Vergangenheit hervorgeholt werden. In diesem letzten Teil nun konzentriert sich die Haupthandlung auf den Kampf zwischen den drei Hauptgestalten: Kristin, Erlend, Simon Darre, diesen ewig erbitterten Kampf, der immer mehr unsere Sympathie auf seiten der Männer zieht. Obzwar Frauenlogik als etwas Eigenartiges bekannt ist, geht es doch über alles Begreifen, wenn eine Frau den Mann ihrer Jugendliebe und Jugendsünde trotz heißer Liebe ein Leben lang veranwortlich macht für den selbstverschuldeten, selbstgewollten, ja, erzwungenen Fehltritt, den die Reinheit ihrer keuschen, sanften Seele der leidenschaftlichen Unbeherrschtheit ihrer wilden Sinne nie verzeihen kann; wenn sie durch diese Haßliebe nicht allein an der Erfüllung ihres Ichs, sondern auch ihrer heiligsten Aufgabe, der Mutterschaft, gehemmt wird. Nachdem Simon Darre einem lächerlichen Zufall, Erlend einem durch ihren Trotz verschuldeten gewaltsamen Tod zum Opfer fielen, werden ihre Kinder, diese sieben schönen, schlanken, stolzen, jungen Söhne, unbeachtet, unverstanden, aufs Blut verwundet durch den Kampf zwischen Vater und Mutter, in alle vier Winde zerstreut. Als sie schließlich allein, einsam, den Weg ins Kloster nimmt, ist's nicht Frömmigkeit, nicht tiefstes Sehnen, das sie treibt, sondern Müdigkeit, Mattigkeit, Ratlosigkeit. Auf dem Totenbett erst triumphiert über ihren erdgebundenen Sinn das zeitlebens unbewußt im Herzen getragene Gefühl der Gotteskindschaft. — In diesem letzten Teil rührt Sigrid Undset in der Episode vom Todesringen des Kindes Simon Darres und dem Tanz der lockenden Elfenkinder wieder mehr an das Sagenhafte; dies Element in glaubwürdigen, überzeugenden Einklang zu bringen mit dem uns teilweise modern anmutenden Empfinden ihrer Gestalten, ist ihre große Kunst und erhebt ihr Werk ins Zeitlose. *Ch. Demmig.*

Wieden, Klaus von der: „Der Mäuseturm". Drei-Eulen-Verlag, München 1926. 8°. 336 Seiten.

Die Sage vom Mäuseturm in Bingen, die von dem abenteuerlichen Tod des Erzbischofs Hatto I. von Mainz erzählt, liegt diesem Roman zugrunde. Eine nicht unbegabte Künstlerhand hat aus Phantasiegebilden, Sagenstoffen und nicht immer ganz wahrheitsgetreu wiedergegebener Geschichte ein Lebensschicksal dichterisch gestaltet, das, äußerlich umstrahlt von Glanz und Macht, durch ewige innere Kämpfe, Zwiespälte, Sehnsüchte, Schwächen und Irrungen zu erschütternder Tragik wird. Die stürmisch bewegte, schrankenlose Zeit der karolingischen Periode, in der eine Fehde die andere, ein Herrscher den andern jagte, und die Kirche auf dem Gipfel ihrer Macht, Autorität und segensreichen Wirksamkeit in um so schönerem, hellerem Glanz erstrahlte, webt einen bunten, farbenprächtigen Rahmen um dieses nicht ohne Spannung, wirkungsvoll gestaltete Lebensbild.

Digitized by Google

Dahingestellt bleibt nur, wieweit Dichterphantasie berechtigt ist, auf Grund abenteuerlicher Sagen eine Gestalt, die die Geschichte nur als edel von Charakter und hervorragend um ihrer Verdienste für Kirche und Staat kennt, zum Bösewicht und Verräter zu verzerren. *Ch. Demmig.*

Kleine Anzeigen

Brennert, Hans: „Die Stadt ohne Schlaf". Berliner Geschichten. Eysler & Co., Berlin 1926. 8°. 172 Seiten. Geb. 2 Mk.

Titel und äußere Aufmachung dieses Bandes schmecken etwas nach moderner Kinoreklame und Halbweltmilieu. Man ist daher freudig überrascht, dahinter diese teilweise weit zurückliegenden und durchweg in kleinbürgerlicher Umwelt spielenden „Berliner Geschichten" zu finden. Nur hin und wieder scheinen auch dunklere Hintergründe durch, so in den Skizzen „Der Lebemann", „Der Walzermissionar" und „Das stille Glas", aber auch da ist nirgendwo auch nur ein Anklang an Unziemliches. Ein gütig verklärender, dabei echt Berlinisch-altpreußischer Geist schwebt über den in besinnlichem, stellenweise auch schon mal Berlinisch saloppen Plauderton erzählten kleinen Ereignissen aus dem Alltag der Reichshauptstadt. Von bestrickendem Liebreiz sind die aus eigenem Erleben geschöpften Schilderungen der im Großstadthäusermeer so spärlichen, darum aber um so erhebenderen Naturfreuden. In der letzten Geschichte: „Wir dichten", zittert trotz des muntern Tones etwas von der geheimen Tragik des Ringens um die bange Frage: Schriftsteller oder Dichter? *Richard Bouillon.*

Graf, Oskar Maria: „Finsternis". 6 Dorfgeschichten. Drei-Masken-Verlag, München 1926. 8°. 230 Seiten.

Graf schickt seinen oberbayrischen Dorfgeschichten ein Motto voraus, das den Titel „Finsternis" rechtfertigen soll: „Wo Leben wirkt, ist immer Finsternis." Tatsächlich schildert Graf das Leben des oberbayrischen Menschenschlages so plastisch, er trifft den Dialekt der Bauern so unnachahmlich gut und entwickelt die dunklen Wallungen im Blute dieser Menschen so meisterhaft, daß man an diese Finsternis glauben möchte. Wir müssen aber aus eigner Kenntnis des oberbayrischen Volksstammes bemerken, daß Graf die moralischen Hemmungen zu sehr unbeachtet und die Lichtseiten dieses Volkscharakters zu sehr im Dunklen gelassen hat. *Dr. Keulers.*

Lersch, Heinrich: „Manni". Geschichten von meinem Jungen, aufgeschrieben vom Vater. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1927. Kl.-8°. 126 Seiten. Geb. 3 Mk.

Wieder einmal führt uns ein Vater ein Wunderkind vor, als das Vaterliebe und Vaterstolz ihm seinen fünfjährigen Jüngsten, „den besten, gelungensten Kerl der ganzen Welt", erscheinen lassen. Indem wir pflichtschuldigst über die ob ihrer Urwüchsigkeit und Derbheit oft recht drolligen Einfälle des kleinen Burschen, besser gesagt: des Vaters, staunen, können wir andrerseits nicht weniger darüber staunen, daß dieses Wunderkind bei all seiner Gewecktheit und verblüffenden Kenntnis sämtlicher Fachausdrücke der Kesselschmiederei noch nicht weiß, wie ein Pferd aussieht und den Wagen für einen ihm angewachsenen Körperteil hält. Auch können wir uns einer geheimen, leisen Besorgnis nicht erwehren, wie es wohl um unsere Zukunft bestellt sein mag, die ja doch in solchen Kinderhänden ruht, zu der ja doch die ersten Bausteine gelegt werden sollen in solcher kleinen Welt, und in der alle holde Märchenpoesie mit „derber Urwüchsigkeit" zertreten wird, in der naives Selbstgefühl zu tyrannischer Respektlosigkeit großgezüchtet wird, in der Bitten, kindliche Demut, Autoritätsgefühl fremde Begriffe sind, in der man die Mutter nur unter ihrem Vornamen kennt, den Vater nur mit dem Attribut „dumm", Frauen nur als „Weiber und Frauenzimmer", in der man wohl mit kräftigen Flüchen um sich zu werfen weiß und auf alles eine Antwort findet — nur nicht auf die Frage nach Gott. *Ch. Demmig.*

Rinkefeil, Rudolf: „Schlierilei". Ein Tiermärchen, mit Bildern von Franziska Schenkel. Richard Keutel, Laar (Baden) 1927. 4°. 78 Seiten. In Leinwand 8,50 Mk.

Das ist die Geschichte des kleinen Schneckenkindes Schlierilei, eines der drei Kinder der Schnecke Plattesohl. Das Kleingetier der lieben Gotteswelt wird mit den Augen unserer Kleinsten gesehen, Bienen und Wespen und Molche, Maikäfer, Igel und Fledermäuse, alles wird in Klein-Schlierileis Abenteuer verwickelt. Alles lebt nach dem Vorbild der Menschen, führt Krieg, geht mit Kinderwagen auf Reisen, sitzt zu Gericht — kurz das buntschillernde Alltagsleben gerät in Bewegung. Rinkefeil versteht es, abgesehen von einigen Ausdrücken, z. B. Liliput-Häusel, dem Gedankenablauf des 4- bis 8 jährigen Kindes zu folgen und die Welt der Kleinen und der Großen ernsthaft nachzubilden. Franziska Schenkel hat dazu Bilder gemalt, die durch ihren Farbenreiz und ihre köstlich humoristische Komposition das Entzücken unserer Kleinen hervorrufen werden. Schlierilei ist ein Kinderbuch, das nach Gestalt und Gehalt nicht leicht zu übertreffen ist.

Dr. Bruno Knauff.

Rößler, Karl: „Die drei Niemandskinder". Drei-Masken-Verlag, München. 8°. 292 Seiten.

Der Verfasser beschäftigt sich mit dem Verhältnis von Tradition und lebendiger Entwicklung. Er sieht dabei über das eigentlich Problematische hinweg. Seine Erzählung von den erzherzoglichen

Digitized by Google

Kindern und ihrer Jugendfreundin plätschert gänzlich unbekümmert im seichten Fahrwasser moderner Leichtlebigkeit. Die Mächte der Vergangenheit sind ihm einfach altes überlebtes Gerümpel, alles Moderne dagegen ist „entzükkend" und „großartig". Ein katholischer Pfarrer wird als einfältiger Tropf, eine alte Erzherzogin als borniert dargestellt, die Klöster der Kirche sind Zufluchtsstätten für solche, die mit dem Leben nicht fertig werden können oder genug von ihm haben. *Dr. A. Kamp.*

Schneider, Else: „Die schöne Maria". Jos. Habbel, Regensburg o. J. Kl.-8°. 144 Seiten. Geh. 1,50 Mk., geb. 2,50 Mk.

Eine schlichte Erzählung aus der Zeit der mittelalterlichen Judenverfolgungen, der es an Szenen echter Stimmung durchaus nicht fehlt. Die Auffassung der Verfasserin von der Allumfassung der christlichen Liebe strahlt klar durch alles Dunkel der Volksverwirrung und kommt ergreifend zum Ausdruck. *Dr. A. Kamp.*

Strachwitz, Hubertus-Kraft: „Die Edeltanne". Rennebohm & Hausknecht K. G., Bielefeld 1926. Kl.-8°. 126 Seiten. 3,50 Mk. *„Die Großmutter vom Plattenhof".* Ebenda. Kl.-°. 172 Seiten. 4 Mk.

In der „Edeltanne" wird noch einmal, mit Sachkunde und Humor, Anschauung und Haltung des alten, guten Landadels geschildert, der im Kampf mit Demokratie, Kapital und Industrie unterliegen oder sich umstellen muß. Das zweite Werk fügt der üblichen Romangeschichte vom gefährdeten und nachher glücklichen Liebespaar eine 75jährige Großmutter bei, die noch romantisch zu lieben versteht, Verwicklungen herbeiführt und schließlich wieder löst. — Die künstlerische Ausbeute ist in beiden Fällen gering, indem weder die bei derartigen Romanen gangbaren Motive noch die Technik ihrer Durchführung bereichert sind. *Dr. Johannes M. Fischer.*

Triebnigg-Pirkhert, Ella: „Goldene Heimat". Erzählungen aus der schwäbischen Türkei. Ungarländischer Deutscher Volksbildungsverein, Budapest 1926. Kl-8°. 225 Seiten. Geh. 2 Mk.

Auf die eine und andere dieser Erzählungen stieß man schon in Zeitungen und Zeitschriften. Nun sind sie, vereinigt und vermehrt, zu einem Bändchen zusammengeschlossen. Ella Triebnigg ist in vorderster Linie Heimatschriftstellerin, ihre Domäne, von der sie fast durchweg ihre Stoffe holt, die „schwäbische Türkei", die Komitate Baranya und Tolna im Donauwinkel. Der Verfasserin bleibendes Verdienst ist es, diese ihre und ungarländischer Schwaben Heimat in die deutsche Literatur eingeführt zu haben. Die vorliegenden 16 Geschichten kommen aus dem Volke und sollen wieder zum Volke, zum großen deutschen Volke gehen. *Dr. Oskar Lorenzoni.*

Berichtigung.

Von den vier Proben zur „Holländischen Lyrik", die wir im Augustheft 1926 des „Gral" veröffentlichten, sind nicht nur die beiden ersten Gedichte, sondern auch: *Wies Moens, „Knien will ich"* und: *M. Nijhoff, „Der Kinderkreuzzug"* von *Dr. Kurt Zimmermann* übersetzt.

Die Schriftleitung.

Stimmen des Auslandes

Alfred Colling, in der *„Revue Européenne"*, teilt die Schriftsteller in zwei Gruppen: 1. Männer, 2. Snobs, oder auch: Leben und Tod. Die ersten, meint er, hätten es verstanden, sich von den Glasketten zu befreien, mit denen der Zeitgeschmack sie zu fesseln versuchte. Sie hätten es auf sich genommen, als „altmodisch" zu gelten, um mit göttlicher Kühnheit das zu erfassen, was in uns ist; um zu den Quellen niederzutauchen, aus denen die Tränen kommen. Ein Tango gehöre zu diesen Quellen nicht. Die andern begnügten sich mit einem kleinen Feuerwerk, das oberflächlich und flüchtig sei wie der Glanz falscher Perlen. Ihre Sensationen röchen nach der Chemie dieses Jahrhunderts und lösten sich im nächsten auf, weil dann die Säuren nicht mehr die gleichen seien.

Die Ernennung *Paul Claudels* zum französischen Gesandten der Vereinigten Staaten ist von der gesamten katholischen literarischen Presse in England und Amerika mit größtem Beifall aufgenommen worden. Die *„North America Review"* stellt ihn, den sein Gottesbegriff zum Dichter und Seher mache, an die Seite Dantes, Herberts, Miltons, Calderons, Shakespeares. Sie betont in dem Werk dieses Katholiken, der „kühn und streitbar ist wie Mr. Belloc selbst", die ergreifende Frische, den fast übermenschlichen Idealismus der ersten Christen. Die *„Dublin Review"* weiß keinen anderen Mann zu nennen, der mit 55 Jahren an Vielseitigkeit in modernen Gedanken und modernem Schaffen den als Dramatiker, Dichter, Philosophen wie als Gesandten erstklassigen Franzosen überträfe. Die *„Catholic World"* schreibt: „Claudel kennen heißt eine Kerze angezündet haben, die nicht nur heute, sondern morgen und immer uns an düsteren Orten leuchten wird. Warum", so fragt sie, „erheben sich nicht mehr Stimmen, um eine Dichtkunst zu verherrlichen, die sich zum Fundament die festen Wahrheiten des katholischen Glaubens erwählt hat, und die sich zum höchsten Gipfel künstlerischen Ausdrucks aufschwingt, kraft der Weihe des Sakramentes?"

Als Antwort auf den von *Georges Valois* im *„Nouveau Siècle"* dargelegten Plan einer lateinischen Union zwischen Frankreich, Spanien und Italien erklärt *Pierre Dominique* in der „La-

Digitized by Google

terne": „Um klar und schlicht die Wahrheit zu sagen: der Begriff Latinität und Nichtlatinität ist heute nur noch eine bloße Schulformel, eine veraltete Erinnerung an die römische Geschichte, und wenn wir mit einer lateinischen Union anfangen wollten, so hieße das, Europa entzweischneiden und in die alten Irrtümer von 1914 zurückfallen. Dergleichen Äußerungen und Darlegungen scheinen lediglich Diskussionen über Methoden zu sein; aber leider Gottes besteht die Politik, diese Kunst, Nationen zu führen, nur aus solchen Methoden. Von ihrer Wahl hängt im Augenblick für uns Leben und Tod ab; denn es sieht schwarz aus über Europa, und wir stehen an einem Kreuzweg."

Im „*Slovansky Prehled*" erzählt *L. Kuba*, die größte Autorität auf dem Gebiet slowakischer Volkskunst, von seiner letzten Expedition nach Südserbien auf der Suche nach neuem Material für seine Sammlung slowakischer Volkslieder. Wie nicht anders zu erwarten, gelang es ihm nicht, in dem Mischmasch mazedonischer Kulturen und Sprachen die gleiche Rassenursprünglichkeit zu finden wie in rein serbischen Gebieten, z. B. in Bosnien und der Herzegowina. Er hebt die musikalischen Eigenarten der Bevölkerung besonders hervor und weiß viel zu sagen über die künstlerische Natur der Zigeuner.

In „*Lumir*" (tschechoslawisch) schreibt Professor *Mathesius* interessant und belehrend über die englische Renaissance. Unter den verschiedenen Faktoren, die zu der glücklichen Befruchtung des Renaissancegeistes in England beigetragen haben, betont er vor allem die realistisch-ethische Tradition, die nach seiner Überzeugung ein Grundzug der englischen Zivilisation sei. Außer Italien und vielleicht Spanien sei es einzig England, dem eine allmähliche, angemessene Vermischung der mittelalterlichen Elemente mit der neuen literarischen Schöpfung der Renaissance gelungen sei.

„*Scribners Magazine*" bringt eine Fortsetzung von Galsworthys Silver Spoon, „Passing By", eine kleine Geschichte, in der der Dichter das Wiedersehen Soames Forsytes, in Gesellschaft von Fleure und seinem Schwiegersohne, mit Irene und Jon in Amerika erzählt und all die köstlichen Reize und Schönheiten seiner Dichtkunst entfaltet. *Ch. D.*

Mitteilungen

P. J. Braun, S. J., 70 Jahre alt.

P. Braun, der hervorragende Forscher und Gelehrte auf dem Gebiete der christlichen Kunst, der Mitredakteur der „Stimmen der Zeit", ist in diesen Tagen 70 Jahre alt geworden. Die großen Verdienste P. Brauns in der Liturgik und Paramentik, in der christlichen Kunst- und Baugeschichte wurden auch öffentlich anerkannt durch die Verleihung der Würde eines Ehrendoktors der Universitäten in München und Bonn. Der Siebzigjährige brachte als dankenswerte Gabe ein Dogmatisches Handlexikon heraus, das gleich seinem Liturgischen Handlexikon das beliebteste Nachschlagewerk der Laien zu werden verspricht.

Max Ettlinger 50 Jahre alt.

Prof. Ettlinger, der Leiter des Deutschen Institutes für wissenschaftliche Pädagogik in Münster . W., hat am 31. Januar sein 50. Lebensjahr vollendet. Sein ist das Verdienst, die Ergebnisse der neueren Psychologie und Ästhetik in die Philosophia perennis eingeführt zu haben. Überdies erwarb er sich durch seine „Tierpsychologie" einen bedeutenden Namen. Von 1908 bis 1917 arbeitete er mit Karl Muth zusammen am „Hochland", leitete seit 1906 die Sammlung „Kösel", von 1908 bis 1920 gab Ettlinger den „Literarischen Ratgeber für die Katholiken Deutschlands" heraus. Zusammen mit Clemens Bäumker und Ludwig Baur schuf der verdiente Philosoph die „Philosophische Handbibliothek", schrieb die „Geschichte der Philosophie von der Romantik bis zur Gegenwart", brachte mit anderen Philosophen das „Philosophische Lesebuch" heraus und schrieb „Die philosophischen Zusammenhänge in der Pädagogik der jüngsten Vergangenheit der Gegenwart".

Verantwortlicher Herausgeber: Friedrich Muckermann. S. J., Münster i. W., Königstraße 36a / Schriftleiter: Josef Hachmann, Münster i. W. / Für Ausland und Rezensionswesen: Joseph Schmitz / Anschrift der Schriftleitung: Münster i. W., Königstraße 36a
Für unverlangt eingereichte Beiträge keine rechtl. Haftung / Nachdruck aller Beiträge nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet

Digitized by Google

Zur Besprechung eingegangene Bücher[1]

Ammers-Küller, Jo van: „Die Frauen der Coornvelts". Grethlein & Co., Leipzig 1926. 8°. 500 S. Geb. 8,50 Mk.

Assem, Coloman: „Ehre sei Gott in der Höhe!" Joseph Habbel, Wien 1926. 8°. 340 S. Geb. 15 Mk.

Bäumler u. Schröter: „Handbuch der Philosophie". 11. Lieferung. Die Ethik des Mittelalters. R. Oldenbourg, München 1927. Gr.-8°. 110 S.

Buchheit, Gert: „Der Totentanz". Wolkenwanderer-Verlag, Leipzig 1926. Gr.-8°. 254 S. Kart. 10 Mk.

Chesterton, G. K.: „Ein Pfeil vom Himmel". Die Schmiede, Berlin 1927. 8°. 255 S. Geb. 5 Mk.

Dacqué, Edgar: „Natur und Seele". R. Oldenburg, München 1926. 8°. 200 S. Geb. 6,50 Mk.

Dünwald, Willi: „Der mißverstandene Nazarener". Georg Müller, München 1927. 8°. 241 S. Geh. 4, geb. 6 Mk.

Dvořák, Max: „Geschichte der Italienischen Kunst". R. Piper & Co., München 1927. Gr.-8°. 193 S. 97 Tafeln. Geb. 20 Mk.

Eichert, Franz: „Wetterleuchten". Neue Aufl. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck o. J. 8°. 147 S. Geb. 2,80 Mk.

Faber, Hanns Georg: „Die letzte Liebe des Kaisers Hüan Dsung". Heinrich Minden, Dresden o. J. Gr.-8°. 100 S. 4,50 Mk.

Federn, Etta: „Christiane von Goethe". Delphin-Verlag, München 1927. 8°. 271 S.

Fichte, Johann Gottlieb: „Politische Fragmente". Felix Meiner, Leipzig 1925. 8°. 128 S. Geh. 5 Mk.

Franz, Eugen: „Bayerische Verfassungskämpfe". Franz A. Pfeiffer, München 1926. Gr.-8°. 285 S. 9 Mk.

Frey, Waldemar: „Italia Sempiterna". Drei-Masken-Verlag, München 1927. Gr.-8°. 1. Bd. 335 S., 2. Bd. 304 S., 3. Bd. 404 S.

Fuchs, Rudolf: „Ein Erntekranz aus 100 Jahren tschechischer Dichtung". Kurt Wolff, München o. J. Gr.-8°. 115 S. Geb. 4 Mk.

Gloeden, Benno von: „Gedichte". Gebr. Knauer, Frankfurt a. M. 1926. 8°. 262 S. Geb. 6 Mk.

Handel-Mazzetti, E. v.: „Das Blutzeugnis". Kösel & Pustet, München 1926. 8°. 617 S. Geb. 9,50 Mk.

Hantsch, Hugo: „Jakob Prandtauer". Krystallverlag, Wien 1926. 4°. 130 S. Geb. 17 Mk.

Havemann, Julius: „Der Barbar". Otto Quitzow, Lübeck 1927. 8°. 112 S. 3 Mk.

„Hebbels Werke." I. Band. Volksverband der Bücherfreunde, Berlin o. J. 8°. 486 S. o. Pr.

Hruschka, A.: „Der Feind aus dem Dunkel". Benziger & Co., Einsiedeln o. J. 8°. 250 S. Brosch. 4, geb. 5 Mk.

Jacques, Norbert: „Der Feueraffe". Drei-Masken-Verlag, München 1926. 8°. 372 S.

Janssen, Albrecht, u. Schräpel, Joh.: „Hausbuch niederdeutscher Lyrik". Georg D. W. Callwey, München 1926. Gr.-8°. 312 S. Geb. 8 Mk.

Ilg, Paul: „Der rebellische Kopf". Verlag von Huber & Co., Leipzig o. J. 8°. 201 S. Geb. 4,80 Mk.

Karre-Piesch: „Meister Eckeharts Rechtfertigungsschrift". Kurt Stenger, Erfurt 1927. 8°. 170 S. Geb. 7 Mk.

Keim, Friedrich: „Fata Morgana". G. I. Manz, Regensburg 1926. 8°. 264 S. Geb. 4 Mk.

Keim, Friedrich: „Durch die Dschungeln des Malaischen Archipels". G. I. Manz, Regensburg 1926. 8°. 224 S. Geb. 4 Mk.

Keller, Otto: „Wolfgang Amadeus Mozart". Gebr. Paetel, Berlin 1926. 4°. 240 S. Geh. 4, geb. 6 Mk.

Kirsch, Johann Peter: „Die Stationskirchen des Missale Romanum". Herder & Co., Freiburg 1926. 8°. XIV und 272 S. Geb. 6 Mk.

Kreitmaier, Joseph: „Gloria". 240 religiöse Lieder. Joseph Habbel, Regensburg 1926. Kl.-8°. 269 S. Geb. 2 Mk.

Kreitmaier, Joseph: „Lauda Sion". 280 kirchliche Volkslieder. Joseph Habbel, Regensburg 1926. Kl.-8°. XIV u. 304 S. Geb. 3 Mk.

Kuypers, Franz: „Rom, Zeiten, Schicksale, Menschen". Klinkhardt & Biermann, Leipzig 1927. Gr.-8°. XX u. 538 S. Geb. 18 Mk.

Loerke, Oskar: „Der längste Tag". S. Fischer, Berlin 1926. Gr.-8°. 140 S. Geh. 6, geb. 8 Mk.

Luhmann, Heinrich: „Vogel Wunderlich". Kösel & Pustet, München 1926. 8°. 224 S. Geb. 5 Mk.

Matthias-Giese: „Männliche Körperbildung". I. u. II. Teil. Delphin-Verlag, München 1926. Gr.-8°. 135 u. 135 S. Geb. 7,50 Mk.

Montesinos, J. F.: „Die moderne spanische Dichtung". B. G. Teubner, Berlin 1927. Gr.-8°. 212 S. Kart. 7,60 Mk.

Murawski, Friedrich: „Religiöse Geister". Matthias Grünewald, Mainz 1926. 8°. 219 S. 5,50 Mk.

Muszinski, Franz: „Unsere Leidenschaften". Ferd. Schöningh, Paderborn 1926. 8°. XV u. 504 S. Geb. 5 Mk.

Nabor, Felix: „Das Mädchen aus der Fremde". Benziger & Co., Einsiedeln 1926. 8°. 218 S. Brosch. 4, geb. 5 Mk.

Nase, Karl: „Siebenhundert Jahre Berlinischen Lebens im Spiegel des Gedichtes". L.

[1] **Für *unverlangt* eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung weder die Verpflichtung zur Besprechung noch zur Rückgabe.**

Digitized by Google

Oehmkes Verlagsbuchhandlung, Berlin o. J. Gr.-8°. 280 S. Geb. 6 Mk.

Plutarch: „*Moralische Schriften*". 3 Bde. Felix Meiner, Leipzig 1927. 8°. 171, 168, 204 S. Geh. 16 Mk.

Pöhlmann, Tobias: „*Goethes Naturauffassung*". Furche, Berlin 1927. Gr.-8°. 189 S. 6 Mk.

Porzig, Walter: „*Die Attische Tragödie des Aischylos*". Ernst Wiegandt, Leipzig 1926. Gr.-8°. 214 S. Brosch. 8, geb. 11 Mk.

Redslob, Edwin: „*Deutsche Volkskunst: Thüringen*". Delphin-Verlag, München o. J. Gr.-8°. 31 S. Kart. 7,50 Mk.

Redslob, Edwin: „*Deutsche Volkskunst: Schlesien*". Delphin-Verlag, München o. J. Gr.-8°. 47 S. Kart. 7,50 Mk.

Rehn, Walther: „*Lieder deutscher Seele*". Treue-Verlag, Wülfingerode 1926. 8 Tafeln. 6 Mk.

Ricci, Corrado: „*Die Geschichte der Beatrice Cenci*". Julius Hoffmann, Stuttgart 1926. 8°. 379 S. Geb. 9,50 Mk.

Schäfer, Gustav: „*Die Mark und Berlin, im Spiegel der Dichtung*". L. Oehmkes Verlag, Berlin o. J. Gr.-8°. 206 S. Geb. 4 Mk.

Scherer, Wilhelm: „*Geschichte der deutschen Literatur*". Weidmannsche Buchhandlung, Berlin 1927. 8°. 843 S. Geb. 12 Mk.

Schmid, Max: „*Führer zur Innerlichkeit*". Kösel & Pustet, München 1926. 8°. 309 S. Geb. 3 Mk.

Schmidtbonn, Wilhelm: „*Die siebzig Geschichten des Papageien*". Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1927. 8°. 328 S. Geb. 7 Mk.

Schneider, Elsa: „*Die schöne Maria*". Roman. J. Habbel, Regensburg 1926. Kl.-8°. 144 S. Geh. 1,50 , geb. 2,50 Mk.

Schneider, Manfred: „*Wanderfahrten durch Spanien*". W. Hädecke, Stuttgart 1926. Gr.-8°. 254 S. Geb. 9,50 Mk.

Schönberger, Davin: „*Feierstunde am Wege*". Axel Junker, Berlin o. J. 8°. 55 S. 2,80 Mk.

Schuck, Johannes: „*Das Hohelied des hl. Bernhard von Clairvaux*". Ferd. Schöningh, Paderborn 1926. 8°. 133 S. 3 Mk.

Schwester Maria: „*Der lebendige Tag*". Volksvereins-Verlag, M.-Gladbach 1926. Kl.-8°. 99 S. Geb. 1,60 Mk.

Seidel, Ina: „*Neue Gedichte*". Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1927. Gr.-8°. 78 S. Geb. 3,50 Mk.

Stoeckle, A.: „*Unsere Kinder*". Carl Ohlinger, Mergentheim 1925. Kl.-8°. 71 S. Geh. 0,60, geb. 1,20 Mk.

Stratton-Porter, G.: „*Füchslein*". Drei-Masken-Verlag, München o. J. 8°. 302 S.

Sturzo, Luigi: „*Italien und der Faschismus*". Gilde-Verlag, Köln o. J. Gr.-8°. 281 S. Geh. 4,80 Mk.

Sydow, Eckart von: „*Die Kultur des deutschen Klassizismus*". G. Grote, Berlin o. J. Gr.-8°. 264 S. Text.

Unamuno, Miguel de: „*Nebel*". Meyer & Jessen, München 1927. 8°. 334 S. Geb. 7,50 Mk.

Undset, Sigrid: „*Frühling*". Universitas, Berlin 1926. 8°. 354 S. Brosch. 5,50, geb. 7,50 Mk.

Undset, Sigrid: „*Jenny*". Universitas, Berlin 1926. 8°. 366 S.

Voß, A. von: „*Einer Seele Not*". Hugo Wille, Berlin 1927. 8°. 240 S. Geb. 3 Mk.

Wenckstern, Gertrud von: „*Sanjiras Opfer*". Wilhelm Meister, Berlin 1926. 8°. 190 S. Geh. 3,50, geb. 6 Mk.

Werfel, Franz: „*Der Tod des Kleinbürgers*". Paul Zsolnay, Berlin 1927. 8°. 113 S.

Wiesebach, Wilhelm: „*Totentanz*". F. Schöningh, Paderborn 1927. 8. 59 S. Kart. 3, geb. 4 Mk.

Wunderle, Georg: „*Religion und Magie*". Carl Ohlinger, Mergentheim 1926. Gr.-8°. 74 S. Geb. 2 Mk.

Zimmermann, F. X.: „*Görz*". J. Leon, Klagenfurt 1926. 8°. 204 S.

Digitized by Google

Ein Ereignis in der literarischen Welt

SEBASTIAN UND LEIDLIEB

Roman von

Joseph Georg Oberkofler

(488 S.) Ganzl. S. 11.00, RM. 6.50)

Nietzsches Wort wird wieder wahr: Schreibe mit Blut, so wirst du mit Geist schreiben. Die Charaktere dieses Romans, dessen Hauptwert in der Menschengestaltung liegt, sind Typen von einer Einfachheit und zugleich einer Stärke und Eigenart der Leidenschaften, dann auch wieder Zartheit des Empfindens, ganz im ungebrochenen katholischen Lebens-, Natur- und Kulturgefühl verwurzelt, daß man sie nicht mit modernen Menschen, sondern nur mit den Gestalten mittelhochdeutscher Epen, eines Wolfram von Eschenbach, eines Hartmann von Aue, nennen darf. („Hochland.")

Das pochende Herz in dem Werk ist der Gedanke an die Realität der Sünde und Gnade. Sebastian lebt in Gottesferne und ist gezeichnet als Opfer der Gnade zugleich. Der Jäger Gott jagt dies Schicksal durch Schlacht und Liebe, durch Schrecken und süße und wüste Verlassenheit, bis er das Wild in sein Gehege einkehren sieht. („Frankfurter Zeitung.")

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Verlagsanstalt Tyrolia A.-G., Innsbruck-Wien-München.

BAUERN UND HELDEN

Geschichten aus Alt-Island

Drei alte Geschichten von Liebe und Treue. Gisli der Geächtete Hallfred, ein Skaldenleben / Gunnlaug und Helga. Mit 11 Karten und 23 Abbildungen. In einem schönen Ganzleineneinband . . . . . RM. **6.80**

Nordische Blutrache. Havards Rache / Die Söhne der Droplaug. Die Schwurbrüder. Mit 3 Karten und 16 Abbildungen. In einem schönen Ganzleineneinband . . . . . RM. **6.80**

Nordische Schicksalsgeschichten. Glum der Totschläger / Glück und Schicksal der Leute vom Vatnsdal. Mit 5 Karten und 19 Abbildungen. In einem schönen Ganzleineneinband . . . . . RM. **6.80**

Hier eröffnet sich dem literaturmüden Kulturmenschen des 20. Jahrhunderts wirklich eine neue Welt; eine erdgewachsene Dichtung, die in wirklichkeitstreuen Bildern starkes, lebendiges Menschentum spiegelt, in dem noch die ursprüngliche Kraft und Fülle wohnt, nach der wir uns heute wieder sehnen. Die Alltagswelt unserer eigenen Vorväter steht in erschütternder Leibhaftigkeit vor uns auf; diese Menschen und ihre Welt sind uns fremd und doch vertraut: „sie kommen aus den Tiefen zu uns herauf, in die die Wurzeln unseres eigenen Volkstums, unserer deutschen Seele hinunterreichen".

HANSEATISCHE VERLAGS-ANSTALT / HAMBURG 36

Digitized by Google

BÜCHER

aus dem Verlag Fredebeul & Koenen, Essen

Romane, Novellen und Erzählungen

Herabgesetzte Preise

Adam, Arbeit und Leben	Mk.	2.–
Bauer, Die Gotteswiese	„	1.50
*Cüppers, Rheinische Legenden, Oktav, holzfreies Papier, Ganzleinen	„	8.–
Fabri de Fabris, Sommerlaub	„	2.–
Frank, Sietenjahns Söhne	„	3.–
– Schulte Knestmanns Komplott	„	1.50
Frentz v. Gemmingen, Schwester Theresia vom Kinde Jesu	„	3.–
Haarhaus, Die Erben von Blankeneck	„	3.–
Haber, Tagebuch eines Kindes	„	1.50
Heinrichs, Mit Knotenstock und Ränzel	„	4.–
Herbert, Von vieler Liebe und mancherlei Leid	„	3.–
*Jansen, Novellen	„	3.–
*Kleinmann, Das Abenteuerbuch, geb. in Leinen	„	3.–
– in festem Umschlag, geheftet	„	2.–
Krane, Sibylle	„	5.–
Lambrecht, Allsünderdorf	„	3.–
Marneck, Zwischen Tal und Firn	„	2.50
Oertzen, Der Welt Sünde	„	2.–
Paschwitz, Tam Tamen	„	1.50
Peter, Es war im Böhmerwald	„	3.–
– Granit und Gneis	„	3.–
Pfannmüller, Als der Heiland kam	„	5.–
– Eine Walz zum Balkan	„	6.–
– Erstlinge der Wüste	„	5.–
– Durchs Land der Toren	„	4.–
*Rockenbach, Rückkehr nach Orplid, 2. verbesserte Auflage	„	4.–
Schedlbauer, Der Stern des Meeres	„	.50
*Dr. W. Schmidt, Pfefferle, Weg und Gestaltung	„	3.50
*Schrönghamer-Heimdal, Wie's daheim war	„	5.50
*Schrott-Fiechtl, Das heimliche Hochwetter	„	4.50
Spättgen, Farbenspiele	„	1.50
Stolzen-Heimbach, Kinder der Industrie	„	3.–
Torrund, Mit Gott und gutem Wind	„	2.50
– Die Krone der Königin	„	2.50
– Ein Kuß aus Versehen	„	2.50
Wibbelt, Im bunten Rock	„	1.–

*Neuerscheinungen

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

FREDEBEUL & KOENEN

ESSEN (RUHR)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

AP30
.G74
v.21
no.1-6

Digitized by Google

3 0000 093

Digitized by Google